

### Adoleszenz, Identität, Erzählung: theoretische, methodologische und empirische Erkundungen

Mey, Günter

Veröffentlichungsversion / Published Version  
Monographie / phd thesis

#### Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Mey, G. (1999). *Adoleszenz, Identität, Erzählung: theoretische, methodologische und empirische Erkundungen*. (Wissenschaftliche Schriftenreihe Psychologie, 10). Berlin: Köster. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-39188>

#### Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY-NC-ND Lizenz (Namensnennung-Nicht-kommerziell-Keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier: <https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/deed.de>

#### Terms of use:

This document is made available under a CC BY-NC-ND Licence (Attribution-Non Commercial-NoDerivatives). For more information see: <https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0>

Günter Mey

## **Adoleszenz, Identität, Erzählung**

Theoretische, methodologische und empirische Erkundungen



**Verlag  
Dr. Köster**

**Berlin 1999**

# **Wissenschaftliche Schriftenreihe Psychologie**

## **Band 10**

**ISSN 1431-0325**

**D 83**  
**(Dissertation Technische Universität Berlin)**

Zum Autor:

Günter Mey, Studium der Psychologie in Osnabrück und Berlin, dokumentarische Filmarbeiten zu jugendkulturellen Lebensorten und Lebensstilen, Mitarbeit in Forschungsprojekten zu Jugendarbeitslosigkeit und kindlichen Lebenswelten. Derzeit Wissenschaftlicher Assistent an der Technischen Universität Berlin im Fachgebiet Entwicklungspsychologie.

Die Deutsche Bibliothek - CIP-Einheitsaufnahme

**Mey, Günter:**

Adoleszenz, Identität, Erzählung / Günter Mey. - 1. Aufl. -  
Berlin : Köster, 1999

(Wissenschaftliche Schriftenreihe Psychologie ; Bd. 10)

Zugl.: Berlin, Techn. Univ., Diss., 1999

ISBN 3-89574-342-9

Umschlagfoto: Günter Wallbrecht, Bremen  
Umschlaggestaltung: Jeanette Aubke, Berlin

1. Auflage Juli 1999  
Copyright 1999 by Verlag Dr. Köster  
10965 Berlin

Druck: B+W Computerformulare, Rurdammweg 5, 52349 Düren

Verlag: Dr. Hans-Joachim Köster, Eylauer Str. 3, 10965 Berlin

Tel.: 030/ 76403224

Fax: 030/ 76403227

e-mail: [verlag-koester@t-online.de](mailto:verlag-koester@t-online.de)

[www.scientific-news.de](http://www.scientific-news.de)

**ISBN 3 - 89574 - 342 - 9**

# Inhalt

<b>I.</b>	<b>Einleitung .....</b>	<b>1</b>
<b>II.</b>	<b>Sozialwissenschaftliche Jugendforschung – eine Skizze.....</b>	<b>10</b>
1	Anfänge, Blüten und Krisen der Jugendforschung .....	10
2	Der "Ausweg" Individualisierung .....	13
3	Aktuelle Forschungsfelder und Debatten.....	18
<b>III.</b>	<b>Theoretische Annäherung – Was ist, kann und soll Identität sein? Ein Streifzug durch (post-) moderne Konzeptualisierungen von Identität im Jugendalter .....</b>	<b>23</b>
1	Identität via Erikson: Die Er-Findung des psychosozialen Subjekts .....	24
1.1	Identität als Gefühl – multiperspektivische Bestimmungsversuche .....	26
1.2	Innen- und Außenperspektive und das Beispiel Adoleszenz .....	28
1.3	"Diffuse Identität": Fehlende Korrespondenzen zwischen Ich- Entwicklung und sozialer Welt und das Scheitern der Subjekte .....	31
2	Revisionen, Zurückweisungen und (Wieder-) Annäherungen.....	37
2.1	Die Empirisierung und Typologisierung von Identität .....	37
2.1.1	Der schwierige Versuch, Identität dynamisch zu fassen und berechenbar zu machen: James E. Marcia .....	38
2.1.2	Typologisches aus der biographischen Jugendforschung: Die "jugendlichen Handlungstypen" von Karl Lenz und die Typologie "jugendlicher Zeiterfahrung" von Alessandro Cavalli .....	46
2.1.2.1	Probleme eines typologisierenden Umgangs mit (jugendlicher) Identität .....	54
2.2	Psychoanalytische und sozialwissenschaftliche Revisionen .....	56
2.2.1	Die Revitalisierung des Konflikts zwischen Subjekt und Kultur: Mario Erdheim .....	58
2.2.2	Die "Identität der 'Nicht-Identität'": Werner Helsper .....	63
2.2.3	Identität als "crazy quilt": Heiner Keupp .....	67
3	Zwischenresümee – Identität und keine Ende.....	73
4	Die narrative Er-Findung des Subjekts .....	83
4.1	Nachträglichkeit – ein hilfreiches Konzept zur Ausbalancierung von Erinnerung und Erfahrung.....	88
4.2	Das narrative Konfigurieren von Identität .....	93
5	Präzisierung der Forschungsfragen: Identität – mehr als nur ein Wort .....	107



<b>IV.</b>	<b>Methodische Konzeption und Durchführung der Untersuchung .....</b>	<b>113</b>
1	Das qualitative Paradigma .....	113
1.1	Qualitative Jugendforschung: Kontroversen zwischen qualitativen und quantitativen Herangehensweisen und einige daraus resultierende Schwierigkeiten .....	114
1.2	Qualitative Forschung – Ansätze, Strategien und ungelöste Probleme ....	121
1.3	Einige paradigmatische Gemeinsamkeiten qualitativer Forschung .....	127
1.4	Geltungsbegründung – Kriterien qualitativer Forschung .....	129
2	Durchführung der eigenen Studie .....	134
2.1	Erhebung .....	135
2.1.1	Methodologische Überlegungen zu qualitativen Interviewverfahren und zur eigenen Methodenwahl .....	135
2.1.1.1	Das narrative Interview .....	138
2.1.1.2	Das problemzentrierte Interview .....	142
2.1.1.3	Vergleich des narrativen Interviews mit dem problemzentrierten Interview .....	146
2.1.2	Aufbau und Themen des Interviews .....	150
2.1.2.1	Leitfaden für die Erstinterviews .....	151
2.1.3	Stichprobenbildung .....	156
2.1.4	Kontaktaufnahme und Durchführung der Erst- und Zweitinterviews .....	160
2.1.5	Gilt das geschriebene Wort? – Anmerkungen zur Transkription .....	164
2.2	Auswertung .....	167
2.2.1	Zur Konzeption der Grounded Theory und wahlverwandter Verfahren ...	168
2.2.2	Zur Arbeit in Auswertungsgruppen .....	172
2.2.3	Erste Auswertungsphase – Annäherung an das Material .....	174
2.2.3.1	Mottofindung .....	176
2.2.3.2	Nacherzählung .....	179
2.2.3.3	Anmerkungen zur ersten Auswertungsphase .....	182
2.2.4	Zweite Auswertungsphase – Entfaltung und Systematisierung .....	185
2.2.4.1	Das offene Kodieren .....	185
2.2.4.2	Zwischenergebnis des offenen Kodierens und Vorbereitung des axialen Kodierens .....	205
2.2.5	Dritte Auswertungsphase – Verdichtung und abschließende Interpretation .....	207
2.2.5.1	Das axiale Kodieren .....	207
2.2.5.2	Ergebnisse des axialen Kodierens .....	212
2.2.5.3	Selektives Kodieren .....	222
2.2.5.4	Ergebnisse des selektiven Kodierens: "Dazwischen-Sein" – Leben und Erzählen in Widersprüchen .....	223
2.2.6	Zusammenfassung der Ergebnisse des Zweitinterviews .....	224

<b>V.</b>	<b>Ergebnisse .....</b>	<b>233</b>
1	Susi .....	234
1.1	Das Erstinterview .....	234
1.2	Das Zweitinterview .....	245
1.3	Kurzer Vergleich zwischen Erst- und Zweitinterview .....	256
2	Marion .....	257
2.1	Das Erstinterview .....	260
2.2	Das Zweitinterview .....	272
2.3	Vergleich von Erst- und Zweitinterview .....	281
3	Johannes .....	283
3.1	Das Erstinterview .....	288
3.2	Das Zweitinterview .....	298
<b>VI.</b>	<b>Diskussion.....</b>	<b>310</b>
1	Überlegungen zur narrativen Konstruktion von Identität .....	313
2	Erzähl- und Konstruktionsweisen .....	315
<b>Literatur</b>	<b>.....</b>	<b>321</b>



# I. Einleitung

Gleich welche Publikation zum Thema Identität herangezogen wird, mittlerweile scheint es (eine gute wie schlechte) Tradition zu sein, zunächst einmal auf die Vagheit des Terminus Identität hinzuweisen. Nach Marquard hat das Thema selbst "Identitätsschwierigkeiten ... die Konturen des Identitätsproblems werden unscharf; es entwickelt sich zur Problemwolke mit Nebelwirkung: Identitätsdiskussionen werden – mit erhöhtem Kollisionsrisiko – zum Blindflug" (Marquard 1979, S.347, zit. nach Frey & Haußer 1987a, S.3). Neben dem hier zugeschriebenen Kollisionsrisiko scheint mir, um in dem Bild Marquards zu bleiben, die Gefahr eines mehr oder weniger völligen Aneinandervorbeifliegens ebenso naheliegend. So finden sich in den Arbeiten, die in ihrem Titel das Wort "Identität" (mit-) führen, je nach Standpunkt der Autor(inn)en nur (noch) wenige Berührungspunkte und Überschneidungsbereiche. Eine Ausnahme dürfen allerdings die Arbeiten von Erik H. Erikson bilden, der wohl auch heute noch als herausragender Theoretiker der Identitätsforschung gilt. Dabei hat Erikson selbst nicht unerhebliche Schwierigkeiten gehabt, seinen Hauptgegenstand sinnhaft einzukreisen. Auch bei ihm bleibt Identität ein eher vager Begriff, den er aus unterschiedlichen Perspektiven beleuchtet, wobei er hofft, daß "dann der Begriff der Identität im jeweiligen Zusammenhang für sich selber sprechen soll" (1974<sup>2</sup>a, S.124).

Auf die verschiedenen Dimensionen des von Erikson vorgetragenen Identitätsbegriffs werde ich noch genauer eingehen, hier soll zunächst nur eine in Eriksons Relativierungen hervortretende Stärke erwähnt werden. Denn möglicherweise hat das, was das Konzept zu beschreiben versucht, selbst sehr viele Gesichter. Und wenn Identität sich durch Flüchtigkeit auszeichnet, warum soll dann nicht der Begriff dies enthalten und auch ausdrücken. In einem streng wissenschaftlichen Diskurs mag dies zwar nur zum Teil tragbar sein, und so verwundert es auch nicht weiter, daß Identität zwischenzeitlich durch die prosperierende Forschung zu Selbst und Selbstkonzept abgedrängt wurde, wenngleich mit "dem ausgehenden 20. Jahrhundert ... 'Identität' als wissenschaftliches Problemfeld längst wieder hoffähig geworden" (Fuhrer & Josephs 1999, S.9) zu sein scheint – allerdings weiterhin in der skizzierten Spannung, daß nämlich einerseits "die lange Beschäftigung mit dem Konzept zur Folge gehabt [hat], daß die Vielfalt an Definitionen, Operationalisierungen und theoretischen Verständnissen darüber, was 'Identität' sei, ins Uferlose gewachsen ist und dem Identitätskonzept droht, bis zur Konturlosigkeit zu verwässern" (a.a.O.), es also nichts von seiner "notorische[n] Unschärfe" (Kohli 1988) verloren hat, während andererseits in der Vielfalt und Vagheit von Identität als einem "Thema mit Konjunktur, vielleicht sogar mit Dauerkonjunktur in den Geistes- und Sozialwissenschaften" (Fuhrer & Josephs 1999, S.9) gerade auch ein besonderer Reiz und sogar Nutzen liegen kann, wie etwa Anselm Strauss dies in seinem Vorwort zu "Spiegel und Masken" (1974 [orig. 1959], S.7) nahelegte: "Indem ich absichtlich einen mehrdeutigen, diffusen Terminus wie Identität wähle, glaubte ich, besser einen Blick um die Ecken meiner Probleme werfen zu können und mit weniger Wahrscheinlichkeit in die abgenutzten Schablonen des Denkens anderer Leute zu geraten." Daß dieses Bekenntnis nunmehr schon vierzig Jahre zurückliegt, ändert nichts an der darin implizierten fundamentalen Chance, in einer "nebligen Luftlandschaft" fündig zu werden. Forschung in diesem Sinne mag dazu neigen, nicht die ausgetretenen Pfade zu gehen, sondern nach neuen Wege zu suchen.

Daß ich selbst mich diesem Begriff in meiner Arbeit zugewandt habe, gründet neben der Hoffnung, "fündig" zu werden, auch in der Suche nach einem Konstrukt, das mich nicht von vornherein festlegt, womit ich nolens volens in direkte Gesellschaft zu meinem Untersuchungsfeld Jugend und Identität gerate: Denn auch Jugendlichen wurde und wird immer wieder als (Identitäts-) Strategie vorgehalten, sich nicht festlegen zu wollen, Entscheidungen hinauszuschieben (und damit Gefahr zu laufen, diffus zu sein, zumindest aber als solches diagnostiziert zu werden).

Ausgangspunkt meiner Arbeiten war zunächst die Frage nach dem Verhältnis von "Jugendkultur und gesellschaftlichem Wandel", und lange Zeit habe ich bei der Bearbeitung des Themas auch diesen Titel mitgeführt. Es entsprach meinem Anliegen, die Verwobenheit von individueller Entwicklung mit gesellschaftlichen Veränderungen herauszuheben. Ich wollte u.a. wissen, inwieweit Jugendliche zu gesellschaftlichem Wandel beitragen (können), ob sie Motor für gesellschaftliche Veränderungen sind bzw. sein können (wie dies nicht selten gerade für jugendkulturelle Gruppierungen angenommen wird); umgekehrt interessierte mich aber auch, wie sich gesellschaftliche Veränderungen auf die Projekte Jugendlicher auswirken und welche Möglichkeiten und Gefahren daraus für diese resultieren. In diesem Sinne betrachtete ich Jugendkulturen als Möglichkeit, jugendliche Seinsweisen als lebendigen Ausdruck neuer Subjektverhältnisse und Subjektverständnisse zu verstehen und zu untersuchen.

Nun ist für die Jugendkulturen spätestens seit Ende der siebziger, Anfang der achtziger Jahre ein Auflösen alter Eindeutigkeiten zu vermerken gewesen. Insbesondere die Punks als eine Vorreiterkultur bereiteten – nicht nur den damaligen Jugendforscher(inne)n – Schwierigkeiten bei der Dekodierung ihres Stils. So fanden sich in ihrer Ästhetisierung politische Parolen unterschiedlicher Couleur: Buttons (Sticker) mit Abbildungen von Che Guevara und Adolf Hitler, von Johnny Rotten (dem Sänger der Band Sex Pistols) und Heino (dem Schlagersänger) zierten gemeinsam ihre Lederjacken. Innerhalb jener Forschungsrichtung, die sich dieser Phänomene annahm, vor allem von jenen, die sich den Überlegungen des angelsächsischen Centre for Contemporary Cultural Studies (kurz: CCCS) anschlossen, wurde diese Stilisierung – unter Bezugnahme auf Claude Lévi-Strauss – mit dem Stichwort Bricolage gefaßt: Bricolage bedeutet, daß kulturelle Codes aus ihrem Sinnzusammenhang herausgerissen und in einem anderen Kontext zitiert werden, mithin einen neuen Sinnzusammenhang schaffen.

Von den Überlegungen des Bricolage, des "Stil-Bastelns", ist es nur ein kurzer Zug zum "Sinn-Basteln", zur "Bastelbiographie" (Beck 1995) und zur "Bastel-Identität" – eine Metapher, die gerne im Kontext "postmoderner" Überlegungen angeführt wird. Und ohne diesen Brückenschlag zunächst direkt nachzuvollziehen, hat sich wie beiläufig mein Blickwinkel verschoben: Immer noch interessiert an den Widersprüchen, die aus den gesellschaftlichen Entwicklungen resultieren (mögen) und zu Widersprüchen in den Subjektentwürfen führen (mögen), habe ich mich der Frage nach der Identität genähert, zunächst allerdings, ohne daß ich dies explizit getan hätte – neben meine oben schon angedeutete Zögerlichkeit trat eine gehörige Portion Angst: Ich wollte tunlichst vermeiden, mich auf das Parkett (oder auf das Glatteis oder in den Sumpf, wenn ich, bildlich gesprochen, die Identitätsforschung aus den himmlischen Höhen der Luftlandschaft auf die Erde herunterhole) der Identitätsdiskussion zu begeben, schien mir doch hier die Gefahr eines Scheiterns (möglicherweise der Grund meines Zögerns) zu groß, die Gefahr, angesichts der Vielfalt, Widersprüchlichkeit und Unübersichtlich-

keit der dort geführten Debatten dilettieren zu müssen. Dennoch begann mich die Frage nach Identität mehr und mehr zu interessieren, ohne von vornherein zu wissen, wie ich dieses Thema einzugrenzen hätte (und ob ich es würde eingrenzen können).

Selbstverständlich habe ich mein altes Thema dabei nicht ganz aus den Augen verloren, ging es doch um neue Wege des sich Selbst-Entwerfens, die – folgt man den Diskussionen aus den achtziger Jahren, als ich mich dafür zu interessieren begann – in Jugendkulturen ausprobiert werden (können), und die ich in filmischen Arbeiten zu jugendkulturellen Stilen und Orten zu dokumentieren versucht habe (Bellenbaum & Mey 1987, Mey & Wallbrecht 1988). Im Zuge dieser frühen Annäherung stellte sich jedoch auch schon bald die Frage, ob es nicht eine Sackgasse für die Diskussion bedeutet, wenn immer nur das vermeintlich Neue an den Jugendbewegungen fokussiert wird – das Fremde, das es zu erkunden und (wenn einmal die ["Drittmittel"-] Forschungsperspektive hinzugezogen wird) auszukundschaften gilt – und darüber der Blick für das Vertraute, das bereits Bekannte verloren geht. Es gab und gibt – so bewerte ich es im nachhinein – viele ideologische Diskussionen in diesem Bereich, die nicht gestatten woll(t)en, das auf Tradition Abhebende und zugleich auf Neues Zielende jugendkultureller Bewegungen nebeneinander zu betrachten oder – um es psychoanalytisch auszudrücken – von progressiven *und* regressiven Tendenzen auszugehen. Und mit diesem Blick begann ich mich für die Identitätsdiskussion neu zu interessieren, die trotz aller Widersprüchlichkeit immer wieder auch polarisierend aufgespannt wird zwischen einem neuen ("postmodernen") und einem alten ("modernen") Subjekt, was bei mir den vertrauten Eindruck des Ideologischen auslöste. Auch war innerhalb der Forschung zu und Diskussion um Jugendkulturen nicht selten, wenn man auf die Frage nach Identität kam, von Positionen zu lesen, die in dem Neuen der jugendkulturellen Bewegungen auch das Neue der Identitätsentwürfe behaupteten und so eine unmittelbare Verbindung zwischen beiden Forschungsfeldern herstellten.

Damit war für mich die Frage aufgerissen, die gleichsam mit der Identitätsfrage verbunden ist, daß nämlich etwas Neues aus etwas Altem hervorgehen kann, es also nicht mehr das Gleiche ist und dennoch nicht das ganz Andere. Hiermit verbunden waren an mich selbst gerichtete Fragen: Warum weiß ich, wenn ich morgens aufwache, daß ich ich bin, in Berlin wohne, etc.? Ich habe ein Gefühl von mir ... Warum weiß ich, daß ich einst in einem Dorf aufgewachsen bin und nun in einer Großstadt lebe (wohl richtiger, wenn ich mir meine letzten Jahre anschau: arbeite)? Ich erlebe dies als eine Entwicklung, die ich mir (und anderen) erklären kann. Oder mehr auf die Arbeit hin formuliert: ich bin mit mir identisch, ich bin ich, nicht einzigartig, weil ich (auch wenn dieser Gedanke schmerzlich ist) ersetzbar bin, als Partner, als Freund, als Wissenschaftler – und doch gibt es mich nur einmal (auch wenn ich, was ich nicht bin, ein eineiiger Zwilling wäre). Aber was mache ich mit meinen Krisen, mit nicht nur von außen herbeigeführten lebensgeschichtlichen Brüchen wie Kündigung, Beziehungsbeendigung, was mit geliebten und weniger geliebten "Eigenschaften", und was macht es mir, daß meine (Um-) Welt, in die ich mich hinein entwerfe und hinein entwerfen muß, mir nicht immer (und immer weniger) jene Berechenbarkeit bietet, die ich brauche, um sagen zu können, ich bin Partner, Wissenschaftler etc.? Welchen Entwurf ringt mir eine immer auch inkonsistente Umwelt ab, verzichte ich darauf zu sagen, ich bin ich, einer der schon immer ...? Was benötige ich, um zu sagen, ich bin ich / ich war ich / ich werde ich sein – oder nicht so partialisiert: Ich bin der, der ich war und werde der sein, der ich bin. Welchen Einfluß nimmt die Gesellschaft auf mein mich selbst

Entwerfen, mich mit mir selbst stimmig Fühlen, auf das Wissen um mich selbst? Ist es möglich, mich überhaupt (noch) als Einheit zu konzipieren, wie erlebe ich als Subjekt das Auseinanderfallen der Welt in unterschiedliche – sich teilweise widersprechende – Handlungssegmente? Kann ich als Subjekt überhaupt "ertragen", daß ich so viele Rollen einnehmen muß und muß/soll ich der unterschiedlichen Rollen wegen viele Identitäten haben/entwerfen? Muß ich diese Identität für mich herstellen, und wenn ja, (wie) läßt sich diese (als) "Einheit" herstellen?

Diese Fragen, die ich mir als Subjekt stelle (und stellen muß), sind die zentralen einer Diskussion um Identität, und sie sind es vor allem unter dem Einfluß der sogenannten postmodernen Debatte geworden. Dort wird angesichts z.T. rasanter gesellschaftlicher Veränderungen thematisiert, wie es Subjekten heute noch gelingen mag (und ob es überhaupt noch sinnvoll ist), sich als einheitlich, als ganz zu verstehen entgegen einer Fragmentierung von Lebenserfahrungen, von nicht mehr aufeinander abgestimmten Handlungsbereichen, und einer nicht mehr taxierbaren Zukunft, in der kaum mehr Gewißeheiten zu bestehen oder Sicherheiten vorzuherrschen scheinen, die Hoffnung obsolet ist (und für obsolet erklärt wird), morgen überhaupt noch der sein zu dürfen oder zu können, der ich heute bin.

Daß ich hier nun als Autor die Fragen danach, wie Subjekte Identität herstellen, im Kontext der Jugendforschung verfolge, begründet sich – neben dem berufsbiographischen Moment, daß ich nämlich, seit ich wissenschaftlich arbeite, mich dieser Gruppe zugewandt habe – damit, daß es wohl keine Phase gibt, die dafür geeigneter scheint. Denn die Jugendphase gilt mit ihren vielfältigen Anforderungen spätestens seit Erikson als eine Zeit, in der es aufgrund von (körperlichen, kognitiven und emotionalen) Veränderungen permanent zu Identität thematisierenden Fragen kommt. Von daher bietet es sich an, Jugendliche – unabhängig ihrer mannigfachen Erforschung – zum Thema der Identitätsforschung zu machen. (Dies ist keineswegs als Ausschließlichkeitskriterium gemeint, es kann sogar argumentiert werden, gerade andere Lebensaltersgruppen – endlich – zu beforschen, da Identität[sbildung und -erhalt] als lebenslange Aufgabe gefaßt wird und sie in anderen Lebenslaufphasen mitunter virulenter sein kann, als gemeinhin der Jugendphase zugesprochen wird [was hier aber nicht weiter verfolgt werden kann]). Denn in der Adoleszenz kommt es zu einer Fülle von (krisenhaften) "Übergangssituationen" von einem "alten" in einen "neuen" Lebenslaufabschnitt (vgl. das Konzept der "Statuspassage" bei Glaser & Strauss 1971, des "ökologischen Übergangs" bei Bronfenbrenner 1981 oder der "kritischen Lebensereignisse" bei Filipp 1981). Nach Hans-Peter Frey und Karl Haußer (1987a) kann Adoleszenz prototypisch als eine "identitätskritische Lebenslage" verstanden werden, also als "eine relativ andauernde bzw. wiederkehrende Situation, in der die Identität einer Person in Frage steht" (a.a.O., S.12). Aber Jugend bedeutet nicht nur eine "*gesellschaftlich periodisierte Krisenlage*" (a.a.O.), sondern sie verweist "als ein turbulenter und belastender, aber auch als ein besonders anregender und ertragreicher Abschnitt im Lebenslauf" (Hurrelmann 1994, S.11) auf "individuelle Krisenlagen" und "individuelle Sinnkrisen". Dabei läßt sich eine individuelle Krisenlage verstehen als nicht-periodisierte, aber von außen hervorgerufene Situation, d.h. eine Situation, in der "sich das Leben durch ein Ereignis geändert hat" (Frey & Haußer 1987a, S.13), und die ihre Identitätsrelevanz erhält, da die betroffene Person gefordert ist, zu "prüfen, ob sie noch dieselbe ist, was sich möglicherweise geändert hat, ob sie diese Änderung als Teil ihrer 'neuen' persönlichen Identität akzeptieren will und wie sie ihre neue Identität nach außen ver-

treten und darstellen will" (a.a.O.). Hingegen handelt es sich bei individuellen Sinnkrisen um "selbstinduzierte Transformationsprozesse", bei denen äußere Ereignisse eine geringere Rolle spielen. Gemeinsam ist diesen "Krisenlagen", daß scheinbar "unhinterfragte Alltagsroutinen" aufbrechen, das Subjekt in gewisser Weise "aus der Rolle fällt" bzw. "vertraute und im Lebensraum anerkannte Muster für die Person brüchig werden, nicht mehr 'stimmen', und damit ihren motivierenden Sinn verlieren" (a.a.O.), so daß erforderlich scheint, daß Identität "dann hergestellt, sichergestellt, neu bilanziert werden [muß]" (a.a.O.).

Gerade die zuletzt genannten "Krisen" scheinen sich in der Jetztzeit zu häufen, folgt man den Diskussionslinien um veränderte gesellschaftliche Verhältnisse, in denen sich nicht nur vielfältige Optionsmöglichkeiten für jede(n) einzelne(n) bieten, sondern zugleich eine Orientierung an standardisierten Lebensläufen und an Normalbiographien schwieriger geworden zu sein scheint, so daß für die Subjektentwicklung "riskante Freiheiten" (Beck & Beck-Gernsheim 1994) resultieren. Diese veränderten Bedingungen des Aufwachsens, die unter dem Stichwort der Individualisierung (Beck 1986) beschrieben werden und letztlich von Freisetzungsprozessen künden (Freisetzen bedeutet in der Wirtschaft entlassen werden; übertragen also: wir sind entlassen worden von Pflichten und Verpflichtungen, aber auch aus Rechten und Sicherheiten), machen auch die Frage nach dem "wer bin ich" – also die Identitätsfrage – neu virulent. Und obwohl viele insbesondere psychologische Arbeiten scheinbar ganz ohne die Thematisierung von Modernisierungsprozessen im Beckschen Sinne auskommen, glaube ich, daß eine Bezugnahme insofern fruchtbar ist, als die uns begleitende Identitätsfrage durch diese Prozesse eine andere Dynamik bekommen hat (ohne in einem postmodernen Zentrismus behaupten zu wollen, es habe zu anderen, [vor-] modernen Zeiten keine identitätskritischen Phasen gegeben). Angesichts zunehmender Erosionen scheint unser Leben weniger berechenbar, weniger planbar zu sein; wir sind als Subjekte gezwungen, uns neu zu entwerfen, uns eigene Verlässlichkeiten zu suchen.

Die hier skizzierte "Krise der Moderne" beschäftigt auch die (Entwicklungs-) Psychologie (wenn auch zögerlich) spätestens seit Beginn der achtziger Jahre; sie wird erkennbar, wenn etwa Leo Montada erstmals 1982 konstatierte: "Es wird zunehmend deutlich, daß sich als Folge des raschen gesellschaftlichen Wandels auch nah aufeinanderfolgende Geburtsjahrgänge hinsichtlich ihrer Entwicklung unterscheiden" (Montada 1982, S.61). An anderer Stelle moniert Montada, daß, obwohl anzunehmen wäre,

daß sich der ... gesellschaftliche Wandel auch in psychologisch beschreibbaren Veränderungen des Verhaltens, Wertens, Urteilens und Erlebens niederschlägt ... [die Entwicklungspsychologie] diese Thematik lange vernachlässigt und sozusagen nach allgemeinen, über historische Epochen hinweg gültigen Veränderungen gesucht [hat]. Es wird zunehmend deutlich, daß die Entwicklungspsychologie für jede Generation neu geschrieben werden muß (Montada 1987<sup>2</sup>, S.61).

Daß diese Anforderung erstmals 1982 und dann beinahe wortgleich 1987 und 1995 Eingang in Montadas "Themen, Traditionen, Trends" (1982, 1987<sup>2</sup>) bzw. "Fragen, Konzepte, Perspektiven" (1995) entwicklungspsychologischer Forschung gefunden haben, zeigt sicherlich – neben dem "Sonntagsreden"-Charakter solcher Absichtserklärungen –, daß Theorieänderung ein schwieriges Unterfangen ist, ein Eindruck, der nach Fuhrer und Josephs (1999, S.9f) auch umgekehrt für die Identitätsforschung zutrifft, die sich



leider noch allzu häufig in einem theoretischen Vakuum [befindet]. Und schließlich sind entwicklungsbezogene Studien im engeren Sinne nach wie vor rar. Man untertreibt deshalb sicher nicht, wenn man behauptet, daß Identitätsforschung in manchen Bereichen einem Puzzle-Spiel gleicht, bei dem noch viele Stücke fehlen.

Aus dem hier angedeuteten Geflecht heraus werde ich in den folgenden fünf Kapiteln versuchen, mich theoretisch, methodisch und empirisch der Frage nach der Herstellung von Identität in der Adoleszenz anzunähern.

Nach einer kurzen Skizze (Kapitel II) zu Geschichte und Stand der sozialwissenschaftlichen Jugendforschung wende ich mich in Kapitel III der eigentlichen Identitätsdebatte zu: Hier sollen trotz der Heterogenität der theoretischen Konzeptualisierungen und der Vielzahl empirischer Befunde einige – wegen ihrer Bedeutsamkeit für die bisherige Entwicklung von Forschungsfeldern oder wegen ihrer Fruchtbarkeit für die weitere Diskussion von Jugend und Identität – wesentliche Stränge für eine theoretische Annäherung vorgestellt werden. Zunächst gebe ich einen Überblick über die klassische Identitätstheorie Eriksons (Kapitel III.1). In dem darauf folgenden Kapitel III.2 werden einige Erweiterungen und Revisionen vorgestellt, die teils entlang der mitunter normativen Konzeption Eriksons, teils wegen der Vagheit seiner Konzeptualisierungen erfolgt sind. Diese Revisionen lassen sich grob in zwei Richtungen unterscheiden, wobei beide Richtungen insoweit im Rahmen des klassischen Paradigmas von Identität bleiben, als die Frage nach den Inhalten und Ursachen von Identitätsbildung im Vordergrund steht. Eine erste wichtige Entwicklungslinie – in Kapitel III.2.1.1 skizziert – führt zu dem Erikson-Schüler James E. Marcia und zu dessen Versuch, mit seinem Identity-Status-Modell Eriksons Ansatz zu systematisieren und empirisch überprüfbar zu machen. Ebenfalls typologische Ordnungsversuche stelle ich in Kapitel III.2.1.2 vor, die aus dem Feld biographischer Jugendforschung stammen und deren Anliegen es ist – "Jugend im Plural" denkend – unterschiedliche jugendliche Lebensstile und Biographieverläufe abzubilden.

Eine zweite Linie, mit der Kapitel III.2.2 sich befaßt, bemüht sich um psychoanalytische bzw. sozialwissenschaftliche Revisionen, da in der Tradition von Erikson (und Marcia) die gesellschaftliche Konstitution von Identität teilweise vernachlässigt wird. Dabei behandle ich zum einen Mario Erdheims Versuch, in seinem ethnopsychanalytischen Ansatz zu zeigen, wie Adoleszenz im Spannungsverhältnis von Familie und Kultur betrachtet werden kann (III.2.2.1). Andere Konzeptionen finden sich bei Werner Helsper in dessen Fassung von "Identität als 'Nicht-Identität' (III.2.2.2) und bei Heiner Keupp, der zusammen mit seinen Mitarbeiter(inne)n zu den wenigen gehört, die in der Frage der Modernisierung und Individualisierung auch eine empirisch-psychologische Herausforderung sehen und dieser in ihrem Längsschnittprojekt "Erwerbsverläufe, soziale Netzwerke und Identitätsentwicklung" zu begegnen und unter Rückgriff auf einige Leitlinien postmoderner Überlegungen in ein Modell der "Patchwork-Identität" zu integrieren bemüht sind (III.2.2.3).

Während ich in Kapitel III.1 und Kapitel III.2 versuche, entlang einiger m.E. wichtiger Proponent(innen) das "Was" von Identität in der Spanne zwischen einer "modernen" und "postmodernen" Fassung nachzuzeichnen, soll nach einem kurzen Zwischenresümee (III.3) in Kapitel III.4. eher das "Wie" – die Herstellung von Identität – fokussiert werden. Dazu stelle ich zunächst Überlegungen zu narrativer Identität vor, bei denen Identität als die erzählerische Antwort auf die Frage "wer bin ich?" verstanden wird, und beschäftige mich dann, nachdem ich einige paradigmatische Leitlinien er-

läutert habe, mit dem auf Freud zurückgehenden Konzept der Nachträglichkeit, das mir besonders fruchtbar erscheint, um (die Wandelbarkeit von) Erzählungen zu verstehen (III.4.1); abschließend folgen einige erzähltheoretische Konsequenzen für eine Untersuchung des narrativen Konfigurierens von Identität (III.4.2).

Ausgehend von den in Kapitel III skizzierten Überlegungen, was (alles unter Identität zu verstehen) ist und wie Identität (erzählerisch) hergestellt wird, wende ich mich in der eigenen empirischen Studie unter einer entwicklungspsychologischen Perspektive der Frage zu, wie je konkrete Jugendliche im Fortschreiben ihrer Entwicklungsgeschichte und vor dem Hintergrund ihrer lebensgeschichtlichen Erfahrungen sich erzählerisch als Subjekte entwerfen. Dazu habe ich vier Fallgeschichten mit Jugendlichen ausgewählt, die im Rahmen von mir geleiteter Projekte zweimal im Abstand von einem Jahr interviewt wurden.

Um das eigene methodische und empirische Arbeiten einzuordnen (und für die Lesenden nachvollziehbar zu machen), gebe ich in Kapitel IV.1.1 zunächst eine knappe Übersicht über die Geschichte qualitativer (Jugend-) Forschung und über unterschiedliche Traditionslinien dieses prosperierenden Forschungsstils (IV.1.2), um dann die als paradigmatische Gemeinsamkeiten erachteten Prinzipien der Offenheit und Kommunikation – die als Säulen jeder qualitativ-empirischen Arbeit zu verstehen sind – eingehender zu erläutern (IV.1.3) und von dort aus das Problem der Geltungsbegründung in qualitativen Forschungsarbeiten kurz zu diskutieren (IV.1.4). In Kapitel IV.2 wird die Studie bzw. deren Durchführung vorgestellt, wobei ich in meiner gesamten Darstellung die meine Studie leitenden Überlegungen und die im Verlauf des Forschungsprozesses getroffenen Entscheidungen transparent zu machen versuche. Dazu führe ich im Hinblick auf die Erhebung (IV.2.1) zunächst die erkenntnistheoretischen Implikationen verschiedener qualitativer Interviewverfahren aus (IV.2.1.1), um dann die weiteren Phasen – von der Festlegung der Themen der Interviews (IV.2.1.2) über die Auswahl der Interviewpartner(innen) (IV.2.1.3) und die Kontaktaufnahme und Durchführung der Interviews (IV.2.1.4) bis hin zur Aufbereitung der Interviews als verschriftetes Datenmaterial (IV.2.1.5) – zu skizzieren.

Auch meine Darlegungen zur Auswertung in Kapitel IV.2 sollen den Lesenden ermöglichen, en detail zu verstehen, wie ich vorgegangen bin. Hierzu zeige ich – nachdem ich zunächst die von mir vorgenommene Kombination von Elementen aus etablierten Auswertungsverfahren (IV.2.2.1) umrissen und die Organisation der Auswertungsarbeit in Forschungsteams im Rahmen der "Projektwerkstatt qualitative Jugendforschung" vorgestellt habe (IV.2.2.2) – für die in drei Auswertungsphasen ablaufende Forschungsarbeit am Beispiel einer interviewten Jugendlichen auf, wie ich von der ersten Auseinandersetzung mit (und den ersten Eindrücken von) dem Material (IV.2.2.3) über die weitergehende, systematisierende Interpretationsarbeit (IV.2.2.4) schließlich zur abschließenden Deutung (IV.2.2.5) und zu einer Synopse des Zweitinterviews (IV.2.2.6) gelangt bin. In Kapitel V werden dann drei weitere Jugendliche in ausführlichen Fallgeschichten vorgestellt. Vor dem Hintergrund dieser Fallgeschichten resümiere ich in Kapitel VI das methodische Vorgehen und mit diesem einhergehende Implikationen, um danach vor dem Hintergrund der empirischen Ergebnisse meine Schlußfolgerungen über die narrative Konstruktion von Identität in der Adoleszenz und über spezifische Erzähl- und Konstruktionsweisen zu diskutieren.

Bevor ich meine Arbeit eröffne, möchte ich mich bei jenen bedanken, die meine Zeit als Wissenschaftler bis hierher begleitet haben, denn auch – oder gerade – eine Monographie verdankt vielen Vieles. Zu allererst möchte ich zwei Personen danken, ohne die es diese Arbeit nicht und nicht so gegeben hätte, es sind dies Dietmar Görlitz und Katja Mruck. Dietmar Görlitz, (bei und) mit dem ich nun schon fast ein Lebensjahrzehnt (zusammen-) arbeite, gebührt größter Dank dafür, daß er mir in all den Jahren – angefangen bei der Tagung "Stadt als Rahmen kindlicher Entwicklung", bei der ich als Konferenz-Assistent teilhaben durfte, über deren Aufarbeitung in mehreren Publikationen und auch als wissenschaftlicher Mitarbeiter im Fach Entwicklungspsychologie an der Technischen Universität Berlin – einen Raum für gemeinsame Projekte und eine Förderung meiner Forschungsarbeiten geboten hat, wie ich es nicht erwartet hätte (noch glaubte, erwarten zu dürfen) und es eher selten im universitären Umfeld erfahren (und gesehen) habe. Mit ihm zu arbeiten hat Spaß gemacht, eine Quelle, die ich als unerläßlich für wissenschaftliche Arbeit halte. Daß ich ihn nicht nur als einen vielseitig interessierten Psychologen kennen und schätzen gelernt habe, sondern vor allem als einen Wissenschaftler – und dies scheint ausgesprochen ungewöhnlich (geworden) zu sein – der leidenschaftlich und mit viel Neugier sein Fach vertritt, zollt mir allen Respekt ab, er ist für mich, selbst vaterlos aufgewachsen, im wahrsten Sinne des Wortes ein Doktorvater gewesen. Etwas länger begleitet mich auch Katja Mruck, mit der ich zunächst in einem Projekt zu Jugendarbeitslosigkeit gemeinsam gearbeitet habe und der ich als eine der wichtigsten Kolleginnen und später als Partnerin (ohne daß wir aufgehört hätten, Kollege und Kollegin zu sein) mehr zu verdanken habe, als ich hier ausdrücken kann. Sie war von Anfang an jene, die meine wissenschaftlichen Gehversuche kritisch, aber immer wohlwollend begleitet hat, und mit der ich dann später gemeinsam meine Vorstellungen zur Psychologie entwerfen konnte. Auf ihren Rat und ihre Kritik, auf ihre Zuwendung und Liebe zu verzichten, wäre schmerzlich.

Aber auch vielen anderen gebührt Dank dafür, daß sie mich bestärkt haben, meinen (wissenschaftlichen) Weg zu gehen, schon früh Siegfried Greif und Heidi Keller an der Universität Osnabrück, dann in Berlin Gerd Jüttemann, in dessen Projekt und vor allem durch dessen Stellungnahmen zur "Psychologie in der Veränderung" ich ein Zuhause haben finden können, später Jaan Valsiner von der Clark University in Worcester, den ich über Dietmar Görlitz kennengelernt habe und dem ich im Laufe unserer gemeinsamen Arbeiten einen immer wieder anregenden Gedankenaustausch verdanke (er ist wie – und auch wieder ganz anders als – Dietmar Görlitz ein Individualist und kritischer Denker seines Faches), sowie einige Kolleg(inn)en, die ich kennenlernen konnte, weil sie Arbeiten, die ich ihnen zugesandt habe, nicht kommentarlos ins Regal (oder den Papierkorb) wandern ließen, sondern mein Gesprächsangebot angenommen haben: Herausheben möchte ich hier Andreas Witzel von der Universität Bremen (der mich zudem in der Schlußphase meiner Arbeit mit einigen e-mails immer wieder aufmunterte), Jürgen Straub von der Universität Erlangen sowie Wolfgang Kraus aus der Münchner Arbeitsgruppe um Heiner Keupp. Daneben sind zu erwähnen Bettina Köböck, meine Kollegin in der Abteilung Entwicklungspsychologie, die, wenn es bei mir eng wurde – und obwohl sie mit ihren zwei Söhnen und in der Doppelbelastung als Mutter und Berufstätige selbst genügend eingespannt war – geholfen hat, daß die vielen das Fachgebiet betreffenden Arbeiten erledigt wurden; mein Dank geht auch an die anderen Angehörigen des Lehrgebietes, daß sie, als ich mich in der Schlußphase häufiger zurückziehen mußte, dies mitgetragen haben. Tim Darmstädter half in einem Projekt aufgrund seines Interesses und später in gemeinsamen Diskussionen, meine

Gedanken (und z.T. meine Position) zu schärfen; einige Studierende, hier namentlich Andreas Kettermann, Torsten Lindner, Martin Mühlpfordt und Elke Stock, haben mich in der Zeit als Wissenschaftlicher Mitarbeiter begleitet, ich habe mit ihnen über die Zeit immer wieder gerne Gespräche geführt und – sofern es der Arbeitsrahmen zuließ – auch gemeinsam gearbeitet. Schließlich vielen Dank an all die namentlich nicht Erwähnten, die mit mir in den Projekten und meinen Seminaren arbeiteten und mich unterstützten durch ihr Engagement, ihr Interesse und auch durch ihre Nachsicht, wenn ich mich (immer) wieder auf neue Pfade begeben und neu gesucht habe. Auch hoffe ich, daß meine Mutter, meine Freundinnen und Freunde mir nachsehen, daß ich mich so rar gemacht habe, um ihren Trost und ihre Freundschaft wußte ich aber immer. Und selbstverständlich gilt mein Dank jenen Jugendlichen, die so ausführlich von sich erzählt haben und an deren Perspektiven ich Anteil haben konnte; ohne sie hätte diese Arbeit weniger Leben.

## II. Sozialwissenschaftliche Jugendforschung – eine Skizze

Die Heterogenität der disziplinären und theoretischen Näherungsweisen (sozialwissenschaftliche vs. psychologische Perspektiven), der methodischen Orientierungen (qualitative vs. quantitative Jugendforschung) und der auf diesen Wegen im Rahmen der Jugendforschung bzw. der spezielleren Forschung zu Identität im Jugendalter ermittelten und präsentierten Befunde macht einen auch nur annähernd befriedigenden Überblick schwer und Wahlen unumgänglich. Ich werde deshalb im vorliegenden Kapitel, Geschichte, Forschungsfelder und einige wesentliche Diskussionslinien nur kurz (und teilweise sicher verkürzt) zu skizzieren versuchen,<sup>1</sup> um dann in Kapitel III Konzepte von Identität und Identitätsdiffusion, typologische und theoretische Konzeptualisierungen von Identität im Jugendalter und Überlegungen zu narrativer Identität ausführlicher darzustellen.

### 1 Anfänge, Blüten und Krisen der Jugendforschung

Jugendforschung bedeutet zu einem nicht unerheblichen Teil einen wechselhaften Diskurs über Jugend. Bereits in den Anfängen dieses Jahrhunderts und damit seit dem Beginn einer Jugendforschung im engeren Sinne, die sich zunächst als genuiner Bereich der Entwicklungspsychologie etablierte, wurde die Fülle vorliegender Arbeiten bzw. richtiger: die teilweise mit dieser Fülle verbundene Beliebigkeit an Bildern von Jugendlichen und über Jugendliche beklagt. So diagnostizierte etwa Charlotte Bühler, daß "eine systematische Verarbeitung der Literatur zur Pubertätspsychologie meines Wissens bisher noch nicht erfolgt ist, und es mehr dem Zufall überlassen blieb, welche Literatur der Autor in die Hand bekam" (Bühler 1929<sup>5</sup>, S.230).<sup>2</sup> Die Arbeiten von Bühler zum "Seelenleben des Jugendlichen" markieren zugleich eine erste Blüte entwicklungspsychologischer Jugendforschung. Diese rekurrierte in ihrer Gründungsphase im wesentlichen auf Selbstaussagen von Jugendlichen, sei es in literarischen oder para-literarischen Zeugnissen (Tagebücher, Briefe etc.). Neben Charlotte Bühler war es der erst spät (wieder-) entdeckte Siegfried Bernfeld (1878, orig. 1931), der Tagebuchmaterialien via hermeneutischem Forschungsansatz, psychoanalytischer Methodik und unter Berücksichtigung einer sozialgeschichtlichen Perspektive zu deuten versuchte (vgl. Hurrelmann 1991, Krüger 1993<sup>2a</sup>).<sup>3</sup>

<sup>1</sup> Für einen ausführlicheren Überblick vgl. Abels 1993, Kastner 1985, Krüger 1993<sup>2a</sup>, Markefka 1989.

<sup>2</sup> Bühler erwähnt dann 334 Titel, um den "psychologische[n] Leser auf die ihn fördernden Arbeiten besonders aufmerksam" zu machen (Bühler 1929<sup>5</sup>, S.230).

<sup>3</sup> Entgegen der Bedeutung, die den Arbeiten von Bernfeld innerhalb der prosperierenden biographischen Jugendforschung zuerkannt wird – Fuchs-Heinritz (1993<sup>2</sup>) sieht in der Dissertation "Über den Begriff der Jugend" aus dem Jahre 1914 den Beginn der systematischen Jugendforschung im deutschsprachigen Raum – findet sich in der Entwicklungspsychologie der Adoleszenz nur wenig Resonanz. Hier wird Bernfeld – wenn überhaupt – lediglich im Zusammenhang mit dem von ihm geprägten Terminus der "gestreckten Pubertät" (Bernfeld 1923) zitiert (etwa bei Ewert 1983). Die geringe Berücksichtigung der Bernfeld-Arbeiten spiegelt sich auch darin wider, daß seine Name erst in der dritten Auflage des Lehrbuchs der Entwicklungspsychologie (Oerter & Montada 1995<sup>3</sup>) – allerdings auch nur in Verbindung mit der "gestreckten Pubertät" – genannt wird, während in den vorangegangenen Auflagen (Oerter & Montada 1982, 1987<sup>2</sup>) dies wohl zen-

In dem Maße, in dem sich die Jugendforschung etablierte, gewannen nicht nur andere methodische Orientierungen an Bedeutung, sondern es interessierten sich auch andere Disziplinen für diesen Forschungszweig. Nach Heinz-Hermann Krüger konzentrierte sich in der "zweiten Blüte" ab Beginn der sechziger Jahre der Schwerpunkt auf repräsentative Panoramastudien, und anvisiert wurden "breite[...] empirische[...] Erkenntnisse über die Einstellungen von Jugendlichen zu verschiedenen Themenbereichen von der Familie, über Schule und Beruf bis zur Politik und Freizeit" (1993<sup>2a</sup>, S.25). Wie sehr sich bereits zu diesem Zeitpunkt die disziplinären Dominanzverhältnisse umgekehrt hatten, wird deutlich an den Ausführungen von Walter Hornstein im Band "Jugend im Spektrum der Wissenschaften" (Neidhardt et al. 1970), wo er in einem Exkurs kurz die Rolle der Entwicklungspsychologie umreißt und moniert: "Die ärgerlichste Konsequenz besteht darin, daß in der allgemeinen Diskussion der Jugendfragen die soziologischen Ergebnisse, wie sie in der heutigen Jugendforschung zutage gefördert worden sind, fortwährend mit den Einsichten der Entwicklungspsychologie konfrontiert, ja als deren moderner Ersatz bezeichnet werden" (Hornstein 1970, S.173).

Warum die Psychologie an dieser "zweiten Blüte" bereits weniger beteiligt war bzw. ihre zumindest zu Beginn dominante Position verloren hatte, kann (und soll) in dieser Arbeit nicht systematisch verfolgt werden, dennoch erscheinen mir zumindest einige Anmerkungen wichtig. Hierzu gehört insbesondere, daß die entwicklungspsychologische Jugendforschung nach der Zäsur durch den Faschismus an die methodischen "Wurzeln" der Disziplin (qualitativ orientierte Arbeiten wie die von Bernfeld und Bühler) und an den zuvor zentralen Gegenstand der Forschung (die "Innensicht" der Adoleszenten) nicht wieder angeschlossen hat.<sup>4</sup> Statt dessen ist in den Jahren nach 1945 die Jugendpsychologie – neben der Verbindung entwicklungspsychologischer und pädagogischer Fragestellungen (siehe Oerter & Dreher 1995<sup>3</sup>) – einer Amerikanisierung der akademischen Psychologie "zum Opfer gefallen", die diese bis zu Beginn der 80er Jahre bestimmen sollte (vgl. Fend 1990). Für die psychologische Jugendforschung bedeutete dies, daß der Fokus auf beobachtbares Handeln und auf Problembewältigung gelegt und die "Innenseite jugendlicher Entwicklung" bzw. das "Seelenleben" Jugendlicher – mit der Verdrängung psychoanalytischer Ansätze – aus der akademischen Psychologie weitgehend ausgelagert wurde. Als "Variablenwissen-

---

trasten entwicklungspsychologischen Grundlagenbuches in Deutschland ebenso wie in dem für lange Zeit wichtigsten deutschsprachigen Nachschlagewerk für die Jugendentwicklungspsychologie – "Entwicklungspsychologie des Kindes- und Jugendalters" (Nickel 1979) – und selbst in dessen dritter, neu durchgesehener Auflage der Name Bernfeld überhaupt nicht erwähnt wird. Ein wesentlicher Grund für diese Vernachlässigung kann in Bernfelds psychoanalytischem Ansatz einerseits, in seiner marxistischen Grundposition andererseits gesehen werden (vgl. dazu Dudek 1990). Die "Wiederentdeckung" Bernfelds in der sozialwissenschaftlichen Jugendforschung ist vor allem der Reprint-Veröffentlichung des Buches "Trieb und Tradition" (1931) 1978 durch Jürgen Zinnecker und der dreibändigen Sammlung ausgewählter Schriften Bernfelds, die unter dem Titel "Antiautoritäre Erziehung und Psychoanalyse" von Lutz von Werder und Reinhart Wolff (1969-1971) editiert wurde, geschuldet.

<sup>4</sup> Bernfeld plädierte aufgrund des spezifischen Gegenstandes – junge Menschen in der Umbruchphase des Lebenslaufs – für die Notwendigkeit einer eigenen Methode, die gestattet, die Einzigartigkeit dieser Lebensphase angemessen abzubilden. In diese Richtung argumentierte auch Bühler (1929<sup>5</sup>), die die zu ihrer Zeit gebräuchlichen psychologische-experimentellen Forschungsverfahren im Rahmen ihrer jugendpsychologischen Arbeiten als nur begrenzt tauglich einstufte und nahelegte, mit der Analyse von Tagebüchern einen anderen methodischen Weg zu wählen.

schaft" begann die Psychologie, einzelne abgegrenzte Persönlichkeitsvariablen herauszulösen und ihre Beziehung zu anderen Variablen zu untersuchen. In diesem Prozeß trat der Begriff der Identität in den Hintergrund zugunsten meßbarer Variablen wie Selbstkonzept, Selbstwahrnehmung, Selbstwertgefühl.<sup>5</sup>

Während die engere psychologische Jugendforschung auf diese Weise eher an Bedeutung verloren hat, konnte für die sozialwissenschaftliche Jugendforschung eine ständig wachsende Publikationsflut verzeichnet werden. Ein zentrales Problem und Charakteristikum von Jugendforschung war und ist es in diesem Zusammenhang, daß sich die getroffenen Aussagen nicht nur kaum ergänzen, sondern z.T. erheblich widersprechen. Diese Unvereinbarkeit von Forschungsergebnissen begleitete die Jugendforschung zwar seit ihren Anfängen, sie erreichte aber in den 80er Jahren erstmals ein Niveau, das die Aufmerksamkeit aller beteiligten Forschungsrichtungen auf sich zog. Denn die von Jugendforscher(inne)n abgelieferten Jugendbilder zeichnete aus, daß diese immer schneller aufeinanderfolgten: Die in den 50er Jahren von Helmut Schelsky (1963, orig. 1957) noch als "skeptisch" diagnostizierte Generation wurde in den sechziger Jahren u.a. durch die "unbefangene" (Blücher 1966) abgelöst, in den siebziger Jahren dominierte das Bild vom "narzißtischen Sozialisationstyp" (Ziehe 1981<sup>4</sup>), gefolgt von der "überflüssigen Generation" (Richter 1979), die in den achtziger Jahren wiederum durch die "verunsicherte Generation" (Sinus-Studie 1983) abgelöst wurde usw. usw.<sup>6</sup>

Mit den je produzierten Bildern wechselten jedoch nicht nur die Prognosen, sondern das Verhältnis zwischen Jugendforschung und ihrem wechselhaften Gegenstand erinnerte zunehmend – so Georg Christoph Tholen und Rosa-M. Winheim – an einen Wettlauf zwischen Hase und Igel:

Ist die Forschung nicht dem Hasen vergleichbar, der in vorgeschriebenen Bahnen dort ankommt, wo der Igel (die Jugend) letztlich nie war, sondern nur sein Doppelgänger, der sowohl hier als auch dort ist, unentscheidbar. Der Hase versucht den Igel zu fixieren, festzuhalten, so wie der Forscher die Jugend in einer Flut von empirischen Daten ... zu bannen versucht (Tholen & Winheim 1985a, S.9).

Unter diesem Eindruck ist vermehrt seit Beginn der achtziger Jahre von der Krise der Jugendforschung die Rede gewesen (vgl. z.B. Baethge, Schomburg & Voskamp 1983,

---

<sup>5</sup> Mittlerweile wird allerdings zumindest vereinzelt diskutiert, daß mittels solcher Variablen dem "komplexen Charakter des Identitätsbegriffs" (Oerter 1987<sup>1</sup>, S.306) nicht gerecht zu werden ist, bzw. daß die Operationalisierungen z.T. sehr an der Oberfläche bleiben (a.a.O., S.298). Demgegenüber habe eine psychologische Identitätsforschung zu einer "Aufhellung komplexer struktureller Züge der Identität" beizutragen, und sie müsse auch an den nach wie vor zentralen Begriff der Krise anschließen.

<sup>6</sup> Gut erkennbar ist hier eine plakative Schreibweise über Jugend – die skeptische, unauffindbare, narzißtische, verunsicherte etc. Generation – die neben zwei weiteren literarischen Figuren besonders prominent ist. Repräsentant einer zweiten Schreibweise sind die (vor allem durch die Jugendstudien im Auftrag der Deutschen Shell AG, kurz "Shell-Studie") berühmten Bücher, die scheinbar untrennbar Jugend und die jeweilige Jahreszahl verbinden und insoweit suggerieren, es gäbe "die eine" Jugend 19XX, 19YY und sofort. Das Festhalten an dem Titel hat zur Folge, daß – sofern von den Autor(inn)en eine solche Festschreibung als problematisch erachtet wird – sie in den Vorwörtern, Vorbemerkungen und Einleitungen Bezug darauf nehmen und möglichen (Miß-)Verständnissen vorgreifend relativieren, es sei zwar von Jugend, aber zugleich von Jugendlichen die Rede. Eine dritte Schreibweise findet sich schließlich in der mittlerweile großen Zahl von Veröffentlichungen, die unter der "Lebensjahre-Leiste" firmieren: die "12-22jährigen" (Friedrich & Müller 1980), die "13-18jährigen" (Baacke 1983) etc.

Ferchhoff 1986). Die Frage nach dem schwierigen Bezug der Jugendforschung zu ihrem Gegenstand wurde aufgeworfen und teilweise hitzig debattiert. Diskussionen über die Gültigkeit und die Reichweite der Befunde angesichts überbordender Veröffentlichungszahlen bestimmten zahlreiche Veröffentlichungen und Symposien (vgl. z.B. Tholen & Winheim 1985b), und u.a. sah Ferchhoff sich veranlaßt, dies "zugespitzt [so] zu formulieren: Kennt die Jugendforschung eigentlich 'die Jugend', die sie untersuchte?" (Ferchhoff 1986, S.228).<sup>7</sup>

## 2 Der "Ausweg" Individualisierung

Ein möglicher Weg aus dieser Krise zeichnete sich zumindest für Teile der sozialwissenschaftlichen Jugendforschung ab, als sich mit dem Individualisierungstheorem und den mit ihm verbundenen Interpretationsperspektiven Erklärungs- und Integrationsangebote für die unterschiedlichen Befunde eröffneten.

Nach Ulrich Beck (1986) läßt sich Individualisierung generell durch vier Bestimmungsstücke charakterisieren: a) die Herauslösung aus traditionell vorgegebenen Sozialformen und damit korrespondierenden Bindungen, b) den Verlust von Gewißheiten, handlungsleitenden Normen und Orientierungen, c) die veränderte Stellung des einzelnen "jenseits von Stand und Klasse" (Beck 1994) und d) die Zunahme eines ich-zentrierten Weltbildes. Hintergrund für den von Beck als Individualisierungsschub bezeichneten Prozeß sind zunehmende Zugänge zu Massenkonsum und größere Bewegungsspielräume bzw. eine gewachsene soziale und geographische Mobilität, "eine neuartige 'Ortlosigkeit', die durch die Transformation von Raum und Zeit in der Folge globaler Kommunikationsmedien und Massentransportmöglichkeiten entsteht" (Beck 1995, S.13). In deren Folge sei es zu einer Pluralisierung von Lebensstilen gekommen, die zunächst vor allem die Berufsstruktur tangierte und sich schließlich auch im Bildungssektor niedergeschlagen habe in Form einer Bildungsexpansion, die ihrerseits Selbstfindungs- und Reflexionsprozesse begünstige.

Psychologisch gewendet beinhaltet das zunächst soziologisch formulierte Konzept der Individualisierung<sup>8</sup>, daß "an die Stelle bindender Traditionen ... die Vorgaben [treten], ein eigenes Leben zu organisieren" (Beck 1995, S.11), und daß damit nicht nur eine Selbstorganisation des Lebenslaufs, sondern gerade eine Selbstthematisierung der Biographie erzwungen wird. In aller Konsequenz bedeutet dies, daß überlieferte Lebensmuster und Rollenstereotypen nicht ausreichen, sondern "die einzelnen ... zu Akteuren, Konstrukteuren, Jongleuren, Inszenatoren ihrer Biographie, ihrer Identität, aber auch ihrer sozialen Bindungen und Netzwerke [werden]" (a.a.O.). Statt von "*Normalbiographie*" sei damit von einer "*Wahlbiographie*" auszugehen, die zu einer "*Risiko*-

---

<sup>7</sup> Ferchhoff selbst beantwortete die gestellte Frage mit "in aller Regel, ja!" (1986, S.228), und er vermutete die Gründe für die Unübersichtlichkeit und Widersprüchlichkeit der Befunde in der "allzu instrumentellen Verwendung und Verwertung der wissenschaftlichen Ergebnisse" (a.a.O., S.229), denn diese würden "medienwirksam und politikgerecht vereinnahmt und zu neuen Verallgemeinerungen und Schlagworten reduziert und zurecht gestutzt" (a.a.O.).

<sup>8</sup> Beck weist explizit darauf hin, daß er Individualisierung "als historisch-soziologische, also *gesellschaftsgeschichtliche* Kategorie" versteht und insofern keine Aussagen über "Individuation gleich Personwerdung" getroffen habe, denn "dies wäre ein eigenes Buch" (1986, S.207; Herv. im Orig.).



biographie" bzw. zu einer "*Bruch- oder Zusammenbruchsbiographie*" (a.a.O.; Herv. im Orig.) werden kann. Durch die veränderten gesellschaftlichen Bedingungen, dadurch, daß "die Gesellschaft in einzelne Funktionsbereiche zerfällt, die weder aufeinander abbildbar noch durcheinander ersetzbar sind" (a.a.O., S.10), werden die Subjekte infolge der parallel bestehenden – und divergierenden – Rollen (-anforderungen) "in andauernden Wechsel zwischen verschiedenartigen, zum Teil unvereinbaren Verhaltenslogiken gezwungen" (a.a.O.). Da nun die Subjekte – nicht selten mittlerweile auch mit dem Terminus des "biographischen Planungsbüros" bezeichnet – auf diese Weise als eigenverantwortlich akzentuiert werden, wird Bestehen als persönliche Leistung, Scheitern als persönliches Versagen deklarierbar, aber auch von den Subjekten so erfahren. Unter einer solchen Prämisse verweist Beck auf die (neue) Relation von gesellschaftlichen Problemen und psychischen Dispositionen: "Es entsteht – paradox genug – eine *neue Unmittelbarkeit von Individuum und Gesellschaft*, die Unmittelbarkeit von Krise und Krankheit in dem Sinne, daß gesellschaftliche Krisen *als* individuelle erscheinen und nicht mehr oder nur noch sehr vermittelt in ihrer Gesellschaftlichkeit wahrgenommen werden" (a.a.O, S.12; Herv. im Orig.).

Aus Individualisierung resultiert vor diesem Hintergrund eine in sich widersprüchliche Lebensführung, nämlich daß zwar dem und der einzelnen immer mehr Freiräume für Lebenslaufentscheidungen eingeräumt werden, diese sind aber umgekehrt von Entscheidungen abhängig, die in Institutionen, z.B. im Bildungs- und Berufssystem, getroffen werden. D.h., daß "die Menschen ... ein eigenes Leben führen [müssen] unter Bedingungen, die sich weitgehend ihrer Kontrolle entziehen" (a.a.O., S.10). Insofern bedeutet die Zunahme individueller Handlungsmöglichkeiten nicht nur eine gleichzeitige Zunahme an Entscheidungsnotwendigkeiten und Entscheidungszwängen, sondern der Inaussichtstellung persönlicher Selbstentfaltung stehen teilweise drastische Verschärfungen der Realisierungschancen gegenüber.<sup>9</sup>

Anschließend an die Individualisierungsdebatte wurde der Wandel der Jugendphase infolge gesellschaftlichen Veränderungen zum zentralen Thema der sozialwissenschaftlichen Jugendforschung – Schlagworte sind Pluralisierung von Jugendstilen, Ausfaserung der Jugendphase, Vorverlagerung und Ausdehnung von Jugend, Destandardisierung der Jugendphase, Veränderung von Entwicklungsaufgaben und infolgedessen auch Veränderung der Identitätsthematik. Als wegweisend für diese Entwicklung können (trotz vieler konzeptueller und methodischer Mängel) die Shell-Jugendstudien bezeichnet werden, die – seitdem sie von Jürgen Zinnecker und seinen Mitarbeiter(inne)n betreut werden – einen "Perspektivenwechsel für die Jugendforschung [einzuleiten versuchten]. Persönliche Biographie und gesellschaftliche Zukunft sind die Stichworte der einen Richtung, Inhalte und Ausdrucksformen der Jugendkultur die der anderen", so die verantwortlichen Wissenschaftler (Fischer, Fuchs & Zinnecker 1981, S.14). Mit ihrem – über die Grenzen der Wissenschaft hinaus – bekanntesten Befund, daß die Mehrheit der Jugendlichen eine pessimistische Zukunftssicht habe

---

<sup>9</sup> Kohli resümiert denn auch: "Wenn wir den Übergang in die Moderne als Individualisierungsprozeß charakterisieren, ist das nicht so zu verstehen, daß soziale Strukturen ihre Verbindlichkeit verlieren. Selbststeuerung ist *ein* mögliches, aber weder ein notwendiges noch gar das einzige Resultat dieses Prozesses. In soziologischer Sicht ist entscheidend, daß Individualisierung nicht einfach – wie im idealistischen Denken – als Rückgang gesellschaftlicher Steuerung aufgefaßt wird, sondern als Substitution eines Vergesellschaftungsmodus durch einen neuen, der am Individuum ansetzt" (1988, S.35; Herv. im Orig.).

und mit dessen Verknüpfung mit einer Gegenwartsorientierung, mit der einer ungewissen, diffusen, nicht kalkulierbaren Lebenssituation begegnet werden soll, wurden die Schlagwörter der Individualisierungsdebatte für die Subjektseite – ohne daß diese bereits ausbuchstabiert waren – benutzt.<sup>10</sup>

Die in der bahnbrechenden Shell-Studie von 1981 angedeutete Auffassung von gesellschaftlichem Wandel und mit diesem einhergehenden, veränderten Selbstverständnissen Jugendlicher fand sich in einer Fülle neuerer Arbeiten wieder, denen – zugespitzt – als Hauptmerkmal zugesprochen werden kann, nach Momenten und Elementen einer "neuen Jugendbiographie" (du Bois-Reymond & Oechsle 1990a) zu fragen bzw. ein "neues kulturelles Modell" von Identität – gemäß dem Motto "Nicht so wie unsere Eltern" (Zoll u.a. 1989) – aufzuspüren. Vor allem in der soziologisch-sozialwissenschaftlichen Jugenddebatte wird an das Individualisierungstheorem anschließend seit Mitte der 80er Jahre die Frage des Strukturwandels der Jugendphase diskutiert und konstatiert, daß sich "innere Qualität, Zuschnitt und Aufgabenstruktur des Jugendalters" (Hornstein 1988, S.71) drastisch gewandelt haben.<sup>11</sup> Demnach ist die Jugendphase zu einer in ihrer inhaltlichen Bestimmung und zeitlichen Erstreckung wenig festgelegten Lebenslaufphase geworden (vgl. Münchmeier 1998): Zinnecker (1990, S.29) spricht von einer "Doppelbewegung beschleunigter und verlangsamer Lebenszeit", was besagt, daß neben der Verlängerung der Jugendphase, in deren Rahmen erwachsene Verpflichtungen (vor allem der Eintritt in die Erwerbsarbeit) ins dritte Lebensjahrzehnt verlagert wurden, Jugendlichen auch immer früher abverlangt wird, über ihre Lebensplanungen zu reflektieren und "biographische Weichenstellungen" vorzunehmen. In der Folge der mit dieser Vorverlagerung und Ausdehnung einhergehenden "vertikalen und horizontalen Ausweitung der Wissens- und Erfahrungsbe-reiche" (Ziehe 1991, S.64ff) – auch als Destandardisierung und Entstrukturierung der Jugendphase (Olk 1985) thematisiert – gilt die Jugendphase als eine Abfolge von Teilaufbahnen mit einer Vielzahl von "Weltzugängen", die nicht mehr einer gültigen Hierarchie folgen, was bedeutet, daß etwa Schule und Beruf nicht mehr als alleiniger oder gar als zentraler Bereich fungieren (müssen).<sup>12</sup> Auch können Jugendliche "ihre

---

<sup>10</sup> Es sei nur der Vollständigkeit wegen darauf hingewiesen, daß der in der Shell-Studie "Jugend '81" dokumentierte "weit verbreitete Zukunftspessimismus" möglicherweise auf einem Artefakt beruht, da in der Itemformulierung nicht unterschieden wurde zwischen gesellschaftlicher und individueller Zukunftssicht. Nachfolgende Shell-Studien (Jugendwerk der Deutschen Shell 1985, 1992) oder auch die von Allerbeck und Hoag vorgelegte Studie "Jugend ohne Zukunft" (Allerbeck & Hoag 1986<sup>4</sup>a, 1986b, 1984) zeigten, daß die Erwartungen an die persönliche Zukunft und die Einschätzung der gesellschaftlichen angesichts von Umweltzerstörung, Kriegsgefahr und Arbeitslosigkeit erheblich divergieren können. Da ich hier nicht weiter auf die methodischen Probleme dieser Studien eingehen kann, sei hingewiesen auf die kritischen Anmerkungen zu der Shell-Studie etwa von Manfred Liebel (1985) oder von May und Prondczynsky (1993<sup>2</sup>, S.168f), sowie bezogen auf die Studie von Allerbeck und Hoag auf die Ausführungen von Kreutz und Wuggening (1989, S.226ff).

<sup>11</sup> Benennen lassen sich folgende strukturelle Veränderungen: eine enorme Bildungsexpansion und damit einhergehend auch -aspiration; die Verlagerung des Übergangs in Erwerbsarbeit ins dritte Lebensjahrzehnt für einen immer größeren Teil der Jugendlichen und jungen Erwachsenen, sowie schließlich eine bedeutsame Ausdehnung des Freizeitbereichs und damit eine erhöhte Relevanz von Jugendkultur(en).

<sup>12</sup> Veränderungen durch die Neufassung der Jugendphase bestehen vor allem darin, daß – wie dies etwa Werner Helsper (1991a, S.77) aufzeigt – infolge der "Universalisierung und zeitlichen Ausdehnung der Jugendphase" eine weitgehende "Verselbständigung gegenüber den Herkunfts-

Lebensführung als gegenseitig begründete Existenzform auf[fassen]; nicht nur – oder überhaupt nicht – als Vorbereitung aufs spätere Erwachsensein" (Fuchs 1983, S.341; zit. nach Peters 1988, S.26). Im Grunde hat sich damit der "innere Sinn" der Jugendphase (Hornstein 1988, S.76) – also der mit Jugend verbundene (Zukunfts-) Bezug auf das Erwachsensein v.a. über berufliche Karrieren – aufgelöst bzw. er ist "zumindest einer weitgehenden Ambivalenz gewichen" (a.a.O.). Die Altersmarken für die Selbstverortung im Lebenslauf als erwachsen bzw. jugendlich haben sich verschoben,<sup>13</sup> standardisierte Altersnormierungen verlieren an Einfluß, und individuelle Ereignisse werden zur Selbstbiographisierung als Jugendliche(r) herangezogen.<sup>14</sup>

Als Hauptschwierigkeit wird angesehen, daß ungeachtet aller Veränderungen die Jugendlichen – nach wie vor, oder richtiger: mehr denn je – gefordert sind, subjektive Strategien zur Bewältigung gesellschaftlicher Anforderungen zu entwerfen und biographische Prozesse der Selbstkonstitution zu leisten, die ihnen erlauben, "eine in sich konsistente Identität auszubilden bzw. als autonome Individuen in reflektierter und selbstbewußter Art mit gesellschaftlichen Zwängen und Herausforderungen umzugehen" (Heitmeyer & Olk 1990, S.16). Die mit dem Individualisierungstheorem verbundenen Dilemmata – Entscheidungsmöglichkeiten vs. Entscheidungszwänge, Individualisierungsmöglichkeiten vs. Individualisierungsnotwendigkeiten und Autonomie vs. Heteronomie – führen zu der Frage nach den Chancen und Risiken der "Individualisierung der Jugendphase". Innerhalb dieser Diskussion hat die Kontroverse um die "Sonnen- und Schattenseiten" der Modernisierung Tradition. Demnach werden als positiv die erweiterten "Spielräume" für biographische Wahlen und der damit akzentuierte Emanzipationscharakter, gewachsene Autonomie und Selbstbestimmung hervorgehoben, während als negativ der "Überforderungscharakter", potentielle Abhängigkeiten und Fremdbestimmung betont werden. Wenngleich in der heutigen Diskussion weniger das dichotom anmutende Verständnis von Individualisierung als entweder nur positiv, also Chancen eröffnend, oder nur negativ, also Vereinzelungs- oder Entfremdungstendenzen begünstigend, vorherrscht, wird davon ausgegangen, daß "der einzelne ... die ihm offenstehenden Möglichkeiten nur nutzen [und] die damit einhergehenden Anforderungen nur bewältigen [kann], wenn ihm ein breites Repertoire von Fähigkeiten zu Verfügung steht, er diese zur Erreichung seiner Ziele einsetzt und dann

---

familien" sowie eine "reflexive Auseinandersetzung mit sozialen Regeln" ermöglicht wurden, wie insgesamt "das Subjekt-Image des autonomen, identischen Selbst" in alle gesellschaftlichen Bereiche und Gruppen expandiert ist. Durch gleichzeitige Veränderungen in den Lebensbereichen Schule/Ausbildung, Freizeit und Herkunftsfamilie steht nach Helsper "dieses individuierte Selbst ... den ausdifferenzierten und widerspruchsvollen systemischen Anforderungen gegenüber, muß zugleich in pluralisierten, inkonsistenten Sozialräumen handeln, die ihrerseits wieder zahlreiche Optionsmöglichkeiten und Individualisierungschancen beinhalten" (a.a.O., S.75).

<sup>13</sup> Beispielhaft sei hier auf Befunde der Shell-Studien hingewiesen. In der Studie "Jugend '81" sowie "Jugend '92" wurde jeweils die Frage gestellt, ob sich die Befragten eher als Jugendliche oder eher als Erwachsene sehen, mit dem Ergebnis, daß die zeitlichen Übergänge von Kindheit zu Jugend und von Jugend ins Erwachsenenalter früher datiert wurden. Es sei hier nur am Rande notiert, daß der Vergleich ost- und westdeutscher Jugendlicher erbrachte, daß die Befunde für die ostdeutschen Jugendlichen diesem allgemeinen Trend zwar folgten, gleichwohl wurde der Übergang z.B. ins Erwachsenenalter biographisch später markiert als von den westdeutschen Altersgenoss(inn)en (zu differenzierenden Bemerkungen siehe dazu etwa Abels 1993, S.524ff; Lenz 1995).

<sup>14</sup> Zur Abwendung von normativen Altersmarkern vgl. Zinnecker und Behnken (1992).

immer mehr Kompetenzen entwickelt" (Peters 1988, S.26).<sup>15</sup> Wegen diesem Widerspruch impliziert die Pluralisierung der Handlungsfelder nicht nur eine Erhöhung der Optionsmöglichkeiten und Erweiterung der Entscheidungsspielräume, sondern auch eine "gestiegene Erwartung an die Machbarkeit der 'Persönlichkeitsgestaltung'" (Ziehe 1989, S.20) i.S. von Selbstveränderung und Lebensstilplanung, die in aller Konsequenz nicht nur zur Möglichkeit, sondern auch zum Zwang führt, sich zu individualisieren.

Vor dem Hintergrund der Debatte um Chancen und Risiken scheint sich der Teil der sozialwissenschaftlichen Jugendforschung, der an das Individualisierungstheorem anschließt – betrachtet man die vorgelegten Befunde – in mindestens "zwei völlig getrennte Stränge auseinanderentwickelt" (Hornstein 1988, S.72) zu haben, dies aber – so Walter Hornstein – weil die "einander scheinbar widersprechenden Ergebnisse ... tatsächlich, bei aller scheinbaren Unvereinbarkeit, empirisch vorfindbare Verhaltensweisen der *gleichen* Jugend-Generation [sind]" (a.a.O.; Herv. im Orig.). Der "entscheidende Mangel" der aktuellen Jugendforschung liegt dieser Argumentation zufolge nicht in der Unterschiedlichkeit ihrer Befunde, sondern darin, daß die jeweiligen Forschungsarbeiten "den Teilausschnitt, den sie jeweils erfassen, *für das ganze nehmen*" (Olk 1985, S.293, Herv. im Orig.). Theoretisch richtiger – und empirisch konsequenter – wäre es nach Olk, anzunehmen, "daß die einheitliche kollektive Statuspassage Jugend zerfällt und auf diese Weise in eine Vielzahl subsystemspezifischer Übergangsphasen mit je eigenen Erscheinungsformen und Zeitstrukturen zerlegt wird" (a.a.O., S.294); auch aus diesem Grund sei "es zunehmend unplausibel ..., von *generellen* Problemlösungsstrategien und Verhaltensstilen *der Jugend* zu sprechen" (a.a.O.; Herv. im Orig.).

Gleichwohl scheint der "Ausweg" Individualisierung nicht unproblematisch, denn nach Heitmeyer und Olk (1990) liegt die Faszination des Theorems auch in seiner Unschärfe und vielseitigen Verwendbarkeit, da es sich sowohl auf soziostrukturelle Entwicklungen als auch auf die "subjektive" Seite der gesellschaftlichen Modernisierung bezieht. Individualisierung wurde mit dieser ([un-]gewollten) Unschärfe programmatisch – zuweilen auch nur pragmatisch – an den Ausgangspunkt vieler Arbeiten gestellt, um die veränderten Selbstverständnisse und Lebensverhältnisse Jugendlicher zu thematisieren, von denen wieder andere vermuten, daß es sich dabei um Veränderungen handelt, die nur "vordergründig mit dem sozialen Wandel verknüpft sind" (Ettrich 1996, S.170).

---

<sup>15</sup> Letztlich impliziert ein solches Verständnis einen theoretischen Begriff von Jugend, der dem bürgerlich-aufgeklärten Jugendbegriff entspricht und eine ausgedehnte Jugend vorsieht, in der "Toleranzspielräume gegenüber Umwegen, Fehlschlägen, Experimentierphasen in jugendlichen Biographien" (Zinnecker 1986, S.106) gegeben sind. Dieser Jugendbegriff – ursprünglich Milieus mit hohem sozio-ökonomischen Status zugehörig – konzipiert Jugend als Moratorium und transportiert damit ein "Subjekt-Verständnis", das auf "Verselbständigung" und "Autonomie" abhebt (vgl. Helsper 1991a). Er scheint mittlerweile allgemeine Gültigkeit zu beanspruchen gegenüber einem – in Milieus mittleren sozio-ökonomischen Status' vorherrschenden – Jugendkonzept, das "auf die Bedeutung einer Zeit der Bildungs- und Ausbildungskarriere fixiert" ist (Zinnecker 1986, S.108) oder einer "unpräzise[n], pragmatische[n] Variante" von Jugend (a.a.O., S.109), wie sie in Milieus der unteren sozio-ökonomischen Schichten anzutreffen ist (siehe dazu auch mein Kapitel III.2.1.2).

### 3 Aktuelle Forschungsfelder und Debatten

Der "Ausweg Individualisierung", wie etwa von Olk nahegelegt, wurde nur von einem Teil der Jugendforscher(innen) genutzt. Betrachtet man den aktuellen Forschungsstand, so fällt auf, daß mehrere Diskurse parallel und teilweise sich überschneidend Platz gegriffen haben, die für die Heterogenität (oder auch: Widersprüchlichkeit) der Aussagen zu jugendlichen Lebenswelten und zu der Identitätsbildung Jugendlicher wesentlich sind und in denen sich einige Charakteristika der aktuellen Jugendforschung abzeichnen.<sup>16</sup> Obwohl keinesfalls vollständig, gehe ich bei der folgenden Zusammenschau auch davon aus, daß die jeweiligen Befunde natürlich vor dem Hintergrund der je gewählten disziplinären Perspektive und des je konkreten methodischen Instrumentariums zu beurteilen sind. So kann etwa bezogen auf vermutete oder zurückgewiesene Wandlungsprozesse und deren Konsequenzen für die Subjekte mit Matthias Hermer zurecht angenommen werden, daß "wer Belege für einen Wandel sucht, ... sie entdecken [wird], wer seinen Blick auf Bleibendes lenkt, wird ebenfalls fündig werden" (1997, S.496) – eine Anmerkung, die deutlich macht, daß es sich bei den je favorisierten Zuschreibungen und favorisierten Optionen notwendig um Konstrukte handelt.

- **Methodische Diskrepanzen:** Innerhalb der Jugendforschung ist eine Polarisierung zwischen einer quantitativ-orientierten und einer – zunehmend prosperierenden und sich etablierenden – qualitativ-orientierten Jugendforschung zu verzeichnen, in deren Folge die Heterogenität der Befunde z.T. auch als ein methodisches Artefakt verstanden werden kann. Denn auch wenn viele Autor(inn)en explizit ein kombiniertes Vorgehen fordern, gehören die tatsächlichen Forschungsarbeiten doch eher der einen oder der anderen Richtung an, wobei im Rahmen der quantitativen Forschung – nicht selten auch durch ihren Anschluß an Coping-Modelle – von kontinuierlichen Prozessen der Identitätsfindung gesprochen wird, in qualitativen Forschungsarbeiten viel deutlicher das Krisenhafte von Entwicklung in den Vordergrund gestellt wird.<sup>17</sup> Gleichwohl hat

---

<sup>16</sup> Nicht weiter ausführen werde ich an dieser Stelle Diskussionsstränge, die durch ein Erstarken der marxistischen Jugendforschung initiiert wurden, wie z.B. die Frage nach der Parteilichkeit von Forschung; vgl. dazu zusammenfassend Lessing (1985). Ebenso werde ich nicht gesondert eingehen auf Diskussionen einer stärker historisch orientierten Jugendforschung, siehe dazu Dudek (1990), von Bühler (1990) und zusammenfassend Krüger (1993<sup>b</sup>).

<sup>17</sup> Exemplarisch zeigt dies Rolf Oerter an der längsschnittlichen Untersuchung zum "Selbstbild im Jugendalter" von Offer, derzufolge "die früher häufig angenommene Labilität des Selbstbewußtseins und die Krisenhaftigkeit der Identitätsentwicklung ... sich für die überwiegende Mehrzahl der Jugendlichen nicht nachweisen [läßt]" (Oerter 1987<sup>2</sup>, S.298). Oerter kritisiert, daß die dort mittels des zugrunde gelegten Selbstbildfragebogens "erhaltenen Ergebnisse ... oft oberflächlich sind und die in unserer Kultur üblichen Gepflogenheiten sozialer Interaktion nach dem Motto widerspiegeln: Wie geht es dir? Danke, ganz gut!" (a.a.O.). In eine ähnliche Richtung läßt sich auch der von Oerter (gemeinsam mit Eva Dreher 1995) referierte Befund zu dem Konstanzer Jugendlängsschnitt von Helmut Fend einordnen (auch wenn diesmal auf eine explizite Kommentierung verzichtet wird), demzufolge 80 Prozent der dort befragten Jugendlichen ein positives Selbstkonzept haben, weil sie dem mit drei Einschränkungen versehenen Item "*Eigentlich* kann ich auf einiges bei mir ziemlich stolz sein" (Oerter & Dreher 1995, S.350; meine Hervorhebungen) zustimmen. Karl Haußer macht in diesem Zusammenhang darauf aufmerksam, daß in diesen Fragebögen "von der *Methode* her die Angabe eines *stabilen Selbstkonzeptes* erzwungen [wird], da übersituative Selbstbeschreibungen verlangt werden. Und da häufig bei den verlangten Selbstbeschreibungen auch nicht zwischen verschiedenen Lebensbereichen differenziert wird,

der Versuch, die Unvereinbarkeit von Befunden allein aus methodischen Differenzen erklären zu wollen, eine deutliche Grenze in der Tatsache, daß diese Unvereinbarkeit sich auch in disziplinären Subgruppen findet, die sich thematisch, theoretisch und methodisch ähnlich ausrichten, wie dies Fuchs-Heinritz (1990) z.B. kritisch für die biographische Jugendforschung anmerkt. Insbesondere für die (entwicklungs-) psychologische Forschung gilt darüber hinaus, daß sie sich noch immer durch eine sehr weitgehende Nichtzurkenntnisnahme qualitativer Forschungsmethodologien und -strategien auszeichnet.<sup>18</sup>

• (Inter-) Disziplinäre (Un-) Vereinbarkeiten: Trotz vielfältiger Bemühungen um interdisziplinäre Forschungsarbeiten und entgegen z.T. anderslautenden Bekundungen ist bisher keine einheitliche Juventologie in Sicht, sondern es überwiegen weiterhin disziplinär teilweise gegeneinander abgeschottete Perspektiven (siehe dazu exemplarisch Marfeka 1989). Überschneidungen finden sich noch am ehesten für Identität als gleichermaßen soziologisches und psychologisches Forschungsthema und (wenn auch bereits in weitaus geringerem Maße) für das Konzept der Entwicklungsaufgaben. Letzteres wurde, ursprünglich von Havighurst in den 40er Jahren entwickelt, in der entwicklungspsychologischen Forschung revitalisiert (siehe Dreher & Dreher 1985a, 1985b, Dreher & Oerter 1986), und es wird auch in soziologischen Forschungsarbeiten bzw. im Rahmen der erziehungswissenschaftlichen Sozialisationsforschung als fruchtbares Konzept verwandt (vgl. Hurrelmann & Neubauer 1986).<sup>19</sup> Insoweit ist ein vorsichtiges Interdisziplinärwerden zwar erkennbar, aber im Vordergrund bleiben disziplinäre Perspektiven. So ist z.B. die Frage nach Lebensentwürfen vornehmlich für erziehungswissenschaftliche (mikro-soziologische) Forschungsarbeiten interessant, Fragen nach Identität und Selbst werden zwischen Psychologie und Soziologie bzw. Erziehungswissenschaft behandelt. Inhaltlich ist ferner eine fortdauernde Wegwen-

---

wird zudem oft von der Methode her die Angabe eines *globalen Selbstkonzeptes* erzwingen" (Haußer 1995, S.121; Herv. im Orig.).

<sup>18</sup> Deutlich wird dies z.B. an dem gerade erschienenen "Lehrbuch Entwicklungspsychologie" von Heidi Keller (1998), das in den methodischen Kapiteln weder qualitative Verfahren darstellt, noch Verweise auf sie enthält. Auch wenn der Beitrag von Siegfried Hoppe-Graff (1998) hier insoweit als Ausnahme erscheint, als er Teile "qualitativen Denkens" mit aufgreift, erfüllt er die Regel des Nichtzurkenntnisnehmens, da mittlerweile in großer Zahl (im deutsch- und englischsprachigen Raum) vorliegende Lehrbücher zu qualitativen Erhebungs- und Auswertungsverfahren nicht rezipiert werden. Vgl. auch mein Kapitel IV.1.

<sup>19</sup> Ebenfalls verwendet wird das Konzept der Entwicklungsaufgaben innerhalb der biographischen Jugendforschung etwa bei Lenz, wenn auch abgewandelt im Konzept der "Handlungsaufgaben", um "die mit dem psychologischen Konzept der Entwicklung immer auch verbundenen endogenistischen Assoziationen zu vermeiden" (1990, S.117). Berührungspunkte finden sich darüber hinaus auch für die Identitätsforschung im engeren Sinne, so z.B. bei Straus und Höfer, denen zufolge sich durch das Konzept der Handlungsaufgaben (auch sie ziehen diesen Terminus dem der Entwicklungsaufgaben vor) eine "Verbindung von Lebenswelt und Biographie" (1997, S.280) herstellen lasse. Es sei nur kurz angemerkt, daß mir zum einen die von Straus und Höfer als notwendig postulierte terminologische Abgrenzung nicht ganz plausibel scheint, da Handlungsaufgaben zwar zunächst als "Schnittstelle" zu "Identitätsperspektiven" eingeführt, kurz danach aber beide synonym verwendet werden. Zum anderen ist der Benefit eines Inbeziehungsetzens dieser beiden Konzepte nicht nachvollziehbar, wenn lediglich auf den Umstand hingewiesen wird, daß Subjekte die ihnen gestellten (Entwicklungs- bzw. Handlungs-) Aufgaben nicht nur verschieden lösen, sondern unter den jeweiligen unterschiedlichen Bedingungen auch verschieden antizipieren.

dung von einer Beschäftigung mit dem "Seelenleben" Jugendlicher zu verzeichnen (mit Ausnahme der psychoanalytisch-orientierten Jugendforschung), die auch auf den sukzessive erfolgten Niedergang der Bedeutsamkeit (entwicklungs-) psychologischer Arbeiten im Rahmen sozialwissenschaftlicher Jugendforschung verweist, während in soziologischen Arbeiten die hastige und rastlose Produktion wechselnder Typisierungen weiterhin überwiegt.

- Sozialwissenschaftliche Jugendforschung und die Ausfaserung des Forschungsgegenstandes: Vor allem infolge postmoderner Jugend- und Identitätskonzeptionen, aber auch im Zuge der in der Entwicklungspsychologie vollzogenen Wendung hin zu einer "Entwicklungspsychologie der Lebensspanne" (initial Baltes 1979) sind die Fragen nach den Grenzen des Gegenstands bzw. die Annahmen der Unmöglichkeit einer solchen Grenzziehung vermehrt diskutiert worden.<sup>20</sup> Mittlerweile liegen unzählige Arbeiten zum Thema "Wandel der Jugendbiographie" vor, in denen die Frage nach Jugend und Identität in Form vieler Variationen von Selbstbildern, Selbstentwürfen, Selbstthematisierungen etc. aufgeworfen wird und die jenem Bereich der Identitätsforschung zuzurechnen sind, in dem nach Florian Straus (1991) "Identität als 'Und-Thema'" konstruiert und verstanden wird, da diese Autor(inn)en "Identität über ein anderes Thema abhandeln, aber zugleich als zentrale Forschungsperspektive wählen" (1991, S.5).<sup>21</sup>

- Der schwierige Stand einer entwicklungspsychologischen Jugendforschung: An der marginalen Position entwicklungspsychologischer Arbeiten im Gesamt einer sozialwissenschaftlichen Jugendforschung haben auch die in den zurückliegenden Jahrzehnten im Rahmen des Paradigmenwechsels (von der traditionellen hin zur modernen Entwicklungspsychologie) vorgenommenen Revisionen (Oerter 1979, Mönks 1981) wenig geändert, da mit den "neu(er)en Sichtweisen" im Hinblick auf die "Probleme des Jugendalters" (Olbrich & Todt 1984) zwar Abstand von tradierten Bildern über diese Lebensphase genommen wurde und – etwa unter Rekurs auf das Belastungs-Bewältigungsparadigma (Lazarus 1981) – "Jugendliche als Produzenten ihrer eigenen Entwicklung" (Lerner 1984) konzeptualisiert wurden, doch wurde mit dieser neuen Modellannahme letztlich die Zentrierung auf beobachtbares Verhalten nicht überwunden.<sup>22</sup> So führt etwa in jüngster Zeit Helmut Fend (1990) u.a. als Defizit der modernen

<sup>20</sup> Lenzen (1991, S.41) befindet in diesem Zusammenhang kritisch, der "Diskurs über Jugend [sei] ... ein Diskurs über Probleme von Erwachsenen mit der nachwachsenden Generation". Seiner Analyse zufolge hat sich aufgrund der Differenzierungen Jugend einerseits als Kategorie aufgelöst, andererseits hat sie in einem neuen Licht immens an Bedeutung gewonnen, da "Kindheit und Jugend zum Signum einer Kultur der Alterslosen" (a.a.O., S.48) geworden seien, was auf die Intention verweise, "alles zu vermeiden, was die Tatsache des zu erwartenden eigenen Todes ins Bewußtsein heben könnte" (a.a.O.).

<sup>21</sup> Straus grenzt "Identität als 'Und-Thema'" u.a. ab von der "verwandten Forschungstradition" der Selbstkonzeptforschung sowie von der "Identitätsforschung" in der Tradition spezielle Schulen, etwa die durch Erikson bzw. Marcia angeregten Arbeiten (siehe mein Kapitel III.1 und III.2.1.1). Zu den Untersuchungen von "Identität als 'Und-Thema'" gehören etwa die Studien von Baethge et al. (1988); Cavalli (1988) oder Zoll u.a. (1989); vgl. mein Kapitel III.2.1.2.

<sup>22</sup> Die psychologische Jugendforschung hat ihre "Vorreiterposition" innerhalb der interdisziplinären Jugendforschung, die sie bis zu den 60er Jahren innehatte, nicht wieder einnehmen können. Statt dessen dominiert die erziehungswissenschaftliche oder soziologische Jugendforschung (vgl. Krüger 1993'a; Tippelt & Becker 1984), in deren Überblickswerken (etwa Heitmeyer 1986; Markelka & Nave-Hertz 1989) sich, wenn überhaupt, nur vereinzelt die gerade führenden Vertre-

Entwicklungspsychologie an, daß mit dem Fokus entwicklungspsychologischer Forschung auf beobachtbare Problembewältigung verhindert wird, das Seelenleben des Jugendlichen überhaupt angemessen zu verstehen: "Welche Gefühle Jugendliche beherrschen, wie ihr Phantasieleben als Folge unterschiedlicher Entwicklungsprozesse aussieht, das tritt in der verhaltensorientierten Entwicklungspsychologie in den Hintergrund" (a.a.O., S.256f). Zudem hat sich innerhalb der entwicklungspsychologischen Jugendforschung scheinbar ein Verständnis durchgesetzt – wenn auch nicht immer bezugnehmend auf den zwischenzeitlich Furore machenden, theoretisch wenig elaborierten Ansatz von John Coleman (1984, 1989), von ihm als "Fokal Theorie" in die Diskussion eingeführt mit der zentralen Annahme, daß Jugendliche sich "immer nur einem Problem zu einer Zeit zuwenden" (Colemann 1984, S.66) –, daß durch eine kontinuierliche Aufarbeitung von Entwicklungsanforderungen zu einer produktiven Anpassung zu kommen sei und auf diese Weise auch die Absenz von Krisen erklärt werden könne. Die in dieser Tradition stehenden Ansätze blenden in gleich zweierlei Weise für die Individuation bedeutsame Prozesse aus: Zum einen bleiben die mittlerweile wieder innerpsychisch lokalisierten Prozesse "auf der Oberfläche", denn "was der Jugendliche denkt und tut [und fühlt] wird nicht unter dem Aspekt seiner Bedeutung für den Weg zur Reife des Erwachsenen gesehen" (Fend 1990, S.7). Zum anderen werden die je konkreten Lebenslagen Jugendlicher im Stile einer "Fußnote der Entwicklung" reduktionistisch behandelt. Letzteres bedeutet – trotz der Betonung etwa einer "ökologischen Perspektive" (Bronfenbrenner 1976, 1981), die aber in der Forschungspraxis uneingelöst bleibt –, daß gesellschaftlich vermittelte, soziale und materielle Umwelten als "konstitutive Strukturen der Persönlichkeitsbildung" (Hurrelmann 1983, S.96) kaum berücksichtigt werden und daß damit vor dem Hintergrund der in den soziologisch-sozialwissenschaftlichen Disziplinen beschriebenen Erosionsprozesse die Gefahr besteht, "Opfer" der eigenen anthropologischen Voreingenommenheiten zu werden (vgl. Peters 1988). So wird innerhalb der (entwicklungs-) psychologischen Jugendforschung nach der Akzentverlagerung vom Störreiz-Modell der Entwicklung zu Bewältigungskonzepten in der Regel davon ausgegangen, daß die Mehrheit der Jugendlichen mit den aktuellen gesellschaftlichen und sozialen Veränderungen keine Probleme hat bzw. sich die Jugendforschung zu sehr einer Minderheit von Jugendlichen, die sozial auffällig sei, zuwende. Gleichwohl ist mit Meinolf Peters zu fragen, ob angesichts vorliegender "Befunde, die nicht ins Bild passen" (a.a.O., S.28) und die den erhöhten Anteil an Depressivität, Suizidalität, Drogenkonsum und Kriminalität in dieser Lebensphase dokumentieren, "nicht weniger die [in der traditionellen entwicklungspsychologischen Jugendforschung vorherrschende] Behauptung, die Adoleszenz sei eine besonders konfliktreiche Entwicklungsphase, zu hinterfragen sei als vielmehr die Tatsache, daß in [heutigen] empirischen Studien so wenig Anhaltspunkte für Konflikte gefunden wurden" (a.a.O.).

Ich selbst werde mich bei meinem folgenden Versuch, mich durch das Dickicht der theoretischen Perspektiven und empirischen Beiträge zu schlagen, auf einige mir wesentliche Pfade beschränken (müssen). Dies bedeutet neben der Vorstellung traditio-

---

ter(innen) einer entwicklungspsychologischen Jugendforschung finden, während in dem bereits in der zweiten Auflage erschienenen "Handbuch der Jugendforschung" (Krüger 1993<sup>c</sup>) statt entwicklungspsychologischen "psychoanalytische Ansätze" (Erdheim 1993<sup>c</sup>) vorgestellt werden.



neller Konzepte von Identität wie dem Eriksonschen und dessen Reformulierung vor allem durch Marcia (vorrangig) den Einbezug jener Arbeiten, die sich der Frage widmen, inwieweit – Unschärfe hin und vielseitige Verwendbarkeit her – angesichts der im Individualisierungstheorem postulierten veränderten gesellschaftlichen Bedingungen von neuen Formen der Identität auszugehen ist bzw. wie Jugendliche unter diesen Bedingungen Identität herstellen. Damit beuge ich mich – einmal unterstellt, daß die Straussche Einteilung akzeptabel ist – gerade auch in das Feld der "Und-Thema"-Identität, anstatt mich auf jene Forschungsorientierung zu beschränken, die Erikson nahe forscht (und in der überwiegend die von ihm postulierte Phasenfolge zu belegen bzw. zu widerlegen versucht wird, vgl. dazu zusammenfassend Meeus 1993) oder unmittelbar an die Überlegungen Marcias anschließt (um weitere Detailergebnisse zu dessen Identitätszuständen zu liefern bzw. eine weitergehende Auffächerung vorzunehmen, siehe dazu zusammenfassend Marcia 1980, 1993a). Diese Entscheidung begründet sich darin, daß ich es trotz aller im Themenfeld der "Identität als 'Und-Thema'" mitunter vorfindbaren terminologischen Unzulänglichkeiten für fruchtbar halte, mich dieser eher sozialwissenschaftlichen Jugendforschung zuzuwenden, weil sich hier Argumente für das Für und Wider der Neuerscheinung von Jugend und Identität finden lassen, und dies gerade dann, wenn, was ich versuchen möchte, das Spannungsfeld zwischen den vertretenen Positionen – "neues" vs. "altes" Subjekt / "neue" vs. "alte" Identität – ausgelotet werden soll.<sup>23</sup>

---

<sup>23</sup> Aus dieser Wahl folgt auch, daß einige der nachfolgend erwähnten Arbeiten aus dem – zumindest formal definiert – nicht-psychologischen Teil der sozialwissenschaftlichen Jugendforschung stammen. Dies hat einen wichtigen Grund darin, daß die Frage nach gesellschaftlicher Veränderungen in der (Jugend-) Psychologie wie erwähnt nur marginal behandelt wird. Besonders deutlich wird dies m.E. in dem Band "Entwicklungspsychologie des Jugendalters" von Otto Ewert, der in seinem Nachwort schreibt: "Es hätte nahegelegen, das vorliegende Basisbuch durch Ausführungen über Jugendprotest, über Drogenabhängigkeit und Jugendsekten zu ergänzen und zu erweitern. Daß jenes nicht geschieht, liegt in der Absicht begründet, entwicklungspsychologische Grundzüge des Jugendalters in den Vordergrund zu stellen, hat aber auch mit den theoretischen Voreingenommenheiten des Verfassers zu tun" (1983, S.149). Daß unterschiedliche Gründe für die Enthaltensamkeit vorliegen, wird deutlich, wenn Silbereisen und Kastner (1986, S.63) schreiben: "Die Psychologie als Disziplin hat sich einer Beteiligung an der notorischen Jagd auf die Erforschung des jeweils aktuellsten Jugendproblems weitgehend enthalten. Zu danken ist dies allerdings nicht so sehr ihrer Seriosität, sondern wohl eher der Marginalität des Themas im akademischen Betrieb."

### **III. Theoretische Annäherung – Was ist, kann und soll Identität sein? Ein Streifzug durch (post-) moderne Konzeptualisierungen von Identität im Jugendalter**

Im Rahmen der folgenden theoretischen Annäherung soll gezeigt werden, wie Identität im Jugendalter in psychologischen bzw. sozialwissenschaftlichen Diskursen konzeptualisiert und empirisch untersucht wird. Zunächst wird in Kapitel III.1 Erikson und dessen Identitäts- und Adoleszenz-Modell vorgestellt. Die zentrale Frage, was Identität im Jugendalter ist, bewegt auch an Erikson anschließende Revisionen, die grob in zwei nur teilweise miteinander verbundene Richtungen geteilt werden können: Im Rahmen empirischer Differenzierungen entstand – zunächst im Anschluß an den Erikson-Schüler James E. Marcia, aber auch im Rahmen einer biographischen und überwiegend qualitativ-orientierten Jugendforschung – eine Vielzahl von Typologien, mit denen sich Kapitel III.2.1 auseinandersetzt. Einen anderen Weg wählten Autor(inn)en, die rückgreifend insbesondere auf psychoanalytische und sozialwissenschaftliche Subjekt- und Welterklärungen umfassendere Verstehensversuche von Jugendidentität vorlegten: Stellvertretend für psychoanalytische wird in Kapitel III.2.2 der Ansatz von Mario Erdheim vorgestellt, für Erklärungsversuche, die (in allerdings unterschiedlicher Weise) mit dem Individualisierungstheorem verbunden sind, stehen die Arbeiten von Werner Helsper und Heiner Keupp.

Die Spanne zwischen dem Beginn von Kapitel III.1 – markiert durch den Namen Erikson – und dem Ende von Kapitel III.2 – markiert durch dessen (zumindest im deutschsprachigen Raum) gewichtigen Widersacher Heiner Keupp, der zusammen mit seinen Mitarbeiter(inne)n seit 1988 unterschiedliche Bemühungen unternommen hat, Identität neu (oder doch zumindest anders als Erikson) zu konzipieren –, umreißt die Entwicklung und den aktuellen Stand der Debatte um jugendliche (Nicht-) Identität(en). Neben der (nicht ganz nebensächlichen) Frage, ob Erikson nun zu verabschieden oder noch zu retten sei (von Revitalisieren zu sprechen scheint mir etwas überzogen angesichts eines nur antizipatorischen Abschieds, wie ein Blick in die Literatur zeigen wird), geht es mir im Nachvollzug dieser Debatte im Rahmen einer Zwischenbilanz (Kapitel III.3) vor allem darum zu erkunden, was denn aus einer kritischen Perspektive, die ihre Wurzeln aus dem Diskurs der Postmoderne zieht, im Hinblick auf die Identitätsdiskussion und hinsichtlich einer fruchtbaren Fassung von Identität für die folgende empirische Forschungsarbeit zu beachten sein könnte. Hier zeichnet sich mit der vor allem durch Heiner Keupp postulierten Fassung des Identitätskonzepts eine Wende ab weg von der Frage nach der Beschaffenheit von Identität hin zu der Frage ihrer (erzählerischen und kontextuell bestimmten) Konstruktion, die zum einen in einem – verglichen mit Erikson – weitaus größeren Ausmaß die Art und Weise miteinschließt, wie angesichts je konkreter gesellschaftlicher Bedingungen das Ensemble Subjekt-Welt gefaßt werden könnte. Zum anderen verweist die Beschäftigung mit der inter-subjektiven Konstruktion von jugendlichen Identitäten auf das Forschungsfeld der narrativen Identität, das in Kapitel III.4 zumindest in Grundzügen behandelt werden soll.

Vor diesem Hintergrund wird dann in einem die theoretische Annäherung abschließenden Schritt (Kapitel III.5) die Ausgangsfrage nach der Beschaffenheit und Herstel-

lung von Identität im Jugendalter präzisiert und es wird begründet, welche "sensibilisierenden Konzepte" für die weitere Untersuchung hinzugezogen werden.

## 1 Identität via Erikson: Die Er-Findung des psychosozialen Subjekts

"Eine Arbeit zur Identitätstheorie kommt an Erikson natürlich nicht vorbei", schreibt Heiner Keupp (1996, S.vii), einer der "scharfen" Kritiker Eriksons, in seinem Vorwort zu dem Buch "Das narrative Selbst" von Wolfgang Kraus (1996). Es sei selbstverständlich, so ist weiter zu lesen, daß eine Antwort auf die Frage, "wie wir heute Identität zu fassen haben", bei Erikson ihren "Ausgangspunkt" nehmen müsse (Keupp 1996, S.vii) bzw. es sei "nicht erforderlich, Erikson zum 'alten Hut' [zu] erklären" (a.a.O., S.viii). Auch Wolfgang Kraus befindet, daß, wer "über Identität nachdenkt, ... in guter Gesellschaft [ist], wenn er mit dem Ansatz von Erikson beginnt" (Kraus 1996, S.13). Ein wesentlicher Grund hierfür sei, daß Eriksons psychosoziale Entwicklungstheorie für "zwei Jahrzehnte ... eine so beeindruckende Syntheseleistung psychologischer und soziologischer Wissens Elemente ermöglicht [hat]" (Keupp 1988, S.430) bzw. "eines der wenigen Integrationskonzepte" (a.a.O.) darstelle, mit dessen Hilfe es gelinge, "die 'Akkumulation' jener 'inneren Besitzstände' im Verlaufe der Sozialisation aufzuzeigen, auf deren Grundlage eine reife Erwachsenenpersönlichkeit möglich ist" (a.a.O., S.431). Diese Töne verwundern angesichts der ebenfalls von Keupp seit Ende der achtziger Jahre mehrfach wiederholten programmatischen Forderung, "Abschied von Erikson" (Keupp 1988) zu nehmen. Und wenn Heiner Keupp (1997a) dann noch bei seinem aktuellen Ordnungsversuch der "Diskursarena Identität" (wenn auch, wie mir scheint, zähneknirschend) eingesteht, daß "wir auf einige fundamentale Einsichten von Erikson wohl nach wie vor angewiesen sein werden" (Keupp 1997a, S.15), ohne allerdings zu erwähnen, welche dies sein könnten, scheint mir Neugierde geboten, Eriksons Bemühungen, die Subjektentwicklung zu verstehen, genauer zu betrachten.

Eriksons Ansatz beinhaltet eine einschneidende Veränderung bzw. Erweiterung psychoanalytischer Theoriebildung, denn er betont gleichrangig neben dem sexuellen den sozialen Aspekt menschlicher Entwicklung, die er als ein Ineinandergreifen "der psychosexuellen und der psychosozialen Epigenese" (Erikson 1974<sup>2</sup>a, S.152) konzipiert.<sup>1</sup> Indem Erikson entgegen traditionellen psychoanalytischen Konzepten alle Lebensphasen von der frühen Kindheit bis zum hohen Erwachsenenalter in seinem Modell berücksichtigt, hat er einen "geradezu revolutionäre[n] Ansatz einer lebenslangen Entwicklung" (Haußer 1995, S.79) vorgedacht: Das Subjekt durchläuft – Erikson zufolge im Sinne einer Entwicklungslogik zu verstehen – acht aufeinander aufbauende Phasen, wobei jede Phase eine eigene Thematik (als Polarität von zwei Dimensionen formuliert) aufweist. Die folgende Darstellung (Abbildung II.1) enthält Eriksons Phasenmodell mit den jeweiligen Thematiken und Polen; sie ist hier aus Gründen der Nachvoll-

---

<sup>1</sup> Das "epigenetische Prinzip" als Leitgedanke von Eriksons Lebenszyklusmodell besagt, daß "alles was wächst, einen Grundplan hat, dem die einzelnen Teile folgen, wobei jeder Teil eine Zeit des Übergewichts durchmacht, bis alle Teile zu einem funktionierenden Ganzen herangewachsen sind" (1974<sup>2</sup>a, S.57).

ziehbarkeit beigelegt, da im folgenden der Fokus vor allem Eriksons Adoleszenz-Konzeption gilt.<sup>2</sup>

	1	2	3	4	5	6	7	8
Säuglingsalter	Urvertrauen vs. Mißtrauen				Unipolarität vs. vorzeitige Selbstdifferen- zierung			
Kleinkindalter		Autonomie vs. Scham und Zweifel			Bipolarität vs. Autismus			
Spielalter			Initiative vs. Schuldgefühl		Spiel-Identifi- kation vs. (ödi- pale) Phana- siasie-Iden- titäten			
Schulalter				Wertsinn vs. Minderwer- tungs- gefühlsgefühl	Arbeitsidenti- fikation vs. Identitätssperre			
Adoleszenz	Zeitperspektive vs. Zeitdif- fusion	Selbstgewiß- heit vs. pein- liche Identi- tätswahl	Experimentieren mit Rollen vs. negative Identitätswahl	Zutrauen zur eigenen Lei- stung vs. Ar- beitslähmung	Identität vs. Identitäts- diffusion	Sexuelle Identität vs. bisexuelle Diffusion	Führungspo- larisierung vs. Autoritätsdif- fusion	Ideologische Polarisierung vs. Diffusion der Ideale
Frühes Er- wachsenenalter					Solidarität vs. soziale Isolie- rung	Intimität vs. Isolierung		
Erwachsenen- alter							Generativität vs. Selbst- absorption	
Reifes Er- wachsenen- alter								Integrität vs. Lebens-Ekel

**Abbildung II.1:** Schematische Darstellung des Entwicklungsmodells von Erikson (1974<sup>2</sup>a, S.150f). In der Diagonalen finden sich die psychosozialen Krisen in ihrer zeitlichen Abfolge, die Vertikale deutet an, daß jede Komponente vorher bereits in "gewisser Form" (a.a.O., S.149) existiert.

<sup>2</sup> Eriksons Entwicklungsmodell erfreut sich vor allem in der entwicklungspsychologischen Forschung einiger Beliebtheit, wobei er selbst seinem eigenen Entwurf gegenüber ein durchaus (selbst-) kritisches Verhältnis eingenommen hat. So schreibt er bezogen vor allem auf das Diagramm, das er auch als "Blaupause" (1974<sup>2</sup>a, S.149) bezeichnet, aber vielleicht auch hinsichtlich seiner Konzeption des epigenetischen Prinzips: "Ein solches Diagramm kann jedoch nur dann empfohlen werden, wenn der Leser auch davon wieder abzusehen vermag" (a.a.O., S.148). Später führt er aus: "Andere würden vermutlich vorziehen, weiterzulesen und das Diagramm jenen überlassen, die sich für solche Aufzeichnungen interessieren. Ich werde also hier einen Paragraphen einfügen, der nur für Kartenliebhaber gedacht ist ... die anderen Leser können diesen nächsten Paragraphen ebenso übergehen wie alle nachfolgenden Nummern, die in Klammern stehen" (1974<sup>2</sup>b, S.186). Neben diesen eher (selbst-) ironischen Tönen finden sich zusätzlich explizit kritische Anmerkungen: "Diagramme üben in aller Stille einen gewissen Zwang aus" (1974<sup>2</sup>a, S.177), und er vergleicht sie mit "einem 'Freund Harvey' aus dem Film: man ertappt sich dabei, daß man unversehens mit ihm redet. In der therapeutischen Arbeit versucht man zu ignorieren, daß einem das Diagramm ab und zu sozusagen über die Schulter guckt, um sich einzumischen" (a.a.O.).

Trotz der in diesem Phasenmodell vertretenen Verknüpfung von spezifischer Thematik und Lebenszeit besteht für Erikson "jede Thematik ... im Grunde genommen das ganze Leben hindurch" (Haußer 1995, S.76), d.h. sie existiert "auch schon vor der Zeit, in welcher sie 'phasen-spezifisch' wird", wirkt in "einer bestimmten Altersphase aber ... dominierend" (a.a.O.) und kulminiert in einer phasenspezifischen psychosozialen Krise. Die Verarbeitung dieser Krisen führt zu je *vorläufigen* Festlegungen bzw. jede Phase "erhält am Schluß ... ihre mehr oder weniger dauernde Lösung" (Erikson 1974<sup>2</sup>a, S.149; Herv. im Orig.).

Identität ist für Erikson – das hier nur kurz skizzierte Entwicklungsmodell vorausgesetzt – je nach Lebensphase durch verschiedene Erlebenszustände und Handlungsmöglichkeiten gekennzeichnet, die in unterschiedlicher Weise das individuelle Selbst- und Menschsein bestimmen. Jenseits dieser Unterschiedlichkeit beschreibt er jedoch als Gemeinsames die "Subjektentwicklung als Gewinn von Handlungsfähigkeit und Autonomie, als Ablösung vorangegangener Abhängigkeiten und Integration früherer Erfahrungen in eine weiterentwickelte Identität" (Tilman 1993<sup>4</sup>, S.213). Das Hauptmerkmal persönlicher Identität ist Erikson zufolge "das bewußte Gefühl ... der unmittelbaren Wahrnehmung der eigenen Gleichheit und Kontinuität in der Zeit, und der damit verbundenen Wahrnehmung, daß auch andere diese Gleichheit und Kontinuität erkennen" (Erikson 1974<sup>2</sup>a, S.18). Der Eriksonsche Identitätsbegriff beinhaltet insofern eine wechselseitige Beziehung zwischen dem Subjekt und seiner Um- und Mitwelt, er umfaßt "sowohl ein dauerndes inneres Sich-Selbst-Gleichsein, wie ein dauerndes Teilhaben an bestimmten gruppenspezifischen Charakterzügen" (a.a.O., S.124). Die hier genannten zentralen Bestimmungstücke von Identität via Erikson – sein Verständnis von Identität als Gefühl und von Identität als einer immer schon geteilten Subjekt-Außenwelt-Beziehung – sollen im folgenden expliziert werden, um in ihnen Eriksons Anstrengung nachvollziehbar zu machen, menschliche Identität im schwierigen Spiel zwischen einer psychologischen und soziologischen Perspektive zu verorten. Daran anschließend werde ich Eriksons Vorstellung von einer "gelungenen" und von einer "mißlungenen", diffusen Identität skizzieren.

### *1.1 Identität als Gefühl – multiperspektivische Bestimmungsversuche*

Erikson spricht selbst "lieber von einem 'Gefühl der Identität' als von einer Charakterstruktur oder einem 'Grundcharakter'" (a.a.O., S.188). Diese Einengung von Identität auf das Identitätsgefühl ist überraschend und verständlich zugleich; überraschend, weil Erikson selbst sehr unterschiedliche Facetten des Identitätsbegriffs ablieferte – nach Haußer (1995, S.2) könnten "böse Zungen behaupten ..., Eriksons Erfolgsgeheimnis liege darin, daß er seinen zentralen Begriff – die menschliche Identität – nirgendwo ordentlich wissenschaftlich definierte". Zutreffender scheint mir, daß Erikson *unterschiedliche Bedeutungsdimensionen für den Terminus Identität* vorgesehen hat – etwa wenn er "auf eine soziale Funktion des Ichs hinweisen möchte, die darauf abzielt, in der Adoleszenz das relative psychosoziale Gleichgewicht herzustellen" (Erikson 1974<sup>2</sup>a, S.192), oder wenn er Identität als "ein[en] spezifische[n] Zuwachs an Persönlichkeitsreife [betrachtet] ..., den das Individuum am Ende der Adoleszenz der Fülle seiner Kindheitserfahrungen entnommen haben muß, um für die Aufgaben des Erwachsenenlebens gerüstet zu sein" (a.a.O., S.123).

Die unterschiedlichen Bedeutungsdimensionen und die damit vage Begriffsbestimmung von Identität sieht Erikson im Gegenstand selbst begründet:

Ich kann das Problem der Identität nur zu verdeutlichen versuchen, indem ich es von einer Anzahl von Blickwinkeln aus anleuchte ..., wobei dann der Begriff der Identität im jeweiligen Zusammenhang für sich selber sprechen soll. Es wird sich dadurch einmal um ein bewußtes Gefühl der individuellen Identität, ein andermal um das unbewußte Streben nach einer Kontinuität des persönlichen Charakters zu handeln scheinen; einmal wird Identität als ein Kriterium der stillschweigenden Akte der Ich-Synthese, dann wieder als das Festhalten an einer inneren Solidarität mit den Idealen und der Identität einer Gruppe erscheinen. Manchmal wird der Begriff völlig naiv im Sinne der Umgangssprache benutzt werden, um dann wieder vage an vorhandene Begriffe der Psychologie und Soziologie anzuknüpfen (a.a.O., S.124f).

Erikson, der sich sicher war, daß trotz all seiner Bemühungen der "Begriff selbst immer noch einigermaßen mehrdeutig erscheinen [wird]" (a.a.O., S.125), verband mit seinen eigenen Streifzügen und Erkundungen gleichwohl die Hoffnung, "daß ein wichtiges Problem und ein notwendiger Gesichtspunkt in seinen Umrissen schärfer hervorgetreten sein wird" (a.a.O.). Fast zwanzig Jahre später akzentuierte er für eine psychologische Betrachtung "einige Mindestanforderungen ..., deren wir bedürfen, um die Komplexität der Identität auszuloten" (Erikson 1974<sup>2</sup>b, S.18): Dazu gehörte, daß Identitätsbildung sich auf

einen Prozeß gleichzeitiger Reflexion und Beobachtung [beziehen muß] ..., einen Prozeß, der auf allen Ebenen des seelischen Funktionierens vor sich geht, durch welches der einzelne sich selbst im Lichte dessen beurteilt, wovon er wahrnimmt, daß es die Art ist, in der andere ihn im Vergleich zu sich selbst und zu einer für sie bedeutsamen Typologie beurteilen; während er ihre Art, ihn zu beurteilen, im Lichte dessen beurteilt, wie er sich selbst im Vergleich zu ihnen und zu Typen wahrnimmt, die für ihn relevant geworden sind (a.a.O., S.19).

Auch wenn Erikson in dieser Definition eine wichtige Dimension seines Identitätsbegriffes dahingehend präzisiert, daß Identität nicht auf die Innensicht des Individuums reduziert betrachtet und verstanden werden darf, sondern daß "in der Selbstreflexion ... Außen- und Innenperspektive zusammen[hängen] und ... sich über die Innenperspektive des Individuums [vermitteln]" (Straus 1991, S.5, siehe auch Frey & Hauber 1987a), hält er ungeachtet der unterschiedlichen Verwendungen, Einschränkungen und Expansionen weiter an der "ausschlaggebende[n] Bedeutung des Gefühls der gleichbleibenden 'Selbheit'" (Erikson 1974<sup>2</sup>b, S.257) fest. Auch subjektiv sei Identität vor allem als Identitätsgefühl bestimmt mit den darin möglichen besonderen Formen des Sich-Selbst-Gewahrseins und -werdens. Dieses Gefühl ist Erikson zufolge am intensivsten bzw. man ist "sich seiner Identität am bewußtesten, wenn man sie eben erst zu gewinnen im Begriff steht und gewissermaßen überrascht seine eigene Bekanntschaft macht" (Erikson 1974<sup>2</sup>a, S.147). Ähnliches gilt auch für jene Lebenssituationen, in denen das Individuum Gefahr läuft, Identität zu verlieren, d.h. "wenn man gerade auf eine Krise zusteuert und das peinliche Erlebnis der Identitätsdiffusion hat" (a.a.O., S.147). Das Gefühl der Identität wird also "um so notwendiger (und problematischer), wo eine große Reihe von möglichen Identitäten ins Auge gefaßt werden muß" (1974<sup>2</sup>b, S.257).

## 1.2 Innen- und Außenperspektive und das Beispiel Adoleszenz

Die Akzentuierung von Identität als Identitätsgefühl hat auch noch (oder: schon wieder) fast ein halbes Jahrhundert später im Rahmen psychoanalytischer Konzeptionen Definitionskraft, so etwa, wenn nach Werner Bohleber (1996, S.26) "die affirmative Funktion, die das Identitätsgefühl für die innerseelische Dynamik hat, im Zentrum der begrifflichen Definition ... [stehen muß]. In der affektiven Wahrnehmung, mit sich selbst identisch sein, fließen äußere und innere Realität zusammen".

Dieses Identitätsgefühl (auch als Selbsterleben bzw. als subjektives Identitätsempfinden zu bezeichnen) ist – wie ich im folgenden zeigen möchte – in Eriksons Theorie menschlicher Entwicklung eng verbunden mit seiner Vorstellung von der Reorganisation psychischer Prozesse und mit der Frage nach gesellschaftlicher Integration. Denn nach Erikson kann es "kein subjektives Identitätsempfinden geben, solange die unbewußte Reorganisation von Bedürfnissen und Identifizierungen nicht erfolgreich abgeschlossen und die optimale Integration von Individualität und Autonomie einer Person und den gesellschaftlichen Erwartungen und Anforderungen erreicht ist", schreibt Augusto Blasi (1993, S.122), und er fügt hinzu, daß aufgrund dieser Besonderheit "Erikson als der letzte organismische Optimist" (a.a.O.) bezeichnet werden kann. Etwas vorsichtiger formuliert ist zumindest davon auszugehen, daß Identitätsbildung im Verständnis Eriksons nicht nur als ein innerpsychisches Geschehen begriffen werden darf, sondern mit der Akzentuierung des psychosozialen Moments liegt der Fokus gleichberechtigt auf der aktiven Auseinandersetzung mit gesellschaftlichen Angeboten bzw. Rahmenbedingungen, die für die Erprobung und Herausbildung von Identität förderlich oder hinderlich sein können.

Wie Erikson sich das Zusammenspiel von Person und Gesellschaft vorstellt, ist insbesondere an seinem Konzept der Adoleszenz als einem "psychosozialen Moratorium" erkennbar. Die Identitätsentwicklung ist für ihn in die menschliche Entwicklung eingebettet mit der Adoleszenz als einem relativen Höhepunkt. Die Hervorgehobenheit der Adoleszenz als fünfter Phase im Lebenslauf<sup>3</sup> mit dem für sie charakteristischen Ringen um Identität bzw. dem Versuch, die Gefahr einer Identitätsdiffusion zu vermeiden, bedeutet allerdings – dies sei hier noch einmal betont, da es häufiger unberücksichtigt bleibt – für Erikson nicht, "daß die Identitätsbildung mit der Adoleszenz beginne oder ende: sie ist vielmehr eine lebenslange Entwicklung" (1974<sup>2a</sup>, S.140f; Herv. im Orig.), bei der – der epigenetischen Annahme entsprechend – (lediglich) "frühere[...] relative[...] Errungenschaften ... zu Hauptfaktoren im Kampfe um Identität werden" (a.a.O., S.179). Identitätsbildung in der Adoleszenz setzt also eine Reorganisation psychischer Prozesse voraus, denn bereits in der Kindheit werden "Kristallisationen erprobt, welche das Kind glauben und fühlen lassen ..., daß es annähernd weiß, wer es ist – um jedoch bald zu finden, daß diese Selbstgewißheit immer wieder

---

<sup>3</sup> Hier zeigt sich auch eine "Verwandtschaft" mit Havighursts Konzept der Entwicklungsaufgaben (Havighurst 1982<sup>7</sup>), die sich dem Subjekt aufgrund körperlicher, gesellschaftlicher und individuell gesetzter Anforderungen stellen. Havighurst legt Erikson ähnlich den Kulminationspunkt menschlicher Entwicklung in das Jugendalter; auch bei ihm sind Entwicklungsaufgaben in der Adoleszenz keine isolierten Aufgaben (bzw. Themen), sondern verbunden mit denen der Kindheit (und damit als ihre Weiterführung zu verstehen) bzw. denen des Erwachsenenalters (als deren erste Vorwegnahmen).

den Brüchen in der psychosozialen Entwicklung ... zum Opfer fällt" (a.a.O., S.141).<sup>4</sup> Die Adoleszenz "beginnt dort, wo die Brauchbarkeit der Identifikationen endet. Sie entsteht dadurch, daß die Kindheitsidentifikationen teils aufgegeben, teils aneinander angeglichen und in einer neuen Konfiguration absorbiert werden" (a.a.O., S.140),<sup>5</sup> d.h. "sie schließt alle wichtigen Identifikationen ein, aber verändert sie auch, um aus ihnen ein einzigartiges und einigermaßen zusammenhängendes Ganzes zu machen" (a.a.O., S.139). Am Ende der Adoleszenz tritt *der* (bei Erikson allerdings weniger – so viele seiner Kritiker[innen] – *die*) Jugendliche in "das Stadium einer sichtbaren Identitätskrise" (a.a.O., S.140; Herv. im Orig.), wobei "nicht die Heftigkeit der Krise ... das Kriterium erfolgreicher Identitätsbildung [sein soll], sondern die intensive Auseinandersetzung mit der Entwicklungsaufgabe" (Krappmann 1997, S.75).

Im Verlaufe der Adoleszenz fungieren Identitätswürfe als Möglichkeit der Erprobung im Wechselspiel zwischen gesellschaftlichen Angeboten und dem/der Adoleszenten. Im Rahmen des psychosozialen Moratoriums – einem sozialen Analogon zum vorpubertären psychosexuellen Moratorium ("Latenzperiode") – sucht sich das Individuum "in irgendeinem der Sektoren der Gesellschaft seinen Platz ..., eine Nische, die fest umrissen und doch wie einzig für ihn gemacht ist" (Erikson 1974<sup>2</sup>a, S.137f). Das Moratorium ist "durch umgrenzte Pflichten, gebilligte Wettkämpfe und spezielle Freiheiten charakterisiert und doch schon auf die ganze Hierarchie zukünftiger Leistungen und Laufbahnen, Kasten und Klassen, Innungen und Verbände abgestimmt" (a.a.O., S.185). Die Subjekte können sich Erikson zufolge nicht nur über "freies Rollen-Experimentieren" (a.a.O., S.137) – wenn auch eben im Rahmen definierter Freiheitsgrade – (selbst) kennenlernen, sondern es wird ihnen zugestanden, probeweise eingenommene Positionen wieder zu verlassen bzw. sich selbst zu fragen, ob denn der vorgesehene Platz der ihre sein, die angebotene Rolle die ihre werden kann. Identitätstheoretisch gesehen soll dieser gesellschaftlich zugestandene Moratoriums-Status dazu verhelfen, daß

der junge Erwachsene das sichere Gefühl innerer und sozialer Kontinuität [gewinnt], das die Brücke bildet zwischen dem, was er als Kind war, und dem, was er nunmehr im Begriff ist zu werden; eine Brücke, die zugleich das Bild, in dem er sich selber wahrnimmt, mit dem Bilde verbindet, unter dem er von seiner Gruppe, seiner Sozietät erkannt wird (a.a.O., S.138).

Die in diesen Erprobungsfeldern möglichen und gewünschten "Probeidentifikationen" (a.a.O., S.142) und die auf diese Weise vollzogenen Vorwagnahmen antizipierter Rollenerwartungen erlauben, ein Bild von sich im Vorher, Nachher und im Jetzt herzustellen, wobei die "Erwartungshaltungen ... zu Teilen der Identität werden, indem sie Schritt für Schritt in entscheidenden Erfahrungen auf ihre psychosoziale 'Eignung' hin geprüft werden" (a.a.O.). Dieses Erproben bleibt nicht auf konkrete Situationen

<sup>4</sup> Hier schwingt zusätzlich ein Verständnis der Jugendphase als "Nachbereitung" der Kindheit und als "Vorbereitung" auf das Erwachsensein mit, ohne allerdings Identitätsbildung (nur) als eine "spezielle, Merkmale ... der Adoleszenzphase" (Haußer 1995, S.75) umfassende Entwicklungsaufgabe (miß-) zu verstehen. Zu weiteren Bedeutungsdimensionen vgl. zusammenfassend Blasi 1993, DeLevita 1971, Flammer 1996<sup>2</sup>, Haußer 1995, Marcia 1993b, Miller 1993, Trautner 1991.

<sup>5</sup> Identität ist mehr als die "bloße Summierung der Kindheitsidentifikationen [, die] ... niemals zu einer funktionstüchtigen Persönlichkeit führen kann" (Erikson 1974<sup>2</sup>a, S.139); Identifikationen "neigen dazu, in aller Stille einer neuheitlichen 'Gestalt' untergeordnet zu werden, die mehr ist als die Summe der Teile. Identifikationen sind nämlich doch nur Mechanismen von begrenzter Brauchbarkeit" (a.a.O.).



und Momente beschränkt, sondern die Ichentwicklung der Jugendlichen "erfordert und gestattet ... ein spielerisches, wenn auch oft gewagtes Experimentieren mit der Phantasie und Introspektion" (a.a.O., S.145).

Der hier vorgesehene und erlaubte Freiraum vom Übergang aus der Kindheit in das Erwachsensein – oder, um mit Erdheim (1984, 1988) zu sprechen, aus dem Bann der Familie in die umgebende Kultur<sup>6</sup> – soll und darf für Erikson nicht zu einem Dauermoratorium werden, da sonst (terminologisch) der Moratoriumsbegriff unterlaufen und da (inhaltlich) "ein Moratorium ohne Ende ... alle Utopien ab[schaffen würde]" (Erikson 1982, S.206). Statt also immer Jugendliche(r) zu bleiben, hat der/die Adoleszente nach einer zugebilligten Zeit des Suchens und Experimentierens zu einem vorläufigen Abschluß der Identitätsbildung zu gelangen. Sie gilt dann als "wirklich abgeschlossen, wenn das Kind seine Kindheitsidentifikationen einer neuen Form von Identifikationen untergeordnet hat, die es in einer intensiven Gemeinschaft und im Wettstreit mit Gleichaltrigen errungen hat" (1974<sup>a</sup>, S.136f). Am Ende der Adoleszenz muß "das Identitätsproblem ... seine Integration als relativ konfliktfreier psychosozialer Kompromiß finden – oder [es] bleibt unerledigt und konfliktbelastet" (a.a.O., S.149).

Gleichwohl weiß Erikson, daß, auch wenn in der "normalen" Entwicklung die relative psychosoziale Gesundheit dauerhaft überwiegt, sie nie die relative psychosoziale Störung verdrängen kann. Mithin liegen "positiver Ertrag und Mißlingen ... sehr nahe beieinander" (Krappmann 1997, S.70), und da "das erworbene Können ... nicht das polare Unvermögen aussticht, bleiben] ... die tragischen Fehlentwicklungen immer möglich" (a.a.O.). Identitätsbildung bedeutet für Erikson also ein Ringen um eine "relative psychosoziale Gesundheit" (bzw. ein Abwehren einer "relativen psychosozialen Störung") in der Auseinandersetzung mit der Frage "wer bin ich" – wobei Erikson nach Augusto Blasi eine "explizite Konzentration auf die[se] Frage ... [für] unnötig [hielt]" (Blasi 1993, S.122). Dieses "wer bin ich" ist immer so zu verstehen, daß ein Subjekt – um bei der Individualseite zu beginnen – versucht, im Einklang mit den eigenen Wünschen und Bedürfnissen zu handeln und Festlegungen vorzunehmen, die es handlungsfähig machen. Identität als gelungener Zuschnitt ist für Erikson aber erst dann gegeben – und hier tritt die Außenperspektive hinzu –, wenn ein Platz in der Gesellschaft eingenommen und ein (realisierbarer) Lebensplan entworfen wurde.

In diesem Zusammenhang sind zwei wichtige Kritiken an Eriksons Konzept der Identität formuliert worden. Die erste bezieht sich auf den Prozeß der Identitätsbildung: Mit Erikson, dessen Identitätsbegriff "auf bewußte oder unbewußte Leistungen der Ich-Synthese, der Konstruktion und Rekonstruktion einer Kontinuität der Person über die Zeit oder einer Konsistenz der Person angesichts der Vielfalt ihrer Antriebe und der differenzierten Erwartungen der sozialen Umwelt [zielt]" (Joas 1996, S.360f), läßt sich Identitätsbildung durchaus als "Identitätsarbeit" verstehen, da sich das Individuum nicht nur "durch immer neue Experimente einen Weg suchen [muß], auf dem ... [es] sich am besten betätigen und ausdrücken kann" (Erikson 1974<sup>a</sup>, S.146), sondern auch einem (tagtäglichen) Ringen um Identität unterliegt, bei dem das Identitätsgefühl "immer wieder verloren [wird] und ... neu erworben werden [muß]" (a.a.O., S.147).<sup>7</sup>

---

<sup>6</sup> Die für Erdheim in einem antagonistischen Verhältnis stehen; ich werde darauf in Kapitel III.2.2.1 noch ausführlicher eingehen.

<sup>7</sup> Daß damit auch für Erikson bzw. für sein Modell der Terminus der "Identitätsarbeit" in Anspruch genommen werden kann – verstanden als "das Bemühen, sich in Akten der (lebens-) geschichtlich-narrativen Selbstthematizierung der Kontinuität der biographischen Entwicklung zu

In dieser Bestimmung ist angedeutet, daß "dem einzelnen Menschen Identität, seine Identität, keineswegs gegeben, sondern aufgegeben ist: Identität muß geleistet werden" (Böhme 1996, S.322). Identität als "Aufgabe und Leistung des Subjekts" (Straus 1991, S.5) ereignet sich nicht außen, außerhalb des Individuums bzw. ist nicht nur einfach ein für alle Mal zu gewinnen, sondern Individuen müssen sich um das Gefühl psychischen Wohlbefindens immer wieder bemühen. Und doch bleibt – so z.B., wenn Erikson konstatiert, daß sich "in der späteren Adoleszenz dauerhaftere und sparsamere Methoden entwickeln und festigen, mit denen das Identitätsgefühl aufrechterhalten und wiedergewonnen werden kann" (1974<sup>2</sup>a, S.147f) – in seiner Darstellung vergleichsweise vage, wie denn Identität erworben bzw. wiedererworben wird – welche Modi der Identitätssicherung also überhaupt greifen und Anwendung finden können:

So sehr auch in seinem Werk der Prozeß der Identitätsbildung und die Seinszustände der darin verstrickten Individuen spürbar werden, so wenig sagt sein Identitätsmodell zum Prozeß der Identitätsbildung aus. Im Mittelpunkt stehen bei ihm vielmehr einerseits die biographischen, familialen und institutionellen Voraussetzungen für eine gelingende Identität und andererseits das Resultat (Kraus & Mitzscherlich 1997, S.150, Herv. im Orig.).

Die zweite Kritik problematisiert Eriksons Verständnis von Integration. So sieht Mario Erdheim zwar, daß Erikson mit den "Begriffen 'Identität', 'Identitätskrise', 'psychosoziales Moratorium' ... Grundbegriffe zur Verfügung [stellte], die ein neues, auch die kulturelle Dimension umgreifendes Verständnis der Adoleszenz zu ermöglichen versprach[en]" (Erdheim 1993<sup>2</sup>, S.99, Herv. im Orig.). Erdheim vermutet aber in der Integrationsperspektive ein Indiz dafür, daß Erikson zu "einer harmonistischen Interpretation des Verhältnisses Individuum-Gesellschaft neigte. [Denn die] ... 'negativen Seiten' des Menschseins (Isolierung, Lebenskel, etc.) hoffte er dadurch in Schach zu halten, 'daß das Individuum an geeigneter Stelle an sozialen Bestrebungen teilnimmt ...'" (a.a.O., S.100).

Doch ist Erikson wirklich dieser Optimist, als der er hier erscheinen mag und für den ihn viele Autor(inn)en, Blasi erwähnte ich bereits beispielhaft, halten? Für eine Beantwortung dieser Frage und auch, um Konkreteres über den Prozeß der Identitätsbildung zu erfahren, scheint es sinnvoll, sich mit Erikson dem Pathogramm der Identitätsentwicklung zuzuwenden. Denn einer schnellen Zuschreibung von Optimismus widerspricht, daß Erikson die Bemühung um Identitätsgewinnung für außerordentlich krisenhaft hält. Er zeichnet zwar einen Idealverlauf menschlicher Entwicklung und Identitätsbildung, sieht allerdings viele Einfallspforten für ein Scheitern im Laufe der menschlichen Lebensgeschichte.

### 1.3 "Diffuse Identität": Fehlende Korrespondenzen zwischen Ich-Entwicklung und sozialer Welt und das Scheitern der Subjekte

Erikson beschreibt Identitätsdiffusion als einen inneren psychischen Notzustand, als das Fehlen einer "inneren Zuversicht ..., daß sich letzten Endes eine ausreichende Befriedigung mit ausreichender Sicherheit vorhersagen läßt, daß sich 'Warten' und 'Arbeiten' demnach lohnen" (1974<sup>2</sup>a, S.180). Den Krisencharakter der diffusen Identität, der sich in "Klagen wie 'Ich weiß nicht', 'Ich gebe es auf', 'Ich bin fertig'" ausdrückt,

---

vergewissern" (Straub 1989, S.163f) – werde ich in Kapitel III.4 im Zusammenhang mit der narrativen Identität ausführen.

wertet er als "Zeichen jener Verzweiflung, die vor kurzem Edward Bibring ... als Wunsch eines Teils des Ichs, 'sich sterben zu lassen', beschrieben hat" (a.a.O., S.159).

Für die Entstehung von Identitätsdiffusion kommt nach Erikson der Adoleszenz als der Hauptphase der Identitätsbildung eine große Bedeutung zu, da in ihrem Verlauf entscheidende Lebensweichen gestellt werden. Denn die Identitätsfrage wird dann besonders virulent, wenn Jugendliche sich gezwungen sehen, berufliche und soziale Entscheidungen zu treffen, wo "jeder Schritt zum Präzedenzfall der psychologischen Selbstdefinition werden [kann]" (a.a.O., S.155) und wo "Entscheidungen ... mit wachsender Beschleunigung zu immer endgültigeren Selbstdefinitionen, zu irreversiblen Rollen und so zu Festlegungen 'fürs Leben' führen" (a.a.O., S.137). Es resultieren schwerwiegende und die Jugendlichen verunsichernde Dilemmata, weil einerseits "Entscheidungen und vor allem Erfolge in dieser oder jener Richtung ... zu konfliktgeladenen Identifikationen [führen] und ... zugleich [drohen], die Auswahl verfügbarer Rollen erschreckend einzuengen" (a.a.O., S.155), während andererseits "ein offenkundiges Ausweichen vor jeder Wahl (d.h. eine Fristgewinnung durch Unterlassung) zu einem Gefühl äußerer Isoliertheit und innerer Leere [führt]" (a.a.O., S.156).

Doch wie begegnen Jugendliche diesen Dilemmata und was sind – Erikson zufolge – mißlungene Ausgänge aus ihnen? Gegenüber einer gelungenen Identität drückt sich Identitätsdiffusion im Eriksonschen Sinne zum einen aus "in wiederholten impulsiven Versuchen, das Moratorium durch eine plötzliche Wahl zu beenden ... und dann zu leugnen, daß schon irgendeine irreversible Verpflichtung stattgefunden hat" (1974<sup>b</sup>, S.259). Zum anderen findet sich eine Lösungsbemühung, die Erikson als "übermäßig verlängertes Moratorium" (a.a.O., S.257) bezeichnet: Das Überfordertfühlen von Anforderungen und Aufgaben "öffnet Tür und Tor für primitivere Formen der Identifikation" (1974<sup>a</sup>, S.156) und führe zu einer "vorübergehenden Regression des Jugendlichen, die einen Versuch darstellt, sozusagen ein psychosoziales Ultimatum zu vermeiden oder hinauszuschieben" (a.a.O.). Als Konsequenz kann ein "Lähmungszustand" hervorgerufen werden, dessen "soziale Funktion" darin besteht, "eine Situation aufrecht zu erhalten, die die geringste aktuelle Wahl und Bindung fordert" (1974<sup>b</sup>, S.171). Eine solche

gelähmte Initiative verhindert das Eindringen in die Welt und die spielerischen Identifikationen, das 'Tun' und 'Tun als ob' in vielerlei Rollen. Omnipotenzphantasien, übermächtige Ängste, nicht endenwollende ödipale Konflikte belasten den Weg zu einer Identität, die ihren Platz aktiv-initiativ suchen können muß (Krapppmann 1997, S.73).

Als zentrale Charakteristika diffuser Identitätszustände beschreibt Erikson Störungen des Zeiterlebens und des "Werksinns". Erstere gehören "in ihrer milderen Form, zur Psychopathologie der Adoleszenz im allgemeinen" (1974<sup>a</sup>, S.159); im Falle eines dramatischeren Verlaufs erscheine dann jedoch "jeder Aufschub ... als ein Betrug, jedes Wartenmüssen als ein Ohnmachtserlebnis, jede Hoffnung als eine Gefahr, jeder Plan als eine Katastrophe, jeder potentielle Versorger als ein Verräter" (a.a.O., S.180). Eine Diffusion des "Werksinns" ist Erikson zufolge "von einem exzessiven Bewußtsein der Wettbewerbshaltung und von tiefer Abscheu dagegen" gekennzeichnet (1974<sup>b</sup>, S.176). Hierbei verlagere sich das Augenmerk von der der Identitätsthematik meist zugeordneten Frage "wer bin ich" hin zu der Frage "wofür bin ich da". Die fehlende Antwort auf diese Frage wird als überbordend erlebt, die/der Einzelne fühlt sich nutzlos, überflüssig und läuft u.U. Gefahr zu zerbrechen:

Jedenfalls zieht es mancher Jugendlicher vor, statt des fortgesetzten Diffusionsgefühls lieber ein Niemand zu sein oder ganz und gar schlecht oder tatsächlich tot zu sein – und das total aus freien Stücken –, als nur immer nicht ganz dies und nicht ganz jenes (1974<sup>2</sup>a, S.168).

Der Prozeß der Identitätsbildung erscheint unter einer solchen Perspektive nicht nur als ein komplexes, sondern vor allem als ein fragiles Geschehen, bei dem das Individuum immer in Gefahr ist, eine diffuse Identität zu entwickeln:

Ein Zustand akuter Identitätsdiffusion wird gewöhnlich manifest, wenn der junge Mensch sich vor eine Häufung von Erlebnissen gestellt sieht, die gleichzeitig von ihm die Verpflichtung zur *physischen Intimität* ..., zur *Berufswahl*, zu *energischer Teilnahme am Wettbewerb* und zu einer *psychosozialen Selbstdefinition* fordern (a.a.O., S.155, Herv. im Orig.).

Diese große Zahl existentieller Anforderungen mache "Jugendliche anfällig für schwere Störungen", zumal in der Adoleszenz "das Individuum oft halb-vorsätzlich gewissen, höchst regressiven oder repressiven Tendenzen nachgibt, um sozusagen festen Boden zu gewinnen und sich seiner noch unentwickelten Kindheitskräfte wieder zu versichern" (Erikson 1982, S.20). Resultat ist ein "lähmungsartiger Grenzzustand" (1974<sup>2</sup>a, S.158):

Die diesbezüglichen Symptome sind: schmerzhaft gesteigertes Gefühl von Vereinsamung; Zerfall des Gefühls innerer Kontinuität und Gleichheit; ein generelles Gefühl der Beschämung; Unfähigkeit, aus irgendeiner Tätigkeit Befriedigung zu schöpfen; ein Gefühl, daß das Leben geschieht, statt aus eigener Initiative gelebt zu werden; radikal verkürzte Zeitperspektive und schließlich Urmißtrauen (a.a.O.).

Hinter einer solchen Auffassung steht zum einen Eriksons Verständnis von Scheitern – und zwar ein inneres, also in den eigenen Augen, und ein äußeres, also in den Augen der anderen –, das bedeutet, seinen Platz nicht finden und nicht einnehmen zu können, was im Sinne Eriksons beinhaltet, nicht die notwendige Anerkennung zu erhalten. Keinen – für sich und in den Augen der anderen – befriedigenden Entwurf für die aufscheinende Zukunft zu haben (die bereits erwähnte Zeitdiffusion), bedeutet, keine Aufgabe zu finden, die lösbar scheint oder für die es sich zu engagieren, zu leben lohnt (die Diffusion des Werksinns). Zum anderen bleibt bei Erikson trotz der von ihm vorgenommenen psychosozialen Revisionen der klassischen Psychoanalyse die Vorstellung vorherrschend, daß die in der Jugendphase anstehenden Anforderungen aufgrund früherer "Festlegungen" möglicherweise nicht gelöst werden können. Die zurückliegenden Kindheitserfahrungen zeigen ihre Wirksamkeit Erikson zufolge z.T. allerdings erst dann, wenn die Phase der Adoleszenz verlassen wird:

Daß viele unserer Patienten ihren Zusammenbruch in einer Lebensphase erleiden, die eigentlich mehr dem früheren Erwachsenenalter angehört, erklärt sich aus der Tatsache, daß oft erst der erste Versuch, sich in eine intime Freundschaft oder Rivalität oder auch in sexuelle Intimität und Liebesverhältnisse einzulassen, die latente Schwäche der Identität enthüllt (a.a.O., S.156).

Insoweit stehen für Erikson aktuelle Krisen "in Beziehung zu den frühesten Lebenskrisen" (a.a.O., S.180), sie führen zurück zu "der ersten Erfahrung von wachsender Bedürfnisspannung, Bedürfnisaufschub und schließlicher Vereinigung mit dem Bedürfnisstillenden 'Objekt'" (a.a.O., S.180). Die mühevollen Anstrengungen im Jugendalter oder frühen Erwachsenenalter, Identität zurückzugewinnen, zielen – so Erikson – darauf,

die Diffusion früher Introjekte zu beheben und die erschütterten Kindheitsidentifikationen wiederaufzubauen – mit anderen Worten ... wiedergeboren zu werden, noch einmal die ersten Schritte zur Realität und Objekt-Findung zu lernen und noch einmal die Funktion von Kontakt, Aktivität und Wettstreit entwickeln zu dürfen (a.a.O., S.162f).

Nun ist die Liste jener Einwände lang, daß sich die hier unterstellte Entwicklungs- und Phasenlogik empirisch nicht überprüfen lasse (vgl. zusammenfassend Meeus 1993). Hauber kritisiert, daß "die Annahme des 'Ein für allemal', der *Irreversibilität einmal erfolgter Krisenlösungen* ... in krassem Widerspruch zu heutigen empirisch gesicherten Ergebnissen der Krisenbewältigung [steht]" (Hauber 1995, S.79; Herv. im Orig.). Auch wäre – und teilweise gegen Erikson und dessen begriffliche Vagheit – sicherlich der Definitionsraum für eine "mehr oder weniger dauernde Lösung" (Erikson 1974<sup>2</sup>a, S.149), eine "dauernde Lösung" (Erikson 1971<sup>1</sup>, S.266) bzw. eine "bleibende Lösung" (Erikson 1974<sup>2</sup>a, S.60) zu präzisieren.<sup>8</sup> Es ließe sich aber auch mit Erikson als einem psychoanalytisch versierten Therapeuten und Forscher (und als einem Subjekt, das seine Überlegungen durchaus biographisch verstanden hat; siehe Erikson 1982, S.20ff.) diesem Argument – ein wenig rhetorisch – entgegenhalten, daß selbst eine "dauernde Lösung" nicht unaufhebbar sein muß (und sei es durch die Psychoanalyse als Therapie, als "letzte Chance", in Anlehnung an den Terminus der "zweiten Chance" von Eißler, den Erdheim wieder in die Diskussion eingeführt hat; siehe dazu mein Kapitel III.2.2.1). Weniger rhetorisch stellt sich aber die Frage, ob die von Hauber erwähnten Ergebnisse zur Krisenbewältigung an dieser Stelle überhaupt als geeigneter und gewichtiger Einwand gelten können. Denn die Symptomatik, von der Erikson berichtet und die als Manifestation krisenhafter Lösungsversuche verstanden werden kann, ist nicht identisch mit den Befunden aus den von Hauber angeführten Arbeiten zu "Kritischen Lebensereignissen und Identität" (Hauber 1995, S.86). Bei letzteren handelt es sich um Untersuchungen zu "Selbstkonzeptänderungen", ein Forschungsfeld, das nach Jürgen Straub "ohnehin nur mit gravierenden Einschränkungen zur Identitätsforschung gerechnet werden kann" (Straub 1991, S.54) und bei dem mit Rolf Oerter gemutmaßt werden darf, daß durch "das Herauslösen einzelner Dimensionen des Selbstkonzeptes und die Analyse ihrer Beziehungen zu anderen Variablen ... nicht

---

<sup>8</sup> Eine Auseinandersetzung mit Eriksons Werk – auch wenn ich mich jenseits des vielfältigen Fundus "nur" auf die Frage nach Identität zentriere – ist nicht leicht. Dies zunächst, da sich in den unterschiedlichen Originalia und in späteren Aufsatzsammlungen verstreut Ausführungen finden, die sich nicht nur ergänzen, sondern mitunter auch widersprechen. Eriksons entwicklungstheoretische Überlegungen zum Lebenslauf – "Die acht Phasen des Menschen" – erschienen erstmals in einem seiner Hauptwerke (im dritten Teil des siebten Kapitels von "Kindheit und Gesellschaft" 1971<sup>4</sup>; orig. 1950); nochmals und ausführlicher in dem Beitrag "Wachstum und Krisen der gesunden Persönlichkeit" (1974<sup>2</sup>; orig. 1950), der auch seine Darlegungen zu der seiner Auffassung nach für die Jugendphase (Phase V) charakteristischen Identitätskrise um die Pole (gelungene) Identität vs. Identitätsdiffusion enthält (1974<sup>2</sup>, S.106-114). In seinem Aufsatz "Das Problem der Ich-Identität" (drittes Kapitel von "Identität und Lebenszyklus" 1974<sup>2</sup>a, orig. 1959; zuerst erschienen 1956, dt. 1956/57 in der Zeitschrift "Psyche") finden sich m.E. die Zentralaussagen zur Identitätsentwicklung (die dortigen Ausführungen sind auch zusammengefaßt im vierten Kapitel "Identitätsverwirrung in der Lebensgeschichte und in der Krankheitsgeschichte" in seinem – ebenfalls als Hauptwerk eingestuft – Buch "Jugend und Krise. Die Psychodynamik im sozialen Wandel" [1974<sup>2</sup>b; orig. 1968]). Bei der Lektüre von Erikson ergeben sich nicht nur Redundanzen, sondern auch – z.T. durch die Übersetzung – abweichende Formulierungen. Ich habe dieses Problem im vorliegenden Zusammenhang dadurch zu lösen versucht, daß ich zwischen den teilweise textgleichen Kapiteln hin- und hergesprungen bin, da sich die Übersetzungen "Jugend und Krise" von Marianne von Eckardt-Jaffé sowie "Identität und Lebenszyklus" von Käte Hügel unterschiedlich gut lesen.

das Bild von Identität [vermittelt wird], das unser Selbstbewußtsein ausmacht" (Oerter 1987<sup>9</sup>, S.306).<sup>9</sup>

So bleibt zunächst der Vorteil an Eriksons Werk, daß – trotz aller darin aufscheinenden terminologischen Schwächen – sich Formulierungen und Definitionen finden, die helfen, das Besondere von Identität zu konturieren. Dazu gehören vor allem die "formaltheoretischen Bestimmungen ..., (personale) 'Identität' als jene *Einheit und Nämlichkeit* einer Person aufzufassen, welche auf aktive, psychische Synthetisierungs- und Integrationsleistungen zurückzuführen ist, durch die ... die betreffende Person ... [die] Kontinuität und Kohärenz ihrer Lebenspraxis [zu] verbessern sucht" (Straub 1998, S.75; Herv. im Orig).

Gleichwohl können und sollen diese Einwände nicht darüber hinwegtäuschen, daß Erikson unterschiedliche und teils widersprüchliche Fassungsversuche des Identitätsbegriffs vornimmt, die mitunter etwas kryptisch bleiben. Vielleicht ist es sogar möglich, Eriksons Unterfangen trotz all seiner Bemühungen um eine Theorie der Identität "in unmittelbarem Zusammenhang mit dem Pathogramm der Identitätsdiffusion zu sehen" (Böhme 1996, S.334), denn auffallend ist, daß Erikson sich in vielen seiner Ausführungen schwertut, eine positive Beschreibung von Identität abzuliefern – ein wenig überzeichnet könnte noch über Böhme hinaus konstatiert werden, daß Erikson eine "Theorie der Identitätsdiffusion" entworfen hat.

Hervorhebenswert scheint mir an dieser Stelle auch, daß – wenn Erikson das Ringen um Identität vor allem als eine innerpsychische Problematik versteht, die eher am Rande durch gesellschaftliche Lebensbedingungen gekennzeichnet scheint –, Identität für ihn damit dennoch keine monistische ist, die für sich erarbeitet und behalten werden kann, da "für den *sozialen* Teil der Identität ... die Gemeinschaft verantwortlich ist, in der der Mensch lebt. Das Ich ist nie eine Insel" (Erikson 1982, S.17; Herv. im Orig.). Insofern finden Identitätsbildungsprozesse immer schon im Angesicht der anderen statt – seien es im sozialen Nahumfeld etwa die "krankhaft ehrgeizigen" oder die "wirklich überlegenen Eltern" (Erikson 1974<sup>2</sup>a, S.166), sei es globaler die umgebende Kultur mit all ihren Angeboten, Anforderungen und Einschränkungen. Dabei schwingt bei Erikson die Konnotation mit, daß Identität eine Frage des Anerkennens und der Anerkennung ist und damit "von dem Prozeß abhängt, durch den eine Gesellschaft (oft mittels Untergesellschaften) den jungen Menschen identifiziert, indem sie ihn als jemanden annimmt und anerkennt, der so werden mußte, wie er ist" (a.a.O., S.140). Wird diese Anerkennung vorenthalten, ist Identität (nicht nur) im Eriksonschen Sinne nur schwerlich denkbar und kaum einzulösen. So schreibt Charles Taylor (1993, S.13f, zit. nach Keupp 1997a, S.27):

Die These lautet, unsere Identität werde teilweise von der Anerkennung oder Nicht-Anerkennung, oft auch von der Verkenntung durch die anderen geprägt, so daß ein Mensch oder eine Gruppe von Menschen wirklichen Schaden nehmen, eine wirkliche Deformation erleiden kann, wenn die Umgebung oder die Gesellschaft ein einschränkendes, herabwürdigendes oder verächtliches Bild ihrer selbst zurückspiegelt.

Die hier folgende Frage, die unter den gegenwärtigen gesellschaftlichen Bedingungen immer zentraler wird, lautet: Was ist, wenn dieses Angebot unterbleibt, wenn die Gesellschaft keine geeigneten "Räume" bereitstellt, oder was ist, wenn die unterbreiteten

---

<sup>9</sup> Neben konzeptuellen Problemen ist hier sicherlich vor allem das methodische Herangehen mitverantwortlich; siehe dazu meine Anmerkung 17 in Kapitel II. sowie meine Ausführungen im Kapitel III.5.

Angebote von den Individuen ausgeschlagen werden, sie sich also weigern, die ihnen zugedachten Rollen einzunehmen. Da "die Gemeinschaft ... sich ihrerseits durch das Individuum 'anerkannt' [fühlt], wenn es nur Wert auf ihre Anerkennung legt [, kann] sie ... sich denn auch an einem Individuum, das auf sie keinen Wert zu legen scheint, für solche Mißachtung grausam rächen" (Erikson 1974<sup>2</sup>a, S.140). Über derartige eher grundsätzliche Überlegungen hinaus bleibt Erikson jedoch recht vage, was die je konkreten gesellschaftlichen Verhältnisse und ihre Konsequenzen für die in ihnen lebenden Subjekte angeht. Es finden sich immer wieder nur Andeutungen und diese auch nur am Rande, etwa wenn er hoffend ausdrückt, daß dies "alles ... sich auf einem impliziten gegenseitigen Kontrakt zwischen dem jungen Individuum und seiner Gesellschaft gründen [muß]" (a.a.O., S.147) oder daß "sinnvolle Korrespondenzen zwischen den institutionalisierten Werten und den großen Krisen der Ichentwicklung bestehen" (a.a.O., S.199) müssen. An anderer Stelle notiert er nur kurz, daß "die Identitätsbildung, die in der Jugendzeit 'kritisch' wird, in Wirklichkeit ein Generationenproblem ist" (Erikson 1974<sup>1</sup>b, S.26).

Auch dieses nur am Rande Notieren gesellschaftlicher Bedingungen, seine Konzentration auf ein Pathogramm seiner Patient(inn)en und ihrer Geschichte, hat ihm viele Vorwürfe eingebracht. So verwehrt sich etwa Hartmut Griesse dagegen, daß Erikson Jugendliche, "die traditionelle Merkmale der Geschlechtszugehörigkeit wie Haarlänge und Kleidung bewußt negieren" (1982<sup>3</sup>, S.76), mit der Zuschreibung "'sexuelle[r] Identitätsverwirrung' und 'negativer Identität'" (a.a.O.) pathologisierte. Gerade wegen diesen impliziten (und teilweise auch explizit geäußerten) Wertorientierungen wurde und wird Erikson bezichtigt, eine "*normative Theorie*" (a.a.O., S.75) vorgelegt zu haben, in der eine unreflektierte sowie "*rigide Orientierung an US-amerikanischen Verhältnissen ... zum Ausdruck kommt*" (a.a.O., Herv. im Orig.). Erikson habe mit der Bejahung positiver "Grundtugenden ... typische Merkmale des 'erfolgreichen' Mittelschichtsamerikaners: Autonomie, Leistung, Initiative" (a.a.O.) beschworen, aus denen im Umkehrschluß entnommen werden kann, daß "der Gesunde ... der Wohlangepaßte [ist], und wer sich abweichend von den Standards verhält, ist krank" (a.a.O.). In dieser Kritik – die nicht nur Griesse äußert – liegen auch Stolpersteine für die Bezugspunkte der identitätstheoretischen Aussagen: Erikson argumentiere "ideologisch", so Griesse, wenn es um die Bedeutung des psychosozialen Moratoriums geht, das den Jugendlichen freies Rollenexperimentieren zubilligt, denn er verkenne "dabei vollkommen schichtspezifische Differenzen und die Tatsache, daß also kaum ein Jugendlicher frei experimentieren (also in einem normen- und rollenlosen Raum handeln) kann und die vorangegangene schichtspezifische Sozialisation ihm seinen Platz [zuweist]" (a.a.O.). Daß sich "Lösungsweisen und ... Konfliktbiographie[n] ... in unterschiedlichen Identitätsformationen niederschlagen" (Tilman 1993<sup>4</sup>, S.213), sei nicht hinreichend auf deren gesellschaftliche Einbettung hin rückbezogen worden: "Hier hätte angesprochen werden müssen, daß die Jugendzeit schichtspezifisch verläuft und daß die Krise unterschiedlich (inhaltlich, zeitlich und qualitativ) angegangen wird, daß Identität unterschiedlich gewonnen wird und daß es verschiedene Ausprägungen von Ich-Identität gibt" (Griesse 1982<sup>3</sup>, S.75).

## 2 Revisionen, Zurückweisungen und (Wieder-) Annäherungen

Die Kritik an Eriksons Identitätskonzept (bis hin zu der Forderung, sich von diesem endlich zu verabschieden) läßt sich auch als ein Hinweis auf die Bedeutsamkeit bzw. Vorreiterschaft Eriksons für die Erforschung von (jugendlicher) Identität lesen. Im folgenden sollen einige wesentliche Denk- und Entwicklungslinien skizziert werden, die – zumindest implizit – von Erikson ausgehend einzelne zentrale Aspekte weiterzuführen oder zu differenzieren versucht haben. Eine wesentliche betrifft Bemühungen des Erikson-Schülers James E. Marcia, die er im Rahmen seiner Darlegungen zum "Identity status"-Modell vorgenommen hat. Die in diesem Modell vollzogene Typisierung von Identitätszuständen und deren Nutzen insbesondere für die biographische Jugendforschung, in der sich eine Vielzahl sich teilweise überschneidender, teilweise nur schwer vergleichbarer Typologien finden, wird daran anschließend aufgezeigt. Dabei diskutiere ich auch einige m.E. problematische Implikationen, die mit wechselnden Typologisierungen innerhalb dieser Forschungslandschaft einhergehen und die mögliche Rückschlüsse für die Konzeptualisierung von Identität erlauben (Kapitel III.2.1).

Entgegen Typologien als fragmentierenden Ordnungsversuchen, die trotz teilweise anderslautender Intention der sozialen und historischen Konstitution jugendlicher Identitätsbildung nur beschränkt habhaft werden, bemüht sich eine zweite Entwicklungslinie um eine (teilweise vor allem theoretische) Revision des Grundgehalts der Eriksonschen Identitätstheorie, teils indem – wie bei Mario Erdheim – der in dem orthodoxen psychoanalytischen Denken bereitgelegte Grundkonflikt zwischen Individuum und Kultur an Erikson anschließend aber auch gegen die von diesem vorgenommene "Psychosozialisierung" der Psychoanalyse wieder neu akzentuiert und ausgearbeitet, teils indem – so vor allem in dem Mitarbeiter(innen)kreis um Heiner Keupp – anschließend an das Becksche Individualisierungstheorem ein Konzept pluraler Identität(en) entworfen wurde (Kapitel III.2.2).

### 2.1 Die Empirisierung und Typologisierung von Identität

Die erste und für den Fortgang der Forschung zu Jugendidentität wohl folgenreichste Typologie, die im folgenden vorgestellt werden soll, stammt von dem Psychologen Marcia. Dessen Modell einer Differenzierung und Ordnung des Eriksonschen Ansatzes umfaßte zunächst vier Identitätstypen (siehe Marcia 1966, 1980). Die Frage nach möglichen Typenbildungen fand dann vor allem in der soziologischen Jugendforschung Beachtung, wobei die seit Mitte der 80er Jahre dort vorgelegten Befunde in aller Regel weiterhin von vier Adoleszenztypen ausgehen (die sich mitunter inhaltlich so erheblich unterscheiden, daß das einzige Gemeinsame die Zahl vier zu sein scheint), so etwa Lenz (1990) mit seinen jugendlichen Handlungstypen; Cavallis (1988) Typologie jugendlicher Zeiterfahrung oder die "Lebenskonzepte" aus der Studie von Baethge et al. (1988) zu "Arbeit und Identität".<sup>10</sup> Es soll im folgenden schon aus prag-

---

<sup>10</sup> Zuweilen finden sich auch Studien, die über eine Vierer-Typologie hinausgehen, wie etwa die Arbeiten aus dem Hagener Forschungsprojekt "Wege durch die Jugendbiographie" (vgl. Fuchs-Heinritz & Krüger 1991). Hier deuten sich dann Subdifferenzierungen an, an denen wie an vergleichbaren differenzierenden Modellen interessant ist, daß die verdichtete Fassung von Identi-



matischen Gründen nur auf einige wenige Arbeiten der prosperierenden biographischen Jugendforschung (vgl. du Bois-Reymond & Oechsle 1990a; Fuchs-Heinritz 1990) exemplarisch eingegangen werden, an denen gleichwohl Möglichkeiten und Grenzen eines typologisierenden Umgangs mit Jugendentwicklung und -identität erkennbar sind.

### 2.1.1 *Der schwierige Versuch, Identität dynamisch zu fassen und berechenbar zu machen: James E. Marcia*

Ein prominenter Versuch, die Identitätstheorie Eriksons weiterzuentwickeln und einer empirischen Prüfung zu unterziehen, findet sich in den Arbeiten von dessen "Schüler" James E. Marcia. Marcia, der (zunächst lediglich) Differenzierungen vornimmt, "die bei Erikson wohl angelegt beziehungsweise angesprochen, jedoch nicht ausgeführt sind" (Kraus & Mitzscherlich 1997, S.154), kann auch als "empirisch gewendete[r] Erikson" (a.a.O., S.150) bezeichnet werden, da er "das Modell der psychosozialen Entwicklung so weit präzisieren und operationalisieren [will], daß es einer *empirischen Prüfung* zugänglich wird" (Haußer 1997, S.124; Herv. im Orig.). Gerade diese Bemühung Marcias dürfte mit ausschlaggebend dafür sein, daß sein Ansatz "insbesondere in den USA diskussionsbestimmend ist" (Kraus & Mitzscherlich 1997, S.150) und auch im deutschsprachigen Raum so breit rezipiert wird (neben Kraus & Mitzscherlich 1995, 1997 siehe etwa Oerter & Dreher 1995, Fend 1991 und Neuenschwander 1995), daß mitunter der Eindruck entsteht, es gäbe "quasi eine Identitätsforschung 'vor Marcia' und eine 'nach Marcia'" (Kraus & Mitzscherlich 1997, S.152).

Marcias empirische Wendung besteht zunächst darin, daß er die Eriksonsche Polarität von Identität und Identitätsdiffusion über die Modellvariablen *Commitment* und *Krise/Exploration* bricht. Unter Commitment versteht er ein erkennbares Engagement und eine innere Verpflichtung in beruflichen Fragen und auf die Werteorientierung.<sup>11</sup> Exploration wird gefaßt als das Ausmaß an Erkundungen jeweils in Frage stehender Lebensbereiche mit dem Ziel einer besseren Orientierung und Entscheidungsfindung. Mit Hilfe dieser Variablen konstruiert Marcia (1980) vier Identitätszustände, die er als "erarbeitete Identität" (Identity Achievement), "diffuse Identität" (Identity Diffusion), "übernommene Identität" (Foreclosure) und "aufgeschobene Identität" (Moratorium) bezeichnet (siehe Abbildung II.2).

	Erarbeitete Identität	Moratorium	Übernommene Identität	Identitäts- diffusion
Krise/Exploration von Alternativen	ja	aktuell	nein	ja/nein
Innere Verpflichtung	ja	ja, vage	ja	nein

**Abbildung II.2:** Schematische Darstellung des Marciaschen Modells der Identitätszustände (Marcia 1980, S.162).

tätstypen, Adoleszenzentwürfen etc. in Vier-Felder-Schematas der Pluralität der empirischen Welt nur bedingt genügt; siehe weiter unten.

<sup>11</sup> Für Marcia hat die Frage nach der Krise insofern einen hervorgehobenen Stellenwert, als *gelungene Identitätsbildung seinem Verständnis nach immer eine Krise voraus bzw. in Gang setzt*. Gleichwohl ist auch für jene Zustände, die ohne Krisenerlebnis erreichbar sind, der Terminus Identität vorgesehen – es gibt damit zumindest terminologisch kein Individuum ohne Identität.

In Anlehnung an Erikson drückt der Zustand der Identitätsdiffusion aus, daß eine Person nur ungenaue Vorstellungen von sich hat, wenig Interesse an der Zukunft und Vergangenheit bekundet, sich nur wenig engagiert und sich eher als gleichgültig (bzw. unbesorgt) gegenüber Entscheidungen zeigt, die zudem als kaum einflußbar erlebt werden. Der Zustand des Moratoriums, von Erikson noch genutzt, um die Übergangsphase Jugend überhaupt zu charakterisieren, ist in der Marciaschen Konzeption auf einen speziellen Typus zugeschnitten, der sich dadurch auszeichnet, daß eine (heftige) Krise durchlebt und dabei aktiv exploriert wird, der oder die Jugendliche sich aber (noch) nicht binden will. Die übernommene Identität, die von Erikson nur in Nebensätzen erläutert wird, wenn er von voreiligen Festlegungen spricht, drückt sich nach Marcia darin aus, daß der Lebensplan von Jugendlichen nicht aus eigenen Explorationen rührt, sondern den Vorgaben und Vorstellungen von Autoritätspersonen (in der Regel der Eltern) verhaftet bleibt. Der Status der erarbeiteten Identität schließlich entspricht der gelungenen Identität nach Erikson: Hierbei gelangen Jugendliche idealiter in einem Prozeß des Suchens und Abwägens zwischen unterbreiteten bzw. zugänglichen Angeboten am Ende zu eigenen Zielen und Werten.

Die Beschreibung der vier Identitätszustände leitete sich ursprünglich aus theoretischen Überlegungen ab; Marcia zielte dabei auf eine Synopsis des Eriksonschen Modells bzw. auf dessen "Ordnung" in Identitätstypen. In der Folge wurde eine Fülle von empirischen Untersuchungen durchgeführt, um die Modellaussagen Marcias zu überprüfen<sup>12</sup> bzw. für diverse Merkmale wie Ängstlichkeit, Selbstwert, Autonomie, kognitiver Stil, soziale Interaktion etc. ausdifferenzieren (ein Review dazu findet sich in Marcia 1980, S.162ff und in 1993a, S.23ff). Entlang der Befunde zeigt sich etwa, daß sich Jugendliche in den Identitätszuständen einer erarbeiteten Identität bzw. eines Moratoriums ähneln hinsichtlich ihres hohen Selbstwertgefühls, ihres reflexiv komplexen kognitiven Stils und ihrer Überzeugung, selbstverantwortlich zu handeln, während Jugendliche, deren Identitätszustand als diffus bzw. als übernommen klassifiziert wird, Übereinstimmungen darin aufweisen, daß ihre Werte auf den verwendeten Selbstwert- und (interne) Kontrollüberzeugungsskalen gering sind, während sich etwa bezüglich des kognitiven Stils Differenzen dahingehend zeigen, daß dieser für die übernommene Identität als "simpel", für die Identitätsdiffusion hingegen als ausgesprochen komplex charakterisiert wird.<sup>13</sup> Unter Hinzuziehung dieser empirischen Befunde wurde Marcias Identitätsmodell u.a. insoweit präzisiert, daß für (männliche) Jugendliche eine gewisse Nähe zwischen erarbeiteter und aufgeschobener Identität angenommen wird. Beide Identitätszustände werden in der Regel als positiv gewertet, die übernommene bzw. diffuse Identität zumeist als das negative Gegenpaar (umgekehrt zeigt sich für weibliche Jugendliche eine gewisse Nähe von übernommener und erarbeiteter Identität bzw.

<sup>12</sup> Es lassen sich in den Arbeiten Marcias bzw. in dessen Umfeld grob folgende Schwerpunkte an Studien zur Überprüfung des Modells bzw. zum Zwecke der Differenzierung der Beschreibungsmöglichkeiten der Identitätszustände nennen: Neben Studien zu Persönlichkeitsmerkmalen und Interaktionsstilen finden sich solche, die dem Entwicklungsaspekt der Identitätszustände gewidmet sind (z.B. dem Zusammenhang von kindlicher Entwicklung und Identitätsstatus) sowie schließlich geschlechtsspezifischen Studien und kulturvergleichende Analysen.

<sup>13</sup> Daß ich hier nicht detaillierter die Befunde referiere, hängt zum einen damit zusammen, daß dies mehr Platz einnehmen würde, als zur Veranschaulichung benötigt, da bereits durch die sehr knappe Skizze deutlich geworden ist, welche Merkmalseigenschaften mit dem jeweiligen Identitätsstatus korrelieren. Zum anderen gründet meine Zurückhaltung in einiger Skepsis, daß durch die selbst auferlegten Beschränkungen, die mit dem Zugrundelegen von solchen Skalen einhergehen, etwas zur Identitätsthematik, wie ich sie weiter verfolgen möchte, beigebracht wird.

zwischen Identitätsdiffusion und dem Status des Moratoriums). Gleichwohl betont Marcia, daß sich in jedem Zustand "gesunde und pathologische Aspekte" (Marcia 1980, S.161; meine Übersetzung) finden lassen: So kann die aufgeschobene Identität etwa als "flexibel oder schwankend" verstanden werden, die diffuse Identität als "sorgenfrei oder sorglos, charmant oder psychopathisch, unabhängig oder schizoid" (a.a.O.). Die übernommene Identität wiederum mag als "standfest oder rigide, verbindlich oder dogmatisch, kooperativ oder konform" (a.a.O.) erscheinen. Auch bei der erarbeiteten Identität gibt Marcia zu bedenken, daß sie aus einer selbstbestimmten Lebensführung, aber durchaus auch aus einer zu frühen Festlegung und Verpflichtung folgen kann<sup>14</sup> – womit die erarbeitete Identität in die Nähe der übernommenen Identität rücken würde, wenn einmal unterstellt wird, daß Vorstellungen von Leistung etc. gesellschaftlich ein hoher Wert zugemessen wird.

Anders als der (von) Erikson unterlegte idealtypische Verlauf der Identitätsentwicklung, der seinen Ausgangspunkt in einer übernommenen Identität mit klarer Orientierung nimmt, die durch eine Erschütterung in einen diffusen Zustand übergeht, aus dem heraus im Rahmen eines Moratoriums Suchen und Experimentieren resultieren und der im positiven Falle schließlich zu einer gelungenen Identität führt (vgl. Haußer 1995, S.81), empfiehlt Marcia modelltheoretisch Identität "als fortlaufenden Prozeß oder als Dimension (rigide-flexibel, offen-geschlossen) zu denken, anstelle der Kategorien des Identitätsstatus und ihres Durchlaufens" (Marcia 1976, S.154, zit. nach Kraus & Mitzscherlich 1997, S.153). Identitätsbildung wäre hiernach "weder eine Stufenfolge, also eine Sequenz der stetigen Vervollkommnung im Sinne von Erikson, noch ein altersgebundenes Schema menschlicher Identitätsentwicklung und auch nicht ein Merkmal, das homogen die gesamte Lebenswelt eines Menschen umfaßt" (Haußer 1997, S.126).

Auch ist nach Marcia prinzipiell – so viele seiner Rezipient(inn)en – jeder Übergang von einem Identitätszustand in einen anderen möglich. Kraus und Mitzscherlich etwa betonen, daß sich auf diese Weise "höchst unterschiedliche Entwicklungswege von Identität abbilden" (a.a.O. S.155) lassen, die mit den Fragen "nach Reversibilität, Stagnation und nach Wiederholung beziehungsweise zyklischen Verläufen in der Identitätsentwicklung verbunden" sind (a.a.O.).<sup>15</sup> So lassen sich in der an Marcia anschließenden Konzeptualisierung von Alan S. Watermann (1982) formal drei Verlaufstypen unterscheiden: Erstens nennt Watermann einen progressiven Verlauf, der zu einer gelungenen Identität führe (was immer das Durchlaufen des Moratoriumszustand impliziert). Der zweite – regressive – Typus kann, aus den drei Identitätszuständen Moratorium, gelungene oder übernommene Identität herkommend, im Identitätszustand der Diffusion enden, während ein stagnierender Verlaufstypus schließlich im ungünstigsten Falle im Status der übernommenen oder der diffusen Identität verweilt (Waterman 1982, vgl. auch Oerter & Dreher 1995).<sup>16</sup>

---

<sup>14</sup> Es sei hier angemerkt, daß die von Marcia vermutete Bipolarität der einzelnen Identitätszustände sich bei seinem Überblick zum Stand der Forschung weitgehend verliert und er sich jeweils auf eine Seite des Pols festlegt.

<sup>15</sup> Dennoch erscheint zumindest ein Zurückfallen vom Zustand der erarbeiteten Identität in den Zustand der übernommenen Identität identitätstheoretisch nur schwerlich denkbar.

<sup>16</sup> Unter der Annahme der lebenslangen Aufgabe, Identität zu bilden – und gerade angesichts aktueller gesellschaftlicher Notwendigkeiten – kann sogar die von Waterman (1993) erwähnte "wiederkehrende Abfolge von Moratorium und Achievement als typische Form der Verschleifung im kontinuierlichen Identitätsumbau ... [verstanden] werden" (Kraus & Mitzscherlich 1997,

Vor dem Hintergrund dieser Überlegungen kann in Übereinstimmung mit Kraus und Mitzscherlich angenommen werden, daß auch Marcia – entgegen seinen expliziten Ansprüchen und vielleicht sogar durch die typologische Separation noch deutlicher als Erikson – ein Stufenmodell unterlegt, das "den Status *Achievement* als Ziel der Identitätsentwicklung formuliert" (Straus & Höfer 1997, S.292; Herv. im Orig.), bzw. festlegt, daß nur "*Achievement* ... erstrebenswert [ist, während] *Foreclosure* und *Moratorium* ... verständliche Durchgangsstationen [sind und die] Diffusion ... auf Dauer für den jungen Menschen verderblich, wenn nicht gar 'verwerflich' ist" (Kraus & Mitzscherlich 1997, S.157; Herv. im Orig.).<sup>17</sup> Auch ist trotz aller Bemühungen Marcias, Eriksons psychosoziale Theorie zu präzisieren und zu differenzieren, eine ausgeprägte Ergebnisorientierung erkennbar, in der "Identität wie eine Outcome-Variable konzeptualisiert [ist]. Identität erscheint als relativ stabile Persönlichkeitsstruktur, die über die Zeit und über Situationen hinweg gleich ist" (Straus & Höfer 1997, S.292). Insoweit bleiben – trotz der im Ausgangsmodell unterlegten Annahme einer "Reversibilität und Entwicklungsoffenheit" (Haußer 1997, S.127), nach der eine "Identitätsänderung ... von einem bestehenden Identitätszustand zu jedem anderen Identitätszustand erfolgen [kann]" (a.a.O.), sowie der Annahme, daß "ein und die selbe Person ... je nach Lebensbereich in verschiedenen Identitätszuständen stehen [kann]" (a.a.O.), mit denen Marcia eingedenk einer lebenslangen Identitätsentwicklung über eine "bloße Typologie von Zwischen- und Endzuständen" (Kraus & Mitzscherlich 1997, S.155) hinauszugelangen hoffte – Marcias Identitätszustände auf den zweiten (oder auch dritten) Blick das, was sie auf den ersten Blick waren, nämlich (lediglich) eine Anordnung von vier Identitätsformen. Denn was aufgrund der Auffaltung des Identitätsbegriffes wie ein über Erikson hinausgehendes Modell wirkt (und in vielen Rezeptionen als solches vorgestellt wird), in dem alle möglichen Varianten von Identitätszuständen und -verläufen konzeptualisierbar sein sollen, enthält "am Ende der Auswertung nur vier globale – zugegebenermaßen komplexe – Typen von Identitätszuständen zur Kennzeichnung der momentanen Identität eines Menschen" (Haußer 1997, S.127). Damit dürfte Marcia auch weit hinter seine Ausgangsdefinition von Identität als "innere, selbstkonstruierte, dynamische Organisation von Trieben, Fähigkeiten, Überzeugungen und individueller Geschichte" (Marcia 1980, S.159; meine Übersetzung) zurückgefallen sein. Sein Konzept, das er auf zwei Modellvariablen und bestimmte Lebensbereiche wie Beruf und Werteorientierung beschränkt, hat zu einer Vereinfachung des Eriksonschen Identitätsbegriffs beigetragen, und es erlaubt nicht, die Multidimensionalität des Eriksonschen Identitätsbegriffs abzubilden oder sich ihr auch nur begrifflich zu nähern (vgl. Côté & Levine 1988); dies war alleine durch den Versuch, die Polarität des Eriksonschen Ansatzes aufzulösen, nicht erreichbar. Und selbst wenn "man andere Kriterien an[legt]" und damit "zu weiteren Identitätsformen" (Oerter & Dreher 1995, S.353) gelangen würde, bliebe wohl – wie bereits bei dem Ausgangsmodell – als Beschrän-

---

S.157; Herv. im Orig. unberücksichtigt gelassen). Auch dürfte ein Verbleiben im Zustand des Moratoriums – zumindest Erikson nachgedacht – als "ungünstig" verstanden werden.

<sup>17</sup> Kraus und Mitzscherlich merken außerdem einen Überhang von Struktur zuungunsten von Inhalten an, es sei in Marcias Modell "in erster Linie ... wichtig, wie Identität 'gemanagt' wird und weniger, worum es dabei inhaltlich geht" (1997, S.157). Dies ist den Autor(inn)en zufolge vor allem deshalb kritisch, weil sich hier "auch eine kulturelle Dynamik [reproduziert], in der Entwicklung zunächst einmal eine quantitative Zunahme (von Erfahrungsmöglichkeiten) bedeutet und in der das 'Know how' über das 'Know what' oder gar 'Know how and wherefore' gestellt wird" (a.a.O.).

kung bestehen, daß "genau genommen ... das Vierfelderschema als Operationalisierungsmethode in der Identitätspsychologie eine Mischung aus traditionell-anschaulicher Persönlichkeitstypologie und modern-abstrakter Variablendimensionierung darstellt]" (Haußer 1995, S.128), bei dem mittels Dichotomisierung zwar ein "Trennungskriterium" definiert wird, das aber "nicht im Denken, Fühlen und Handeln von Menschen repräsentiert ist" (a.a.O., S.127).<sup>18</sup>

Marcia, der "eben kein umfassendes theoretisches Modell vorgelegt ... vielmehr versucht [hat], ein vorliegendes Modell in ein empirisches Umgehen umzusetzen" (Kraus & Mitzscherlich 1997, S.158), hat selbst eine Revision seines Konzepts dahingehend vorgenommen, daß er den Zustand der Identitätsdiffusion weiter differenzierte (Marcia 1989), nachdem er in seinen Untersuchungen feststellen mußte, daß der Anteil von Jugendlichen mit den typischen Charakteristika der Identitätsdiffusion – einer geringen Verpflichtung und Festlegung einerseits, keiner festen Werteorientierung andererseits – sich in den letzten zwei Jahrzehnten verdoppelt hat. Hiernach werden im Falle der Identitätsdiffusion die unterschiedlichen Identitätsanteile in vier Subtypen – "Störungsdiffusion", "sorgenfreie Diffusion", "kulturell adaptive Diffusion" und schließlich "Entwicklungsdiffusion" – separiert und "eingefroren": Während die Entwicklungsdiffusion nun mehr als der der Lebensphase zugerechnete Identitätszustand aufgefaßt wird, der es dem Individuum (noch) erlaubt, den Status der erarbeiteten Identität zu erlangen (und von daher von Marcia auch "als die gesündeste von allen" Diffusionstypen bezeichnet wird [a.a.O., S.292; meine Übersetzung]), entspricht die Störungsdiffusion (ich lasse einmal Marcias Ausführungen zur "Selbstfragmentierung" unberücksichtigt) dagegen der "Pathographie" (a.a.O., S.291) sensu Erikson: das Individuum ist hiernach "isoliert, vielleicht ein bißchen schizoid" und "sucht Trost in Größenphantasien" (a.a.O.). Die "sorgenfreie Diffusion" hingegen ist nach Marcia durch Anpassung und Oberflächlichkeit gekennzeichnet (es existieren zwar viele soziale Kontakte, aber es fehlt die soziale Integration), während die "kulturell-adaptive" Diffusion sich schließlich – (gesellschaftlichen) Erfordernissen folgend – durch Flexibilität (Unverbindlichkeit) und Offenheit (Nicht-Festgelegtheit) auszeichne.

Doch statt der mit dieser Differenzierung erhofften Schärfung des Marciaschen Ansatzes sind die Probleme eher gewachsen, als daß sie sich verringert hätten. Denn in ihr verliert sich, daß in ein und denselben Identitätszustand sehr unterschiedliche Aspekte eingehen (und sich vielleicht auch in Form von Ambivalenzen denken lassen) können, wie Marcia selbst dies noch in seinem Ursprungsmodell – ich habe darauf hingewiesen – befand, als er z.B. die Identitätsdiffusion als "sorgenfrei oder sorglos, charmant oder psychopathisch, unabhängig oder schizoid" (Marcia 1980, S.161; meine Übersetzung) faßte. Spätestens mit seinen Diffusionstypen hat Marcia, möglicherweise im Eriksonschen Sinne der eigenen Typologie-Lust erliegend, gerade die Erikson unterstellte Normativität, die aufzuheben ein wichtiges Ziel Marcias war, wieder eingeführt: "Denn die Binnendifferenzierung des Diffusionsbegriffs hat ... eine rigide Abgrenzung gegenüber ihren als pathologisch diagnostizierten Formen zur Folge. Die Gefahr ist, daß Psychopathologie wieder zum 'ganz anderen' wird", wie Kraus und

---

<sup>18</sup> Haußer schlußfolgert: "Ich wage nun die Behauptung, daß dichotomes Messen innerhalb einer Forschungsmethodologie der Identitätsentwicklung problematisch ist, daß zweigeteilte Identitätsvariablen weder differential- noch entwicklungspsychologisch adäquat psychische Zustände und Veränderungen zu erfassen vermögen" (1995, S.128).

Mitzscherlich (1997, S.161) m.E. zu recht fürchten, womit Marcia damit (wieder) eine Position einnimmt, "die weit hinter Erikson zurückfällt" (a.a.O.).

Beiden Ansätzen – dem Eriksonschen Ursprungsmodell und der Marciaschen Typologie – bleibt gemeinsam, daß in ihnen das Zustandekommen der jeweiligen Identitäts(ver)form(ung)en kaum im Hinblick auf die die Subjekte umgebenden gesellschaftlichen Bedingungen reflektiert scheint. Doch es sind gerade diese Fragen – einen Platz in der Gesellschaft (nicht) zu bekommen, einen Platz in der Gesellschaft (nicht) zu wollen – die im Sinne Eriksons zentral werden, da sie über das Wohl und Wehe eines sich entwickelnden Menschen – nicht nur, aber vor allem in der Adoleszenz – entscheiden. Besonders brisant werden diese Fragen, wenn versucht wird, Identitätsentwicklung unter den Vorzeichen der Jetztzeit – angesichts von Massenarbeitslosigkeit, von tiefgreifenden, gesellschaftlichen Umstrukturierungsprozessen und einer damit verbundenen Unwägbarkeit persönlicher und sozialer Zukunft – zu thematisieren. So wollen die Probleme einer Identität im Eriksonschen Sinne angesichts (post-) moderner Vergesellschaftung nur schwerlich in den Blick rücken, denn "Erikson bemerkt zwar das Krankheitsbild der Identitätsdiffusion als ein relativ neues Phänomen, fragt aber nicht danach, durch welche gesellschaftliche Konstellation es erzeugt wird" (Böhme 1996, S.335). Für Erikson verläuft die umgebende Gesellschaft in geordneten und ordnenden Bahnen, als eine kohärente und konsistente Umgebung, und das "Eriksonsche Subjekt der organisierten Moderne [konnte sich noch] in eine Zukunft als prästabilisierte Harmonie von subjektivem Wollen und gesellschaftlichem Angebot hinein entwerfen ... und seine zukünftige Identität projektier[en]" (Kraus 1996, S.29). Gesellschaft war ein besonderer Ort, in den sich zu integrieren unerläßlich schien für die Anerkennung durch die und das Anerkennen der Gesellschaft, um einen sicheren Platz einzunehmen und "persönliches Glück" zu erlangen.<sup>19</sup>

Auch hier erlaubt die Weiterentwicklung des Eriksonschen Modells durch Marcia, da dieser "von einer individuumszentrierten sozialisationstheoretischen Ausgangsposition her [denkt und argumentiert], die zwar um Gesellschaft weiß, aber sie nicht ins Modell integriert, keinen analytischen Zugriff" (Kraus 1996, S.39), so daß Kraus und Mitzscherlich schlußfolgern: "Das Prozeßergebnis auf seiten des Individuums läßt sich in den Termini von Marcia zwar gut beschreiben, die Prozeßqualität und insbesondere die 'Transaktionen' ... zwischen Außen- und Innenwelt bleiben im Verborgenen" (Kraus & Mitzscherlich 1997, S.166; meine Hervorhebungen). Wie schon für Erikson ist für Marcia die "Gesellschaft ... das 'andere'" (Kraus 1996, S.40), und weitgehend unbeantwortet bleibt, wie "der Wirkungsmechanismus zwischen gesellschaftlichen Veränderungen und individueller Identitätsentwicklung" (a.a.O.) beschaffen ist: Durch die Akzentuierung einer autonomen Persönlichkeit wird vernachlässigt, wie in, vor und nach der Jugendzeit "gesellschaftliche Widersprüche und Konflikte ... in die psy-

---

<sup>19</sup> Es sei allerdings einschränkend angemerkt, daß die hier zusammengefaßte, überwiegende Rezeption der konservativen und harmonisierenden Sichtweise Eriksons (in der dann auch Plätze bzw. Rollen vorgesehen sind, die einen potentiellen Außenseiterstatus beinhalten könnten, sei es als Künstler, sei es als Narr) mir insoweit überpointiert erscheint, als auch Erikson selbst darum wußte, daß die "Identitätsbildung ... in der Regel auch ihre dunkle, negative Seite [hat], die das ganze Leben hindurch ein unlenksamer Teil der Gesamtidentität bleiben kann. In jedem Menschen und jeder Gruppe steckt eine negative Identität, die Summe all jener Identifikationen und Identitätsfragmente, die der einzelne unterdrücken mußte, weil er sie ablehnte oder für unzumutbar hielt, oder weil seine Gruppe ihn lehrte, sie als Merkmal fatalen 'Anders-seins' ... wahrzunehmen" (Erikson 1982, S.18).

chischen Strukturen eingreifen und Veränderungen auslösen [können]" (Schröder 1993<sup>2</sup>, S.27).

Mögliche Ansätze ergeben sich mit den Überlegungen von Wim Meeus (1993) und dessen Reinterpretation vorliegender Befunde, wonach die Einschätzung und die daraus hervorgehende Beurteilung eines Identitätszustandes immer Rückschlüsse auf die Verfaßtheit der Situation, in der dieser ausgebildet wurde, erlaubt. Nach Meeus gibt es keinen Identitätszustand per se, sondern die Ermöglichung von Identität ist immer in Zusammenhang mit den gesellschaftlichen Bedingungen zu sehen, und zwar insbesondere mit den zu einer Zeit vorfindbaren Wahlmöglichkeiten; fehlen diese aufgrund eingeschränkter Alternativen, so kann nicht von einer "begründeten Wahl" (argued choice) aus einem kleinen Sample von Möglichkeiten gesprochen werden. Meeus kommt so u.a. zu dem Resultat, daß die "übernommene Identität" – eingeschränkte Optionen vorausgesetzt – als eine respektable Identität angesehen werden müsse. Ähnlich hatte Marcia argumentiert, es sei für ihn – um nicht ganze Teile einer Generation zu pathologisieren – möglich, die kulturell-adaptive Variante der Identitätsdiffusion dahingehend zu bewerten, daß "es in einer Gesellschaft, in der eine Verpflichtung nicht hochgeschätzt ist bzw. sogar bestraft wird, ... angemessen ist, diffus zu sein" (Marcia 1989, S.292; meine Übersetzung). Hierin deutet sich an, "wie eng Identitätsprozesse mit der konkreten gesellschaftlichen Entwicklung verbunden sind" (Kraus 1996, S.38). Diese Überlegung Marcias greifen auch Wolfgang Kraus und Beate Mitzscherlich auf, wenn sie – vor allem anknüpfend an die Formulierung der "kulturell-adaptiven" Diffusion – versuchen, Marcia "postmodern zu lesen" und in einer eigenen Arbeit zu erweitern, sehen sie doch – trotz der von ihnen selbst geäußerten Kritik – in Marcias Überlegungen "eine Brücke zur Diskussion um gesellschaftliche Individualisierung" (Kraus & Mitzscherlich 1997, S.162). In diesem Sinne unterscheiden Kraus und Mitzscherlich mit dem Ziel, "das implizite Postulat Marcias, daß [Identitäts-] Diffusion adaptiv ist bzw. sein kann, zu differenzieren" (1995, S.68), drei Typen kulturell-adaptiver Identitätsdiffusion: den "traditionellen Typ", bei dem "scheinbar traditionelle, in der Formulierung der Jugendlichen 'normale' Lebensmuster der Eltern fortgesetzt [werden]" (a.a.O., S.69), den "Surfer", der sich durch "das wache, spielerische Dahingleiten mit einer ständigen Positionskorrektur" (a.a.O.) auszeichnet, und schließlich den Typus des "Isolierten", der in etwa der "Störungsdiffusion" bei Marcia (1989) entspricht.<sup>20</sup> Jenseits dieser Typendifferenzierung gelangen die Autor(inn)en jedoch auch zu "allgemeinen Muster[n], die sich über die Typen hinweg und in jedem von diesen finden lassen" (Kraus & Mitzscherlich 1995, S.70). Hierzu gehört zunächst das "Hülsen-Phänomen", nach dem sich "hinter äußerer Klarheit und scheinbarer Selbstverständlichkeit (z.B. von traditionellen Partnerschaftsformen) reale Ungeklärtheit und Desorientierung verbergen. Hinter einer äußeren Kontinuität stecken oft innere Brüche" (a.a.O., S.70f). Bezüglich der Funktion und des identitätsstrategischen Gehalts dieses Phänomens mutmaßen Kraus und Mitzscherlich:

Die Hülse ist vielleicht ein Kassiber, in dem traditionelle Botschaften quasi an der Modernisierung vorbeigeschmuggelt werden. Ganz sicher aber ist sie eine Hülle, die die eigenen, eigentlichen (?), offensichtlich momentan nicht ausdrückbaren, vielleicht auch bedrohten und nicht befriedigten Bedürfnisse (nach Orientierung, sozialer Integration, persönlicher Ganzheit) schützt (a.a.O., S.71).

---

<sup>20</sup> Für den Typus des Isolierten wird angenommen, daß die "[Identitäts-] Diffusion adaptive Facetten [hat] und ... als Bewältigungsstrategie [dient]: So kann im Nebel bleiben, woran und womit man gescheitert ist" (Kraus & Mitzscherlich 1995, S.70).

Neben dem "Hülsen-Phänomen" sehen die Autor(inn)en ein weiteres gemeinsames Moment in der "Ungleichzeitigkeit", d.h., daß Jugendliche mittels "Diffusion in einem Lebensbereich, z.B. Arbeit, ... Klärungsprozesse in anderen, z.B. Freizeit regelrecht zu fördern [scheinen]" (a.a.O.), eine Vorgehensweise, die von den Jugendlichen sogar als "ein bewußtes Projekt" betrieben werde. Als "beinahe letztes Entscheidungs- und Bewertungskriterium" fungiere schließlich "Normalität", bzw. der Normalitätswunsch scheine "gerade in Zeiten der Verunsicherung eine wichtige Strategie zu sein: Normal sein bedeutet 'Nicht-Auffallen' und damit Nicht-Herausfallen aus einem dünner werdenden sozialen Netz. Normal sein bedeutet, nichts zu bekennen, was man später vielleicht bereuen müßte" (a.a.O.). In diesem Sinne taucht Normalität dann auch als Leitmotiv durch alle drei Diffusionstypen auf, am deutlichsten aber bei dem sogenannten "traditionellen Typus", da dort "keine Suche nach individuellen Antworten statt[findet], weil es keine individuellen Fragen zu geben scheint" (a.a.O., S.69).

Unklar bleibt, da Kraus und Mitzscherlich den Normalitätsanspruch unter dem allgemeinen Konzept Identitätsdiffusion abhandeln – bzw. beide zu großen Teilen gleichsetzen –, inwieweit in einer in sich brüchiger werdenden Welt (als welche die "Diffusion des gesellschaftlichen Makrosystems" verstanden wird) und angesichts des "Zusammenwirken[s] von Makrosystem und Mikrosystem" (a.a.O., S.71) eben nicht brüchiger werdende Entwürfe, sondern in sich relativ geschlossene Wertsysteme resultieren können. Die Antwort der Autor(inn)en, daß diese nach außen geschlossenen Normalbiographien nach innen hin brüchig sind, liefert zwar eine mögliche Interpretation, aber sie ist möglich eben nur unter den von den Autor(inn)en vorgetragenen und präferierten Prämissen.<sup>21</sup>

An dieser Stelle seien – nachdem bereits einiges zu den Schwächen des Marciaschen Ansatzes gesagt wurde – nur noch zwei Beobachtungen notiert: Erstens erscheint es mir, als ob mit den Befunden von Kraus und Mitzscherlich – noch mehr als bei Marcia selbst – nunmehr alle Typen wieder durcheinander geraten (mitunter könnte vermutet werden, daß sich die vermeintliche Diffusion zunächst nur deshalb einstellt, weil die Jugendlichen den wohlgeordneten kategorialen Typologisierungen widersprechen, was auf Seite der Forschenden zur Diffusion führt): Denn standen bei Marcia noch prozeßhafte (wie die Entwicklungsdiffusion) neben statischen (der kulturell-adaptiven Diffusion) und "gesündere" Formen (die Entwicklungsdiffusion) neben als eindeutig "krank" postulierten (der Störungsdiffusion), gerät bei Kraus und Mitzscherlich die Phänomenologie von übernommener und diffuser Identität durcheinander durch ihr Verwobensein mit dem nicht explizit eingeführten Begriff der Normalität.

---

<sup>21</sup> Eine teilweise andere Leseweise folgt aus einer Analyse, die ebenfalls aus dem Münchner Projekt stammt und von Renate Höfer und Rita Seitz (1994) vorgelegt wurde. Anders als Kraus und Mitzscherlich (1995) diskutieren sie den "Normalitätsanspruch jugendlicher Identitätsprojekte" weniger im Hinblick auf das Stadium der Identitätsdiffusion, denn bezogen auf den Grad der Übernahme und damit im Sinne von Marcias Stadium des "Foreclosure". Höfer und Seitz stellen – ausgehend von einer Teilstichprobe – vier unterschiedliche "Normalitätsmuster" von jungen Frauen vor, deren Identitätsprojekte sich gegen die Erhöhung der Freiheitsgrade und der Optionenvielfalt zu richten scheinen, indem diese jungen Frauen eine "Übernahme tradierter Vorgaben" bzw. "eher traditionelle Weiblichkeitsentwürfe" favorisieren. Für diese jungen Frauen seien die genutzten Normalitätsmuster weniger als eine "intendierte Strategie mit Optionalitäten umzugehen, als vielmehr als Anpassungsleistung an lebensweltlich bedingte Unsicherheiten und Spannungen [zu verstehen]" (1994, S.6). Weiter vermuten die Autorinnen, daß die jungen Frauen "damit nach Außen Kontinuität her[stellen], die aber nicht ihrer Innenwelt entspricht, in der es viel Widersprüchliches, Zweifel und Phantasie gibt" (a.a.O.).



Damit allerdings dürfte der m.E. vielleicht größte Vorteil der Konzeption – sofern man ihn als Vorteil sehen möchte – hinfällig sein, nämlich daß unter Verlust all dessen, was als "dichte Beschreibung" das Werk Erikson so sehr ausgezeichnet hat,<sup>22</sup> relativ trennscharf Typ(olog)isches für spezifische Identitätsformen ausfindig gemacht und beschrieben wurde.

Ich werde auf dieses Problem im nächsten Kapitel zurückkommen, in dem ich mich den vielfältigen Typologisierungsvorschlägen innerhalb der (biographischen) Jugendforschung zuwende, um daran zu diskutieren, welche theoretischen und methodischen Erträge, aber auch welche Schwierigkeiten mit der Bemühung verbunden sind, jugendlicher Lebenswelten und Handlungsweisen durch Typenbildungen habhaft werden zu wollen. Es sei bemerkt, daß ich auf die in meiner Auseinandersetzung mit Erikson und Marcia angemahnte Notwendigkeit, Gesellschaft bzw. gesellschaftliche Entwicklungen stärker im Hinblick auf die Identitätsentwicklung zu thematisieren, im Zusammenhang meiner Darlegung der Ansätze von Erdheim und Keupp wieder zurückkomme und dies weiter ausführen werde.

### *2.1.2 Typologisches aus der biographischen Jugendforschung: Die "jugendlichen Handlungstypen" von Karl Lenz und die Typologie "jugendlicher Zeiterfahrung" von Alessandro Cavalli*

Es sind vor allem zwei typologische Studien aus den achtziger Jahren, die innerhalb der Jugendforschung besondere Aufmerksamkeit erfahren haben. Zum einen handelt es sich um die "Studie über jugendliche Handlungstypen" von Karl Lenz (1986, 1988; zusammenfassend 1990, siehe auch Hurrelmann 1991, Neubauer 1989). Die zweite Studie stammt von Alessandro Cavalli (1988), dessen Typologie "jugendlicher Zeiterfahrung" z.B. in dem niederländischen Projekt "Jugendliche und Arbeit" (Guit & van Rooijen 1990) sowie von Kohr (1992) im Rahmen der Shell-Studie "Jugend '92" (Jugendwerk der Deutschen Shell 1992) bei der Untersuchung von "Zeit-, Lebens- und Zukunftsorientierungen" zugrunde gelegt wurde und die auch in der Shell-Nachfolgestudie (Silbereisen, Vascovics & Zinnecker 1996) unter dem Abschnitt "Zeitorientierungen, Zukunftspläne, Identität" Berücksichtigung fand (Zinnecker & Strzoda 1996).

Beide Studien stehen für eine Tendenz vor allem in der biographischen Jugendforschung, Abschied zu nehmen von *dem* (und *der*) "Einheitsjugendlichen". Statt dessen wird eine Differenzierung unterschiedlicher Jugendtypen vorgeschlagen und damit anerkannt, daß "Jugendliche sich in sehr verschiedenen Lebensverhältnissen befinden und sich mit ihren Lebensbedingungen in unterschiedlicher Weise auseinandersetzen" (Hornstein 1985, S.360). Hier findet sich ein wichtiger Berührungspunkt zu den Arbeiten von Marcia, der – wie im vorangegangenen Kapitel dargelegt – sich um eine Differenzierung bzw. Entfaltung der Eriksonschen Vorstellung *eines* normalen (bzw. von diesem abweichenden, pathologischen) Verlaufs jugendlicher Identitätsbildung bemühte. Sowohl bei Marcia als auch in den im folgenden skizzierten Studien resultierten aus diesen Bemühungen Typologien als Lösungsweg, mit dem die Autoren hofften, die Vielfalt *und* Ordnung empirischer Wirklichkeit einzufangen und angemessen "abzubilden".

---

<sup>22</sup> Patrica Miller (1993, S.166) etwa schreibt: "Erikson stellt seine Theorie eher wie ein Schriftsteller oder Künstler vor, weniger wie ein Wissenschaftler."

Lenz (1986) stellt vier Handlungstypen vor,<sup>23</sup> den "familienorientierten", "hedonistisch-orientierten", "maskulin-orientierten" und "subjektorientierten". Für den *familienorientierten* Handlungstyp ist charakteristisch, daß er die Herkunftsfamilie als zentrales Bezugssystem anerkennt, wobei diese durch Asymmetrie gekennzeichnet ist, denn die Jugendlichen ordnen sich der Werteorientierung der Eltern weitgehend unter. Bei diesen Jugendlichen stehen Berufsentscheidungsprozesse im Vordergrund, andere Handlungsbereiche (Peers, Partnerschaften) scheinen demgegenüber weniger bedeutungsvoll zu sein. Der als *maskulin-orientiert* bezeichnete Handlungstyp zeigt eine traditionelle Werteorientierung in Geschlechterfragen. Dem als unausweichlich erlebten und negativ konnotierten Erwachsenwerden wird von den Jugendlichen dieses Typus eine "spaß- und action"-betonte Jugendzeit entgegenstellt, die sie auch gegenüber Beschränkungsversuchen seitens der Eltern auszudehnen versuchen. Der *hedonistisch-orientierte* Handlungstyp zeichnet sich durch eine Berufsorientierung aus, deren Ziel in einer Maximierung von Wohlstand und Luxus liegt, sowie durch eine gleichzeitig starke Orientierung an Peers und ein großes Interesse an Liebesbeziehungen. Das Verhältnis zu den Eltern wird als partnerschaftlich beschrieben. Der *subjektorientierte* Handlungstyp schließlich weist einen "gegenkulturellen Entwurf" auf, der sich in dem Streben nach einem "sinnerfüllten" Leben und in Abgrenzungsbemühungen gegen elterliche und gesellschaftliche materielle wie politische Wertorientierungen manifestiert.

Cavalli (1988) ist durch die Kombination der Dimensionen Autonomie vs. Abhängigkeit und kontinuierliche vs. diskontinuierliche Zeitbezogenheit (von ihm als Strukturierung vs. Destrukturierung der subjektiven Zeiterfahrung bezeichnet) zu einer Vierer-Typologie gelangt, die vielfältige Analogien zum Identitätskonzept von Marcia (1980) aufweist. Er unterscheidet vier Formen der "Zeiterfahrung Jugendlicher", die er als "eigenstrukturiert", "eigendestrukturiert", "fremdstrukturiert" und "fremddestrukturiert" bezeichnet.<sup>24</sup> Jugendliche des *eigenstrukturierten* Typs seien in besonderer Weise zu einem mitunter weitreichenden Belohnungsaufschub befähigt: Für sie ist Cavalli zufolge charakteristisch, daß sie sich an selbst gesteckten Lebenszielen orientieren und ihren Zukunftsentwurf entlang einer individuellen "Marschtabelle" konzipieren, wobei allerdings für "irreversibel gehaltene Entscheidungen durch die Strategie der Verzögerung hinausgeschoben werden" (Cavalli 1988, S.190). Inhaltlich ist für diese Jugendlichen vornehmlich ihre berufliche Perspektive von Bedeutung. Dementgegen vermeiden Jugendliche des *eigendestrukturierten* Typs Entscheidungen, die ihren augenblicklichen Handlungsraum einengen; sie sind deutlich gegenwartsorientiert. Von diesen Jugendlichen werden generell alle – und damit auch berufliche – Weichenstellungen als Einengung erlebt. Die Jugendlichen versuchten deshalb konsequent, "Wege zu gehen", die andere "Wege" nicht behindern. Für diejenigen Jugendlichen hingegen, die Cavalli als *fremdstrukturiert* bezeichnet, ist ein starkes Bedürfnis nach Sicherheit charakteristisch; sie wollen den "normalen" Weg nicht verlassen und erleben die Zukunft als kaum beeinflusbar. Berufliche Entscheidungen werden unter dem Aspekt gelungener Integration getroffen, sind auf materielle Sicherheit ausgerichtet und wer-

<sup>23</sup> In der Untersuchung von Lenz wurden nach die Interviewstudie vorbereitenden Gruppendiskussionen, an denen insgesamt 165 Jugendlichen teilnahmen, 34 Jugendliche im Alter von 15 bis 20 Jahren interviewt.

<sup>24</sup> Cavallis Befunde beruhen auf einer Interviewstudie mit etwa 200 Jugendlichen. Die ausführliche Ergebnisdarstellung liegt allerdings nur in italienisch vor.

den als Vorbereitung auf die eigene Familie verstanden. Die als *fremdstrukturiert* gekennzeichneten Jugendlichen heben sich von den anderen drei Typen deutlich ab: Biographische Weichenstellungen fehlen fast vollständig. Die bei ihnen vorherrschende Gegenwartsorientierung ist Resultat einer angstbesetzten Orientierung an Vergangenheit und Zukunft. Ihr Selbstbild ist durch Fremdbestimmung gekennzeichnet und extrem negativ getönt.

Die Befunde deuten – verglichen mit dem Eriksonschen Ausgangsmodell – zunächst auf eine Diversifikation von Verlaufsformen. Auch wird auf neue Formen von Identität aufmerksam gemacht, so etwa wenn Cavalli aufgrund seiner Untersuchung "eine neue Art von Identität [sieht], die man als offen für Veränderung und Modernität bezeichnen könnte und in deren Umkreis sich eine Art Ausweitung der Jugendzeit vollzieht" (a.a.O., S.196). Denn während "die 'strukturierten Typen' die *traditionellen* Verhaltensweisen ... darstellen: der eigenstrukturierte entspringt einer voluntaristischen Haltung zu sich selbst und zur Welt, ... der fremdstrukturierte [ist] das Ergebnis eines wohlgeordneten Anpassungsprozesses an die äußeren, die gesellschaftlichen Vorschriften" (a.a.O.; Herv. im Orig.), zeigen die "Typen der Destrukturierung ... von dieser Normalität abweichende, neue Tendenzen" (a.a.O.). Lenz vermutet in den von ihm empirisch gefundenen bzw. konstruierten vier Handlungstypen "zentrale Differenzierungen von Jugendlichen in der Gegenwart" (Lenz 1990, S.122).<sup>25</sup> Auch er geht davon aus, daß mit dem hedonistisch-orientierten Handlungstyp und vor allem mit dem subjektorientierten Handlungstyp, der sich durch die Suche nach Authentizität des Ich und durch ein Höchstmaß an Selbstreflexivität auszeichnet, "das Aufkommen von zwei neuen Verlaufsformen der Jugendbiographie" (a.a.O., S.130) dokumentiert werde. Lenz nimmt für die vier jugendlichen Handlungstypen in Anspruch, daß sie sich "gegenüber dem Geschlecht der Jugendlichen und ihrer sozialen Herkunft als dominant [erweisen]" (a.a.O., S.127). Dies bedeute jedoch nicht, "daß Geschlecht und soziale Herkunft als Variablen sozialer Differenzierung unwichtig geworden sind" (a.a.O.), sondern nur, daß diese beiden Dimensionen "an Determinierungskraft für die Jugendverläufe verloren [haben]" (a.a.O., S.128), was zu einer "Annäherung" geschlechtsspezifischer und schichtspezifischer Jugendverläufe beitrage. (Auf die je einzelnen Unterschiede, auf die Lenz hinweist, soll hier nicht weiter eingegangen werden.)

Ich selbst habe unter Bezugnahme u.a. auf die Studien von Lenz und Cavalli in einer eigenen Arbeit (Mey 1996)<sup>26</sup> ebenfalls dafür plädiert, von verschiedenen Adoleszenzformen auszugehen, in denen die Thematik des sich Selbstentwerfens variiert und die Projektierung von Identität unterschiedlich gefaßt wird. Auch ich habe am Ende einen Ordnungsversuch mit vier (!) Adoleszenztypen vorgelegt, die von mir als "Adoleszenz zwischen Berufsfindung und Familienorientierung" (Typ A), "Adoleszenz zwischen Freizeitorientierung und Lebenspragmatismus" (Typ B), "Adoleszenz zwischen Interessenorientierung und Weiterentwicklung" (Typ C) und "Adoleszenz zwischen Individualisierung und gegenkultureller Orientierung" (Typ D) bezeichnet wurden und mit denen ich verdeutlichen wollte, daß sich bei Jugendlichen nicht nur verschiedene Be-

<sup>25</sup> Lenz sieht dies auch dadurch bestätigt, daß die von ihm präsentierten Typen hohe Ähnlichkeit zu der "Typisierung der sozialen Milieus Jugendlicher" von Becker und May (1985) aufweisen.

<sup>26</sup> In dieser Studie wurden mit 41 Jugendlichen im Alter von 17-25 Jahren jeweils zwei Interviews durchgeführt; der Ersttermin wurde im wesentlichen als narrativ-biographisches Interview (sensu Schütze 1983), der Zweitermin in Anlehnung an das problemzentrierte Interview (Witzel 1985) gestaltet (vgl. zu diesen Interviewverfahren Kapitel IV.2.1.1.1 und IV.2.1.1.2).

griffe von Jugend finden lassen,<sup>27</sup> sondern daß diese ihre vorrangigen Ansprüche an und ihre Vorstellungen von Persönlichkeitsentwicklung auch in unterschiedlichen Lebensbereichen (Freizeitsektor, Arbeitsbereich etc.) ansiedeln. Neben den thematisch-inhaltlichen Gesichtspunkten, über die diese Charakteristika gewonnen wurden, erschien mir vor allem bedeutsam, daß mit ihnen unterschiedliche Strategien für biographische Planungen korrespondieren: Die Jugendlichen bewegen sich zwischen Versuchen frühzeitiger Integration und aktiv gestaltendem Hinauszögern verbindlicher beruflicher und familiärer Festlegungen.

Hier finden sich Parallelen zwischen den eigenen Befunden und den von Lenz vorgelegten.<sup>28</sup> So entspricht der familienorientierte Handlungstyp dem Typ A meiner eigenen Studie insofern, als – verglichen mit anderen Handlungsbereichen – Berufsentscheidungsprozesse im Vordergrund stehen und die Herkunftsfamilie als zentrales Bezugssystem fungiert, wobei die Übereinstimmung mit elterlichen Werten durch Unterordnung hergestellt wird. Ähnlichkeiten finden sich auch zwischen Typ B und dem maskulin-orientierten Handlungstyp, der sich durch eine traditionelle Wertorientierung in Geschlechterfragen auszeichnet und für den Erwachsensein mit "lästigen" Pflichten assoziiert erscheint. Dem subjektorientierten Handlungstyp und dem Typ D ist schließlich ein "gegenkultureller Entwurf" gemeinsam, der mit Abgrenzung gegen elterliche und gesellschaftliche materielle und politische Wertorientierungen und mit dem Streben nach einem "sinnerfüllten" Leben einhergeht.<sup>29</sup> Ebenso bestehen für

---

<sup>27</sup> Diese sind z.B. an das Erwachsensein angebunden als notwendiges Übel wie bei dem Typ "Adoleszenz zwischen Freizeitorientierung und Lebenspragmatismus", oder Jugend erscheint als vom Erwachsensein entkoppelte, eigenständige Phase, wie dies vor allem für den Typ "Adoleszenz zwischen Individualisierung und gegenkultureller Orientierung" charakteristisch ist.

<sup>28</sup> Eine relativ hohe Übereinstimmung findet sich auch mit den Befunden von Baethge et al. (1988), die in ihrer Studie ebenfalls Arbeits- und Lebenskonzepte von Jugendlichen untersucht haben und zu einer Typologie von vier "Lebenskonzepten" gelangten. So wird etwa ein arbeitsorientiertes Lebenskonzept beschrieben, bei dem vergleichbar dem Typ A Arbeit zur Selbstdarstellung und Weiterentwicklung genutzt wird, während der Freizeit- bzw. Privatbereich in den Hintergrund tritt und diffus bleibt. Ebenfalls deuten sich Gemeinsamkeiten bezüglich einer Orientierung an Partnerschaft und Familie bei Mädchen und Frauen an. Ferner fanden Baethge et al. eine Gruppe, die mit Typ B der eigenen Studie ein hohes Maß an Ähnlichkeit aufweist: Übereinstimmend wurden in der Untersuchung überwiegend jüngere männliche Jugendliche als diejenigen typologisiert, die Arbeit im Dienste anderer Lebens- und Handlungsbereiche instrumentalisieren und eine aktive Freizeitgestaltung als legitimes Entwicklungsfeld definieren. Hier gleichen sich die Ergebnisse auch dahingehend, daß bei diesen Jugendlichen der "Planungshorizont nicht weit gesteckt" (Hantsche 1990, S.69) und "eine Familienperspektive als Bereich eigener Planungsaktivitäten und inneren Engagements weitgehend ausgeblendet bleibt" (a.a.O.).

<sup>29</sup> Abweichungen finden sich vor allem für den von Lenz als hedonistisch-orientiert bezeichneten Handlungstypus, da bei gleichzeitiger Berufsorientierung mit Ziel einer Maximierung von Wohlstand und Luxus – die für den Typ A konstitutiv war – eine deutliche Orientierung auf Peers und Liebesbeziehungen und eine positiv getönte Grundeinstellung zu den Eltern konstatiert wird. Eventuell entspräche dies am ehesten einer Mischung aus Typ A und Typ C als einem eigenständigen Lebenskonzept, oder es könnte als Hinweis auf eine Transition von Typ A zu Typ C verstanden werden. Bezogen auf die Studien von Baethge et al. scheint hingegen Typ D nicht anschlussfähig. Ein Grund mag sein, daß in der eigenen Untersuchung, anders als bei Baethge et al., auch Schüler(innen), Student(inn)en und vor allem arbeitslose Jugendliche befragt wurden. Insofern erscheint ein Vergleich der vorgestellten Befunde mit den Ergebnissen der Untersuchung von Lenz interessanter und vielversprechender. Ein wichtiger Unterschied zu dessen Befunden besteht allerdings insofern, als Lenz besonders massive Konflikte, mit denen teilweise Brüche vom Elternhaus einhergehen, hervorhebt, während für die Jugendlichen und jungen Erwachsenen des Typ D das Verhältnis zu den Eltern – nach einer ebenfalls von drastischen Auseinandersetzungen

Typ A und C Entsprechungen zu den von Cavalli als eigenstrukturiert bezeichneten Jugendlichen,<sup>30</sup> für die vor allem die berufliche Perspektive relevant ist und die ihre biographischen Weichenstellungen entlang einer individuellen Marschtabelle konzipieren. Der eigendestrukturierte Typus, der sich insbesondere auszeichnet durch "eine Art Identität, die man als offen für Veränderung und Modernität bezeichnen könnte" (Cavalli 1988, S.196), ähnelt Typ D, wenngleich Cavalli eine dominante Gegenwartsorientierung betont, während bei den Jugendlichen des Typ D eine offene, auf Plänen basierende Zukunftsorientierung vorzuherrschen scheint.

Für die eigene Arbeit, die Studie von Lenz und deutlicher noch für Cavalli lassen sich auch Parallelen zu Marcias Beschreibung der Identitätsformen finden. So erinnert der eigenstrukturierte Typ mit "selbst gesteckten Zielen, persönlicher Entscheidung" dem "Identity Achievement"; der eigendestrukturierte Typ mit dem Wunsch, "Optionen zur Verfügung zu haben, sich nicht von der Vergangenheit oder der Zukunft fesseln zu lassen" (Kohr 1992, S.150), kann als Analogon für den Status "Moratorium" aufgefaßt werden. Der fremddestrukturierte Typ, dessen Hauptcharakteristikum ist, daß "das Subjekt die Kontrolle über seine Lebenszeit verloren hat" (a.a.O.), ähnelt der "Identitätsdiffusion", während der fremdstrukturierte Typ mit seinem zentralen "Verlangen nach Sicherheit", das sich in einem konventionellen Lebensplan und in fort-dauernden Anpassungsbemühungen ausdrückt, dem Status "Foreclosure" sehr nahe kommt.

Betrachtet man diese Gemeinsamkeiten genauer, so findet sich jeweils ein Typus als Stellvertreter einer Orientierung und Lebensführung, bei der aktiv und reflektiert Persönlichkeitsentwicklung forciert wird (von Lenz als subjektorientiert bezeichnet, bei Cavalli findet sich dies im Modus der Eigenstrukturierung, in der eigenen Untersuchung mit dem Typus "Adoleszenz zwischen Interessenorientierung und Weiterentwicklung" sowie "Adoleszenz zwischen Individualisierung und gegenkultureller Orientierung"). Für einen anderen Typus gilt vorrangig die Selbstdefinition entlang einer (Aus-) Bildungslaufbahn (bei Cavalli der "eigenstrukturierte Typus", in der eigenen Studie die "Adoleszenz zwischen Berufsfindung und Familienorientierung"). Ein dritter Typus schließlich sucht seine Emanzipierung vor allem über Freizeit und Konsum ("Adoleszenz zwischen Freizeitorientierung und Lebenspragmatismus" bzw. bei Lenz der "maskulin-orientierte" bzw. "hedonistisch-orientierte" Typ).

Neben der hier implizit mitgeführten Beobachtung bzw. Behauptung der Diversifikation von (jugendlicher) Identität ist es insbesondere eine weitere Dimension, die diese Typologien miteinander und mit einigen anderen typologischen Studien, die noch ergänzt werden könnten,<sup>31</sup> gemeinsam haben – die Entfaltung der Identitätsthematik zwischen den Polen Tradition und Modernität: Denn trotz der sowohl von Cavalli als auch von Lenz vorgelegten Auffächerung in unterschiedliche Typen – und noch deut-

---

begleiteten Distanzphase mit anschließender Aussöhnung und Aussprache – als akzeptierend und tolerierend zu bezeichnen ist. Eine mögliche Erklärung kann sein, daß die von Lenz befragten Jugendlichen maximal 20 Jahre alt, die unter Typ D gefaßten Jugendlichen und jungen Erwachsenen hingegen deutlich älter waren, von ihren Eltern getrennt lebten und damit nicht mehr in alltägliche Konflikte verstrickt waren.

<sup>30</sup> Je nach Betonung des Autonomieaspekts, dem nach Guit und van Rooijen (1990), die die Typologie von Cavalli replizieren konnten, ein hoher Erklärungswert zukommt.

<sup>31</sup> So z.B. durch die Arbeiten von Baethge et al. (1988), zusammenfassend Hantsche (1990), aber auch durch Teilarbeiten aus dem Münchener Arbeitskreis etwa zu sozialen Netzwerken junger Erwachsener (Gmür & Straus 1993).

licher in neueren Untersuchungen, die über die Vierer-Klassifikation hinausgehen – findet sich in der sozialwissenschaftlichen Jugendforschung neben dem "Hauptergebnis ... der Ausdifferenzierung von Verlaufsformen, Deutungsmustern, Verarbeitungen von Statuspassagen" (Fuchs-Heinritz 1990, S.32) in den Diskursen zusätzlich eine Verengung der Ergebnisse dahingehend, daß ein neuer einem alten Modus gegenübergestellt wird. So hat beispielsweise die "mit Cavalli kooperierende Forschergruppe um Zoll [ihre] ... Befunde – unausgesprochen – auf zwei 'Typen' zugespitzt" (a.a.O., S.36). Einem "alten kulturellen Modell" mit eindeutiger Berufs- und Lebensplanung steht ein "neues kulturelles Modell" (Zoll et al. 1989; zusammenfassend siehe Oechsle 1990) mit offener Lebensplanung und mit den Leitlinien Subjektivierung und Selbstverwirklichung gegenüber. Eine solche Gegenüberstellung von Jugendlichen, die sich auf einen Normalentwurf hin ausrichten, und Jugendlichen und jungen Erwachsenen, die den Normalentwurf ablehnen und alternative (insbesondere "gegenkulturelle") Lebensformen zu präferieren scheinen, findet sich schon früh innerhalb der sozialwissenschaftlichen Jugendforschung, etwa in der Dichotomisierung in "Erwachsenen-zentrierte" vs. "Jugendzentrierte" (Jugendwerk der deutschen Shell 1981; vgl. auch Projektgruppe Jugendbüro 1977<sup>a</sup>).<sup>32</sup>

Die Grundmuster, die in der biographischen Jugendforschung und in der Identitätsforschung spätestens mit Marcia diskutiert werden und in der Regel in Typologien von vier "Idealtypen" von Jugendstilen, Biographieverläufen oder Identitätsformen münden, korrespondieren mit Überlegungen, die bereits Mitte der 80er Jahre von Jürgen Zinnecker (1986) – unter Rekurs auf Pierre Bourdieu (1982) – vorgetragen wurden, und die ein zusätzliches Licht auf die Dimension Modernität-Traditionalität und deren mögliche Genese werfen. Im vorliegenden Zusammenhang sind diese Überlegungen interessant, weil sie, an die zuvor erwähnte These Meeus' anschließend, Hinweise auf mögliche Zusammenhänge geben können zwischen der auf Subjekte bezogenen Formulierung von Typologien und den sozialen und gesellschaftlichen Bedingungen, die diese subjektiven (Re-) Aktionsweisen zu einer konkreten Zeit erst ermöglichen bzw. mit hervorbringen. Ebenfalls in Erinnerung gerufen sei an dieser Stelle, daß Individualisierung im Beckschen Sinne eine Ambivalenz zwischen individuellen Entscheidungsmöglichkeiten und Entscheidungszwängen beinhaltet, da dem Faktum, daß dem oder der einzelnen immer mehr Freiräume für Lebenslaufentscheidungen eingeräumt werden, entgegensteht, daß diese persönlichen Entscheidungen gleichzeitig von Entscheidungen abhängig sind, die in Institutionen, z.B. im Bildungs- und Berufssystem, getroffen werden und die den individuellen Lebenslauf – subjektiv weitgehend unsichtbar – in immer stärkerem Maße prägen (vgl. auch Höfer, Keupp & Stiemert 1990; Kohli 1988).

Zinnecker hoffte – im Anschluß an Bourdieu – durch das von ihm entworfene Modell "die Einlagerung von Jugend in den Prozeß der Reproduktion gesellschaftlicher Strukturen, insbesondere der sozialen Klassengesellschaft, durchschaubar werden zu lassen" (Zinnecker 1986, S.99). Hiernach besteht – sehr verkürzt – in Milieus mit großen Kapitalvolumen (Oberschicht) ein idealistischer Jugendbegriff, in Milieus mit mittlerem Kapitalvolumen (Kleinbürgertum) ein rationalistischer und in Milieus mit geringem bzw. keinem Kapitalvolumen ein pragmatischer Jugendbegriff: Für die

<sup>32</sup> Noch weiter zurückreichend lassen sich die Arbeiten von Siegfried Bernfeld (1923) anführen, der von "gestreckter Pubertät" spricht; in Abhebung dazu führte Paul F. Lazarsfeld einige Jahre später den Terminus der "verkürzten Pubertät" ein.

Oberschicht diagnostiziert Zinnecker "angesichts der zur Disposition stehenden Ressourcen ... Toleranzspielräume gegenüber Umwegen, Fehlschlägen, Experimentierphasen in jugendlichen Biographien" (a.a.O., S.106). Dies impliziert ein Verständnis einer "Jugendphase an der 'langen Leine'",<sup>33</sup> wohingegen das im kleinbürgerlichem Milieu vorherrschende rationalistische Jugendverständnis bedeutet,

Jugendleben und Jugendzeit ... soweit zu rationieren und gegen mögliche Störungen abzusichern, daß die begrenzten Ressourcen des Herkunftsmilieus zur Erfüllung des Hauptzweckes dieses Lebensabschnittes: Erhalt und Verbesserung der Klassenposition ausreichen ... Jugend wird *ausdrücklich instrumentell* verstanden ... hat keinen Zweck in sich (a.a.O., S.108; Herv. im Orig.)

und "bildet die lebensgeschichtliche Brücke, die vom sozial ererbten Kindheits- zu einem Erwachsenenstatus führt, der qua eigener Leistung selbst erworben wird" (a.a.O.). Schließlich findet sich in Milieus mit geringem Kapitalvolumen (Unterschicht) eine "unpräntiöse, pragmatische Variante" (a.a.O., S.109) von Jugend, in der "Unwägbarkeiten und Risiken des Jugendalters ... mangels verfügbarer Ressourcen nicht gut ausbalanciert werden [können]" (a.a.O.).

Vergleicht man diese Milieus, so läßt sich "der zeitliche Modus von Jugend in den Oberschichten als breite Auffaltung und Verschwendung, der kleinbürgerliche Modus als Optimierung und Rationierung von Lebenszeit kennzeichnen" (a.a.O.). In der Unterschicht hingegen scheint "das Diktat der verkürzten, beschleunigten und gelegentlich sprunghaften Zeit" (a.a.O.) vorherrschend mit der Folge, daß Jugend "ein relativ unverbundenen Neben- und Gegeneinander von geplanten und ungeplanten Zukunfts- und Zielperspektiven [beinhaltet]" (a.a.O., S.110). Ein zweites Moment ist nach Zinnecker, daß der bürgerlichen und kleinbürgerlichen Jugend der Modus der Individualisierung gemeinsam ist, nach dem das "Durchleben dieses Zeitabschnittes ... als persönliche Leistung gewürdigt und bilanziert [wird]" (a.a.O., S.109), während "Jugend in den Unterschichten ... vergleichsweise wenig individualisiert" (a.a.O., S.110) erscheint, sondern eher "Momente einer überlieferten, kollektiv durchlebten Statuspassage" (a.a.O.) beinhaltet: "Dadurch entsteht jene Mischung aus früher Arbeitsnotwendigkeit und hedonistischem Ausleben aller in der Nahwelt greifbaren Ressourcen, insbesondere unter den Bedingungen jugendlicher Lohnabhängigkeit" (a.a.O., S.111).

Mit Zinnecker – und eingedenk der Befunde der sozialwissenschaftlichen Jugendforschung – kann festgehalten werden, daß sich die drei erwähnten "Jugendkonzepte: Jugend als politisch-kulturelles Moratorium, Jugend als Bildungslaufbahn und Jugend als kommerzielle Jugendkultur bzw. subkultureller Stil ... historisch auf dem Vormarsch [befinden]" (a.a.O., S.119). Gleichwohl bleibt die "Gretchenfrage: Welche Auffassung von dieser Lebensphase erringt das Recht, als Teil legitimer Kultur – im Rahmen bestehender Lebenslaufnormen – angesehen zu werden? Welcher Jugendbegriff etabliert sich als herrschender?" (a.a.O., S.121), eine Frage, die nach Zinnecker dahingehend beantwortet werden muß, daß gegenwärtig ein Jugendbegriff dominiert, nach dem Jugend als kultureller Wert, als Persönlichkeitsentwicklung und – verbunden mit einer produktiven Krise – als Moratorium verstanden wird, was auch daran

<sup>33</sup> Zinnecker verweist auch darauf, daß neben "der ideologischen Funktion ... bestimmte sozialisatorische Aufgaben eines entsprechenden Jugendhabitus zu beachten [sind]. Spielerische Zweckfreiheit wie raumzeitliche Unabhängigkeit von Jugend begünstigen die Herausbildung generalistischer Orientierung, die sich nicht unnötig ans überlieferte und soziokulturelle Milieu am Ort bindet; und sie lenken die Aufmerksamkeit auf universale Prinzipien des Diskurses (z.B. in der Moral), denen im Begründungs- und Verwendungszusammenhang gesellschaftlicher Neuerungen und politischer Positionskämpfe besondere Bedeutung zufällt" (1986, S.107).

ersichtlich ist, daß sich "die hochbürgerliche Auffassung ... zunehmend bei anderen Sozialgruppen des gesellschaftlichen Raumes durch[setzt]" (a.a.O., S.122).<sup>34</sup>

Interessant erscheint mir an den Überlegungen Zinneckers – neben ihrer theoretischen Fruchtbarkeit – daß in ihnen ersichtlich wird, daß sich zwei Prozesse zu überlagern scheinen. Zum einen finden sich jene Befunde, die auf die Diversifikation von Lebensstilen hinweisen und von unterschiedlichen Modi der Lebensführung berichten, zum anderen existiert der *generellere* Befund einer drastischen Ausdehnung von Selbstverwirklichungsansprüchen, die "jenseits von Stand und Klasse" (Beck 1994) wirksam geworden zu sein scheinen. Denn ein Überblick zum Forschungsstand zeigt, daß in den individuellen Lebensentwürfen Jugendlicher dem "Finden einer eigenen Lebensform" bzw. eines eigenen Lebensstils höchste Priorität für alle zentralen Lebensbereiche eingeräumt wird. In diesem Sinne lassen sich die Ergebnisse neuerer Studien – etwa der Studie von Baethge et al. zu "Arbeit und Identität" oder der Studie "Arbeitsorientierungen von Jugendlichen" von Zoll et al. (1989) mit Helsper (1991b) dahingehend interpretieren, daß "Arbeit und Beruf subjektbezogen 'aufgeladen' und die Individualisierungsansprüche in die Arbeitsvollzüge hineingetragen" werden (a.a.O., S.22).

Hier findet sich allerdings auch eine Grenze von Zinneckers Modellvorstellungen für die Gegenwart. Denn alte und neue kulturelle Modelle sind immer nur aus einer bestimmten raumzeitlichen Perspektive betrachtet alt oder neu. Insoweit ist es wenig verwunderlich, daß – obschon viele Studien der 80er bis in die frühen 90er Jahre den Blick auf das neue Subjekt hin ausrichteten und in Form "subjekt-orientierter", "eigen-destrukturierter" Typen verdichteten<sup>35</sup> – in den späten 90er Jahren ein Typus Jugendlicher für die "neue" Moderne kennzeichnend zu werden im Begriff ist, der dem vorangegangenen "neuen Subjekt" nicht nur unähnlich ist, sondern diametral gegenüberüberstehen scheint, und der "scheinbar im Kontrast zu einer der zentralen Bedeutungsdimensionen der Individualisierungsthese steht" (Höfer & Seitz 1994, S.2). Denn statt die Bestimmungsstücke postmoderner Identität bzw. einer Identitätsentwicklung unter den veränderten gesellschaftlichen Bedingungen positiv so zu erfüllen, daß diese Jugendlichen als "kompetente" Identitätskonstrukteure die Identitätsentwicklung in Form einer "kreativen Identitätsbastelei" vollziehen, scheint nun zunehmend – jenseits der im Rahmen der Individualisierungsdebatte angedeuteten Chancen und Optionen – eine Lebensführung präferiert zu werden, bei der "das Interesse an Emanzipation ... zum Interesse an Lebenssicherung, an bloßer Aufrechterhaltung des Lebens gegenüber dem durch technische und politische Entwicklungen freigesetzten Zerstörungspotential gleichsam 'heruntertransportiert' [wird]" (Hornstein 1988, S.86). In dem Maße, wie "für die Jugendlichen das 'Rechnen mit einem normalen Lebensverlauf' brüchig ge-

---

<sup>34</sup> Die Oberschicht bildet Zinnecker zufolge "einen geeigneten Nährboden für die ideologische Produktion wertbesetzter, klassenübergreifend formulierter Jugendkonzepte. In ihnen werden die Einzigartigkeit dieses menschlichen Entwicklungsabschnittes, der pädagogische Sinn, komplizierter, langgestreckter Jugendmoralen, die gesellschaftliche Bedeutung von Jugend als Trägergruppe von Neuerungen herausgestellt" (1986, S.107f).

<sup>35</sup> So ergaben gerade historisch vergleichende Untersuchungen – ähnlich wie Marcia eine Ausweitung der Anzahl an Jugendlichen mit Identitätsdiffusion konstatierte – trotz je individueller Ausprägung ein generelles Muster, das die "derzeit unter Jugendlichen in Deutschland dominante Zeitorientierung aus[drückt]" (Kohr 1992, S.157), bei dem "die Bedeutung von aktivem, selbstgestaltbarem Hinauszögern früher beruflicher und familiärer Festlegungen" (a.a.O.) im Vordergrund zu stehen scheint.



worden ist" (a.a.O., S.82), scheint der Wunsch nach Normalbiographien gestiegen zu sein. So weist Hermer (1997, S.495) "gegen die Behauptung einer generellen Auflösung traditioneller Lebensentwürfe darauf hin ..., daß Wertsysteme, Identifikationsobjekte und Biographieentwürfe gegenüber gesellschaftlichen Veränderungen eine beträchtliche Souveränität aufweisen" und eben nicht davon ausgegangen werden kann, "die Krise traditioneller Werte oder Lebensmuster [bedeute] ..., daß sie als Identitätsraster verschwinden (oft ist gerade das Gegenteil der Fall)" (a.a.O., S.496; Herv. im Orig.).

Als Gemeinsames der älteren und neueren Diskurse über jugendliche Identität wäre insoweit festzuhalten, daß in ihnen – trotz vielfältiger Diversifikationsbemühungen im Rahmen unterschiedlicher Typologien – eine vertraute (dichotomisierende) Begründungsfigur fort dauert, die schon das Identitätsmodell Eriksons charakterisierte: Nach Erikson fußte gelungene Identität auf gelungener Integration (was dem "alten Modell" entspräche, vgl. Helsper 1983, Keupp 1988), während das neuere Modell seit den achtziger Jahren das des "'gut-desintegrierten' Menschen – eine Art postmoderner Jugendmythos" (Helsper 1991a, S.89) war, der "souverän mit Desintegration umgeht, auf Ganzheit verzichten kann" (a.a.O.).<sup>36</sup>

#### *2.1.2.1 Probleme eines typologisierenden Umgangs mit (jugendlicher) Identität*

Auch wenn ich typologische Studien wie die gerade exemplarisch erwähnten (die eigene eingeschlossen) trotz aller Unzulänglichkeiten weiterhin als Plädoyer für die Mannigfaltigkeit von Identitätsprojekten begreife und für richtig halte, bleibt dennoch kritisch festzuhalten, daß das Neue jugendlicher Lebensführung und jugendlichen Selbstentwurfs sich in ihnen nicht so recht abzuzeichnen vermag. So ist die Übereinstimmung von Grundmustern in verschiedenen Studien sicher beeindruckend. Gleichwohl bleibt die Frage bestehen, ob diese ausreichen, um Jugend zu klassifizieren, oder ob nicht (zumindest) weitere Dimensionen einzubeziehen sind. Auf letzteres weisen einige empirische Arbeiten hin, die über die für die vorgestellten Studien charakteristischen vier Grundtypen hinausgehen.<sup>37</sup> Spätestens entlang solchen differenzierenden Versuchen wird dann jedoch auch das Problem offenkundig, daß ein Vergleich oder ein Ineinanderüberführen – und damit ein inhaltliches Auffächern und wechselseitiges Ergänzen der jeweiligen Einzelbefunde – kaum möglich ist. Auch bei meiner Untersuchung, bei der es explizit darum gegangen ist, "entlang eigener Forschungsarbeiten und unter Bezug auf neuere Studien im Feld der Biographieforschung und der Identitätsentwicklung" (Mey 1996, S.178) verschiedene Adoleszenzformen zu differenzieren, ist es mir – jenseits der aufgezeigten Überschneidungen in einigen Grundmustern – nicht gelungen, Gemeinsamkeiten mit anderen Studien herzustellen. Nun könnte ich mich dem Argument von Karl Lenz anschließen und beruhigen (lassen), daß "unter-

---

<sup>36</sup> Vgl. ausführlicher Kapitel III.2.2.3.

<sup>37</sup> Siehe etwa die Ergebnisse der Studie von Fuchs-Heinritz, Krüger und Ecarius (1990), die sieben Prozeßformen der Jugendbiographie vorlegen, um deutlich zu machen, daß Jugendliche ihre Biographisierung an unterschiedlichen Zeitlinien orientieren: 1. Bindung an objektive Zeiten; 2. Balance von Schulzeit und Ablösungsprozessen; 3. Balance von Schulzeit und Privatleben; 4. Balance von Schulzeit und Cliqueszeit; 5. Eigenzeiten, d.h. keine Orientierung an institutionellen Zeitlinien; 6. frühe Einmündung in die Familienzeit; 7. zerbrochene Zeitlinien. In Arbeiten, die von vier Grundtypen ausgehen, werden meist zusätzliche Subtypen gebildet, um damit die Mannigfaltigkeit und Differenz trotz zwecks Typologisierung in den Vordergrund gerücktem Ähnlichem anzudeuten.

schiedliche Typenbildungen in der Jugendforschung ... keineswegs notwendigerweise ein Zeichen sich widersprechender Ergebnisse [sind], sondern oftmals die Konsequenz aus divergierenden Problemstellungen sowie unterschiedlichen Theorien und Methoden" (Lenz 1990, S.126), oder aber mit Werner Fuchs-Heinritz schlußfolgern, daß "angesichts der unterschiedlichen Frageansätze und Methoden, mithilfe derer diese Typologien erarbeitet worden sind, ... eine einfache Zuordnung und Gegenprüfung ihrer Varianten nicht möglich [ist]" (1990, S.27). Meine eigenen Bemühungen, den vorliegenden Befunden der typologischen Studien einen höheren (verstanden als gemeinsamen bzw. integrierenden) Sinn zu entlocken, haben jedoch zu einer Enttäuschung geführt, die Manuela du Bois-Reymond und Mechthild Oechsle ganz ähnlich zum Ausdruck bringen, nachdem Lenz trotz gemeinsamer Diskussion und Arbeit an dem Fallbeispiel "Sabrina" aus dem Projekt "Wege durch die Jugendbiographie" schließlich offen lassen mußte, ob der vorgelegte Fall eine Einordnung in die von ihm konstruierten Handlungstypen zuläßt: Dies sei – so die Autorinnen m.E. zurecht – keine "ganz befriedigende Schlußfolgerung, [denn] gerade so ein Vergleich [der Ergebnisse zweier Typologien], selbst im Nachhinein, wäre ja ein schönes methodisches Experiment für die gesamte Typenfrage" (du Bois-Reymond & Oechsle 1990b, S.16). Insofern scheint es trotz des heuristischen Wertes von Typologien nicht unproblematisch, via Typenbildung zu versuchen, "bestimmte Tendenzen, bestimmte Eigenarten der jugendlichen Biographie begrifflich faßbar zu machen, quasi Eckpunkte zu setzen, die bei einzelnen Jugendlichen immer in einer individuellen Brechung in Erscheinung treten" (Lenz 1990, S.125). Dies auch, weil ein solches Unternehmen (neben sprachlichen Assoziationen) auch methodische Ähnlichkeiten zu faktorenanalytischem Vorgehen aufweist, die – da die Typenbildung zu einer Partialisierung und Segmentierung jugendlicher Lebensgeschichte(n) beiträgt und Jugendliche auf *einen* Status der Lebensführung und der Biographieplanung festgeschrieben werden – den Ansprüchen eines qualitativ-empirischen, subjekt-orientierten Forschungsvorgehens nicht genügen, nämlich Identität nahe den Bedeutungen, Sinnbezügen und Widersprüchen der befragten Individuen zu (re-) konstruieren. Verantwortlich hierfür ist sicher auch die bereits erwähnte Tendenz zu einer den differenzierenden Typologien unterliegenden Dichotomisierung, in der – meist implizit – normative Vorlieben postmodernen oder anti-postmodernen Einschlags seitens der Forschenden zum Vorschein kommen, die aber als charakteristische Merkmale des Forschungsgegenstandes, d.h. eines je als modern behaupteten Jugendtypus, in den sozialwissenschaftlichen Debatten argumentativ verfochten werden.<sup>38</sup> Die häufig wiederkehrende (und auch auf den ersten Blick

---

<sup>38</sup> Implizit (und gleichwohl leitend) bleiben jedoch nicht nur die "weltanschaulichen" Perspektiven, sondern teilweise sogar zentrale inhaltliche Forschungsbezüge. So ist z.B. die Nähe von Cavallis Forschungsarbeit zu Marcias Typologie insoweit nicht verwunderlich, als Cavalli in seiner Untersuchung auf zwei wesentliche Dimensionen aus dem Bereich der Identitätsforschung rekurriert (ohne dies allerdings besonders hervorzuheben), nämlich erstens auf "Autonomie", verstanden als die "Selbstzuschreibung des Subjekts und die Identifikation mit seinen eigenen Entscheidungen" (Kohr 1992, S.147), und zweitens auf die "strukturierte oder destrukturierte Orientierung gegenüber der persönlichen Lebenszeit" (a.a.O.), d.h. es geht "vor allem um den Umfang der zeitlichen Horizonte, und zwar sowohl im Hinblick auf die vergangene Zeit (Erinnerung) wie auch hinsichtlich der zukünftigen Zeit (Erwartungen, Projektionen)" (a.a.O., S.148), was letztlich – eingedenk vieler Definitionsversuche der Zeitforschung (vgl. dazu etwa Wallace 1956, zusammenfassend Plattner 1989, 1990) – dem Aspekt der Kohärenz nahe kommt. Die Annahme einer stillschweigenden Voraus-Setzung dieser zentralen Dimensionen wird auch durch die Überlegung von Fuchs-Heinritz gestützt, der – allerdings ohne auf die Ähnlichkeit zwischen Cavalli und Mar-

scheinbar komplexeren Modellen meist inhärente) einfache Gegenüberstellung von (allerdings je unterschiedlich gefaßter) "ge- oder mißlungener" Identitätsbildung reicht m.E. auch deshalb nicht aus, weil sie sich bei genauerem Betrachten als Explikation mit z.T. bloß verkehrten Vorzeichen entpuppt. Ein gewisses Unbehagen mit diesem Forschungsvorgehen findet sich auch in den erwähnten empirischen Studien selbst: Bezogen auf die vorgenommenen Typologisierungen wird von den Autoren neben der Betonung des Vorteils einer "gesteigerten Eindeutigkeit" und der Hervorhebung "grundlegender Strukturen" (Lenz 1990, S.124) immer wieder darauf hingewiesen, daß diese "konstruierten" Idealtypen keinesfalls "unter den Jugendlichen in 'Reinkultur' vorkämen" (a.a.O., S.125) bzw. man treffe "diese typischen Verhaltensweisen ... nie in unvermischter Gestalt an, sie können im selben Subjekt gleichzeitig oder in sukzessiven Phasen vorkommen oder bald latent, bald manifest sein" (Cavalli 1988, S.189).

Relativierende Anmerkungen wie die gerade genannten verweisen auf Schwierigkeiten, die m.E. notwendig bei dem Versuch auftreten, Lebenskonzepte, Lebensentwürfe und Zukunftsplanungen von Jugendlichen und jungen Erwachsenen zu rekonstruieren. Hier muß – neben der in der sozialwissenschaftlichen Forschung geringen Aufmerksamkeit für die Prozeßhaftigkeit von Entwicklung – akzeptiert werden, daß die Pluralität jugendlicher Identität und Lebenskonzepte nicht in einfachen, dichotom angeordneten Typologien lokalisierbar ist. Dies auch deshalb, weil sich in den statisch anmutenden Typologien – so Zinnecker (1986) – Vorstellungen vom Moratorium mit kleinbürgerlichen Vorstellungen von Bildungslaufbahnen synthetisieren und sich zusätzlich mit unterschiedlichsten Rezeptionsweisen jugendkultureller Orientierungen vermischen. Hiernach wären es also Spezifika des Forschungsgegenstandes und der forschenden Subjekte – die Ausweitung "neuer kultureller Modelle" (Zoll et al. 1989) als ein in vielen Facetten auftretendes und erst noch zu durchdringendes Ensemble von Lebensstiläußerungen und der diese rezipierenden und (re-) konstruierenden Jugendforscher(innen), die je nach theoretischen Gesichtspunkten und methodischen Ansätzen, aber auch entlang (berufs-) biographischer Vorlieben, unterschiedliche Fassungen und Interpretationen favorisieren – die den Blick auf die gemeinsam konstituierte Konfiguration so schwer machen.

## 2.2 Psychoanalytische und sozialwissenschaftliche Revisionen

Die im vorangegangenen Kapitel besprochenen Typologien insbesondere aus der biographischen Jugendforschung stehen auch für den Versuch, dem (Eriksonschen) Konzept des "Einheitsjugendlichen" zu entkommen, indem Identitätsentwicklung im Lichte sich verändernder gesellschaftlicher Verhältnisse differenzierend gedacht wird. Gleichwohl bleiben die dann postulierten Typen – selbst wenn sie als Abbild der Zersfaserung und Auflösung von Jugend gelesen würden – unbefriedigend in ihrer Zusammenschau. Fraglich bleibt, was denn das (entwicklungspsychologisch) Einende oder was eine hinter diesen Typisierungen liegende gemeinsame Logik sein könnte –

---

cia einzugehen – für Cavalli anmerkt: "Diese Typologie weist in ihrer Formulierung als Achsenkreuz einen derart hohen Grad an theoretischer Konsistenz auf, daß die Vermutung nicht fern ist, daß sie nicht eigentlich aus dem empirischen Material herausgearbeitet wurde" (Fuchs-Heinritz 1990, S.25).

eine Logik, von der Erikson noch ausgegangen ist und die sich bei Marcia gänzlich verloren zu haben scheint.

Um diesen Doppellanspruch – ein Verständnis der komplexen Beziehung zwischen Subjekt und Welt einerseits, eine Betrachtung des oder der "ganzen Jugendlichen" (oder eben nicht mehr ganzen Jugendlichen) andererseits – kreisen die im folgenden dargestellten Beiträge. Vor allem Mario Erdheim bemüht sich neben möglichen differenziellen Aspekten um das Gemeinsame von Jugendentwicklung und verfolgt damit jenes Programm bzw. jene Zielrichtung, die Helmut Fend in der "traditionellen" Entwicklungspsychologie noch als gegeben ansieht und von denen er sagt, sie seien verlustig gegangen bei der Wendung hin zur "modernen" Entwicklungspsychologie: nämlich sich mit "der altersbezogenen Reorganisation des 'ganzen Kindes' und des 'ganzen Jugendlichen'" (Fend 1990, S.8) zu beschäftigen, d.h. "mit den phasenspezifischen Besonderheiten des gesamten 'Seelenlebens'" (a.a.O.). Wird dementgegen – und den Forderungen einer modernen Entwicklungspsychologie folgend – das Hauptaugenmerk "auf die handelnde Bewältigung ökologisch gegliederter sozialer Umwelten und Lebenslagen" (a.a.O.) gerichtet, wie dies z.B. auch in den vorangegangenen typologischen Studien angeklungen ist, dann besteht nach Fend die Gefahr, daß eine solche Perspektive

die innere Organisation des Seelenlebens vernachlässigt und nicht dazu vordringt zu untersuchen, wie sich das 'System Adoleszenter' durch entsprechende handelnde und interpretierende Auseinandersetzungen mit den Umwelten selber ändert und eine neue innere Gestalt gewinnt. Die 'psychischen Strukturbildungen' geraten damit aus dem Blickfeld (a.a.O.).<sup>39</sup>

Daß eine Betrachtung von Subjekt-Welt-Bezügen auf der einen Seite und eine entwicklungspsychologische Betrachtung der Adoleszenz auf der anderen Seite sich nicht ausschließen müssen, sondern gemeinsam in den Fokus genommen werden können, möchte ich in den folgenden Kapiteln erörtern, die wieder stärker an die von Erikson eingeleitete Debatte anschließen (und sei es – wie vor allem im Falle von Helsper und Keupp – in durchaus Erikson-kritischer Absicht).

---

<sup>39</sup> Daß ich nicht weiter auf Fends eigene Untersuchungen eingehe, hängt zum einen damit zusammen, daß (obschon ich seine Betrachtungen und kritischen Anmerkungen zum Stand der modernen Entwicklungspsychologie interessant und anregend finde) er in seinen Arbeiten den Übergang von Kindheit und Jugend bzw. 12- bis 16jährige betrachtet. Zum anderen scheint mir die Art und Weise der von ihm vollzogenen empirischen Umsetzung problematisch, da er ähnlich dem Forschungsprogramm von Silbereisen und Mitarbeiter(inne)n sein Augenmerk auf "Fokalvariablen" (Fend 1990, S.258) wie Rauchen, Alkohol, Drogen, Delinquenz etc. richtet, wenn auch mit dem Bemühen, diese in ihren lebensweltlichen Zusammenhängen zu betrachten, gemäß der Silbereisenschen Konzeption von "Entwicklung als Handlung im Kontext" (Silbereisen 1986). Trotz aller modellhaften Ambitioniertheit zeichnet dieses wie verwandte Forschungsprogramme aus – gerade was den Umgang mit Empirie angeht –, daß sie in der Variablenwissenschaft mit all ihren Vorteilen, aber eben auch all ihren Nachteilen für eine ganzheitliche Untersuchung von jugendlicher Identität verhaftet bleiben. Auch enthalten Fends programmatische Forderungen – etwa wenn er bemängelt, daß den Pädagog(inn)en von der Entwicklungspsychologie nicht mehr gesagt werde, "was das 'typisch Jugendliche' ist" (Fend 1990, S.258) – problematische Implikationen, von denen sich m.E. zurecht wiederum mikrosoziologische Bemühungen abzugrenzen versuchen, wenn sie bemängeln, daß "in der Jugendforschung ... die Frage nach dem 'Durchschnitts-Jugendlichen' – trotz aller Hinweise auf Unterschiede zwischen Jugendlichen – weiterhin dominant [ist]" (Lenz 1990, S.115).

### 2.2.1 Die Revitalisierung des Konflikts zwischen Subjekt und Kultur: Mario Erdheim

Ein psychoanalytisch-orientierter Versuch der Fassung von Jugendidentität im Spannungsfeld zwischen Subjekt und Welt stammt von Mario Erdheim. Erdheim geht davon aus, daß Eriksons "Hilfen" zum Verstehen der Subjekt-Welt-Beziehung auch deshalb unzureichend bleiben, weil dieser – allen ich-analytischen Revisionen zum Trotz – in seinem Ablaufmodell die Ichentwicklung orthodox psychoanalytisch vorentschieden habe: Es wird zwar die Pubertät nicht lediglich als "Wiederholung der frühen Kindheit" betrachtet, aber es sind die "früheren Errungenschaften" (Erikson 1974<sup>2</sup>a), die "Vor-Leistungen" (Krappmann 1997, S.75), die "inneren Besitzstände" (Keupp 1988, S.431), das "stufenbezogene[...] 'Extrakt'" (Kraus & Mitzscherlich 1997, S.156), die den Erwerb gelungener Identität erst ermöglichen. Aus dieser Leitvorstellung ergibt sich auch eine Festlegung des Verhältnisses von Individuum und Gesellschaft, insofern eine sukzessive über Lebensphasen "etablierte Persönlichkeit" (Parin 1986, S.305) den gesellschaftlichen Verhältnissen gegenüberzustehen scheint. Des weiteren bedeutet Eriksons Hinwendung zur "Ich-Psychologie" und der damit verbundene harmonisierende Ansatz – so Erdheim – auch einen wesentlichen konzeptuellen Verlust. So habe Erikson zwar rund um den Begriff des Moratoriums eine Theorie der "gestreckten Pubertät" (um den Terminus von Siegfried Bernfeld zu verwenden) geschrieben, das Pendant einer "verkürzten Pubertät" (ein Terminus, der wie erwähnt auf Larzarsfeld zurückgeht) aber weitgehend unerwähnt gelassen. Gerade verglichen

mit Siegfried Bernfelds Arbeiten über Adoleszenz, auf die Erikson sich kaum bezieht [und Bernfeld] ... seine Erfahrungen mit Unterschichtskindern theoretisch verarbeitete und die gesellschaftlichen Verhältnisse aus deren Sicht zu beschreiben versuchte, scheint es, als ob Erikson seine ersten Erfahrungen mit Kindern und Jugendlichen aus der Oberschicht verallgemeinert und sich an den Werten des liberalen amerikanischen Bürgertums orientiert hätte (Erdheim 1993<sup>2</sup>, S.100; Herv. im Orig. unberücksichtigt gelassen).

Der hier konstatierte "Einklang mit den herrschenden Werten" sei mit dafür verantwortlich gewesen, daß der kulturkritische Ansatz von Freud,

in welchem der Gegensatz zwischen Individuum und Gesellschaft, Trieb und Kultur eine zentrale Rolle spielte, von Erikson aufgegeben worden [ist]. Indem Erikson den Schwerpunkt von Sexualität auf die Identität verlagerte, neutralisierte er jene Widersprüche und entschärfte seinen Begriff der Krise (a.a.O.; Herv. aus dem Orig. unberücksichtigt gelassen).

Im Unterschied hierzu vertritt Mario Erdheim eine Perspektive, die nicht nur das konflikthafte Aufeinanderbezogenensein von Individuum und Gesellschaft deutlicher fokussiert, sondern auch das (ebenfalls mögliche) Potential, Gesellschaft zu verändern – beides bleibt bei Erikson, wenn nicht ausgeschlossen, so doch zumindest sehr vage. In seiner ethnopsychoanalytischen Theorie entwirft Erdheim (zentral 1984, aber auch 1988, 1989) die Bedeutung der Adoleszenz für die Kultur bzw. die Voraussetzungen für ein psychisches Wachstum der Adoleszenten in der Kultur – für eine "gelungene" Identitätsentwicklung also, indem "ethnologische, d.h. politische, wirtschaftliche, kulturelle und gesellschaftliche Faktoren der individuellen psychischen Entwicklung zusammengefaßt [werden], um den Umkreis jugendlichen Verhaltens zu begreifen" (Schurian 1989, S.29).

Erdheim, der nach Schurian "eine fruchtbare Weiterentwicklung der psychoanalytischen Kinder- und Jugendpsychologie" (a.a.O.) leistet, richtet seine "Thesen zur Adoleszenz gegen die aus dem 'Determinismus der frühen Kindheit' resultierende statische und ahistorische Auffassung der Kultur- und Persönlichkeitsforschung" und stellt die-

ser "eine sehr viel dynamischere Betrachtungsweise" gegenüber (Adler 1993, S.146). Hierbei geht Erdheim davon aus, daß "die bisherige Anwendung der Psychoanalyse in den Sozialwissenschaften ... die Bedeutung der Adoleszenz für die Entwicklung der Kultur verkannt und die der frühen Kindheit falsch eingeschätzt [hat]" (Erdheim 1984, S.279). Dementgegen verweist er auf die Freudsche These der Zweizeitigkeit der sexuellen Entwicklung, nach der "der erste Triebdurchbruch, der von der ödipalen Phase aufgefangen wird, ... zur Anpassung an die stabile, konservative Familienstruktur [führt], der zweite, der in der Pubertät anfängt, zur Anpassung an die dynamische, expansive Kulturstruktur" (a.a.O., S.277). Anpassung meint Erdheim zufolge jedoch "nicht Angleichung an vorgegebene Verhältnisse, sondern Mitarbeit des Individuums an den sich verändernden Strukturen der Gesellschaft" (a.a.O., S.278).

Anders als Freud stellt Erdheim nun diesen aus dem Antagonismus zwischen Familie und Kultur resultierenden Konflikt in das Zentrum seiner Überlegungen. Adoleszenz verläuft in Erdheims Konzeption im Spannungsfeld zwischen den "progressiven, auf Veränderung drängenden, und den konservativen, die Familie reproduzierenden Bereichen der Gesellschaft" (a.a.O.). Die Aufgabe der Adoleszenten ist es, sich aus den geordneten Bahnen – und dem ordnenden Bann – der Familie zu lösen und sich in die Kultur hineinzubewegen:

Adoleszent zu sein heißt, von der Ordnung der Familie zur Ordnung der Kultur überzugehen. Es geht darum, die Herkunftsfamilie mit ihren Mythen, Werten und Einstellungen zu relativieren, sie als einzig sinngebende Instanz zu überwinden und sich im fremden System der Kultur zu orientieren und neu zu definieren (Erdheim 1998, S.17).

Auch Kultur ist dieser Vorstellung zufolge wandelbar und – so kann entlang Erdheims Überlegungen, daß bei dem "Anpassungsprozeß" an die Kultur "das *innovative Moment* im Vordergrund steht" (Erdheim 1984, S.278; Herv. im Orig.), gefolgert werden – sie wird auch gewandelt, eben weil die Individuen befähigt sind, "die angeblich gesicherten Bestände der Tradition auf neue Weise zu sehen, d.h. neue Traditionen aufzubauen" (Erdheim 1996, S.86, unter Bezugnahme auf Brock). Mehr noch – gerade die Adoleszenz ist für Erdheim "eine der Voraussetzungen dafür, daß der Mensch Geschichte macht – und das heißt: die überkommenen Institutionen nicht nur überliefert, sondern auch verändert" (Erdheim 1984, S.XVI); an anderer Stelle bezeichnet er diesen Lebensabschnitt fast enthusiastisch als – in übertragenem Sinne – "Avantgarde des Individuums" (Erdheim 1996, S.98).

Die Prozesse des Bewahrens und Veränderns, von Stabilität und Wandel, sind doppelgesichtig, betreffen Kultur und Individuum gleichermaßen. Bezogen auf letzteres treibt die Adoleszenz Erdheim zufolge "den Menschen einerseits dazu, das Überlieferte in Zweifel zu ziehen, zu verunsichern und neue Perspektiven zu suchen, und andererseits stellt sie ihn vor die Aufgabe, sich nicht zu verlieren und die Kontinuität zu wahren" (Erdheim 1984, S.296). Dabei liegt es Erdheim trotz der Akzentverlagerung auf die Adoleszenz fern, die früheren (Kindheits-) Erfahrungen zu negieren oder diese gar für obsolet zu erklären. Es ist für ihn – hier Erikson durchaus verwandt – der auf diesen Erfahrungen gründende "Verlauf der Adoleszenz ... , der darüber bestimmt, welche Lösungen für das Erwachsensein bestimmend werden" (a.a.O., S.312). Denn die Adoleszenten haben eine Brücke zu schlagen zwischen kindlichen "Erinnerungen" und adoleszenten "Erwartungen":

Die Prozesse der Adoleszenz konstituieren ... das Verhältnis zwischen Erinnerung und Erwartung. Wo die Erwartungen völlig von den Erinnerungen durchdrungen sind und Erfahrungen nur als Wiederholungen erlebt werden, haben die Fixierungen den Verlauf der Adoleszenz gebremst;

wo hingegen die Erwartungen sich ganz von den Erinnerungen gelöst haben, ist während der Adoleszenz die Identitätsbildung mißlungen (a.a.O., S.297).

Die potentielle Produktivität des Zusammenspiels von früheren Erfahrungen und aktueller Identitätsproblematik entsteht Erdheim zufolge, weil im Verlaufe der Adoleszenz "Situationen aus der frühen Kindheit [reproduziert werden], aber unter neuartigen Voraussetzungen; Probleme, die damals unlösbar schienen und Wunden hinterließen, tauchen wieder auf" (a.a.O., S.300f). Mit der Phase der Adoleszenz wird "eine Frist [gewährt], die Lösungen, die er [der Adoleszente] während der Latenzzeit in direkter Reaktion auf den ödipalen Konflikt gefunden hat, zu revidieren" (Eißler 1958, S.869; zit. nach Erdheim, 1984, S. 276f), was heißt, daß "die damals zugefügten Schäden wenigstens bis zu einem gewissen Teil wieder behoben werden können" (Erdheim 1984, S.XVI). Erdheim schlägt dafür unter Rekurs auf Eißler den Terminus der "zweiten Chance" vor. Ein Ergreifenkönnen dieser "zweiten Chance" setzt auf Seiten des Individuums die narzißtische "Besetzung des Selbst, sogar dessen Überschätzung ... [voraus], um die Infragestellung der äußeren Welt [zu] wagen und die dadurch bedingte Verunsicherung ertragen zu können" (a.a.O., S.301). Dieses "Wiederauftauchen der Größen- und Allmachtsphantasien" (a.a.O., S.306) ist erst auf der Grundlage der "Verflüssigung" kindlicher Strukturen und der "Relativierung des Realitätsprinzips" möglich (und für das Wagnis der Kulturveränderung auch nötig). Den Phantasien steht allerdings die Notwendigkeit gesellschaftlicher Integration durch die Einbindung insbesondere in Arbeitsprozesse entgegen, was durchaus als "narzißtische Kränkung" erlebt werden kann, "insofern ihre Notwendigkeit die Grenzen der Allmacht der Gedanken anzeigt" (a.a.O., S.310).<sup>40</sup>

Die Identitätssuche zwischen Erinnerungen und Erwartungen, zwischen Integration und Allmacht, Familie und Kultur "ist ... immer ein krisenhaftes Geschehen" (Erdheim 1996, S.98), das gleichwohl durchlebt werden muß, denn "wer in der Adoleszenz diese Krise vermeidet" (a.a.O.), läuft Gefahr zu scheitern, wer in der familiären Tradition zu verharren, "an die Familienstruktur gebunden [zu bleiben sucht], wird ... nicht die Bewußtseinsformen entwickeln können, die der gesellschaftlichen Entwicklung adäquat wären" (Erdheim 1984, S.279). Für eine gelungene Identitätsbildung in der Adoleszenz müssen statt dessen "die Antagonismen zwischen Familie und Kultur voll aus[gelebt werden]" (a.a.O., S.316), damit "die Distanzierung von der Familie gelingt und die progressiven Tendenzen weiter vorangetrieben und subjektiv angeeignet werden können" (a.a.O., S.278).<sup>41</sup> Die Entwicklung einer "gesunden Persönlichkeit" im Erdheimschen Sinne bedarf dazu zweierlei, nämlich daß zum einen "die sich wandeln-

<sup>40</sup> Insoweit machen die Größenphantasien die "Stärke der Adoleszenz aus, aber gleichzeitig sind sie auch ihre Achillesferse" (Erdheim 1984, S.307).

<sup>41</sup> Erdheim trifft in diesem Zusammenhang – teilweise anschließend an Bernfeld (1929) – eine Differenzierung entlang des jeweiligen biographischen Hintergrunds bzw. des sozialen Herkunftsortes: Hiernach kommt, wenn die Jugendlichen "einer konservativen Klasse" entstammen, "der Antagonismus zwischen Familie und Kultur kaum zum Wirken: Da beide Bereiche sich gegen außen abschließen – konservative Klassen tendieren danach, eine 'Familie' zu werden – decken sich ihre Wertsphären weitgehend. Für den Adoleszenten bedeutet das, daß er – falls er klassenkonform bleibt – keine Alternativen vorfindet, die einer Weiterentwicklung förderlich wären" (Erdheim 1984, S.318). Anderes resultiert für Adoleszente aus dem "Bürgertum": Ist dieses "der soziale Ort" der Adoleszenz, "so setzt sich eine Form von Individualismus durch, die die Gesellschaft vor allem unter den Kategorien 'Elite' – 'Masse' erfaßt ... 'Kultur' erscheint immer als 'Tradition'; ihr Abwehrcharakter untermauert die konservative Einstellung, und kulturelle Veränderungen werden als triebentfesselnd gefürchtet" (a.a.O.).

de Kultur ... dem Jugendlichen die Chance [gibt und geben muß], seine Kreativität experimentell auszuprobieren" (a.a.O., S.316), und daß dieser es zum anderen schafft, diese Chance zur "Wiedergutmachung früher erlittener Traumen" zu nutzen, indem "das Verhältnis von Es, Ich und Überich nicht in eine starre Hierarchie gebracht" wird, sondern "ein freies, den schöpferischen Möglichkeiten des Individuums förderliches Fließen zwischen den Instanzen" (a.a.O., S.316) entstehen kann.

Ein Mißlingen findet sich nach Erdheim immer dann, wenn es nicht zu krisenhaften und krisenverarbeitenden Prozessen kommt oder kommen kann. Abgegrenzt von dem Idealtypus eines Adoleszenzverlaufes, bei dem Adoleszenz als "zweite Chance" genutzt wird, verweisen mißlungene Identitätsbildungsprozesse bzw. deren Ausgänge auf schwerwiegende Störungen, die zur Folge haben, daß "die Adoleszenz lediglich zur Wiederholung der frühen Kindheit wird" (a.a.O., S.316). Hier unterscheidet Erdheim – anders als für den Idealtypus gelungener Identität, für den vor allem Flexibilität hervorgehoben wurde – ebenfalls idealtypisch drei "pathologische" Identitätsformen – die eingefrorene, die zerbrochene und die ausgebrannte Adoleszenz, denen je spezifische "Erstarrungen" gemeinsam sind.

Für die erste, die *eingefrorene Adoleszenz* ist Erdheim zufolge eine "Erstarrung des Ichs" charakteristisch, das

– im Zuge des erneuten Triebdurchbruches – seine 'sekundäre Autonomie' ... verliert und vorwiegend zu Abwehrzwecken eingesetzt wird. Eine Folge davon ist, daß das Ich sich kaum mehr direkt mit der Außenwelt auseinandersetzen kann und stark von den inneren Konflikten absorbiert wird (a.a.O., S.317f);

die Adoleszenten erschöpfen sich in Kreisläufen aus "eingefrorenen Konflikten", "die sich immer wiederholen, aber nie ausgetragen werden dürfen. Die Größen- und Allmachtsphantasien tendieren zum Überich hin, von dem aus sie das Ich – besonders in seiner Leistung zur Umwelt – lähmen und Arbeitsstörungen erzeugen" (a.a.O., S.318).

Im Unterschied hierzu entsteht die *zerbrochene Adoleszenz* aus der direkten Zerstörung der Allmachts- und Größenphantasien: "Deren 'Scherben' werden in jene Ich-Anteile eingebaut, welche die Anpassung (in einem konformistischen Sinne) und oft auch den sozialen Aufstieg ermöglichen" (a.a.O., S.318). Anders als im Falle der eingefrorenen Adoleszenz geht Erdheim für die zerbrochene Adoleszenz davon aus, daß das Ich sich hier "zwar der sozialen Realität zuwenden kann, aber starke Einbußen am allplastischen Vermögen, also an der Fähigkeit, Umweltverhältnisse zu verändern, erlitten hat. Charakteristisch für diesen Adoleszenztyp ist die Etablierung der 'Anpassungsmechanismen'" (a.a.O., S.319): Ein "unreflexives, erstarrtes Ich" handelt hier vor allem aufgrund erfahrener bzw. antizipierter "gesellschaftlicher Zwänge", denen zu widerstehen – so Erdheim (a.a.O.) im Anschluß an Paul Parin – "Isolierung, Liebesverlust, Beschämung und anderen Strafen" nach sich zieht. Einzig Anpassung scheint ein nicht-bedrohlicher Ausgang, zumal es möglich erscheint, "aus dem Prestige der angestrebten Rollen einen narzißtischen Gewinn [zu] ziehen, durch den das Individuum der Herrschaft gefügig gemacht wird" (a.a.O.). Es sind vor allem zwei wesentliche Funktionen, die hier beeinträchtigt scheinen bzw. sich nicht in angemessener Weise herausbilden konnten: Die erste besteht in einem "defizienten Ich-Ideal", das

das Ich an seiner Selbstbeobachtung [hindert]: Es vermag nicht zwischen den eigenen und den fremden Bedürfnissen zu unterscheiden ... Ebenfalls geschwächt ist die synthetische Funktion des Ichs ...; es kommt zu einer Partialisierung, deren Teile wie nebeneinander existieren und nicht aufeinander bezogen werden können (a.a.O.).



Orientierung und Halt bieten in der Folge nur gesellschaftlich bereitgestellte und akzeptierte Rollenangebote. Ihnen zu genügen bedeutet u.a., aus dem Ablösungsprozeß resultierende familiäre Konflikte über "entsprechende Rollenidentifikationen ('braves Kind', 'braver Schüler' etc.)" zu vermeiden, wodurch "eine unbewußte Fixierung an sie [die Familie] aufrechterhalten" (a.a.O., S.319f) wird. Anpassung und Konfliktvermeidung verlaufen in diesem Prozeß jenseits bewußter Wahlen:

Wahrgenommen wird vorerst nur das, was aus der Rolle heraus wahrgenommen werden darf. Treten jedoch Phänomene auf, deren Wahrnehmung nicht rollenkonform ist, besteht die Tendenz, sie, sei es durch Rationalisierungen wegzudeuten, sei es durch Rituale ungeschehen zu machen oder durch Ich-Einschränkungen zu verleugnen (a.a.O., S.320).

Als dritten Typus bezeichnet Erdheim schließlich die *ausgebrannte Adoleszenz*, die er gegen die bereits erwähnten Identitätsverläufe wie folgt abgrenzt:

Während die eingefrorene und die zerbrochene Adoleszenz über Strukturen verfügen, die zwischen den frühkindlichen Konflikten und denjenigen der Erwachsenen vermitteln können und Abwehr und Anpassung ermöglichen, scheint für die ausgebrannte Adoleszenz das Voranschreiten der Reifungsprozesse bei gleichzeitigem Weiterwirken der frühen Traumatisierungen charakteristisch. Die in der Kindheit nicht geglückten Objektbeziehungen, Identifikationen, Überichbildungen machen aus dem pubertären Trieb Schub einen Brennstoff, der die destruktiven Potenzen der Adoleszenz verstärkt. Was ausbrennt, ist das, was die Adoleszenz zur 'zweiten Chance' macht, d.h. vor allem die Fähigkeit, auch als Erwachsener an der Kultur teilzunehmen, sie zu bewahren und weiterzuentwickeln (a.a.O., S.321).

Obwohl diese "zweite Chance" für eine gelungene Identitätsbildung und eine tatsächliche (d.h. gestaltende) Teilhabe an der Kultur auch bei den anderen "diffusen" Ausgängen nicht wahrgenommen werden kann, fällt nach Erdheim bei der ausgebrannten Adoleszenz in besonderer Weise eine

unheimliche (weil selbstzerstörerische) Kreativität auf, die anzeigt, daß die Ich-Funktionen voll und oft überdurchschnittlich ausgebildet worden sind. Die Intensität des Fühlens, die Fähigkeit zur Begriffsbildung und Aufmerksamkeit ebenso wie die Schärfe des Wahrnehmungsvermögens sind aber mit einem negativen Vorzeichen versehen (a.a.O., S.321f).

Gerade diese Intensität der Erfahrung wirkt – so Erdheim – "zerstörerisch. Der Druck der mit Allmacht und Größe ausgestatteten Triebe, die mittels des Realitätsprinzips relativiert werden können, setzt Ich und Überich gleichsam in Brand" (a.a.O., S.322).

Vergleicht man – ausgehend von der hier nur kurz gefaßten Skizze – Eriksons und Erdheims Konzepte von Identität, so können trotz Erdheims Kritik an Erikson (Erdheim 1993<sup>2</sup>) zunächst wesentliche Parallelen gesehen werden, insofern bei beiden eine klare Vorstellung darüber vorherrschen scheint, was unter gelungener Identität zu verstehen ist, nämlich die Nutzung der Adoleszenz als "zweiter Chance" im Verlaufe mannigfaltiger "Experimentierphasen", die den Adoleszenten einen "aktiven korrigierenden Bearbeiter seiner kindlichen Vergangenheit" (Kaplan 1988, S.18 zit. nach Helsper 1991, S.79) werden lassen. Diesen gelungenen Verläufen steht in beiden Fällen gegenüber, was als Störungsverläufe der Adoleszenz gefaßt wird, d.h. Verläufe, in denen die Subjekte nur eingeschränkt handlungsfähig sind und Identitätsbildung mißglückt. Zu deren Verständnis hat Erdheim mit seiner Differenzierung und über Erikson hinausgehend eine Typologie vorgelegt, die zeigen will, wie unterschiedlich – bei ihm nochmals gebrochen vor dem Hintergrund des sozialen Ortes nach Bernfeld (1929) – sich diese pathologischen Identitätsformationen äußern. Sein Interesse zielt dabei keineswegs nur auf die Ausgänge, sondern auf die hinter diesen wirksame Psychodynamik. Insofern ist Erdheims Blick dem von Erikson ähnlich, der den "Verlusterfahrung-

gen des Subjekts" (Kraus 1996, S.21) gilt, indem er den "Prozeß der Identitätsbildung und die Seinszustände der darin verstrickten Individuen spürbar werden [läßt]" (Kraus & Mitzscherlich 1997, S.150).

Die Art und Weise, wie Erdheim dies unternimmt, geht m.E. – was die mögliche psychologische Fruchtbarkeit angeht – auch über die Marciasche "Typologie" der Identitätsdiffusionen hinaus. Gleichwohl kann mit Matthias Adler (1993) gemutmaßt werden, "daß verschiedene von Erdheims zentralen Annahmen eher der Komplettierung seines Systems dienen, als daß sie in dieser Absolutheit noch realitätsangemessen sein dürften" (Adler 1993, S.149).<sup>42</sup> In diesem Zusammenhang stellt sich vor allem die Frage nach dem nach Erdheim notwendigen Changieren zwischen dem "grundlegenden Widerspruch von Größenphantasien, idealen Ansprüchen und der Realität der gesellschaftlichen Arbeitssphäre" (Breyvogel & Helsper 1986, S.188). Denn es bleibt offen, was es bedeutet, daß "das überhöhte Ideal-Selbst des Jugendlichen, das ... gerade notwendig ist, um die Infragestellung des strukturell verstandenen 'Väterlichen' als Ausdruck gesellschaftlicher Integrationsanforderungen zu leisten ... von den realen gesellschaftlichen Arbeitsprozessen abgewiesen [wird]" (a.a.O.) – oder wie Eva Grimm salopp formuliert, daß "für immer mehr Jugendliche ... sich das Problem der Kopplung von Größen- und Allmachtsphantasien an Arbeit gar nicht [stellt]: sie haben keine" (Grimm 1984, S.73).

### 2.2.2 Die "Identität der 'Nicht-Identität'": Werner Helsper

Sowohl in Zinneckers Überlegungen über den Zusammenhang von Milieus und Jugendkonzepten als auch in Erdheims Skizze von Adoleszenzverläufen, die vornehmlich auf die Möglichkeit hin abgestellt ist, den positiven Beitrag von Adoleszenz zur Kulturveränderung zu unterstreichen, aber auch schon bei Erikson, der um die "dunkle, negative Seite" in dem Prozeß der Identitätsbildung weiß und um die Strebungen, "die der einzelne unterdrücken mußte" (Erikson 1982, S.18), ist die Frage mit aufgeworfen, inwieweit Identitätsbildungsprozesse von gesellschaftlichem Zwang und von Verfügungsgewalt unterlaufen und konterkariert werden, so daß das nicht Angepaßte als gesellschaftlich Nicht-Tragfähiges ausgeschieden zu werden droht. Ist – so ließe sich zuspitzen – jenseits der Ideale theoretischer Modellbildung (und teils auch forciert durch diese) zu guter oder schlechter Letzt Integration um jeden Preis gefordert? Werner Helsper (1983) geht dieser Frage nach, wenn er die von Erikson als pathologisch entworfene Skizze zurückweist, den Wunsch Adoleszenter nach Nicht-Integration und nach aktiver Gesellschaftskritik fokussiert und zentrale Momente von Nicht-Identität in der Identität herauszuarbeiten versucht. Hierbei merkt Helsper, der im Sinne einer sub-/jugendkulturellen Lesart eine gesellschaftskritische Perspektive einnimmt,<sup>43</sup> ne-

<sup>42</sup> Der Vorwurf, zu sehr auf das Biologische als Motor von Entwicklung zurückzugreifen, trifft nicht nur Erikson – und dies trotz der Akzentverlagerung auf das psychosoziale Moment und der darin implizierten Relativierung psychosexueller Entwicklung –, sondern auch Erdheim: "Was befremdet, ist die Unerbittlichkeit, mit der Erdheim die Möglichkeit endogener gesellschaftlicher Veränderungen mit der (biologischen) Tatsache der Adoleszenz verkoppelt" (Adler 1993, S.148; vgl. dazu auch den [nicht nur] polemischen Beitrag von Grimm 1984).

<sup>43</sup> Siehe dazu ausführlich die Debatte um Jugendkulturen im angelsächsischen Raum aus dem Birminghamer Arbeitskreis CCCS (CCCS 1976, Clarke u.a. 1979, Willis 1979, 1980) und einige

ben den bereits erwähnten, recht generellen Vorwürfen gegen Erikson – die Universalität seines Modells und die mit seiner Verkürzung auf weiße Mittelschichtsjugendliche verbundene Normativität betreffend – vor allem kritisch an, daß dieser die gesellschaftlichen Verhältnisse, sofern er sie überhaupt betrachtet, eher idealisiere und Identität auf einen Anpassungsmechanismus reduziere. Gelingt diese Anpassung(leistung) nicht, besteht nach Erikson die Gefahr der Identitätsdiffusion, aus der sich das Individuum etwa durch die Übernahme einer negativen Identität zu retten versucht. Das Hauptargument von Helsper, das dieser erstmals angesichts der Jugendunruhen Anfang der achtziger Jahre theoretisch zu explizieren suchte,<sup>44</sup> lautet nun, daß Eriksons Theorie veraltet sei und die "bewegten" Jugendlichen verfehle. Denn die Wahl einer negativen Identität könne nicht nur im Sinne einer aktuellen Gesellschaftskritik gelesen werden, sondern Jugendliche würden von Erikson auf eine Kategorie, einen Modus festgeschrieben, dem sie gerade zu entkommen trachteten, nämlich dem der Identifizierung, des Festgelegtseins und -werdens.

Helsper thematisiert, von der Frage nach der "Identität in der 'Nicht-Identität'" ausgehend, "problematische Implikationen des Identitätskonzepts" (Helsper 1983, S.118). Auch wenn es ihm, wie er einleitend sagt, "nicht um eine umfassende Kritik des Eriksonschen Ansatzes [geht]" (a.a.O.), folgen durchaus scharfe Töne, da zum einen angesichts der "gesellschaftlichen Bedingungen ... [die Chancen] für die Herausbildung von Ich-Identität schwinden", zum anderen – und dies sei gravierender – erscheine, wenn den Subjekten "weiterhin als zentrale Aufgabe die Synthetisierung nicht auflösbarer Widersprüche zugewiesen wird, ... die Konzeption der Ich-Identität nicht nur affirmativ, sondern auch anachronistisch und destruktiv" (a.a.O., S.121). Daß Identität – markiert durch Eriksons Frage "wer bin ich" und unter Hinzunahme des Projektes "Zukunft": "wer will ich werden/werde ich sein" – kaum noch auszubilden ist, ist für Helsper schon deshalb naheliegend, weil "zeitliche Perspektiven, die Berechenbarkeit und Planbarkeit der Zukunft auf allen gesellschaftlichen Ebenen brüchig werden" (a.a.O., S.120). Den Jugendlichen wird nicht nur eine (nicht nur berufliche) Integration verweigert, sondern sie werden – so als ob nichts geschehen sei – "auf eine Sisyphosarbeit fest[gelegt], die im Ansatz schon das Scheitern in sich trägt und von ihnen letztlich die Versöhnung mit den gesellschaftlichen Verhältnissen fordert" (a.a.O., S.121).

Identitätsarbeit ist aber nicht nur durch Ambivalenz gekennzeichnet, sondern im Sinne Helspers wiegt schwerer das Beharren auf Integration und die damit auch verlangte Abspaltung von "unbewußten, 'wilden', ... rebellierenden Teilen der Subjektivität" (a.a.O., S.127). Hier erteilt Helsper der klassischen Integrationsperspektive eine Absage, da er das "Spektrum von Versuchen Jugendlicher, mit der Zerstörung der Identität stiftenden Voraussetzungen umzugehen" (a.a.O., S.121) – in ihrer "Betonung von 'Lebe jetzt'" (a.a.O.), ihrem Wunsch, den "gesellschaftlich vorgezeichneten Bahnen von Routine und Erstarrung" (a.a.O.) zu entkommen und ihrem Bemühen, durch "Haken-Schlagen, Masken, Unkenntlich-Werden ... unerkannt zu bleiben" (a.a.O., S.125) – als Ausdruck eines "prinzipiellen Mißtrauen[s] ... gegenüber der Bestrebung, 'dingfest' gemacht zu werden" (a.a.O., S.124) versteht und ebenso als "Wunsch nach

---

im deutschsprachigen Raum daran anschließende Arbeiten (zusammenfassend May & Prondczynsky 1993<sup>3</sup>).

<sup>44</sup> Obwohl Helspers Argumentation 1983 nur auf eine kleine Zahl von "Jugendbewegten" zielte, sind seine Befunde nun, nach über fünfzehn Jahren, genereller zu verstehen, wenn man z.B. Wirth (1984) folgt, der anmerkt, daß Jugendbewegte zu einem vergleichsweise frühen Zeitpunkt ausdrücken, was die Mehrheit der Jugendlichen (noch) nicht auszudrücken vermag bzw. wagt.

Autonomie und Besonderheit" (a.a.O., S.123). In der Vielzahl möglicher Formen von (Nicht-) Identität ist die Eriksonsche für Helsper – wenn überhaupt – nur eine von vielen, denn die "Identitätskrise oder [die] Suche nach Identität" ist nur für diejenigen Jugendlichen sinnvoll, "die eine 'kritische Anpassung' an die gesellschaftlichen Anforderungen versuchen" (a.a.O., S.128). An "bewegte" Jugendliche jedoch "mit einer veralteten Kategorie ... heranzutreten, sie auf eine Problematik festzulegen, der sie zu entkommen suchen, während sie sich eher in einem 'Jenseits der Identität' bewegen" (a.a.O.), sei verfehlt. Denn es gebe, so Helsper weiter,

nicht nur eine Intensivierung der 'Identitätsarbeit' ... (im Versuch neue Identitäten zu entwerfen), sondern genauso auch die Verweigerung von 'Identitätsarbeit' ... [bzw. den Versuch,] mit der eigenen Zerrissenheit zu leben, ohne diese – auch durch 'neue' oder 'alternative' Identitäten – durch ein Identitätskorsett zusammenzuhalten (a.a.O., S.127);

es gehe um "Ausbruchsversuche in neue Gegenidentitäten, aber auch [um] solche aus Identität überhaupt" (a.a.O., S.128). Entgegen dem Synthetisierungsdruck, der auf der Identität (und der Identitätsarbeit) im Eriksonschen (und auch Erdheimschen) Sinne lastet, scheine es für dieses "Jenseits" von Identität "ein Spiel mit Spiegeln zu geben, die Zerrbilder zeigen, Unkenntliches, Nicht-Identisches, wo auch die Suche nach dem Original vergeblich bleibt" (a.a.O., S.125f) und das der Maxime zu folgen scheint:

Das Leben darf nicht nach beschreibbaren, bestimmbar Richtungen verlaufen, sondern jede Richtung muß zugleich richtungslos sein, muß Täuschung sein und letztlich nicht erkennbar. Das ist die Bewegung des Hasens auf der Flucht, jederzeit bereit, die Richtung zu verändern, jederzeit bereit eine Kehrtwendung zu machen, für die 'Verfolger' nicht berechenbar und verwirrend (a.a.O., S.126).

Die Überlegungen Hespers zu den jugendlichen Versuchen von Nicht-Identität können als "Vorläufer" zur "Bestimmung postmodernen Lebens in Form eines dezentriert-pluralen Selbst" (1991) verstanden werden. Ohne daß Helsper in seinem frühen Beitrag von 1983<sup>45</sup> das Konzept der Postmoderne (explizit) bemühte, betont er dennoch im Sinne "postmoderne[r] Identitätskritik ... den Zwangscharakter, entlarvt Identität als ideologisches Konstrukt, das zu nichts anderem dient, als gesellschaftliche Macht auch noch im Inneren des Subjekts zu verankern" (Barkhaus, Mayer, Roughley & Thurnau 1996, S.319). Doch trotz dieser (scheinbaren) Nähe bleiben für Helsper auch fast zehn Jahre später "die Bestimmungen einer 'postmodernen Subjektform' diffus" (Helsper 1991, S.89), und er äußert sich skeptisch gegen einen Diskurs, in dem das postmoderne Subjekt "an die Stelle des krisengeschüttelten Selbst [tritt] ..., das souverän mit Desintegration umgeht, auf Ganzheit verzichten kann und spielerisch-ästhetisierend und symbolisch versiert mit sozialen Zwängen umgeht" (a.a.O.). Die Möglichkeit dieses "Modell[s] des einzigartigen, vom Selbst befreiten, 'gut-desintegrierten' Menschen" (a.a.O.) weist er zwar nicht gänzlich zurück, aber er gibt einschränkend zu bedenken, es sei "unter den gegenwärtigen sozialen und kulturellen Bedingungen in Frage zu stellen, weil es dem individualisierten Einzelnen jene souveräne Kraft des affirmierend-spielerischen Umgangs mit Desintegration ... und neuen anonymen sozialen Zwängen aufbürdet, die die soziale und kulturelle Identität gerade erschwert" (a.a.O.). Entsprechend warnt Helsper, bezugnehmend auf Kamper, auch davor, daß "die Strategien der Nicht-Identität, der Auflösung des autonomen Selbst, die Bemühungen, sich der Identifizierung wie der 'leerlaufenden Selbstvergewisse-

---

<sup>45</sup> Und anders als in seinen später folgenden Publikationen (siehe v.a. Helsper 1990a, 1990c, 1997).

rung' in Spiel, Simulation und Maskerade zu entziehen, ... 'nicht zur großen Tugend einer neuen Zeit' gemacht werden [dürften]" (Helsper 1991a, S.90).<sup>46</sup> Denn sonst wäre nicht nur "moderne" Identität via Erikson, sondern auch "postmoderne" Identität ein nur ideologisches Konstrukt, da "auch ein postmodern-aufgelöstes, ein plurales, des Kohärenzzwanges relativ lediges Selbst den Aporien von Autonomie und Originalitätszwang nicht [entginge] und ... immer wieder von krisenhaftem Scheitern bedroht [wäre]" (a.a.O., S.91).

Helsper markiert eine neue Lesart im Identitätsdiskurs. Insbesondere ist – seinen "provokanten" Thesen folgend – eine einfache Bipolarität, nämlich Identität hier, Identitätsdiffusion dort, unzureichend, um Subjektentwicklung angemessen zu thematisieren. Damit finden sich neben dem Erarbeiten von Identität und dem Nichterreichen von Identität Vorstellungen von einer aktiven Verweigerung von Identität, eine Absage an diese "ausschlaggebende Bedeutung des Gefühls der gleichbleibenden Selbstheit" (Erikson 1974<sup>2</sup>b, S.257). Diese stellt sich teilweise allerdings darüber ein, daß sich in der Identitätsversion von Helsper auch Anklänge eines bloßen Verkehrens der bei Erikson ehemals kritisierten Vorzeichen einer (negativen) Identitätsdiffusion vs. einer (positiven) gelungenen Identität finden lassen. Insoweit läßt sich trotz Helspers expliziter Wendung gegen Postmodernismus vermuten, daß auch in seinem Falle die "Akzentverschiebungen in der Auffassung des 'Identitätsproblems' mit einer radikal veränderten diagnostischen Qualifizierung der sogenannten 'Sozial- und Selbstpathologie des modernen Menschen' zusammen[hängt]" (Straub 1991, S.52). Denn es stellt "in identitätskritischer Perspektive" – so Jürgen Straub weiter –

nicht mehr die Entwicklung und Aufrechterhaltung einer durch (ein Übermaß von) Kontingenz, Differenz und Heterogenität beständig gefährdeten Identität die lebenspraktische Aufgabe dar ... Ganz im Gegenteil erscheinen in dieser Sicht die mit dem Identitätsbegriff theoretisch artikulierten 'inneren' Strukturen und die Kompetenzen von Subjekten sowie der gesellschaftliche und subjektive Zwang oder Wunsch, Identität zu bilden, als jenes Problem, an dem die Pathologie moderner Gesellschaften und Subjekte abzulesen sei (a.a.O.).

Welche Konsequenzen ergeben sich für die Identitätsdiskussion, wenn aus einer ehemals negativ gezeichneten Identitätsdiffusion nun eine positiv konnotierte Identitätsverweigerung wird bzw. eine Umkehrung von einer positiv verstandenen gelungenen zu einer negativ gefärbten – da als "fest" interpretierten – Identität erfolgt? Und bleibt nicht – jenseits theoretischer Positionen und Gegenpositionen (und auch für Helspers "Verweigerer") – die Aufgabe des Mit-sich-eins-, also Selbstseins gleichwohl bestehen, allerdings unter veränderten gesellschaftlichen Vorzeichen? Oder ist die Idee des Selbstseins (in der "gelungenen" Eriksonschen wie in der "verweigerten" Helsperschen Variante) ein aus dem Nachdenken über Identität endlich zu verabschiedendes Konstrukt, so daß sich auch weniger die Frage stellt, ob Erikson zu erweitern ist – wie in

---

<sup>46</sup> Solche Strategien der Nicht-Identität sind für Helsper u.a. "Normalisierung" und "Sinnnegation". Letztere versteht er im Anschluß an Lange als Verzicht auf den Versuch, "den" Sinn zu verstehen, der zu etwas Zufälligem und Peripheren würde. Was bliebe wäre: 'Das zu machen, wozu ich Lust habe, so lange wie's geht'" (Helsper 1991a, S.90). Normalisierung bedeutet hingegen, daß gegenüber "den endlosen Versuchen sich zu unterscheiden, zu besonders und sich heraus zu heben, ... die Strategie des 'Untertauchens' gewählt [wird,] um dem Individualisierungsterror zu entkommen, unauffällig werden, wie alle sein kurz: 'ganz normal zu werden'" (a.a.O.). Andere Formen sind "action", "thrill" oder Extremsport: "In der körperlichen Anstrengung ist ein unmittelbares Selbsterleben gegeben und angesichts höchster Lebensgefahr ist aller Sinn durch Überleben ersetzt" (a.a.O.).

unterschiedlicher Weise von Marcia und Erdheim und auch von Helsper vorgenommen – bzw. nur einige "Stolpersteine" aus dem Weg geräumt werden müssen, sondern ob nicht das ganze "Haus" Erikson eingerissen werden muß. In diese Richtung argumentiert im deutschsprachigen Raum vor allem Heiner Keupp, wenn er fragt, ob der Identitätsentwicklung im Eriksonschen Sinne "die gesellschaftliche Basis abhanden gekommen ist" (Keupp 1988, S.431), und diese Frage bejahend ausführt, daß sich für "eine immer größere Anzahl von jungen Erwachsenen ... kein Ende des Moratoriums ab[zeichnet], sie können also nicht im Sinne Eriksons erwachsen werden" (a.a.O.).

### 2.2.3 Identität als "crazy quilt": Heiner Keupp

Heiner Keupp zieht in seinen Arbeiten prinzipiell in Zweifel, ob Erikson überhaupt noch eine tragfähige theoretische Ausgangsposition für die Konzeptualisierung von Identität sein kann und darf, und er legt nahe, "von Erikson und seinem Identitätskonzept ... endgültig Abschied [zu] nehmen" (a.a.O.). Angesichts gesellschaftlicher Auflösungserscheinungen sei Identität im Eriksonschen Sinne als pathologisch zu bezeichnen, da die hier angezielte Festlegung genau eine Identitätsentwicklung verhindere. Statt Eriksons Behauptung von Festlegung sowie festgelegter Planung sei unter den gegenwärtigen Verhältnissen gerade die Offenheit, das Nicht-Festgelegtsein<sup>47</sup> als adäquate Identitätsform zu betrachten, denn wenn

die Rückbesinnung auf traditionelle Muster der Identitätsbildung auf den beschleunigten gesellschaftlichen Wandel und die damit enorm gewachsenen Rollenanforderungen keine befriedigende Antwort mehr geben, muß Identität in Zukunft anders als die Ich-Identität Eriksons gedacht werden, deren Leitvorstellung auf eine möglichst gelungene Integration verschiedener Rollen zielt (Barkhaus et al. 1996, S.317).

Daß ein "'Veralten' der Ich-Identität" (Helsper 1983, S.120) einen "Abschied von Erikson" (Keupp 1988) nach sich zieht, basiert auf der Überlegung, daß eine auf Stabilität hin orientierte Identitätsentwicklung unter den Vorzeichen von Instabilitäten scheitern muß. Anzeichen hierfür werden in der drastischen Zunahme von (in Eriksons Terminologie:) Identitätsdiffusion gesehen, die schon Marcia (1989) diagnostizierte und die für ihn ein wesentlicher Anlaß war, sein Modell aufzufächern (wie in Kapitel III.2.1.1 dargelegt).

Doch sowohl Marcias Differenzierungsversuch als auch Helspers Umdefinition scheinen Keupp ungenügend angesichts grundsätzlich veränderter gesellschaftlicher Verhältnisse und damit auch grundsätzlich zu verändernder sozialwissenschaftlicher Begrifflichkeiten von Störung und Gesundheit, von Pathologie und Normalität. Ein Gegenkonzept entwirft Keupp programmatisch mit seiner Metapher der "Patchwork-Identität", um Identität dem eigenen Anspruch nach aus dem "engen Korsett" Eriksons zu befreien. Heiner Keupp hat erstmals 1988 – und in vielen seiner seitdem erschienenen Texte (so in den leicht überarbeiteten Fassungen seines Ursprungstextes von 1989; aber auch 1994, 1997a, 1997b, 1997c) – ausgehend von den Beckschen Überlegungen zur "Risikogesellschaft" (Beck 1986) die Frage aufgeworfen, "ob Identitätsbildung in einer sich zunehmend enttraditionalisierenden Gesellschaft noch so begriffen werden könne, wie es die Sozialwissenschaften noch immer überwiegend versuchten" (Keupp 1997a, S.11). Als Alternative zu Eriksons Ansatz und verwandten Modellen bietet

<sup>47</sup> Im Unterschied zu Helsper, der das Nicht-festgelegt-werden-wollen fokussiert.

Keupp, "relativ naiv und assoziativ, eine Idee, wie heute überhaupt Identität begriffen werden könnte" (a.a.O.), in Form seiner "Patchwork-Identität". Da es ihm dabei auch darum ging, "psychologisch das einzuholen, was in der Philosophie und Soziologie bereits zu aufregenden Diskussionen über die 'Krise der Moderne' geführt hatte" (a.a.O.), schließt er in seinen Arbeiten explizit an die postmoderne Debatte an, in der "vom Ende, Tod oder der wissenschaftlichen Liquidierung des 'essentiellen alteuropäischen Subjekts' gesprochen [wird]" (Ferchhoff & Neubauer 1997, S.76): Es gehe – verkürzt zusammengezogen – um eine Verabschiedung des "immer wieder gestellten Anspruchs auf ein metaphysisch begründetes Identisches" (a.a.O., S.75), um die Auflösung der "Einheit von Signifikant und Signifikat" (a.a.O.) und um die Akzentuierung der "Nichtexistenz einer Meta-Regel" (a.a.O.). Gleichwohl werde, so die Autoren hoffnungsvoll, die "Auflösung der Ganzheit nicht mehr als Verlust erfahren" (a.a.O., S.76); der "Abschied von Ganzheitsokkupationen, von Totalitätsansinnen und vom Universalen" (a.a.O.) sei vielmehr ein "ironischer Abschied von eindeutigen Festlegungen und verlässlichen Verbindlichkeiten und Verpflichtungen" (a.a.O., S.77), eingeleitet, "um dem Fragmentarischen, Aspekthaften, Aphoristischen, Permissiven und Essayistischen auch in der Lebensführung einen adäquaten Platz zuzuweisen" (a.a.O.). Anstelle der alten "Ganzheiten" entstehe ein neues Bild von "minuziöse[n] Details, die in einer Art 'informellen Chaos' eher unverbunden nebeneinander stehen, dem Streben nach Harmonie, Substantialismen, Allgemeinheiten und Verallgemeinerungen entgegengesetzt werden" (a.a.O.) und in deren Schlepptau sich auch "ein spielerischer, collagen- und montagenhafter Umgang mit dem big-Sinn der gesellschaftlichen Entwicklung, des Fortschritts, des Lebens, des Ichs usw." (a.a.O.) entwickle.

Dieser "Diskurs um die Postmoderne", in dem "also das Subjekt der 'Neuzeit' ... als rationaler Souverän verabschiedet [wird,] das autonome, rationale, mit sich identische Selbst, das im Sinne der 'Machbarkeit' seine Lebensgeschichte plant und an den leergewordenen Stellen Gottes tritt" (Helsper 1991a, S.74), scheint einen attraktiven Fundus für die Identitätsdebatte zu bieten, da "postmoderne Sozialtheorien ... ihre philosophischen wie auch gesellschaftsdiagnostischen Analysen oft mit hypothetischen Überlegungen zur Identität von Subjekten [verknüpfen]" (Straus 1991, S.3), indem

in diesen Positionen die einst exklusive Erfahrung der Auflösung und Zersplitterung des Selbst in die Sphäre des Ästhetischen universalisiert und als Basis der Alltagserfahrung formuliert [wird]. Was einst als 'stellvertretende Erfahrung' in Malerei, Lyrik oder Literatur zugänglich war, wird jetzt konstitutiver Bestandteil der alltäglichen Selbsterfahrung und wandert in die Konstituierung von Subjektivität ein (Helsper 1991a, S.74).

In der Folge hat sich eine beträchtliche Zahl von Jugendforscher(inne)n, wie Lothar Krappmann (1997, S.87) befindet, "diese Positionen zu eigen gemacht, die ursprünglich gar nicht im Hinblick auf die Probleme der Identitätsfindung formuliert worden waren". Interessant erscheint die Postmoderne-Debatte hier vor allem wegen der darin vollzogenen Konfrontation der "klassischen Identitätskonstrukte mit 'modernen' Subjektvorstellungen" (Straus 1991, S.3), die sich mühelos "als 'Identitätsthese' lesen" (a.a.O.) bzw. wenden lassen, und in deren Mittelpunkt steht, "Identität nicht [mehr] als zentralistisch gesteuerte individuelle Akkumulation individueller Besitzstände zu verstehen" (a.a.O.). Wolfgang Kraus, wie Florian Straus Mitarbeiter der Forschungsgruppe um Heiner Keupp, geht dann auch explizit davon aus, daß die Rede von der Moderne vs. Postmoderne jenseits der damit verbundenen – unklaren – Epochendifferenzierung hilfreich zur "Scheidung der theoretischen Standorte" (Kraus 1996, S.29) sei, denn während die Vertreter(innen) der "modernen" Position die "Verluste betonen und

auf der Bedeutung – möglicherweise – obsoletter sozialer Konstruktionen beharren (z.B. Kohärenz, Identität), gehen die VertreterInnen der Postmoderne emphatisch den anderen Weg und fordern uns auf, Abschied zu nehmen von diesen Relikten einer vergangenen Epoche" (a.a.O.).

Unter dem Einfluß postmoderner Konzeptualisierungen ist auch die Keuppsche Konzeption von Patchwork-Identität zu verstehen, mit der er dafür plädiert, sich von Vorstellungen von Ganzheit, von überschaubaren Einheiten und von ganzheitlicher Erschließbarkeit menschlichen Selbstentwerfens zu verabschieden, da "zu fragen ist ..., ob es uns überhaupt noch gelingen kann, die 'inneren Besitzstände' angesichts einer sich immer schneller verändernden gesellschaftlichen Wirklichkeit zusammenzuhalten" (Keupp 1988, S.431). Zur Veranschaulichung wählt Keupp den Flickenteppich, mit dem er den klassischen von einem postmodernen Identitätsbegriff abzugrenzen versucht:

Die klassischen Patchworkmuster entsprechen dem klassischen Identitätsbegriff. Da sind geometrische Muster in einer sich wiederholenden Gleichförmigkeit geschaffen worden. Sie gewinnen eine Geschlossenheit in diesem Moment der durchstrukturierten Harmonie, in einem Gleichgewichtszustand von Form- und Farbelementen. Der 'Crazy Quilt' hingegen lebt von seiner überraschenden, oft wilden Verknüpfung von Formen und Farben, zielt selten auf bekannte Symbole und Gegenstände (a.a.O., S.432).

Doch was ist das Besondere des "Crazy Quilt" im Hinblick auf die postmoderne Identitätsauffassung? Statt einer völligen Auflösung in Teilelementen – ein Flickenteppich bleibt ein Teppich – ist "eine innere Kohärenz ... der Patchworkidentität keineswegs abhanden gekommen" (a.a.O., S.433). Keupp hält Kohärenz allerdings nicht für eine "unverrückbare Koordinate" (Keupp 1996, S.viii), und er wendet gegen tradierte Kohärenzvorstellungen ein, Kohärenz sei nicht daran gebunden, daß "ich auf ein fixes Koordinatensystem von Normen und Sinnorientierungen zurückgreifen kann. Kohärenz ohne 'Identitätszwang' ist ein kreativer Prozeß von Selbstorganisation" (Keupp 1988, S.433). In diesem Prozeß entsteht für Keupp das "Gefühl der Kohärenz der eigenen Lebenssituation ... eben nicht nur durch die Reproduktion von in sich fest gefügten und vorgezeichneten Lebensentwürfen, sondern auch aus dem kreativen Patchwork einer nach vorne offenen Identitätsarbeit" (a.a.O., S.435).

Ähnlich wie schon Helsper (1983), der (gesellschaftlichen) Ambivalenzen einen wichtigen Raum bei seinen Thesen zur Identität einräumte, sieht auch Keupp, daß das "Erlebnis einer widersprüchlichen und segmentierten Alltagswelt, die sich nicht mehr in einem umfassenden Weltentwurf integrieren läßt ... eine Haltung [erzwingt], die Widersprüchliches nebeneinander stehen lassen kann" (Keupp 1988, S.432). Konzeptuell hat dies zur Folge, daß er als Gegenbild zu einer planenden Gestaltung den "Bastler", den "'Homeworker' als Sinnbild des zeitgenössischen Menschen" (a.a.O.) auswählt: "Die Bastel-Mentalität enthält ja durchaus auch den Zug des souveränen und kreativen Produzenten, der zwar die Welt nicht neu erschafft, aber in seiner Welt zu Hause ist" (a.a.O.). Mit der Bastelmetapher, die immer wieder bei Keupp bzw. in Arbeiten aus dem Keuppschen Forschungskreis auftaucht, soll unterstrichen werden, daß für die heutige Lebensführung und für das "Projekt" Identität "die Anforderung darin [besteht], sich seine Behausung selbst zu konstruieren und zu bauen" (Keupp 1997a, S.16). Begrifflich etwas schärfer fassen Ronald Hitzler und Anne Honer diese Metapher, indem sie den "Sinnbastler" von dem "Konstrukteur" unterscheiden, der "ja vielleicht semantisch nähergelegen hätte: 'Konstruieren' meint ein typischerweise langwieriges, komplexes Gestalten nach (mehr oder weniger) festen, handlungsleitenden Re-



geln ... 'Basteln' hingegen meint ein Gelegenheitstun aus quasi 'privaten' Motiven, ein durchaus zwischen Dilettantismus und Genialität changierendes Werkeln und Wirken" (1994, S.310).

Nun hinterläßt die Verwendung von Metaphern und insbesondere die recht "blumige" Sprache Keupps neben der damit verbundenen Anschaulichkeit doch auch einige Probleme, um zu erhellen, was denn Identität im Keuppschen Sinne sein kann und soll. Hier schält sich als ein zentrales Konzept von Patchwork-Identität – verstanden als ein nach vorne offenes Identitätsprojekt – neben der erwähnten Kritik an Eriksons Verständnis von Identität als "individuelle[r] Akkumulation 'innerer Besitzstände' ...., die durch ein steuerndes und zentralistisch gedachtes Ich zusammengehalten werden" (Straus 1991, S.32), der Anspruch heraus, "die 'alltägliche Identitätsarbeit' ins Zentrum zu rücken" (Keupp 1997a, S.12). Es soll "Identität als lebensweltliche[r] Prozeß" (Straus 1991, S.32) konzeptualisiert und von "flexiblen Identitätsstrukturen" (a.a.O.) ausgegangen werden, wobei zu berücksichtigen sei, daß Identitätsprozesse in sehr unterschiedlichen Lebenswelten stattfinden bzw. daß Subjekte befähigt sind, "im Rahmen multipler Realitäten Identitätsprojekte aus[zu]bilden" (a.a.O.). Patchwork-Identität wäre demnach Identität "im Plural", denn es geht um die Annahme von Teilidentitäten, die "in ihrer Zahl zugenommen haben dürften (das heißt, daß unsere 'Identität' insgesamt in mehr Teilidentitäten 'zerfällt' bzw. bildlich gesprochen mehr identitätsrelevante Facetten aufweist) [die gleichzeitig aber] in ihrer Reichweite ... abgenommen haben" (a.a.O., S.29),<sup>48</sup> vor allem aber seien sie "in den in ihnen enthaltenen ... Werten und Normen heterogener geworden" (a.a.O., S.30). Je größer die Zahl der in die "Bastelarbeit" einbezogenen Identitätsanteile, "desto collagenhafter wird das Ergebnis ... der Identitätsarbeit" (a.a.O., S.32), an deren Ende "kein widerspruchsfreies, sondern ein hochfragmentiertes Puzzle [steht]" (Keupp 1997a, S.16).<sup>49</sup>

Eine Kardinalbemühung Heiner Keupps zielt in diesem Zusammenhang darauf, eine Liste psychischer, sozialer und materieller Ressourcen und damit der "Bedingungen einer produktiv-kreativen Identitätsarbeit" (a.a.O., S.19) zu erstellen, die Voraussetzung dafür sind, auch tatsächlich "aus Fragmenten ein Identitätsmuster gestalten zu können" (a.a.O.). Da "Qualität und Ergebnis der Identitätsarbeit" durch ein Koordinatensystem "von individuell-biographischen Kompetenzen über die kommunikativ vermittelten Netzwerkressourcen bis hin zu gesellschaftlich-institutionell vermittelten Ideologien und Strukturvorgaben" (a.a.O., S.34f) vermittelt sind, gilt Keupps Aufmerksamkeit zuvorderst dem (Nicht-) Vorhandensein von materiellen und sozialen Ressourcen. Denn die "Fähigkeit zu und die Erprobung von Projekten der Selbstorganisation sind ohne ausreichende materielle Absicherung nicht möglich" (a.a.O., S.19) – ohne sie "wird Identitätsbildung zu einem zynischen Schwebezustand" (a.a.O.). Zum Gelingen eines "offenen Identitätsprojektes" bedarf es darüber hinaus aber auch sozialer Ressourcen in Form von Netzwerken, in die das Individuum eingebunden ist, und in denen "die gemeinsame Lebensplattform immer wieder zu erschaffen" (Keupp

---

<sup>48</sup> Dies gilt, so Straus, "sowohl vertikal wie horionzontal" (1991, S.29f), wobei vertikal "die von einer Perspektive indizierten Selbstthematisierungen [meint], horizontal ihre zeitliche Dauer" (a.a.O., S.30).

<sup>49</sup> Für den hier skizzierten Prozeß verwendet Dieter Baacke (unter Bezugnahme auf Michael Leiris) den Terminus des "Recherche-Ich, das sich suchen muß" (1987, S.196), und das durchaus auch zu einem "Zufalls-Ich" werden kann, da es "gar nicht mehr von sich behaupten kann und will, einer endgültig deutbaren Struktur auf der Spur zu sein, sondern sich damit begnügt, seine Existenz in wechselnd-szenischer Vergegenwärtigung zu erfahren" (a.a.O.; Herv. im Orig.).

1997b, S.49), in denen "Regeln, Normen, Ziele und Wege beständig neu aus[zu]handeln [sind]" (Keupp 1997a, S.20). Hiermit verbunden ist nicht nur ein Zugewinn an, sondern auch die Erfordernis von individueller Gestaltungscompetenz, was in der Konsequenz "die Überwindung des 'Eindeutigkeitszwanges' und die Ermöglichung von neugieriger Exploration von Realitätsschichten [nach sich zieht], die einer verkürzten instrumentellen Logik unzugänglich sind" (a.a.O., S.21). Diese individuellen Kompetenzen gründen – von Keupp nachträglich (ab 1994) in seinen "Maßnahmenkatalog" aufgenommen – auf "ein Gefühl des Vertrauens in die Kontinuität des Lebens ..., ein *Urvertrauen zum Leben und seinen ökologischen Voraussetzungen*": Denn "eine psychosoziale Perspektive, die für sich einen 'ganzheitlichen Ansatz' oder 'lebensweltlichen Ansatz' in Anspruch nimmt, muß die basalen ökologischen Lebensbedingungen als zentralen Rahmen für die Entwicklung psychosozialer Ressourcen sehen lernen" (a.a.O., S.21; Herv. im Orig.).

Daß Keupp bezogen auf das Individuum – obwohl sich sein Blick auf die "basalen ökologischen Lebensbedingungen" richtet und trotz seiner Kritik an Erikson bzw. seiner Absicht, sich von diesem zu verabschieden – auf eine Formulierung zurückgreift, die doch sehr an die Überlegung Eriksons erinnert, daß ohne ein Urvertrauen menschliche Entwicklung nicht gelingen könne, sei hier nur am Rande vermerkt. Wichtiger scheint mir zunächst, daß Keupp mit seinem Ansatz beinahe mehr Gewicht auf die Beschreibung derjenigen zentralen Bedingungen bzw. Voraussetzungen legt, unter denen Identität als "riskante Chance" erfolgreich verlaufen mag, als auf eine Elaboration des eigentlichen konzeptuellen Gehalts von Identität. Denn trotz seines Vorsatzes, ein Konzept auszuarbeiten, das einen "alternativen Blick auf zeitgenössische Identitätsbildungsprozesse" (Keupp 1997a, S.19) erlaubt, hat er anders als behauptet und erhofft seinen ursprünglichen Gedanken nicht essentiell präzisiert, erläutert oder ergänzt. Sein Ansinnen und Anliegen, "Passagen aus meinem ersten Theorieversuch zur Identitätsarbeit heute [gemeint ist der Text von 1988 in der ersten überarbeiteten Fassung (1989)] ... aus aktueller Sicht [zu] kommentieren" (Keupp 1997, S.12), hat Keupp im Hinblick auf die zentrale Identitätsmetapher unterlassen.<sup>50</sup>

Auch wenn es sicher schwierig ist, Identität jenseits von althergebrachten Konzeptualisierungen "neu" zu entwerfen, bleibt damit ein wenig der Eindruck, daß "ein Symptom der gegenwärtigen Debatte über Identität [ist], daß es derzeit noch leichter fällt, überkommene Identitätskonzepte zu kritisieren als neue Grenzmarken abzustecken und Wege zu sichern", wie die Keupp-Mitarbeiter(innen) Wolfgang Gmür und Renate Höfer (1991, S.57) (selbst-) kritisch feststellen. Vielleicht sind auch deshalb die Bemühungen der Arbeitsgruppe um Keupp<sup>51</sup> und von Keupp selbst (1997c) so zu verstehen, daß sie – Erikson immer noch weitgehend negierend – an Marcias Arbeiten und vor allem an dessen Differenzierung der Identitätsdiffusion (Marica 1989) anschließen und versuchen, diese "postmodern" zu lesen (Kraus 1996) oder aber "postmodern" zu erweitern (Straus & Höfer 1997), um auf diesem Wege die Metapher der Patchwork-Identität zu konkretisieren. Dabei geht es den Autor(innen) zum einen darum, Marcias Modell hinsichtlich einer "lebensweltliche[n] Ausdifferenzierung" zu akzentuieren und

<sup>50</sup> In dem erwähnten Text folgen erst projektbezogene Informationen ("der nächste Schritt war dann die Beantragung eines Längsschnittprojekts zur Identitätsbildung junger Erwachsener", Keupp 1997, S.19)), um dann zu einer Auflistung von "Grundbedingungen" – gemeint sind damit die von mir soeben erwähnten Ressourcen und Kompetenzen – überzugehen.

<sup>51</sup> Vgl. insbesondere Kraus (1996), Kraus und Mitzscherlich (1995, 1997), Straus und Höfer (1997).

"die Verabschiedung eines linearen Aufstiegsmodells (in dem der Status des *Achievement* als Ziel und Abschluß der Identitätsentwicklung galt)" (a.a.O., S.291; Herv. im Orig) zu forcieren. Zum anderen sei es im Rahmen der Bemühung, Marica postmodern zu erweitern, für "das Verständnis der Entwicklung der Teilidentitäten ... wichtig, zu sehen, daß die prozessuale (Neu-) Regulation der Identität nicht einfach einen Wechsel von einem in einen anderen (neuen) Zustand darstellt" (a.a.O., S.290), sondern daß – über die Annahme hinaus, daß "Übergänge fließend" sein können – "ein Subjekt ... auch unterschiedliche Anteile haben (also in seiner beruflichen Identität in größeren Teilen sich bereits im Moratorium und zugleich teilweise auch noch im Stadium der Diffusion befinden) [kann]" (a.a.O., S.291).

Betrachtet man diese Diskussionslinien aus dem Münchner Arbeitskreis, so scheint auch hier der Abschied von Erikson ein wenig verfrüht. Was wie eine (Neu-) Konzeption wirkt – nämlich daß nicht mehr nur wie bei Marcia die modelltheoretische Möglichkeit von Übergängen von einem in einen anderen Zustand vorgesehen ist, sondern daß ein Individuum gleichzeitig zwei (oder mehrere?) Identitätszustände aufweisen kann, was z.B. bedeutet, daß "ein junges Mädchen ... in der Partnerschaft ... in erarbeiteter Identität stehen, aufgrund ihres ausgesprochenen unsicheren Arbeitsplatzes sich aber in einer diffusen beruflichen Identität befinden [kann]" (Haußer 1997, S.126) – findet sich im Eriksonschen Ursprungsmodell bereits vorgedacht und formuliert: "In der 'normalen' Entwicklung wird das erste [die relative psychosoziale Gesundheit] dauerhaft überwiegen, wenn auch nie ganz das zweite [die relative psychosoziale Störung] verdrängen" (Erikson 1974<sup>2</sup>a, S.149).

Sind also die Konzepte einer Patchwork-Identität, ist die Rede vom Recherche-Ich, Zufalls-Ich, Bastel-Ich etc. mit der Annahme von Elementen und Teilidentitäten, die sich in einem losem Zusammenhang befinden, wirklich neu? Oder lassen sich nicht in dem "vermeintlich alternative[n] Entwurf einer 'Patchworkidentität' ... einige eher vertraute Bestimmungen eines gar nicht so neuen Identitätsbegriffs" wiederfinden, wie schon Straub (1991, S.62) mutmaßt? Denn bei genauerer Betrachtung findet sich einiges von dem, was Keupp als neu, als postmodern aufwirft, auch bei Erikson, der nicht nur in seinen "biographischen" Anmerkungen vom "Ensemble widerstreitender Identitätselemente" (Erikson 1982, S.20) spricht, sondern bereits in seinen frühen Schriften einer nur "relativen Ganzheit" das Wort redet: "Als 'Ganzheit' ... möchten wir ein Zusammentreten von – gegebenenfalls ganz verschiedenartigen – Teilen bezeichnen, die zu fruchtbarer Verbindung und Organisation gelangen ... Es ist eine 'Gestalt', die besonders die fortschreitende Wechselbeziehung zwischen verschiedenartigen Funktionen und Teilchen ausdrückt" (Erikson 1974<sup>2</sup>a, S.168). Von hier aus betrachtet scheint der vom postmodernen Diskurs nahegelegte "Abschied vom Ganzheitsokkupationen, vom Totalitätsansinnen" (Ferchhoff & Neubauer 1997, S.76), sowie "die Rede vom totalitären Charakter der kohärenten Person" (Joas 1996, S.363) – zieht man als klassischen Gegenspieler Eriksons Identitätstheorie hinzu – nur zu gelingen, wenn dort Identität (zu Unrecht) "als starre, rigide oder geschlossene Struktur" (Straub 1991, S.65) gedacht und behandelt wird. In aller Konsequenz bedeutet dies aber auch, daß Identität – im Eriksonschen Sinne – "als empirisches Phänomen und als theoretischer Begriff – nicht mit ein paar Worten 'zu verabschieden' oder 'aufzulösen' [ist], und sie kann auch nicht in ein bloß antagonistisches Verhältnis zum Nicht-Identischen gebracht werden" (Straub 1991, S.65).

Daß die Verhältnisse zwischen Erikson und seinen postmodernen Nachfolger(inne)n und Gegendenker(inne)n so einfach nicht sind, deutet sich auch in den neueren

Schriften Keupps an. Zwar hält er auch heute noch an der Widersacherposition fest, in die er sich mit seinen Ende der achtziger Jahre aufgestellten Thesen hineingeschrieben hat: "Wenn ich mir die Überlegungen ansehe, die 1988 zu einem Identitätskonzept führten ..., das ich unter dem Motto 'Abschied von Erikson' [vor-]stellte, dann halte ich sie immer noch für gut vertretbar" (Keupp 1997a, S.14). Gleichwohl scheint er sich – auch wenn er es vermeidet, Erikson ausführlicher zu behandeln – unter der Hand einigen der Eriksonschen Positionen wieder genähert zu haben, so etwa in der folgenden Definition von Identität:

Identität ist ein Projekt, das zum Ziel hat, ein individuell gewünschtes oder notwendiges 'Gefühl von Identität' (sense of identity) zu erzeugen. Basale Voraussetzungen für dieses Gefühl sind soziale Anerkennung und Zugehörigkeit. Auf dem Hintergrund von Pluralisierungs-, Individualisierungs- und Entstandardisierungsprozessen ist das Inventar übernehmbarer Identitätsmuster ausgezehrt. Alltägliche Identitätsarbeit hat die Aufgabe, die Passungen (das matching) und die Verknüpfungen unterschiedlicher Teilidentitäten vorzunehmen (a.a.O., S.34; Herv. im Orig. unberücksichtigt gelassen).

Vielleicht läßt sich diese Annäherung von Keupp an Erikson – die Akzentuierung von Identität als Identitätsgefühl und die Betonung von Anerkennung und Zugehörigkeit – besser verstehen, wenn die Lesart von Wolfgang Kraus (1996) hinzugezogen wird, der zwar befindet, "daß der 'normative Erikson', also der Erikson, der Identitätsbildung modellhaft beschreibt, in der Tat veraltet ist" (a.a.O., S.21), aber danach viele Gründe anführt, warum ein Abschied von Erikson (vorerst) nicht möglich (und nicht nötig) ist, denn ihm scheint Erikson insoweit weiterhin aktuell,

als er mit seinem normativen Modell Verlusterfahrungen des Subjekts in der Moderne einklagt. Aktuell ist er weiter da, wo er mit der Beschreibung mißlingender Identität eine Brücke herstellt zur aktuellen Identitätsdiskussion. Denn vieles, was er als Hintergründe wie als Erscheinungsformen der Identitätsdiffusion benennt, läßt sich ohne weiteres mit spätmodernen Analysen der Subjektentwicklung parallelisieren ... Aktuell schließlich ist Erikson auch insofern, als er, auch um den Preis von Unschärfen in der Modellbildung ... eine breite Einbeziehung von individuellen, sozialen und historischen Wirkfaktoren in einer Analyse der Identitätsbildung annahmt (a.a.O.).

### **3 Zwischenresümee – Identität und keine Ende**

Was bleibt für die weitere Diskussion um Identität zu beachten, in der die

Rede über Identität, darin sind sich die verschiedenen Positionen einig, ...auf neue Grundlagen gestellt werden [muß und für die vor] ... dem Hintergrund aktueller Gesellschaftsdiagnosen einerseits und den theoretischen Nachrufen auf das angebliche Ende des Subjekts andererseits ... bisherige Ansätze zur Lösung des Identitätsproblems fragwürdig geworden [sind]? (Barkhaus et al. 1996, S.316)

Etwas zu weitgehend erscheint mir hier die von Dieter Lenzen (1991) vorgetragene Forderung, daß angesichts der "Dezentralisierung des Ichs" am "Ich-Konzept" nicht mehr festgehalten werden dürfe, da "es sich faktisch so entleert, daß seine wichtigsten Bestimmungsstücke, Stabilität und Unverwechselbarkeit, gar nicht mehr dazugehören" (Lenzen 1991, S.46). Gleichwohl sind – und hier stimme ich Lenzen zu – die Konsequenzen zu überdenken, die "für den Begriff der Ich-Identität erwachsen" (a.a.O., S.49), wenn sich nach Keupp "kein Ende des Moratoriums ab[zeichnet], sie [die Jugendlichen] ... also nicht im Sinne Eriksons erwachsen werden [können]" (Keupp 1988, S.431).

Eine erste Konsequenz könnte es m.E. sein, sich bei der teilweise aufgeregten Debatte um postmoderne vs. traditionelle identitätstheoretische Ansätze zu vergegenwärtigen, daß es sich eben um eine *Debatte* handelt, in der Argumente auch dazu verwandt werden, die eigene Position gerade durch Kontraste gegen die der anderen Seite hervorzuheben. Der Schärfe so manchen Abschieds steht deshalb des öfteren – wo es um die Differenzierung der inhaltlichen Konzepte geht – eine frappierende Vagheit entgegen, und insbesondere bei dem Konzept der Patchwork-Identität bleibt es, ich schließe hier an Straub an, "von Anbeginn an diffus und unterbestimmt ..., was kritisiert und überwunden werden soll" (1991, S.63).

Dies scheint nicht nur ein Problem Kuapps, sondern des postmodernen Diskurses überhaupt zu sein, der nach Ferchhoff und Neubauer (1997, S.72) "auf eine Entrückungsstrategie einer Sprache [setzt], die ihre Inhalte nicht mehr bis zur Kenntlichkeit entwickeln wollte, sondern sie lieber im schiefen Irgendwie beließ". Dem häufig aufklärerischen Nimbus widerspricht – so Straub bezogen auf den Stand der Identitätsdebatte überhaupt – die

Tatsache, daß die aktuellen Überlegungen und Forschungen, die in den Sozialwissenschaften und in bestimmten Bereichen der Philosophie unter dem Titel 'Identität' angestellt werden, häufig in weit ausholende und weitreichende, normativ-ideologische 'besetzte' Diagnosen, Analysen und Plädoyers eingebunden sind, ... [so daß] die Erörterung dieser Thematik bisweilen erheblich [erschwert wird]. Identitätstheoretische Diskurse sind heute auch aus diesem Grund noch unübersichtlicher und noch schwieriger entwirrbar, als sie es ohnehin schon immer waren (Straub 1991, S.52).

Diese Verschwommenheit wird zusätzlich prekär im Kontext des Münchner Postmodernismus und der "Identitätsbegriff und die Identitätstheorien steigern ihre Unhandlichkeit und Unklarheit noch einmal beträchtlich ... so doch nicht weniger als 'die' Moderne auf dem Prüfstand steht" (a.a.O.); ein Anspruch, der etwa dem Klappentext von Kraus' Buch zu entnehmen ist.

Das Fruchtbare für mich im Laufe der Arbeit und meines Streifzuges durch die (post-) modernen Konzeptualisierungen von Identität war es in diesem Zusammenhang, nachzuvollziehen, wie sich die Kontrahenten einer Eriksonschen Identitätskonzeption in ihre Rolle "hineingeschrieben" haben, und daß sie, selbst wenn sie ihre Positionen soweit revidieren, daß es zumindest nicht mehr um einen "Abschied" von Erikson zu gehen scheint, dennoch ausgesprochen zurückhaltend bleiben gegen eine tatsächliche (wenn auch vielleicht kritische) Erikson-Rezeption. Nun habe ich diese Autor(inn)en aus ihrer Widersacherposition heraus darzustellen versucht, ein Prozeß, in dessen Verlauf ich Erikson für mich durchaus neu entdeckt habe und auch auf – und sei es sich langsam einschleichende – Annäherungen von seiten seiner Kritiker(innen) aufmerksam geworden bin. Ein Vorwurf gegen meine Darstellungsweise könnte sein, daß ich dabei Eriksons "harmonistischen", auf Synthese hin angelegten Ansatz zu wörtlich genommen, den Widerspruch zwischen Erikson und seinen Herausforderer(inne)n zu wenig akzeptiert oder gar Erikson geschönt bzw. "geschönt" habe, während ich die kritischen Einwände und damit die Kritiker(innen) meinerseits zu kritisch behandelte.

Deshalb soll an dieser Stelle auch eine Anmerkung zu meiner eigenen Rezeptionsweise und zu den von mir präferierten Lesarten vorgenommen werden: Ich selbst habe mich bei der Auseinandersetzung um und mit Erikson immer wieder gefragt, warum ich ihn oder seinen Ansatz "in Schutz nehme". Nun wäre die Liste jener Autor(inn)en lang, die ich als Referenz erwähnen könnte und die zum Ausdruck bringen, daß Erik-

son nicht nur historisch gesehen zentral war (und damit zu einer Pflichtreferenz geworden ist), sondern darüber hinaus noch heute genügend Aussagekraft hat. Ich glaube, neben diesem Mich-Einordnen – mit dem ich unversehens "in guter Gesellschaft" (Kraus 1996, S.13) wäre – war es für mich schwerwiegender, daß ich bei der Lektüre zur Identitätsdebatte immer wieder die gleichen Argumente – wie die Nichtüberprüfbarkeit der Eriksonschen Annahmen, seine inkonsistente Definition von Identität – vorfand, die dann mit dem Vorzeichen desjenigen wissenschaftlichen Verständnisses vorgestellt wurden, das hier vor allem im Hinblick auf die Keuppschen "Spiegelgefechte" (Straub 1991, S.62) abgetragen werden sollte und an denen deutlich wird, daß jede(r) Kritiker(in) sich "seinen" bzw. "ihren" Erikson (re-) konstruiert, um ihn dann als "den eigentlichen" Erikson "vorzuführen" – eine wohl unumgängliche, aber gleichwohl reflexionsbedürftige Vorgehensweise, die mich ein wenig an das erinnert, was Katja Mruck zur Descartes'-Rezeption Lauckens (1996) als dessen Grundstruktur der Argumentation sieht, nämlich daß dieser "Descartes erst ein wenig gewaltsam in einen Sack schiebt und drückt, um ihn dann zu prügeln, weil er im Sack steckt" (Mruck 1999, S.8).

Die Debatte um Erikson vs. Anti-Erikson verdeckt aber einige wichtige Dimensionen einer fruchtbaren Identitätsdiskussion, da sie letztlich immer auf einen "Endzustand" von Identität rekurriert, nach dem entweder eine "konsistente" oder eine "offene" Identität als gelungen erscheint, während den je entgegengesetzt definierten Endzuständen unterschiedliche Pathologien zugeschrieben werden: Während Erikson die Identitätsdiffusion für problematisch hält und pathologisiert, finden sich umgekehrt für die postmoderne Variante Pathologisierungen darin, daß das ehemals "gelungene", planende und sich klar entwerfende Subjekt als "veraltet", "ängstlich", "autoritär" gezeichnet und das offene, dezentrierte als das Subjekt der Gegenwart und Zukunft gefeiert wird. Anzumerken ist allerdings einschränkend, daß die von Erikson in dessen Arbeiten vorgenommenen Setzungen, nach denen etwa "der Gesunde ... der Wohlangepaßte [ist], und wer sich abweichend von den Standards verhält, ... krank [ist]" (Griese 1982<sup>2</sup>, S.75), häufig in der Rezeption überpointiert werden; ähnliches gilt im Umkehrschluß für die Formulierung etwa bei Keupp, daß hier die oder der "Wohlangepaßte" zum Kranken geworden ist. Eine solche Schärfe hilft zwar, die Positionen besser von einander abzugrenzen, wird aber weder Erikson noch Keupp gerecht und ist vor allem wenig hilfreich für ein Weiterdenken des Identitätsproblems.

Wenn ich jenseits der bislang behandelten Kontroversen versuche, das mir zentral Erscheinende holzschnittartig zusammenzufassen, so ergeben sich einige mir wichtige Bezugspunkte, die ich als "sensibilisierende Konzepte" für meine eigene empirische Studie verstehe.<sup>52</sup> Hierzu gehört zunächst, daß Erikson m.E. auch heute noch für die Thematisierung von Identität herangezogen werden kann und sollte – und zwar nicht nur, wie ihm gemeinhin zugestanden wird, als Ausgangs-, sondern auch als möglicher Fluchtpunkt. Dies vor allem, weil – wie ich zu zeigen versucht habe – Eriksons Entwicklungsschematismus nur dann als antiquiert zu betrachten ist, wenn man diesen (zu) wörtlich nimmt; ansonsten bietet seine Theorie auch für die aktuelle Identitätsdebatte Wesentliches, so u.a. die vielfältigen Erörterungen zu lebensgeschichtlichen Veränderungen in seinem Werk und durch diese markierte Störunganfälligkeiten, wobei auch seine Fassung stufenspezifischer Entwicklungsaufgaben für die Adoleszenz eini-

<sup>52</sup> Einige der folgenden Überlegungen finden sich auch in dem gemeinsam mit Tim Darmstädter veröffentlichten Beitrag "Identität im Selbstwiderspruch" (Darmstädter & Mey 1998).

gen Spielraum zwischen – wenn man es so sagen mag – "gelingender" und "mißlingender" Identität beläßt.

Die Konzeptualisierungen seines Schülers Marcia verstehe ich als – wenn auch nicht unproblematische – Weiterentwicklung (gerade wenn in Betracht gezogen wird, daß ein erheblicher Kritikpunkt an Erikson ist, daß dieser sich einer – von vielen gewünschten – Überprüfbarkeit entzieht). Sinnvoll erscheint mir auch Marcias Zurückhaltung vor Eriksons wertendem (auch wertkonservativem) Duktus gegenüber Äußerungen von Jugendlichen, der in dessen Zuschreibung von Diffusion (bzw. negativer Identität) zum Ausdruck kommt; dies noch mehr, wenn hinzugezogen wird, daß sich jene Phänomene, von denen Erikson früh berichtete, ausbreiten und damit nun nicht mehr nur einzelne, sondern ein Großteil der Jugend pathologisiert würden – diese wären durch die beschriebenen Formen des *Hinauszögerns von verbindlichen Entscheidungen* bzw. der Umkehrung von ehemals getroffenen Entscheidungen (also fehlenden Commitments in der Terminologie von Marcia) der Identitätsdiffusion verdächtig. Statt in Gefahr zu geraten, mehr und mehr ganze Generationen zu pathologisieren, sollen und müssen die hinzugezogenen Konzepte Änderungen bzw. Umdefinitionen erfahren, und es erscheint einleuchtend, daß der (Aus-?) Weg gesucht wird, Identitätsdiffusion neu zu betrachten: Dies haben sowohl Marcia als auch Kraus und Mitzscherlich unternommen, die Neu-Einteilungen in nunmehr vier Diffusionskategorien vorschlagen bzw. Sub-Typen von Identitätsdiffusion annehmen und sich zudem dafür aussprechen, in den Diffusionen nicht mehr ein (mißlingenes) Resultat, sondern eine nutzbare Strategie der Identitätsentwicklung zu sehen.

Gleichwohl hat diese Wendung den nicht unerheblichen Haken, daß trotz aller Differenzierungen sich ein theoretisches Surplus letztlich nicht einstellen konnte. Denn in einer solchen Einteilung bzw. Typologie, wie sie von den genannten Autor(inn)en vorgenommen wurde, erscheint nun zwar einiges an Diffusion als normal (es wird normalisiert), bzw. einige scheinen wieder "gesund" (weil kulturell-adaptiv) zu handeln, anderes (und damit andere) werden aber erst jetzt ganz und gar – und ein-für-alles-Mal – "krank". Mit einer solchen Perspektive fallen die Autor(inn)en, vor allem Marcia, nicht nur hinter ihre eigenen Modellannahmen zurück (nämlich die potentielle Bipolarität in den Identitätszuständen), sondern auch hinter die Position Eriksons, für den zum einen die Identitätsdiffusion zum Charakteristikum der Adoleszenz gehörte, zum anderen bedeutete gelungene Identität bei ihm nicht etwa die Abwesenheit von Identitätsdiffusion, sondern ein (möglicherweise permanentes) Wechselspiel – es ließe sich auch Balancieren nennen – zwischen den Polen, so daß eine geglückte Identität immer nur temporär zu verstehen ist.

Der Klassifizierung der Identitätszustände, mehr noch deren Anordnung in "Typologien" haften problematische Implikationen an, neben den bereits erwähnten vor allem, daß darüber das dynamische Geschehen und Geflecht von Identität separierten Zuständen zugeordnet wird, in diese "einfriert" (also statisch[er] gedacht wird). Aber auch das weitere Anliegen von Marcias Differenzierungsversuch, nämlich gesellschaftliche Prozesse ins Visier zu nehmen, ist als wenig geglückt einzuschätzen, da er in eine eher soziologische Kategorisierung ableitet und letztlich als Aussage übrigbleibt, daß es für Subjekte sinnvoll sein kann, mangelnde gesellschaftliche Verbindlichkeiten mit einem (Sich-) Nichtfestlegen zu quittieren.

Dabei erscheint Marcias Ansatz zunächst ebenso wie die Vorstellung von neuen Identitätsformen bzw. – wie in dem Keuppischen Arbeitskreis – von Identitätsentwicklung unter veränderten Vorzeichen plausibel, d.h., daß davon ausgegangen wird, die

Modellvorstellungen von Erikson – Identität als innere und äußere Kontinuität bzw. als Gefühl einer inneren und äußeren Kontinuität – seien überholt, und statt dessen ließe sich Identität in so viele Teilidentitäten zerlegen (und als unverbundene Teilidentitäten aushalten), wie Subjekte in Lebenswelten agieren. Anfänglich hat mich diese – im deutschsprachigen Raum vor allem von Keupp vorgetragene – Position fasziniert, sie schien mir nicht nur moderner (richtiger: postmodern), sondern auch einleuchtender als jene von Erikson vorgelegte Konzeption, nach der Identität in der Adoleszenz entweder als geglückter Kompromiß (gelungene Identität) oder als mißlungen bezeichnet wurde.

Gleichwohl sind die Widersprüche und Konfliktpotentiale, in die der oder die einzelne gerät, in Eriksons dimensionaler Fassung von Identität und Diffusion zumindest erkennbar. Nicht nur von außen, auch von innen wird das Individuum von Ansprüchen bedrängt: "Eine allmählich sich anreichernde Ich-Identität [scheint] das einzige Bollwerk gegen die Anarchie der Triebe wie gegen die Autokratie des Gewissens" (Erikson 1974<sup>2</sup>a, S.112). Dieser innere Bezugspunkt ist wichtig, um die Konfliktodynamik überhaupt als solche verstehen zu können. Am kritischsten erscheint mir dabei an der Position Eriksons, daß sich bei ihm – ungeachtet dessen, daß er mit seiner Kombination von ichpsychologischer und psychosozialer Sichtweise den Innen- und den Außenaspekt der Identitätsbildung integriert und somit Identität keineswegs als individuell-autonomen Prozeß versteht, wie viele seiner Kritiker(innen) immer wieder nahelegen – schließlich ein harmonistischer Finalismus Bahn bricht. Etwas überzogen könnte formuliert werden, daß Erikson die Adoleszenz als letzte Reifungskrise faßt, bevor das Individuum seinen Platz in der Gesellschaft einnimmt und damit letztlich doch – wie von vielen seiner Kritiker(innen) herausgehoben – die Konflikte auf die Anpassungsfähigkeit des Subjekts verengt. Hier erscheint es m.E. notwendig, die Sprengkraft der Adoleszenz zu erfassen, ohne diese Phase auf die Organisation des Ichs zu reduzieren. Dazu kann Mario Erdheim mit seinem ethnopsychoanalytischen Ansatz beitragen, in dem Zerrissenheit und Ambivalenz den Zustand zwischen den von innen andrängenden Triebansprüchen und Größenphantasien und den Disziplinierungs- und Normierungsversuchen der Gesellschaft charakterisieren. Die auftretenden Widersprüche sind in der Regel nicht zu beseitigen, sondern mit Hilfe integrativer Strategien einzudämmen und ertragbar zu machen.

Mit einem solchen Fokus auf den doppelten Bezugspunkt von Identität: einen inneren, der das Gefühl des Sich-selbst-gleich-Seins und die Akte der Ich-Synthese umfaßt, und einen äußeren, der die Bindung an Gruppen nachzuvollziehen versucht, kann m.E. erst die Identitätsentwicklung unter veränderten gesellschaftlichen Bedingungen in ihrer ganzen Brisanz betrachtet werden. Hier läßt sich festhalten, daß gerade der äußere Bezugspunkt aufgrund gravierender gesellschaftlicher Veränderungen zwar als prekär angesehen werden muß, weil die Lebensverhältnisse und Milieus nicht mehr einer traditionell eingespielten Logik folgen bzw. verlässliche Lebenswegeschemata der Vergangenheit angehören, ohne aber einer solchen theoretischen Verkürzung anheim zu fallen, daß von der Beckschen These der Individualisierungs- und Flexibilisierungstendenzen in der Gesellschaft direkt auf die menschliche Psyche geschlossen wird.

Jürgen Straub insistiert in all seinen Schriften, in denen er zur gegenwärtigen Identitätsdebatte Stellung nimmt (Straub 1991, 1996, 1998), auf der Unterscheidung zwischen einer *formal-strukturellen* und einer *qualitativ-inhaltlichen* Bestimmung des Identitätsbegriffs (die – nicht nur, aber eben auch – Eriksons Modell auszeichnet). In formal-struktureller Hinsicht geht es um Kohärenz, Kontinuität und Autonomie, um



Integrations- und Separationsleistungen des Ichs, die die Möglichkeit von Identität überhaupt erst begründen. Das Gefühl des Sich-selbst-gleich-Seins in lebensgeschichtlicher Perspektive wie in unterschiedlichen Lebenszusammenhängen, und zwar in tiefenpsychologischer Dimension, bildet die Basis für die inhaltliche (und "moralische") Frage, was für ein Mensch jemand sein will und sein kann. Erst auf der qualitativen Ebene geht es um Rollen, Berufsbilder, Werthaltungen etc., die selbstverständlich divergieren können, ohne daß gleich die Identität bedroht ist.

Insofern ist – und dies scheint mir schwerwiegend gegenüber postmodernistischen Positionen, die aus der Münchner Arbeitsgruppe heraus vorgetragen werden – in der Konzeption einer Patchwork-Identität die formaltheoretische Ebene nur mehr ein akzidentiell Problem bzw. sie wird als solches behandelt, während statt dessen die qualitativen Merkmale im Vordergrund stehen. In diesem Sinne wirkt nicht nur Keupps Anmerkung, daß mit der Patchwork-Identität Kohärenz nicht preisgegeben wird, wie ein nachgeschobenes Zugeständnis, sondern hinter all den postmodernistisch aufgeladenen Metaphern der "Bastel"-Identität und den Versuchen in der Münchener Arbeitsgruppe, Identität mit der (Über-) Betonung von Termini wie z.B. Identitätsmanagement und Identitätsarbeit zu fassen, wird deutlich, daß die Begriffe Kohärenz und Kontinuität äußerliche Kategorien werden, die als bloße Verhaltensmuster aus ihrem psychisch strukturellen Zusammenhang gelöst wurden. Damit wird zwar ermöglicht, von der Beschaffenheit der gesellschaftlichen Verhältnisse auf eine veränderte Subjektform zu schließen, gleichwohl um den Preis, die psychische Tiefendimension außer acht zu lassen, mehr noch den je individuellen Erfahrungshorizont der Akteur(inn)e(n) und ihr Gewordensein.

Es sei noch hinzugefügt, daß ich mich bei einer abschließenden Bewertung der Arbeiten von Heiner Keupp schwer getan habe und immer noch tue, denn anhand der vielen Publikationen bin ich zum Schluß auf zwei Lesarten gestoßen, die sich im Grunde konträr zueinander verhalten. Auf der einen Seite – jene habe ich in meiner Auseinandersetzung vornehmlich behandelt – wird die Abkehr von Erikson nachdrücklich proklamiert, doch bei näherem Hinsehen bleibt fraglich, worin nun die wesentlichen Revisionen bestehen, die das klassische Identitätskonzept obsolet machen sollen. Auf der anderen Seite werden Anleihen aus der postmodernen Debatte gemacht, gleichzeitig grenzen sich die Autor(inn)en auch gegen die Implikationen einer postmodernen Auffassung ab. So kommt etwa Wolfgang Kraus, bei seinem Bemühen, vorliegende identitäts- und selbsttheoretische Ansätze vor der Folie postmoderner Überlegungen zu lesen und einzuordnen, etwa bei der Behandlung von "strategischem Selbst" und "fragilem Selbst", dahin, daß er an der Position des "strategischen Selbst" die darin liegenden Verkürzungen beklagt, weil sie – *"mit postmoderner Brille gelesen"* (Kraus 1996, S.142) – als Ausgangspunkt ein "sich selbst entwerfendes, grandioses Selbst [wählen], das ... letztlich aber doch 'Herr' seiner selbst bleibt ... [und damit] ... der Vorstellung an[hängt], sich rational planend in die Zukunft entwerfen zu können" (a.a.O., S.143). Dann aber setzt er sich trotz seiner positiven Einschätzung des "fragilen Selbst" – auch weil dieses einen ihm angemessen erscheinenden "Bezug zur aktuellen Gesellschaftsanalyse" (a.a.O., S.144) erlaubt, während er "das kohärente Selbst als tröstendes Trugbild" (a.a.O., S.148) versteht – von den damit implizierten Konsequenzen ab und mag diesen nicht folgen, da diese "in dem Punkt einer großen Hoffungslosigkeit [konvergieren]. Es ist eine gesellschaftskritischer Impuls, der lähmend wirkt, weil er keine Perspektiven, keine Handlungsmöglichkeiten aufzeigen mag und kann" (a.a.O., S.157). Letztlich bleibt hier – wie insgesamt bei den Münchener

Arbeiten – unentschieden, wie ernst sie es mit dem je Angedeuteten meinen. Meine Unsicherheit bezüglich einer Einschätzung der Münchener Arbeiten spiegelt sich denn auch in zwei eigenen Arbeiten, die ich gemeinsam mit Tim Darmstädter verfaßt habe: Sind wir anfänglich noch davon ausgegangen, die postmodernen Überlegungen im Identitätsverständnis von Heiner Keupp zum Ausgangspunkt unserer Betrachtungen zu machen, um einige darin aufscheinende Unzulänglichkeiten der neueren Identitätsdebatte aufzuzeigen (Darmstädter & Mey 1997), haben wir diese gleichsam abgeschwächt bei der nochmaligen Bezugnahme auf die Arbeiten aus dem Münchener Arbeitskreis, da uns nicht mehr so eindeutig erschien, ob hier überhaupt eine postmoderne Position eingenommen wird (Darmstädter & Mey 1998).

Damit soll nicht bestritten werden, daß trotz der mitunter überzogenen Debatte und den schwierigen Implikationen des Konzepts der Patchwork-Identität und ungeachtet aller Unschärfen, die gerade in Bezug auf Erikson bzw. dessen Rezeption fort dauern, durch die Keuppschen Arbeiten wie durch die seiner Mitarbeiter(innen)<sup>53</sup> eine neue Perspektive "zu den gängigen normativen Erwartungen, was unter gelungener Identität zu verstehen sei" (Keupp 1997a, S.12) aufgezeigt werden konnte. Dazu gehört insbesondere, sich gegen häufig (auch alltagssprachlich) vorgenommene Versuchungen und Versuche einer "vorschnellen Ineinsetzung von Identität und gelungener Identität" (Straus 1991, S.8) zu verwahren, wie es Straus vor allem bei "entwicklungspsychologischen Ansätzen, bei denen Identität nur bestimmten Personen zugesprochen wird" (a.a.O.), kritisiert. Distanz wird damit auch zu der Erikson zuschreibbaren "Hintergrundannahme [gesucht], daß es auch gut sei, eine Identität zu bilden – gut zumindest in dem auch empirisch bestätigbaren Sinn, daß das Maß seelischer und körperlicher Gesundheit und subjektiven Glücksempfinden bei gelingender Identitätsbildung höher sei" (Joas 1996, S.361).<sup>54</sup> Ganz folgerichtig können aus dieser Perspektive "Kohärenz und Kontinuität ... nicht [mehr als] die unverrückbaren Koordinaten jeder Art von Identität" (Keupp 1996, S.viii) betrachtet werden. Die Überbetonung von Kontinuität und Konsistenz als Kern- und Zielpunkten traditioneller Identitätskonzepte scheint im Umfeld der Keuppschen Überlegungen vor allem deshalb problematisch, da mit ihnen der Prozeß der Identitätsbildung zugunsten einer Bewertung seiner Ausgänge zu sehr in den Hintergrund gedrängt wird. Auch scheint es theoretisch fruchtbar und empirisch gehaltvoll, "die Feststellung von etwas 'Gleichem' (von Kontinuität und Konsistenz) nur als einen von mehreren möglichen Ergebnisfeststellungen zu nehmen" (Straus 1991, S.8) und "Kontinuität und Diskontinuität und Kohärenz und Nicht-Kohärenz als gleichberechtigte Pole" (a.a.O., S.7) zu akzeptieren. Insoweit bleibt die selbstverständliche Voraus-Setzung von Kontinuität und Konsistenz ein vorrangiger Kritikpunkt von jenseits Eriksonscher Tradition sich ansiedelnden Identitätsansätzen, den ich auch für nicht-postmodern sich definierende Überlegungen für wesentlich halte: "Für die wissenschaftliche Außensicht *muß*, für die subjektive Innensicht *kann* damit Inkonsistenz und Diskontinuität, Doppeldeutigkeit, Widersprüchlichkeit oder

---

<sup>53</sup> Allen voran Kraus (1996, z.T. gemeinsam mit Mitzscherlich 1995, 1997); aber auch Straus (1991), sowie Straus und Höfer (1997).

<sup>54</sup> In diesem Sinne schreibt etwa Rolf Oerter (1987<sup>2</sup>, S.311): "Damit kommen wir zu der nicht ganz trivialen Folgerung, daß Höherentwicklung durch Verlust an Ausgewogenheit und persönlichem Glück erkaufte werden muß. Je mehr jemand in die Komplexität und damit auch Widersprüchlichkeit der Welt und der eigenen Beziehungen zu ihr eindringt, desto weniger wird es ihm vergönnt sein, unbekümmert und glücklich in den Tag hinein zu leben" (vgl. auch Oerter 1990).

Komplementarität der jeweiligen Anteile besonders wichtiger Bestandteil von Identität und Gegenstand der Reflexion werden" (Hoff 1990, S.16; zit. nach Straus 1991, S.9).

Der hier skizzierte Akzent auf die *Möglichkeit* von Konsistenz und Kohärenz und die stärkere Betonung des Konstruktionsprozesses von Identität scheint mir sinnvoller als eine radikale Abkehr von Identitätsbegriff und -konzept. Denn im "Gegensatz zu dem, was postmoderne Philosophen den Identitätsmodellen vorwerfen, ist Identität nicht vorab gegeben, sondern emergiert als Resultat einer Aushandlung von Differenz und Widerspruch" (Krappmann 1997, S.89f). Für dieses Verständnis wird weniger eine neue Identitätstheorie, sondern eine neue Perspektive auf Identität benötigt, denn obwohl Identität "als eine immer nur vorläufige Synthese und Integration des Differenten, Disparaten oder Heterogenen gedacht ist" (Straub 1991, S.65), ist es zweifellos so, daß

der Akzent in vielen Identitätstheorien nicht auf der Beachtung des Differenten, Heterogenen, Disparaten [lag (und liegt)], sondern eher auf der Analyse (Funktion) der Synthesis und Integration sowie auf der Idee einer unkontinuität, Konsistenz/Kohärenz und Autonomie gebundenen Einheit und Selbigkeit des Subjekts, das dazu noch rationalistisch' überzeichnet wurde (und wird) (a.a.O.).

Wenn also die in der Kontroverse Erikson-Keupp teilweise überzogen konturierten Positionen – hier Eriksons Vorstellung von Identität als Einheit (Kohärenz/Kontinuität) und damit als hierarchisch geordneter Struktur, dort die Keuppsche Konzeption, die "Vielfalt, Flexibilität, Diskontinuität und vernetzte (statt hierarchische) Strukturen" (Zaumseil 1997, S.150) in den Vordergrund stellt – nicht als Gegensatz aufgefaßt werden, finden sich in der postmodernen

Debatte um das Schicksal der Subjekte ... Aspekte, die in der Identitätsforschung aufgegriffen werden sollten, weil sie helfen, den krisenhaften Charakter der Identitätsbildung in Zeiten fundamentalen Zweifels an der Lösbarkeit gesellschaftlicher Probleme durch die Entwicklung und Bildung menschlicher Handlungskompetenz ernst zu nehmen,

wie Lothar Krappmann (1997, S.88) schreibt, der selbst in einer kritischen Distanz zur postmodernen Debatte steht. Dazu gehört zuerst, die "Verschiedenheit der Lebenserfahrungen" anzuerkennen und vielleicht auch zuzugestehen, daß diese nur noch schwerlich im Eriksonschen Sinne zu "relativer Ganzheit" zu harmonisieren sind, sondern gemäß einer postmodernen Facettierung Identität (auch oder vor allem) darin besteht, "als zugehörig auch das auszuhalten, was seiner Art nach eigentlich nicht zu vereinigen ist" (a.a.O.). Ähnlich gilt es – so Krappmann weiter – zu berücksichtigen, daß im Entwicklungsgeschehen "das Vorausgehende, das vermeintlich zu Überwindende, ... oft erhalten [bleibt], es sogar ... einen eigenen Entwicklungsgang [nimmt]" (a.a.O.), und sich so gesehen Entwicklung in einer Weise pluralisiert, nach der nicht ohne weiteres von einer einfachen "lineareren Finalität vieler Entwicklungsvorstellungen" auszugehen ist – das "Ziel" ist "nicht gleichsam monochrom, sondern vielfarbig" (a.a.O., S.89; Herv. im Orig.). Für psychologische Entwicklungstheorien schließlich ist anzumerken, daß nicht "nur die basale universale Struktur des epistemischen Subjekts, über das die strukturgenetischen Entwicklungstheorien sprechen, ... sondern ebenso die mannigfaltigen Identitätsbalancen, mit denen Menschen sich und das, was ihnen wichtig ist, inmitten von Vielfalt, Unstimmigkeit und Widerspruch zu behaupten versuchen" (a.a.O.), vermehrt Beachtung finden müssen. Ein besonderes Augenmerk gilt damit auch der sozialen Seite der Subjekte, denn es ist mit Krappmann davon auszugehen, daß

es diesen Subjekten schwer [fällt], die entstandenen 'Balancen' anderen zu vermitteln, aber auch deren fragile Versuche, Widerstrebendes zusammenzuhalten, zu verstehen, denn Diskurs verbürgt nicht Einigung. Viele Konsensfiktionen, äußerliche Anpassungsvorgänge und oberflächliches Lernen bleiben unaufgedeckt und machen Interaktionen von innen her brüchig (a.a.O.).

Eingedenk solcher Überlegungen, die aus dem Diskurs der Postmoderne in die identitätstheoretische Diskussion transportiert wurden/werden/werden können, läßt sich abschließend mit Straub fordern, daß die

künftig genauer auszuarbeitenden theoretischen Formulierungen des sich abzeichnenden, neuen Typus von Synthesis, Integration und Einheit ... im einzelnen präziser [werden] darlegen müssen, worin sich dieser neuere Typus von älteren unterscheidet, und worin die Verwandtschaften bestehen, die die 'Subsumierung' der unterschiedlichen Typen unter die selben Begriffe – Synthesis, Integration, Einheit etc., kurz: Identität – dennoch rechtfertigt (Straub 1991, S.65).

Es ist nun gewiß bis zu diesem Punkt der Arbeit deutlich geworden, daß ich auf die Eriksonschen Vorstellungen von Identitätsentwicklung dahingehend Bezug nehme, daß ich vor allem seine Konnotation von Identität als Selbstheit akzentuiere, und mich gleichzeitig gegen jene Konturen von Identität verwehre – die Eriksons Theorie (nicht nur) seinen Kritiker(inne)n zufolge anhaften – nach denen Identität als "fester Besitz" aufgefaßt oder als eine "Kompetenz [verstanden wird], die man eben hat, nicht oder nicht genügend hat, und dies gar zu einem ganz bestimmten Zeitpunkt im Leben, etwa der Adoleszenz" (Frey & Haußer 1987a, S.12). Ich gehe davon aus, daß angesichts der vielfach beschriebenen Modernisierungsprozesse und der hiermit einhergehenden Auflösung von Orientierungsangeboten sowie Schwierigkeiten der Selbst-Plazierung in (sich widersprechenden bzw. miteinander konkurrierenden) lebensweltlichen Bezugssystemen –, Identität als ein komplexes Geschehen begriffen werden muß, bei dem (auch ohne postmoderne Anleihen) im Einklang mit Hans-Peter Frey und Karl Haußer festgehalten werden kann: "*Persönliche Identität ist keine Eigenschaft im Sinne dauerhaften Besitzes. Identität ist bestenfalls greifbar als momentaner, aber höchst fluktuierender Zustand. Ein Zustand, der nicht einfach da ist, sondern von einer Person in bewußter Selbstreflexion hergestellt, ja erarbeitet werden muß*" (Frey & Haußer 1987a, S.11; Herv. im Orig.).

Die Kritik an Erikson durch Keupp und andere, die gerade dessen Ergebnisorientierung bzw. Ergebnisfeststellung beklagen (die dazu führt, in Schablonen von "Subjekt mit und ohne Identität" zu denken, d.h. Identität als Besitzstand konzipiert, den man hat oder nicht) läßt sich daher nicht nur nutzen, um sich dafür zu sensibilisieren, stärker als bisher die lebensweltliche Orientierung (also die Transaktion von Individuum – Umwelt) zu betrachten und in diesem Sinne unterschiedliche (und vorläufige) Identitäts-Ausgänge als subjektive Hervorbringungen von Individuen in ihren je konkreten Lebenswelten zu verstehen; die Kritik läßt darüber hinaus auch ein anderes Verständnis dessen zu, was Erikson unter "relativer Ganzheit" meinte. Von diesen Aspekten ausgehend rückt der Blick stärker auf die Prozeßhaftigkeit von Identität, wie sich dies programmatisch in dem Terminus der "alltäglichen Identitätsarbeit" ausdrückt.<sup>55</sup>

---

<sup>55</sup> Daß sich dabei angesichts der unterschiedlichen Akzentuierungen der Fokus der Aufmerksamkeit verschoben hat, ist m.E. zwar ebenso deutlich wie wichtig, wird aber auch überschätzt. Denn auch wenn die postmodernen Theoretiker(innen) etwa der Münchner Arbeitsgruppe unter dem Einfluß der Individualisierungsprozesse von "alltäglicher Identitätsarbeit" (Straus 1991, Höfer & Straus 1997) sprechen und darauf abheben, daß sich Subjekte immer wieder neu konstituieren müssen, darf damit nicht von vornherein ein umfänglicheres Identitätsverständnis als das von Erikson entworfene vermutet werden. Denn Eriksons Modell, das davon ausgeht, daß ein Indivi-

Statt die hier angerissene Frage nach der Differenz zwischen einer alltäglichen Identitätsarbeit und einer – Erikson immer wieder gerne fälschlicherweise unterstellten – "einmaligen" Identitätsleistung in ihrer identitätstheoretischen Bedeutung weiter zu verfolgen (bzw. erneut aufzugreifen), soll nun der Fokus darauf gerichtet werden, daß – und vor allem *wie* – sich Subjekte in den "Akten der (lebens-) geschichtlich-narrativen Selbstthematisierung der Kontinuität der biographischen Entwicklung zu vergewissern" (Straub 1989, S.163f) suchen. Daß ausgerechnet Erikson hier anschlußfähig erscheint – und dies eben nicht nur wegen seiner historischen Leistung (wir bedienen uns ja permanent seiner Begrifflichkeit: psychosoziales Moratorium, Krise, Identität) –, begründet sich in seiner Vorstellung von Identität als einer umfassenden Syntheseleistung des Subjekts. Er hat mit seinen Vorstellungen von Identität als aktiver Leistung (wobei die Aktivität sicherlich sehr unterschiedlich ausfallen kann) zur Herstellung von Kontinuität und Kohärenz gerade zu einem Verständnis von Identität als Selbstheit beigetragen, wie es auch heute noch – trotz oder gerade wegen der mit dem Begriff der Individualisierung markierten Veränderungen – als relevant betrachtet werden kann.

Sich der Frage nach der lebensgeschichtlichen *und* alltäglichen *Herstellung* von Identität zuzuwenden, begründet sich darin, daß zum einen, was die Frage nach Kohärenzerleben anbelangt, in Betracht gezogen werden muß, daß sich die Welt, in die wir uns zu entwerfen haben, wesentlich von der unterscheidet, von der Erikson berichtet, also so etwas wie eine äußere Kontinuität nur schwerlich denkbar scheint (die unmittelbar natürlich die Frage nach dem Erleben auch einer inneren Kontinuität tangiert). Zum anderen scheint mir notwendig, mehr als bisher zu elaborieren, wie denn Subjekte überhaupt Identität herstellen bzw. in der Terminologie von Erikson: wie es gelingt, das Gefühl der Selbstheit (Kohärenz/Kontinuität) zu erlangen bzw. zu behalten bzw. wieder zu erlangen (und wie und wodurch dieses Kohärenzerleben gestört/bedroht wird). Da Erikson ein Interesse an dem Entwurf eines Modells lebenslanger Entwicklung hatte, scheint der Prozeß der Identitätsbildung nur sehr schemenhaft in seinen Beiträgen auf, sein Hauptaugenmerk richtet sich auf das lebensgeschichtlich wirksame Bedingungsgefüge, und trotz seiner vielfältigen (und alltagsnahen) Beschreibung bleibt z.T. verborgen, wie er sich denn Identitätsentwicklung genau vorstellt (jenseits von wenn-dann-Beziehungen, die sich auch in einer Fülle von Untersuchungen aus dem Erikson näheren und fernerem Forschungsfeld ergeben und in dem eine Vielzahl an Variablen benannt werden, die förderlich oder hinderlich sein könnten).

Damit ändere ich die Perspektive der Betrachtung, indem ich weniger beleuchte, was (alles) unter Identität zu fassen ist (dazu dienten die Ausführungen der vorangegangenen Kapitel), sondern *wie* sich Identität herstellt. Eine Wendung hin zu den Subjekten, ihrer Biographie und zu der Frage nach dem hier implizit immer mitgedachten Zusammenhang zwischen Gelebtem, Erinnertem und Erzähltem wird aktuell am ehesten

---

daum sich seiner Identität dann am bewußtesten ist, wenn es im Begriff ist, diese zu verlieren, läßt sich durchaus im Sinne dieser Identitätsarbeit lesen, auch wenn Erikson den Fokus eher auf die lebensgeschichtlichen als auf die alltäglichen Identitätsprozesse richtet. Ich gehe insoweit – wie in Kapitel III.1 dargelegt – davon aus, daß auch in seinem Modell der Begriff der Identitätsarbeit enthalten ist, den Frey und Hauber wie folgt umschreiben: "Wir stellen uns nicht jeden Tag vor den Spiegel mit der Frage 'Wer bin ich?' Wenn aber ein Ereignis bestimmte Aspekte unserer bisherigen Identität erschüttert, dann kann diese Frage, in Abhängigkeit von der Qualität des Ereignisses, durchaus zwingend werden. Identität muß dann hergestellt, sichergestellt, neu bilanziert werden" (Frey & Hauber 1987a, S.13).

im Rahmen des Forschungszweiges der "narrativen Psychologie" vollzogen und darin insbesondere bei dem Konzeptualisierungsversuch von Identität als einer "narrativen". Es wird in diesem Forschungsfeld vorgeschlagen, Identität "als erzählende Antworten auf die Frage 'Wer bin ich?'" (Keupp 1997d, S.45) aufzufassen und entsprechend "unsere Identität ... sinnvollerweise als ein Erzählmuster [zu] verstehen" (a.a.O., S.44). Diese Überlegung ist zu ergänzen um die Vorstellung des biographischen Darstellens und Herstellens von Identität, der Frage danach also, "wer ich (geworden) bin": Denn "wenn ein Mensch in Geschichten seine Geschichte(n) erzählt, präsentiert er sich im Hinblick auf seine Gewordenheit" (Straub 1989, S.136). Hier finden sich auch Berührungspunkte zur psychologischen Biographieforschung, die an der Rekonstruktion der Selbst- und Weltverständnisse einzelner Subjekte interessiert ist, und Jürgen Straub fordert für diese psychologische Biographieforschung, sie müsse "als *Erzählanalyse* konzipiert werden" (1989, S.110; Hervorhebung im Orig.).

Im folgenden werde ich zunächst versuchen, die unterschiedlichen Positionen in diesem Forschungsfeld zu umreißen und auf einige damit verbundene Implikationen für die Erforschung von Identität eingehen. Danach wende ich mich der Frage nach der erzählerischen Herstellung von Identität (wieder) zu, insbesondere der Bedeutung der Wandelbarkeit von Erzählungen für das Identitätsverständnis. Um es narrationstheoretisch zu formulieren: Wenn davon ausgegangen wird, daß die "Einheit des menschlichen Lebens" der "Einheit einer erzählbaren Geschichte" entspricht, ist es unumgänglich, daß – eben weil "diese Einheit ... nicht einfach gegeben" ist, sondern durch "heterogene Einflüsse und ungewöhnliche Ereignisse" in Frage gestellt wird – eine solche Einheit "durch immer wieder neue Geschichten hergestellt werden [muß]" (Zaumseil 1997, S.160).

#### 4 Die narrative Er-Findung des Subjekts

Die Grundidee vom "Ich als Geschichtenerzähler" ist seit den späten 70er Jahren modern geworden, wobei nach Jerome Bruner insbesondere "die Literaturtheorie und neue Theorien der narrativen Kognition für diese Entwicklung verantwortlich [waren]" (1997, S.119). So hat etwa Donald Spence – bezogen auf das psychoanalytische Setting – gefragt, ob die Analyse statt einer *Nacherzählung* "den Patienten nicht vielmehr in den Stand setzt, eine neue Erzählung zu *schaffen*" (Bruner 1997, S.120; Herv. im Orig.), und vorgeschlagen, dem Begriff der "historischen Wahrheit" den der "narrativen Wahrheit" vorzuziehen (siehe Spence 1982). David Polonoff weitete dies später über therapeutische Settings hinaus dahingehend aus, "daß das 'Ich eines Lebens' ein Produkt unseres Erzählens sei und nicht irgendein fixiertes, aber verborgenes 'Ding', auf das sich die Erzählung bezieht" (Bruner 1997, S.121). Diese Überlegungen lassen sich mit Guy Widdershoven wie folgt akzentuieren: "Leben und Erzählung sind nicht zwei verschiedene Phänomene. Sie sind je ein Teil der selben Tätigkeit, in der Leben beiträgt zu und konstruiert wird durch Erzählungen" (1993, S.2; meine Übersetzung).

Für die hier grundlegende Frage nach der Beziehung von Erfahrung und Erzählung für ein Verständnis von narrativer Identität liegt mittlerweile eine Vielzahl von (vor allem theoretischen) Arbeiten vor, die Antworten fallen – erwartungsgemäß – kontrovers aus. So bewegt sich eine Diskussionslinie um die Frage, ob Narrationen vor allem

individuell oder vor allem kulturell geformt und vorstrukturiert seien,<sup>56</sup> während für eine zweite Debatte – teilweise mit der ersten verknüpft und auf einer quasi anthropologischen Ebene – die Vor- bzw. Nachgängerschaft von Handlung und Erzählung im Vordergrund steht.<sup>57</sup> Hier ist umstritten, "ob Menschen ihre Erfahrung narrativ konstruieren, während sie sie gerade machen, oder ob die narrative Konstruktion ein reflexiver Vorgang ist, der sich vollzieht, *nachdem* eine Reihe von Handlungen ausgeführt wurden (oder gewisse Ereignisse eingetreten sind etc.)" (Polkinghorne 1998, S.21; Herv. im Orig.). Zwischen beiden Positionen findet sich eine Mittlerposition, die von einer "prä-narrativen Qualität" ausgeht, d.h. Erfahrung ist hiernach in der Weise "präfiguriert", daß sie "ein Bedürfnis nach Erzählung nach sich zieht" (a.a.O., S.22).<sup>58</sup>

Guy Widdershoven differenziert in seinem Aufsatz "The Story of Life" (1993) für das Feld der narrativen Psychologie unterschiedliche Verstehensstränge, so ein Konzept von Interpretationen als "Rekonstruktionen" (in Anlehnung an Collingwood), als "Dialog" (in Anlehnung an Gadamer) oder als "Zitation" (in Anlehnung an Derrida). Je nach Akzentsetzung erfolgt eine andere Einordnung und Bewertung des Beobachteten: bei der Rekonstruktion werden die Erzähl- und Verstehensschritte als aufeinanderfolgend – aufbauend und bezugnehmend – konzeptualisiert; beim Dialog stehen der kommunikative Aspekt und das wechselseitige Verstehen im Vordergrund, d.h. die Aufmerksamkeit gilt insbesondere den "konkrete[n] Prozesse[n] von Sinn-Herstellung im individuellen Leben" (Widdershoven 1993, S.17; meine Übersetzung); mit dem Modus der Zitation ist gemeint, daß Narrationen aus ihrem Sinnzusammenhang herausgelöst werden, so daß zunächst eine Sinn-Diffusion entsteht und mit ihr die Möglichkeit, der Metapher der Re-Definition folgend Texte "neu" zu lesen. Betrachtet man Gemeinsamkeiten und Unterschiede dieser Varianten, so wird bei der Rekonstruktion und beim Dialog ein Text auf die gegenwärtige Situation bezogen, also etwa bei der Rekonstruktion in der Gegenwart wieder verfügbar gemacht. Die "radikalere" Variante der Zitation bedeutet, daß ein Text, der aus seinem Kontext in einem neuen Kontext gesetzt wird, in seinem Sinn diffundiert, weil neue Bezüge und damit neue Bedeutungen hergestellt werden. Gerade diese Variante ist im Alltag des Erzählens durchaus bedeutungsvoll, da "wir in unserem Leben uns konstant selbst und andere zitieren und damit neue Muster von Erfahrungen kreieren. Leben seinerseits ist ein unendlicher Prozeß von Sinndiffusion, immer neue Texte und neue Kontexte kreierend" (a.a.O., S.15). In der Konsequenz bedeutet dies, daß im "Zitations"-Modus "die Interpretation von Leben in Geschichten, die darüber erzählen, ... nicht in Einheit und Kontinuität [münden]" (a.a.O.), während im Hinblick auf Erfahrungen (bezugnehmend auf Collingwood) davon auszugehen sei, daß diese "in Erzählungen [rekonstruiert sind]: Ge-

<sup>56</sup> Hier ist insbesondere strittig, ob Erzählungen über alle Kulturen gleich sind. Eine "mittlere Position" nimmt diejenige Auffassung ein, die davon ausgeht, "daß die Fähigkeit zur narrativen Konfiguration oder Narrativierung universell ist, während die Produkte, die aus diesem Prozeß hervorgehen, im spezifischen Medium der Plotformen und begrifflichen Netzwerke ihrer jeweiligen Herkunftskultur artikuliert werden" (Polkinghorne 1998, S.31).

<sup>57</sup> Alexander Kochinka weist in seinem Beitrag "Zur Strukturanalyse von Erzähltexten" auch auf den Umstand unterschiedlicher Positionen hin, schlägt dann aber vor, "an den strukturellen Merkmalen von Erzähltexten, wie sie sich empirisch ermitteln lassen, anzusetzen, ohne eine wie auch immer geartete Struktur des 'erlebten Lebens' vorauszusetzen" (1998, S.3).

<sup>58</sup> Eine Annahme, die sich etwa bei Gergen findet, wenn er am Beispiel eines Spieles ausführt, daß es angemessener sei, statt dieses "selbst als ein Narrativ aufzufassen, das vor jedem Diskurs existiert, ... es als einen Handlungszusammenhang zu begreifen, der als narrativ vorstrukturiert wahrgenommen wird" (1998, S.192).

schichten helfen uns unsere vergangenen Erfahrungen und Handlungen zu rekapitulieren" (a.a.O., S.19). Interpretationen als bzw. im Dialog schließlich helfen, "die Einheit von unserem Leben auszudrücken und so unsere Identität zu kreieren" (a.a.O.).

Widdershoven selbst sieht die Bezogenheit von Erfahrung und Bericht, von (Geschichten-) Erleben und (Geschichten-) Erzählen, wie folgt: "Wir leben nicht nur unser Leben in dem Sinne, daß wir Geschichten über unsere Erfahrungen und Handlungen erzählen können. Ebenso beim Erzählen dieser Geschichten ändert sich der Sinn von unseren Erfahrungen und Handlungen" (a.a.O., S.7). Damit sind Geschichten nicht einfach als Abbild von etwas Erfahrenem zu verstehen, als Wiedererinnertes und Wiedergegebenes, sondern sie sind "ihrerseits Teil des Prozesses ..., mit dem wir Identität herstellen" (a.a.O.). Persönliche Identität wäre in dieser Perspektive das "Ergebnis von einer Interaktion zwischen persönlichen Erfahrungen und persönlichen Geschichten, verflochten mit Geschichten von anderen im gewöhnlichen/alltäglichen Leben" (a.a.O., S.8).<sup>59</sup>

Für den Volkskundler Albrecht Lehmann ist der biographische Aspekt "ein zentrales Anliegen, wenn von Identität die Rede ist" (1983, S.37). Identität ist ihm zufolge "geglückt", wenn es dem Subjekt "gelingt, die Gesamtheit der unterschiedlichen persönlichen und sozialen Einflüsse im Laufe seiner Lebensgeschichte für sich selbst in Übereinstimmung zu bringen" (a.a.O., S.36f). Kohärente Verbindungen zwischen einzelnen Lebensereignissen herzustellen beinhaltet für ihn auch (zunächst) anzuerkennen, daß keine "gesellschaftlichen Erfahrungen ... am einzelnen spurlos vorüber[gehen, sondern] alle müssen ertragen und verarbeitet werden" (a.a.O.). Insofern akzeptiert Lehmann einerseits, daß "das Gefühl, Kontinuität in der Lebenszeit zu besitzen, ... gewiß seine objektiven Voraussetzungen" (a.a.O., S.37) hat, aber andererseits sei "Interpretation ... ebenso ein Bestandteil von Identität" (a.a.O.). Gerade der interpretative Aspekt, das Aufgefordertsein, "die eigenen Aktionen und Reaktionen gedanklich zu 'verarbeiten' ... bedeutet immer auch, daß wir unser Leben mit Hilfe von Begriffen und Interpretationen verstehen und es uns auf ein einheitliches Ziel hin erklären müssen" (a.a.O., S.38).<sup>60</sup>

Innerhalb der narrativen Psychologie wird der hier dargelegte Gedanke noch weitreichender formuliert, denn das Ziel einer Ich-Erzählung liegt in der "Herstellung 'externer und interner Kohärenz, Lebbarkeit und Adäquatheit'" (Bruner 1997, S.121; Herv. im Orig.). Damit verbindet sich die Annahme, daß, wenn eine Erzählung fehlt, möglicherweise auch die Kohärenz fehlt – und noch weiter: auch eine Identität. Richard Sennett schreibt: "Erzählungen sind mehr als einfache Chroniken von Geschehnissen; sie gestalten die Bewegung der Zeit, sie stellen Gründe bereit, warum gewisse Dinge

<sup>59</sup> Eine Wendung, mit der Widdershoven von einer phänomenologischen Perspektive aus verdeutlichen will, daß Erzählungen "im Leben gründen und Leben in Erzählungen ausgedrückt, artikuliert, festgeschrieben und modifiziert wird" (1993, S.9; meine Übersetzung), d.h. im Zentrum seiner Aufmerksamkeit stehen persönliche – und nicht etwa aus der Literatur "nachempfundene" – Erlebnisse. Widdershoven nimmt damit nach eigener Aussage eine Zwischenstellung zwischen MacIntyre und Ricoeur ein, denn während ersterer – so Widdershoven – die Bedeutung der lebensgeschichtlich verankerten Erzählung überbetone, akzentuiere Ricoeur die Rolle der Erzählung jenseits des alltäglichen Lebens zu sehr.

<sup>60</sup> Lehmann scheint hier eine Zuspitzung des Identitätsbegriffs vorzunehmen, die den Ausführungen von Erikson insoweit nicht unähnlich ist, als Gelingen und Mißlingen benannt werden (und für Lehmann wie für Erikson somit benennbar zu sein scheinen), und dies in unmittelbarem Zusammenhang mit dem (Nicht-) Herstellen (-Können) von Kohärenz, Kontinuität und Identität über sprachliche Ausdrucksformen.



geschehen, und sie zeigen die Konsequenzen" (1998, S.36). In seinem Essayband "Der flexible Mensch" zeigt Sennett anhand der Geschichte eines jungen Mannes das Fehlen der Erzählung. In der Konsequenz fehle damit auch, "wenn man ihm zuhört, das Gefühl der Entfaltung seines Charakters oder der Entwicklung seiner Ideale" (a.a.O., S.37), der "Kulturkonservatismus, zu dem er sich bekennt, ist nicht mehr als eine Art Testament der Kohärenz, die er in seinem Leben vermißt" (a.a.O., S.33).

Ähnlich betont Straub die hervorgehobene Rolle der Erzählung für die Identität, in dem er sie gegen die Chronik abgrenzt. Denn entgegen einem "bloße[n], chronologisch geordnete[n] Nacheinander von punktuellen, isolierbaren oder diskreten Elementen zeitlicher Abläufe" (1989, S.142) nach dem Muster "und dann ... und dann" gehe es in einer (lebens-) geschichtlichen Erzählung darum, daß

der Autor eine Geschichte ((re-) konstruiert), das heißt: er expliziert und verdeutlicht einen prozessualen Entwicklungszusammenhang, er verdeutlicht, wie es zu diesem oder jenem der dargestellten Sachverhalte gekommen ist und auf welcher Weise die einzelnen der dargestellten Ereignisse und Handlungen – aus der Perspektive des Erzählers – sinnvoll aufeinander bezogen oder miteinander verbunden werden können (a.a.O.; Herv. im Orig.).

Eine solche erzählende Darstellung unterscheidet sich nach Straub von dem Verfassen einer Chronologie, da "eine Chronologie vereinzelter Momente oder Elemente einer (Lebens-) Geschichte ... zwar einen geschichtlichen Veränderungsprozeß anzeigen [kann], sie stellt aber diesen Prozeß keineswegs schon dar" (a.a.O.; Herv. im Orig.).<sup>61</sup>

Die Bedeutsamkeit von Narrationen für die je individuelle Sinngebung ist in dem Forschungsfeld der narrativen Psychologie bzw. narrativer Identität unstrittig. So besteht etwa nach Polkinghorne "die Hauptfunktion der narrativen Strukturierung ... darin, Handlungen, Ereignissen und Geschehnissen Bedeutung zu verleihen" (Polkinghorne 1998, S.31), indem – so Polkinghorne weiter – die "Selbst-Narrative" dazu verhelfen, "disparate Erinnerungen vergangener Geschehnisse, aktuelle Überzeugungen und Erfahrungen sowie zukünftige, imaginierte und antizipierte Handlungen miteinander

---

<sup>61</sup> Nach dieser Bestimmung wird auch deutlich, daß nicht allein die Narration, sondern auch Beschreibungen und Argumente in Erzählungen enthalten sind. Denn "erst im Zusammenspiel zwischen der horizontalen ('distributionellen') und der vertikalen ('integrativen') Achse, erst im wechselseitigen Bezug von temporalen und logischen Relationen (narrative 'versus' deskriptive, explanative, argumentative Elemente) wird eine Erzählung und das Verstehen einer Erzählung möglich" (Straub 1989, S.145), oder anschaulicher formuliert: "Es ist nicht nur so, daß z.B. Beschreibungen – in vielen Fällen – auf irgendeine Weise Erzählungen 'voraussetzen'. Umgekehrt 'zerfallen' nämlich Erzählungen ohne Beschreibungs-, Erklärungs- und Argumentationselemente in inkohärente Teile, die auch zusammengenommen noch keine vollständige Erzählung ergeben" (a.a.O., S.149). Die hier von Straub vorgetragene Position, die "sprachliche Basis einer Erzählung ... nicht auf die temporalen Elemente ein[zulegen]" (a.a.O., S.147), richtet sich im wesentlichen gegen eine erzähltheoretische Position, die von Fritz Schütze vertreten wird, der strikt die Textsorten (Sprachformen) Bericht, Argument und Erzählung voneinander separiert. Die bei Schütze vorausgesetzte Homologieannahme, d.h., daß erzählte und erlebte Geschichte deckungsgleich sein sollen (vgl. auch Kapitel IV.2.1.1.1), enthält für Straub "nicht nur eine problematische Fundamentalisierung des Erzählens, sondern auch Reste einer unhaltbaren objektivistischen Metaphysik" (Straub 1989, S.180). Statt dessen plädiert Straub dafür, eine autobiographische Lebensgeschichte "als einen Text [zu begreifen], den ein reflexives Subjekt im Hinblick auf ein gelebtes Leben produziert; dieser Text ist als sprachliches Produkt menschlicher Erinnerungsakte prinzipiell für Revisionen offen" (a.a.O., Herv. im Orig.). Formal definiert Straub autobiographische Erzählungen als "prozessuale Darstellungen und autoexplikative Rekonstruktionen der temporal strukturierten Handlungs- und Lebenswirklichkeit eines Subjektes *durch dieses Subjekt*" (a.a.O., S.181; Herv. im Orig.).

der [zu] verknüpfen" (a.a.O., S.33). Ganz ähnlich geht Gergen davon aus, daß durch Narrationen das "Leben ... Sinn [erhalte], und Geschehnisse ... mit Bedeutung erfüllt [werden]" (1998, S.176), da die Einhaltung bzw. Erfüllung von "Erzählkonventionen" für sich selbst und auch für andere "ein Gefühl der Kohärenz und Gerichtetheit von Lebensereignissen [erzeuge]" (a.a.O.). Denn – so Jürgen Straub –

erst die nachträgliche, im wesentlichen narrativ strukturierte Konstruktion lebensgeschichtlicher Zusammenhänge schafft eine kontinuierliche Biographie, erst die erzählerische Verknüpfung des zeitlich Heterogenen und Disparaten konstituiert ein biographisches Bewußtsein, dem lebensgeschichtliche Erfahrungen in ihrem Sinnzusammenhang und damit als Kontinuität erscheinen (1991, S.60).

Biographisches Bewußtsein und Identitätsbewußtsein resultieren nach Straub aus "einer biographischen Apperzeption, die im Kern als eine auf Kontinuität zielende Integrations- oder Syntheseleistung verstanden werden kann" (a.a.O.). Unter Bezugnahme auf Emil Angehrn<sup>62</sup> faßt Straub Identität als

reflexiv und diachron, sie ist in konstitutiver Weise an die Selbstkontinuierung von Menschen gebunden, die in der Zeit existieren und sich Zeit in gedanklich-narrativen, retrospektiven Konstruktionen als Geschichte und Lebensgeschichte vergegenwärtigen. Identität als Kontinuität meint 'eine spezifische Art der Selbstkonstitution in der Geschichte, ein >Sich-selbst-Werden<, in welchem das >Identischbleiben-mit-sich< nicht nur Voraussetzung, sondern auch Resultat ist (a.a.O.).

Ausgehend von der Annahme, daß die zentrale Frage und Aufgabe in der Adoleszenz die Identitätsentwicklung ist, wird der Zusammenhang zwischen Jugend, Narration und Identität auch in narrativen Ansätzen berücksichtigt. In diesem Sinne weist Tillmann Habermas (1997) in einem Übersichtsartikel zu "Autobiographischem Erinnern und Identität" auf den Bezug zwischen Erzählung und (jugendlicher) Identität hin und betont die Bedeutung narrativer Kontinuitätsherstellung und -sicherung für Identität, da "zu einer Lebensgeschichte oder Autobiographie organisierte Erinnerungen ... die umfassendste Art [seien], die eigene Identität zu konstruieren und zu präsentieren" (1997, S.249). Autobiographisches Erzählen ver helfe dazu, die eigene, in soziale Beziehungen "eingebettete Identität sozial zu validieren sowie die Kontinuität und Konsistenz mit sich selbst herzustellen und zu sichern" (a.a.O.). Die Besonderheit der Jugendphase besteht nun nach Habermas darin, daß den Adoleszenten die Aufgabe zukomme, im Verlaufe von "biologischen und sozialen Kontinuitätsbrüchen der Pubertät ... bisherige Selbstbilder [zu] prüfen, neue [zu] entwerfen und aus[zuh]probieren" (a.a.O., S.250). In diesem Zusammenhang verweist Habermas auf Dan McAdams (1985), dem zufolge "man erst 'in der Adoleszenz zum Biographen der eigenen Person wird' und durch das Komponieren von autobiographischen Geschichten die eigene Identität konstruiert, also das Erinnern unmittelbar identitätsrelevant und das Selbst ein biographisches wird" (Habermas 1997, 250).<sup>63</sup> Gerade weil die oder der Jugendli-

<sup>62</sup> Emil Angehrn skizziert den Zusammenhang von Erzählung und Zeit wie folgt: "Das Erzählen konstruiert einen zeitlichen Zusammenhang im Horizont der gewählten Sinnperspektive und verleiht dieser gerade dadurch lebensweltliche Bedeutsamkeit, daß es im Hinblick auf sie Geschichte als Kontinuität darstellt. Das Interesse am Erzählen ist das Interesse an Kontinuität" (1985, S.70f).

<sup>63</sup> McAdams transformiert Eriksons Identitätstheorie in drei narrative Phasen, eine prä narrative, eine narrative und eine post narrative. Demnach sammelt das Kind in der prä narrativen Phase Materialien, die in der Jugend – während der narrativen Phase – zu Selbst-Narrativen gebildet und im weiteren Entwicklungsgang verfeinert, um- und neugebildet werden. Erst in der dritten Phase, die nicht bei jedem Menschen vorkommt und Eriksons Integrität entspricht, wird die Lebensge-

che sich vielfältigen Wahlmöglichkeiten konfrontiert sieht bzw. ihm oder ihr damit viele unterschiedliche Identitätsoptionen möglich scheinen, dürfte das Bedürfnis und die Notwendigkeit wachsen, "sich der retro- und prospektiven Identität zu versichern bzw. sie selbst zu bestimmen, also eine biographische Version seiner selbst in den Dienst der Identitätsbildung zu stellen" (a.a.O., S.251; meine Herv.).

Den besonderen Zusammenhang zwischen Biographie(sierung) und Adoleszenz unterstreicht auch Mario Erdheim (1996) in seinem Aufsatz "Psychoanalyse, Adoleszenz und Nachträglichkeit" entlang dem Konstrukt der Nachträglichkeit: "Erst durch die Adoleszenz wird der Mensch gleichsam geschichtsfähig, d.h. fähig, sich eine Geschichte zu schaffen" (Erdheim 1996, S.94). Die besondere Stellung der Adoleszenz führt Erdheim auf die Zweizeitigkeit der sexuellen Entwicklung zurück (vgl. ausführlicher mein Kapitel III.2.2.1), die die Grundlage bildet für die "Fähigkeit des Menschen, sich nachträglich zur Vergangenheit so zu verhalten, daß er sich seine eigenen Traditionen schafft" (a.a.O., S.85). Diese "im eigentlichen Sinne historische Fähigkeit des Menschen" komme erst "in der Adoleszenz zu Entfaltung" (a.a.O.), so Erdheim anschließend an die bereits skizzierte Position, die er bezogen auf Brock so akzentuiert: "Die Adoleszenz ist die Avantgarde des Individuums, sie veranlaßt das Individuum, 'die angeblich gesicherten Bestände der Tradition auf neue Weise zu sehen, d.h. neue Traditionen aufzubauen'" (a.a.O., S.86). Die "forschende" Beschäftigung der Adoleszenten mit der eigenen Vergangenheit verhilft zu der Entstehung einer "Bedeutung gebende[n] Struktur ..., die sowohl vergangenheitsorientiert ist, indem sie neue Bedeutungen aus den positiven und negativen Erfahrungen der Kindheit herausholt, als auch zukunftsbezogen, indem sie Erwartungen erzeugt, die die Zukunft beeinflussen werden" (a.a.O., S.94). Sie kann – so Erdheim im Anschluß an psychoanalytische Theoreme weiter – "nur deshalb eine heilende Wirkung haben, weil es das Prinzip der Nachträglichkeit gibt. 'Erinnern, wiederholen und durcharbeiten' machen nicht nur die Wirksamkeit der Psychoanalyse aus, sondern beschreiben auch Grundprozesse der Adoleszenz, die meist unbewußt ablaufen" (a.a.O., S.94).

#### *4.1 Nachträglichkeit – ein hilfreiches Konzept zur Ausbalancierung von Erinnerung und Erfahrung*

Das hier explizit verwendete Konzept der Nachträglichkeit scheint mir im Rahmen der vorliegenden Studie bedeutsam, weil mein Interesse auch der Frage gilt, wie Jugendliche in dem bzw. für den Prozeß der Identitätsbildung ihre Biographie umschreiben, (nachträglich) neu bewerten. In den Schriften Freuds ist Nachträglichkeit ein "häufig verwendeter Ausdruck" (Laplanche & Pontalis 1986<sup>7</sup>, S.313), den er insbesondere in Verbindung mit den Begriffen Zeitlichkeit und (psychische) Kausalität erwähnt. Doch trotz der vielfältigen Begriffsverwendung und obwohl Nachträglichkeit zu seinem "begrifflichen Apparat gehört" (a.a.O.), hat Freud sich weder um eine Definition noch um

---

schichte zu einer nahezu abgeschlossenen Geschichte; nahezu abgeschlossen, da nach McAdams in dieser Phase die Alternative nur darin besteht, die eigene Lebensgeschichte anzunehmen oder abzulehnen, sie aber nicht mehr wesentlich geändert werden kann (siehe McAdams 1993, zusammenfassend Polkinghorne 1998, S.34f). Es sei hier nur angemerkt, daß ausgehend von solchen Überlegungen therapeutische Interventionen entwickelt werden können, die darauf zielen, daß Klient(inn)en ihre Selbst-Geschichten revidieren und eine "gestärkte, handlungsfähigere Selbst-Identität" (Polkinghorne 1998, S.36) bilden.

eine theoretische Explikation bemüht. Am ehesten kann Nachträglichkeit im Freud'schen Sinne im Rahmen einer Minimaldefinition dahingehend gefaßt werden, daß frühe "Erfahrungen, Eindrücke, Erinnerungsspuren ... später aufgrund neuer Erfahrungen und mit dem Erreichen einer anderen Entwicklungsstufe umgearbeitet [werden]. Sie erhalten somit gleichzeitig einen neuen Sinn und eine neue psychische Wirksamkeit" (a.a.O.).

Nach Jean Laplanche und Jean-Bertrand Pontalis weist die Konzeption von Nachträglichkeit bei Freud drei Merkmale auf: Erstens wird das Erlebte nicht allgemein und in Gänze, sondern selektiv umgearbeitet. Ein typisches Beispiel wäre hier ein traumatisierendes Erlebnis, "das in dem Augenblick, in dem es erlebt worden ist, nicht vollständig in einem Bedeutungszusammenhang integriert werden konnte" (a.a.O., S.314). Zweitens wird das "nachträgliche Umarbeiten ... durch unvermutet eintreffende Ereignisse und Situationen oder durch die Organreifung [beschleunigt], die es dem Subjekt ermöglichen, eine neue Bedeutungsstufe zu erreichen und seine früheren Erfahrungen wieder durcharbeiten" (a.a.O.). Und drittens schließlich wird – für das Werk Freuds nicht verwunderlich – Nachträglichkeit in besonderem Maße durch die Entwicklung der Sexualität begünstigt, wie Freud dies in seinen Fallgeschichten ausführlich beschreibt (so beim Fall Katharina, vgl. dazu Argelander 1978, oder beim "Wolfsmann", Freud 1918). Zusätzlich heben Laplanche und Pontalis hervor, Nachträglichkeit weder "auf den Begriff der 'aufgeschobenen Handlung' zu reduzieren", noch sie "als eine verspätete Abfuhr" zu verstehen, denn im Freud'schen Sinne handele es sich "um ein echtes Verarbeiten, eine 'Erinnerungsarbeit' ..., die keine einfache Abfuhr einer angehäuften Spannung ist" (Laplanche & Pontalis 1986<sup>7</sup>, S.316).

Erdheim nutzt das Konzept der Nachträglichkeit für ein Verstehen der Identitätskonstruktion Jugendlicher, wenn er im Anschluß an Brock davon ausgeht, "daß die Tradition eine Bewegung darstellt, die aus der Gegenwart in die Vergangenheit reicht, nicht aber aus der Vergangenheit in die Gegenwart" (Erdheim 1996, S.84).<sup>64</sup> Er verbindet diese These mit jenen Überlegungen aus Freuds Aufsatz "Über Deckerinnerungen" (1899), der mit den Worten schließt:

Vielleicht ist es überhaupt zweifelhaft, ob wir bewußte Erinnerungen *aus* der Kindheit haben, oder nicht vielmehr bloß *an* die Kindheit. Unsere Kindheitserinnerungen zeigen uns die ersten Lebensjahre, nicht wie sie waren, sondern wie sie späteren Entwicklungszeiten erschienen sind. Zu diesen Zeiten der Erweckung sind die Kindheitserinnerungen nicht, wie man zu sagen gewohnt ist, *aufgetaucht*, sondern sie sind damals *gebildet* worden, und eine Reihe von Motiven, denen die Absicht historischer Treue fern liegt, hat diese Bildung wie die Auswahl der Erinnerungen mitbeeinflußt (Freud 1899, S.553f; zit. nach Erdheim 1996, S.90; Herv. im Orig.).

Das Konzept der Nachträglichkeit hat also bei Freud zunächst eine Konnotation dahingehend, daß ein zurückliegendes Erlebnis nachträglich eine andere Qualität erhält durch ein aktuelles Erlebnis, das in seiner eigenen Qualität (Intensität) gar nicht so bedeutsam sein muß: Der grundsätzliche Gedanke, daß ein zurückliegendes Ereignis in sich selbst veränderbar ist (es also nachträglich bedeutsamer wird, als es zu einem frü-

<sup>64</sup> So wäre es laut Brock "völlig verfehlt zu sagen, El Greco habe den Expressionismus vorweggenommen und sei gleichsam einer seiner Vorläufer gewesen. Der Expressionismus schuf vielmehr die Empfindlichkeit, die eine neue und fruchtbare Einschätzung der Werke von El Greco erlaubte. El Grecos Wirkung auf die Moderne ist also eine *nachträgliche*" (Erdheim 1996, S.85). Verallgemeinert bedeute dies, "daß jede Epoche aufgrund ihrer jeweiligen Probleme ihr Interesse in spezifischer Weise auf die Vergangenheit richtet und in der Auseinandersetzung mit ihr diejenige Kreativität aktiviert, die sie zur Lösung ihrer Fragen bedarf" (a.a.O.).

heren Zeitpunkt war), widerspricht zunächst einer naturalistischen Auffassung, nach der "alles Gewesene der weiteren Veränderung entnommen [ist]" (Kettner 1997, S.149). Denn gemäß einer naturalistischen Auffassung "kann nichts, was zu einem bestimmten Zeitpunkt vorgeht oder vorliegt, zurückwirken auf etwas, das zeitlich früher vorging oder vorlag" (a.a.O.). Mit der Einführung des Konzepts der Nachträglichkeit wird eine andere Akzentuierung vorgenommen, denn "der Weg durch die erfahrene Welt ist eines, die subjektive Erfahrungsgeschichte desselben ein anderes" (a.a.O.). Damit wird aber die Plastizität von Entwicklung bzw. genauer von retrospektiver Entwicklungsbeschreibung interessant, denn "zwischen subjektiver Erfahrungsgeschichte und objektiv beschreibbarem Erfahrungsweg tut sich ein gewisser Spielraum auf, ein Spielraum der Selbstinterpretation und – auf Erinnerung bezogen – der Selbstreinterpretation" (a.a.O.; Herv. im Orig.), was bedeutet, daß nicht alles, "was gewesen ist ... bleibt ..., was es gewesen [ist]" (a.a.O.) und daß "die subjektive Aktivität des Erinnerns ... Re-Interpretation [ist]: kein Wiederfinden oder Wiedererkennen von Objekten, sondern erneutes Verstehen von schon einmal (irgendwie) Verstandenem" (a.a.O., S.150). Matthias Kettner resümiert: "Erinnern ist ... eine konstruktive und assoziative, bedeutungssuchende und bedeutungsgewinnende [ich möchte hinzufügen: bedeutungsgebende] Aktivität" (a.a.O.).

Welche Rolle spielt nun dieses Erinnern in der Biographiekonstruktion, also bei dem Verarbeiten von zurückliegenden Erlebnissen und in Bezug auf aktuelles Erleben, da angenommen werden darf, daß

das jetzt beim Erinnern Erlebte ... eine Qualität aufweisen [muß], die dem, was man als *das* von einem selbst früher *Erlebte* in der Erinnerung versteht, genau ermangeln muß: die Qualität des *Sich-hier-und-jetzt-erinnernd-Erlebens*. Das *Erinnern* setzt die von einem selbst erlebte Zeit in eine Differenz zu sich selbst: Im Erinnern setzt sich die als Gegenwart erlebte Zeit von einer anderen Art ab, die Zeit zu erleben, nämlich von der Vergangenheit. Indem ich mich an etwas erinnere, unterscheide ich zwei Arten, die Zeit zu erleben (Vergangenheit, Gegenwart) und beziehe beide zugleich aufeinander (a.a.O., S.151; Herv. im Orig.).

Ähnlich bezeichnet Jürgen Straub diese Qualität des Sich-Erinnerns als durch "eine eigentümliche Dialektik zwischen der Identifikation mit der lebensgeschichtlichen Vergangenheit ('Betroffenheit') und der Distanzierung von dieser Vergangenheit charakterisiert" (Straub 1989, S.189). Insoweit gelingt der Erwerb und Erhalt von Kontinuität nicht ein für alle mal, sondern diese muß immer neu hergestellt werden: "Der Fluß der Zeit höhlt die narrativ konstruierte Identität einer Person aus und macht es erforderlich, sie immer wieder neu zu re-konstruieren" (Polkinghorne 1998, S.33). Auch Jerome Bruner unterstreicht den konstruierenden und unabschließbaren Charakter von Narrationen für Identität, denn in seiner Perspektive "schaffen [wir] eine Kontinuität und verorten uns dann selbst in diesem erfundenen Fluß" (Bruner 1998, S.75), aber diese biographischen und biographisierenden "Flusses" sind bewährte Wege nur für eine begrenzte Zeit: "wir pflegen unsere 'kontinuierliche Geschichte' ... Aber wir schaffen auch 'Wendepunkte' in diesen kontinuierlichen Geschichten, Dreh- und Angelpunkte in der Zeit, an denen das 'Neue' an der Stelle des 'Alten' tritt" (a.a.O.).

Eine Differenzierung zwischen den "kontinuierlichen Geschichten" und "unklaren" Erzählungen unternimmt Lehmann (1983) in seiner Arbeit zu "Erzählstruktur und Lebenslauf" mit den dort explizierten "Leitlinien des Erzählens" (a.a.O., S.17ff). Die immer wieder (re-) produzierten Lebensgeschichten ergeben hiernach "auf dem Wege der Verfestigung ... für den Erzählenden eingefahrene, wohlvertraute Leitlinien des Erzählens" (a.a.O., S.23) – denn was "ich mehrmals durchdacht und erzählt habe, be-

reitet meiner Erinnerung keine großen Schwierigkeiten mehr" (a.a.O.) – die abgegrenzt werden und abzugrenzen sind von jenen Erzählsträngen, "die in mühevoller[r] Weise rekonstruiert werden", bei denen es sich um "Zusammenhänge [handelt], die seit längerer Zeit, aus was für Gründen auch immer, nicht mehr erzählt wurden" (a.a.O., S.24), wobei Lehmann davon ausgeht, daß es gerade die "unklaren Leitlinien [sind, die] in höherem Maße der Selbstreflexion [dienen]" (a.a.O.). Möglicherweise stehen jene "unklaren" Erzähl-"Leitlinien" (die, so möchte ich ergänzen, nicht nur bezogen auf selten oder schon lange nicht mehr Erzähltes bedeutsam sind, sondern auch für – gerade in der Adoleszenz – möglicherweise erstmals Erzähltes<sup>65</sup>) für das von Bruner angesprochene "Neue", das an die Stelle des "Alten" tritt im Sinne einer (situativ, raum-zeitlich eingebetteten) Neu-Erzählung bzw. Umgruppierung von Erzählungen.<sup>66</sup>

Hier läßt gerade das Konzept der Nachträglichkeit plausibel werden, daß "'Erlebnisberichte' 'objektiv' gesehen häufig nicht die volle Wahrheit berichten" (Lehmann 1983, S.28), einmal abgesehen von dem schwierigen Gehalt des Begriffs der "vollen Wahrheit". Denn auch wenn eine Person sich darum bemüht, daß ihr Erinnern "eines vergangenen Erlebnisses wahrhaftig bzw. aufrichtig ist, ... [bedeutet dies] nicht, daß eine Aussage, daß ein meinem Erlebnisinhalt entsprechendes Ereignis stattgefunden hat, wahr ist" (Kettner 1997, S.153), sondern lediglich, daß dem Erinnern "bestimmte Konsistenz- und Kohärenzanforderungen auf[erlegt sind]. Jenseits dieser Forderungen beginnt das reine Erfinden" (a.a.O., S.154). Dieses "Erfinden" ist persönlich authentisch und nicht im Sinne intentionaler Unwahrhaftigkeit zu verstehen,<sup>67</sup> und es hat Konsequenzen für den Umgang mit erzählten Geschichten, denn das Erinnern "läßt die Eindrücke nicht bleiben, was sie waren" (a.a.O., S.158), sie werden unter der "Herrschaft" der (persönlichen und sozialen) Zeit und Situation, aus der heraus sie erinnert werden, verändert: "Alle Anfänge liegen im Dunkeln, ja mehr noch, sie können allein im Lichte dessen, was später kommt und aus der Perspektive dessen, was folgt, ins Licht gerückt werden" schreibt Polkinghorne (1998, S.23f) unter Bezugnahme auf Hans-Georg Gadamer, und er fügt – mit Hinweis auf Maurice Merleau-Ponty – hinzu, daß

<sup>65</sup> Und ich gehe – ebenfalls in Übereinstimmung mit Lehmann – davon aus, daß es umgekehrt "geronnene Geschichten" gibt, die dazu neigen lassen, bei späterer (Re-) Produktion bereits wohlvertrauten Erzähllinien zu folgen. Mit Dietmar Görlitz wäre entlang seines Aufsatzes zur "Entwicklungsresistenz von Theorien und Alltagsmeinungen" sogar anzunehmen, "daß der Alltagspartner wie der professionelle Wissenschaftler (wie auch der klassische Neurotiker – möchte man hinzufügen) sehr viel weniger 'darauf aus ist', seine Theorie zu prüfen, um sie dann in Abhängigkeit vom Prüfergebnis zu modifizieren oder gar zu verwerfen, sondern sehr viel mehr, sie zu sichern und zu behaupten" (1981, S.45; Herv. im Orig.).

<sup>66</sup> Andreas Witzel hebt in seinen Überlegungen zur "Rekonstruktion berufsbiographischer Handlungen" (Witzel 1998, siehe auch 1996) auf drei hier relevante Elemente ab: auf Aspirationen (A), Realisierungen (R) und Bilanzierungen (B). Bilanzierungen sind dabei zu verstehen als Explikationen der Bewertung von Entscheidungen bzw. Handlungen, sie regeln entsprechend die Beziehung zwischen Aspiration und Handlungsergebnis. Damit stehen Bilanzierungen in dem von Witzel vorgestellten ARB-Modell dafür, daß Prozesse der Sinnzuschreibung erst nach vollzogenen Handlungen und damit korrespondierenden Erfahrungen konstruiert werden, indem die Handlungsbegründungen aus einer Perspektive erzählt werden, als hätten sie bereits vor der Ausführung der Handlung bestanden. Aus dieser Logik heraus können Individuen für sich reklamieren, eigenverantwortlich zu handeln bzw. sich selbst zum Subjekt ihrer Biographie machen. (Wobei Witzel seine Aufmerksamkeit vor allem dem [selbst-] bewußten Agieren schenkt und damit mitunter leicht kognitivistische Konnotationen in den Vordergrund treten.)

<sup>67</sup> Kettner weiter: "Die persönliche Authentizität von Erinnerungsaussagen garantiert nicht, daß wir Erinnerungsaussagen wie wahre Tatsachenüberzeugungen behandeln dürfen" (1997, S.164).

die "Vergangenheit mit all ihren Zufälligkeiten" erst Bedeutung und Sinn erhält "aus der Folge einer Zukunft, als deren Vorbereitung die Vergangenheit nachträglich sich darstellt" (Merleau-Ponty 1966, S.397, zit. nach Polkinghorne 1988, S.24; vgl. auch Frank 1939).

Die Hinzuziehung des Konzepts der Nachträglichkeit eröffnet auch einen zusätzlichen Zugang zu dem Moment der Selbstbezogenheit von Erinnerung, da anzunehmen ist,

*daß man auch in der Erinnerung Erfahrungen über sich selbst machen kann. Erinnernd kann man neues über sich selbst 'entdecken'. Die spontane Reinterpretation subjektiver Geschichte ist ... unmittelbar praktisch: Was ich für meine Vergangenheit halte, bestimmt unmittelbar mit, wie ich gegenwärtig und auch in Zukunft erlebe und handele (Kettner 1997, S.163; Herv. im Orig.).*

Vor dem Hintergrund dieser Überlegungen wird nachvollziehbar, daß es "in der subjektiven Geschichte, wenn man so will, rückwirkende Kausalität [gibt]. Das nachträgliche Umschreiben einer vergangenen Episode verändert auch wieder die Interpretation der späteren Episode, die gleichsam vermittels der Vergangenheit auf sich selbst einwirkt" (a.a.O.). Wenn also davon ausgegangen werden kann (und muß), daß ehemals erlebte Erfahrungen zu einem späteren Zeitpunkt immer in einer anderen Qualität wiedergegeben werden als der ihnen ursprünglich zukommenden, dann verweist Nachträglichkeit auf

die irritierende Zirkularität der subjektiven Geschichte: Daß im Erinnern die Vergangenheit vom Verständnis der Gegenwart aus entworfen (statt 'behalten' und einfach in der Erinnerung vorgefunden) wird. Daß sie also möglicherweise nachträglich erst zudem wird, was sie in Zukunft schon immer gewesen sein wird (a.a.O., S.165),<sup>68</sup>

wobei mit dem Gegenwärtigwerden von Zukunft wieder neue Lesarten des jetzt Aktuellen verbunden sein können und werden. Zusammenfassend kann festgehalten werden, daß "Freuds brisante Erinnerungstheorie" identitätstheoretisch bedeutet, anzuerkennen, daß Erinnern eine

bedeutungssuchende und bedeutungsschaffende Aktivität [ist]: hermeneutisch-zirkelhaft belichtet sie die Gegenwart eines Selbst unter einer bestimmten Auffassung dessen, was es einmal selbst erlebt hat, und belichtet das, was es einmal erlebt hat, in einer bestimmten Auffassung dessen, für was es sich gegenwärtig und in Zukunft halten will (a.a.O., S.166).

Hier finden sich Bezugspunkte zu einigen zentralen Annahmen der biographischen Forschung (in einer ihrer konstruktivistischen Varianten), die etwa von Jürgen Straub und Ralph Sichler (1989) dahingehend umrissen werden, daß die Lebensgeschichte (also alle Erfahrungen und Entwicklungen) als auch die biographisch verankerte Selbst- und Weltansicht von Subjekten "als sprachlich-kognitive Konstrukte" (a.a.O., S.222) zu betrachten sind, "die in der (narrativ strukturierten) Retrospektive auf das eigene Leben gebildet oder umgestaltet werden" (a.a.O.). Für eine solche Betrachtungsperspektive gilt, daß die Lebensgeschichte eines Subjekts "nicht als ein unverän-

---

<sup>68</sup> Donald Spence problematisiert dies etwa an der Zunahme von Entführungsgeschichten durch Außerirdische in den USA: "Was als eine vage Hypothese begann, wandelt sich nach und nach in Gewißheit" (1998, S.210), denn das vermeintliche Opfer wird immer "überzeugter davon, daß er tatsächlich ein Opfer war, und die Geschichte wird immer mehr ausgeschmückt" (a.a.O.). Nach Spence haben "Vernunft und Argumentation auf die Einzelheiten einer solchen Erzählung so wenig Einfluß ... [weil] einer der Hauptgründe dafür, eine Entführungsgeschichte zu erzählen, darin besteht, eine Autorität zu werden und dadurch immun gegen jegliche Überarbeitung, Berichtigung und Vorhersage" (a.a.O.).

derliches Gebilde oder Objekt" (a.a.O., S.223) anzusehen ist, "vielmehr sind die autobiographisch-sprachlichen Konstrukte eines Subjekts im hohem Maße von den jeweils *aktuellen* Orientierungen, Perspektiven und Relevanzsetzungen abhängig und damit grundsätzlich revidierbar" (a.a.O.; Herv. im Orig.). Entsprechend ist zu berücksichtigen, "daß neue Gegenwarten neue Vergangenheiten konstituieren, daß also Subjekte ihre im Medium der Sprache konstituierte Lebensgeschichte im Lichte neuer Erfahrungen permanent modifizieren" (a.a.O.).

## 4.2 Das narrative Konfigurieren von Identität

Bisher habe ich rückgreifend auf das Konzept der Nachträglichkeit eher allgemein den Zusammenhang zwischen Erinnern und Identität zu zeigen versucht, nämlich daß Erinnern bestimmten Konsistenz- und Kohärenzanforderungen zu genügen scheint; daß es um diese Konsistenz und Kohärenz herzustellen, nötig erscheint, immer wieder (und vor allem immer auch wieder neu) Erlebnisse zu gruppieren. Im folgenden soll dieser Gedanke dahingehend präzisiert werden, welchen narrativen Regeln das Erinnern (und das Präsentieren von Erinnerungen) folgt. Rückblickend auf das zuvor Ausgeführte und vorausschauend auf das noch Darzustellende scheint hierzu hilfreich, eine Definition über die verwendete Vorstellung einer narrativ hergestellten Identität voranzustellen. Dazu greife ich auf Donald Polkinghorne zurück, der nach Bruner (1997, S.124) "den gegenwärtigen Stand der Diskussion am prägnantesten ... formuliert" hat:

Wir schaffen aber unsere persönliche Identität und unseren Ich-Begriff mit Hilfe narrativer Konfigurationen, und wir machen unsere Existenz dadurch zu einem Ganzen, daß wir sie als den Ausdruck einer einzigen sich entfaltenden und entwickelnden Geschichte verstehen. Wir sind der Mittelpunkt unserer Geschichten und können nie sicher sein, wie sie enden werden. Wir müssen ständig die Handlungsstruktur dieser Geschichten ändern, wenn neue Ereignisse in unserem Leben auftreten. Dieses Ich ist daher kein statisches Ding oder keine statische Substanz, sondern das Konfigurieren persönlicher Ereignisse zu einer historischen Einheit, die nicht nur das einschließt, was man gewesen ist, sondern auch die Vorgriffe auf das, was man sein wird (Polkinghorne 1988, S.150, zit. nach Bruner 1997, S.124).

Das Verhältnis von Erfahrung und erinnerter Erfahrung erscheint durch die "narrative Strukturierung" geleitet, die, wie Polkinghorne annimmt, dialektisch operiert: Sie "arbeitet mit dem Gedächtnis, um vergangene Geschehnisse wiederaufleben zu lassen, sie arbeitet im Dienst der Fabelbildung, um Kohärenz und Geschlossenheit herzustellen" (Polkinghorne 1998, S.24f). Durch diese narrative Strukturierung werden mittels "narrativer Glättung" diejenigen "Geschehnisse, Gedanken und Handlungen hervor[gehoben], die benötigt werden, um den Weg, auf welchem die erzählte Episode entfaltet wird, nachvollziehen zu können" (a.a.O., S.25).<sup>69</sup>

<sup>69</sup> Da nach Polkinghorne zu einer Zeit nur eine Geschichte als dominant und richtungsweisend gestaltet und erzählt wird, werden in diesen "einzigen 'Hauptplot' lediglich jene Subplots und Ereignisse aufgenommen, die zu diesem beitragen, und alle hierfür irrelevanten Geschehnisse werden ausgesondert. Im Zuge der narrativen Gestaltung einer 'Lebensepisode' lassen Erzählungen häufig Details aus und verdichten Teile (Kondensierung, *flattering*), andere elaborieren und übertreiben sie (Überhöhung, Detaillierung, *sharpening*), wieder andere Teile machen sie kompakter und konsistenter (Rationalisierung), um eine kohärente und verständliche Erklärung zu liefern" (1998, S.25; Herv. im Orig.).



Polkinghorne's Überlegungen treffen – ungeachtet der verschiedenen Voraussetzungen in diesem Forschungsfeld – den "Grundgedanke[n] aller narrativen Ansätze", den Manfred Zaumseil so zusammenfaßt, "daß die Einheit des menschlichen Lebens in ihren Strukturen bzw. Organisationsprinzipien der Einheit einer erzählten oder erzählbaren Lebensgeschichte entspricht" (1997, S.160). Kenneth Gergen nimmt sogar an, daß es "nicht allein die begriffsbildenden Komponenten der Erzählung [sind], die den Individuen Identität verleihen. Die Formen der Erzählung sind selbst das *wichtigste* Mittel der Selbstdarstellung" (1998, S.190; meine Herv.).

Die Annahme, daß Leben nicht einfach erzählerisch wiedergegeben wird, sondern sich erst erzählerisch herstellt, hat weitreichende Folgen. Denn für viele Narrationstheoretiker(innen) ist eine Autobiographie "keineswegs eine 'freie' Konstruktion" (Bruner 1997, S.128),<sup>70</sup> vielmehr herrscht die Vorstellung vor, daß autobiographische Darstellungen "durch die Ereignisse des eigenen Lebens eingegrenzt [sind], ebenso stark aber auch durch die Anforderungen der Geschichte, die der Erzähler zu konstruieren versuchte" (a.a.O.). Insoweit heißt Gergen (1998, S.191) zufolge sich "richtig erinnern" ... eine Geschichte bilden, reich ausgestaltet mit all den Kennzeichen einer wohlgeformten Erzählung". Dies bedeutet, daß Einzelheiten so "zurecht gerückt" werden, daß sie "den Anforderungen des Genres ... genügen, nicht aber um Zeugnis von der Vergangenheit abzulegen" (Spence 1998, S.218). Am Ende dieses Verarbeitungsprozesses steht dann "die Geschichte, welche die Funktion übernehmen kann, dem Selbst eine integrierende Identität und den eigenen Handlungen und Lebenserfahrungen Bedeutung zu verleihen" (Polkinghorne 1998, S.27).

Wie konsequenzenreich dies für Identitätsbildungsprozesse sein kann, verdeutlichen zwei drastische Erzählungen, von denen Donald Spence berichtet: nämlich Opfersein von Entführungen durch Außerirdische und Opfersein von frühem Kindesmißbrauch. Spence schreibt, daß die Erzählenden über diese Geschichte eine

neue Identität [erlangen, die] nie mehr angezweifelt werden [kann], ja mehr noch, sie gibt ihrem Besitzer eine Möglichkeit an die Hand, seine gegenwärtige Lage zu erklären, die eigene Sicht vom Leben, das anhaltende Pech und jede Menge anderer Eigenheiten, die früher so verwirrend und unerklärlich schienen (Spence 1998, S.208).

Hierin deutet sich eine Lesart an, daß nämlich die Geschichten möglicherweise dazu dienen, "miteinander konkurrierende Botschaften – seien sie im Inneren oder aus der Außenwelt – zu übertönen und sie durch einen einzigen Erzählfaden zu ersetzen" (a.a.O., S.211), der mitunter (selbst- und fremdbezogen) so angelegt sein bzw. so wirken kann, "als seien in diesen Erzählungen Unsicherheit und Ambiguität durch harte Fakten ersetzt" (a.a.O. S.216) und "endlich die Art von Sicherheit und Eindeutigkeit gefunden [worden], die in unserem Leben heutzutage so merklich fehlt" (a.a.O.).<sup>71</sup> Eine vergleichbare Betonung der psychischen Notwendigkeit, sich durch Rückgriff auf – diese drastischen und z.T. für eine Außenperspektive auch unglaubwürdigen – Narrative als ein "Jemand" zu konstituieren, machte Erikson in seinen Erörterungen bezüglich

---

<sup>70</sup> Mit Autobiographie meint Bruner "schlicht eine Darstellung, was man in welchen Situationen auf welche Weise und aus welchen bewußten Gründen zu tun glaubte. Das wird unvermeidlich eine Erzählung sein, wie Polkinghorne bemerkt hat, und ihre Form wird im Sinne Schafers ebenso aufschlußreich sein wie ihr Inhalt" (1997, S.127).

<sup>71</sup> Es gehe sogar soweit, so Spence, daß auf "beinahe paradoxe Weise ... die beste Kur gegen das Tollhaus multipler Selbst ein Verlust des Selbst sein [kann], der einen Verlust des Selbstbewußtseins und eine regressive Verschmelzung mit einer äußeren Autorität – einem verführerischen Elternteil oder einem außerirdischen Besucher – mit sich bringt" (1998, S.215).

der Identitätsdiffusion (vgl. dazu mein Kapitel III.1.3) auch für die von ihm beschriebenen Jugendlichen aus, wenn auch dort im Gegenpart des "Niemand" zu dem Spenceschen "Jemand", für den es Erikson zufolge anziehender scheint, "tot zu sein – und das total aus freien Stücken –, als nur immer nicht ganz dies und nicht ganz jenes" (Erikson 1974<sup>2</sup>a, S.168).

Geschichten, die gewählt werden, haben – dies verdeutlichen gerade auch die Spenceschen Beispiele der drastischen Narrative – eine identitätsstiftende Funktion: Subjekte greifen auf bestehende Geschichten zurück, die ihnen – wegen der Bekanntheit dieser Geschichten – helfen, eine Fassung für sich zu (er-) finden. Diesen Gedanken des narrativen Angebots möchte ich nun weiter verfolgen, weil zu einer weiteren Grundüberzeugung im Feld der narrativen Psychologie gehört, daß Subjekte zwar ihre Geschichten erzählen, diese aber "keine individuellen Besitztümer" (Kraus 1996, S.170) oder gar "Kopfgeburten von einzelnen" (a.a.O.) sind, sondern wir beim (Er-)nennen und vor allem aber bei dem die Erinnerungen "wiedergebenden") Erzählen auf vorgefertigte Strukturen zurückgreifen. Diese können die von Polkinghorne bezeichneten Plots (also die Geschichte) selbst betreffen, aber auch die Erzählweise und -formen (auch als Sujet bezeichnet) oder das Genre (die Gattung).

Auf in der Erzählung angelegte Strukturen rekurriert auch Alexander Kochinka, wenn er – bezogen auf die erzähltheoretische Grundannahme, daß die Erzählung bzw. die Art und Weise, wie jemand erzählt, aussagekräftig für die Identität dieser Person ist – als zentrale These formuliert, "daß sich die hermeneutische Analyse von Erzähltexten in ansonsten möglicherweise verborgen bleibende Sinnbereiche ausdehnen läßt, wenn sie gezielt nach deren Strukturteilen – den eingestreuten Geschichten –, nach ihren Relationen zueinander und ihren (internen) Funktionen fragt" (Kochinka 1998, S.9). Form und Inhalt von Erzählungen sind dabei aufs engste miteinander verwoben, wie Kochinka dies für die Biographieforschung beschreibt:

Wenn sich jene spezifischen Leistungen erzählter Geschichten, für die sich die Biographieforschung nicht zuletzt interessiert – die Konstruktion von Sinn und Zeitlichkeit – auch und gerade der Besonderheit der Erzählung *als Form* verdanken, dann sollte natürlich umgekehrt auch ein gewinnversprechender Weg von der Analyse der Form zu den interessierenden Phänomenen führen (a.a.O.; Herv. im Orig.).

Was diese Analyse der Form angeht, finden sich im Feld der narrativen Psychologie für Erzählungen als "zeitliche, in aller Regel chronologisch geordnete Abfolge[n] bestimmter Geschehnisse" (Straub 1989, S.138) Vorstellungen zu deren "narrativer Strukturierung" (Polkinghorne 1989, S.16ff) bzw. über "Merkmale einer wohlgeformten Erzählung" (Gergen 1998, S.172ff). Hierzu gehören – wie in den Sozialwissenschaften von William Labov (1978) an kurzen Episoden ermittelt – Erzählelemente (Abstrakt, Orientierung, Komplikation, Evaluation, Auflösung, Koda), die jeweils bestimmte Funktionen haben können: Ankündigung und Legitimation, Schauplatzcharakteristik, Darstellung, Bewertung, Auflösung (vgl. auch Legewie 1987, Wiedemann 1986). Der Rückgriff auf solche Erzählelemente, -formen und -gattungen ist von den Subjekten selbst ebenso wenig intendiert wie die Verwendung bestehender Gestaltungsprinzipien von Geschichten. Doch diese Gestaltungsprinzipien haben nicht nur einen hohen Stellenwert für die Erzählung, sondern auch für die in ihr vollzogenen Prozesse der Identitätsherstellung (Selbstdarstellung und Selbstvergegenwärtigung).

So werden "im tatsächlichen Dickicht erzählter Geschichten – und erst recht erzählter Lebensgeschichten – ... Komplikationen oder Auflösungen vorweggenommen, Schauplatzcharakteristiken in Häppchen an unterschiedlichen Stellen der Erzählung

geliefert und nachgeliefert" (Kochinka 1998, S.5). Diese komplexen (Re-) Konstruktionen beinhalten einige zentrale Gemeinsamkeiten, u.a., daß das temporale Bezugssystem durch das Markieren von Anfang und Ende der Geschichte definiert wird. Nach Gergen wird zunächst die "Einführung eines werthaltigen, volativen Endpunktes" (1998, S.172) vorgenommen. Da nun "das Leben selbst ... kaum aus trennbaren Ereignissen zusammengesetzt [ist]" (a.a.O., S.173), ist es unumgebar, daß der Endpunkt "vom Erzähler der Geschichte bestimmt [wird]" (a.a.O.). Und wie es keinen Endpunkt per se gibt, so existieren ebenso die zu einer Geschichte gehörigen Ereignisse (Teilgeschichten und Episoden) nicht per se, sondern sie werden hinsichtlich des selbst gewählten Endpunktes als erzählenswert betrachtet und genutzt (oder eben nicht): "Man [kann] nicht alles, was geschieht, in die Erzählung mit einbeziehen, sondern [es] wird in erster Linie dasjenige ... [berücksichtigt], was für den Schluß der Geschichte relevant ist" (a.a.O., S.174).

Die Frage, was eine Erzählung zu einer Erzählung macht, läßt sich von dieser Überlegung ausgehend so beantworten, daß es entlang der Darstellung in aller Regel möglich ist, "den zeitlichen Verlauf ... im einzelnen und in inhaltlicher Bestimmtheit nachzuvollziehen, ... wir uns also eine Vorstellung davon machen können, wie es vom Anfang einer Geschichte durch bestimmte Geschehnisse schließlich zu einem bestimmten Ende gekommen ist" (Straub 1989, S.142, Herv. im Orig.). Wie für die gesamte Geschichte gilt für jede Episode und deren Einbettung in den Erzählverlauf, daß sie

das Ergebnis der Versuche, das Ziel zu erreichen, ein[schließt] und unterstellt ..., daß diese Versuche auch als die Gründe verstanden werden, die das Ergebnis herbeiführen. Wenn das Ergebnis dargelegt worden ist, endet die Episode und der Schluß verbindet sie mit der gesamten Geschichte. Nachdem die gesamte Serie von Episoden präsentiert worden ist, folgen bestimmte Schlußteile, die zeigen, daß die Episoden zu einer einzigen Geschichte verschmelzen (Polkinghorne 1998, S.21).

Damit gewinnt neben der Auswahl auch die Anordnung der Ereignisse an Bedeutung, denn diese müssen "ihren Beitrag zur Geschichte" (a.a.O., S.18) leisten. Gergen nennt als ursächlich für die Auswahl von Elementen insbesondere "Wichtigkeit, Interesse, Wert, Neuheit bestimmter Vorgänge", bezogen auf die Erzählfolge merkt er an, daß die "vielleicht am weitesten verbreitete, zeitgenössische Konvention der Anordnung von Ereignissen ... wohl die der linearen zeitlichen Abfolge [ist]" (1998, S.174).

Neben der Chronologie besteht ein weiteres zentrales Auswahl- und Anordnungsprinzip in der Konstruktion von Erklärungen. So gehört zu einer "idealen Erzählung" eine Erklärung, bei der die Auswahl von Ereignissen dahingehend vollzogen wird, daß diese "nach allgemeinen Standards kausal miteinander verbunden sind. Jedes Ereignis soll ein Produkt des vorangegangenen sein" (a.a.O., S. 175). Bruner hebt hingegen für Erzählungen das Moment der Rechtfertigung hervor: "Die umfassendere Geschichte ist rhetorisch geprägt, so als ob sie rechtfertigen müßte, warum es notwendig war (*nicht* kausal, sondern moralisch, sozial, psychologisch), daß das Leben einen ganz bestimmten Verlauf genommen hatte" (1997, S.129; Herv. im Orig.).

Auch Straub (1989) präzisiert seine erzähltheoretischen Überlegungen durch das Konzept der "narrativen Erklärungen", die

einzelne Elemente in Beziehung zu anderen Elementen und schließlich in den Zusammenhang eines umfassenden Ganzen [stellen]. Durch die (interpretative) Relationierung einzelner Elemente und die Explikation des Verhältnisses zwischen Teil(en) und Ganzem wird die Funktion oder – in

allgemeiner Formulierung – der Stellenwert und der Sinn dieser einzelnen Elemente (Teile) bestimmt – was wiederum nicht folgenlos bleibt für den Sinn des Ganzen (1989, S.157).

Ganz ähnlich spricht Bruner (1998, S.56), was die Gestaltung von Geschichten angeht, von einer "hermeneutischen Komposition".

Bezogen auf die Herkunft der im Alltag verwendeten Erzählungen geht Gergen (1998, S.171f) davon aus, daß "jede narrative Darstellung in der Gegenwart ihren Charakter von lange bestehenden Traditionen des Geschichtenerzählens [erhält], von der mündlich überlieferten Geschichte, von persönlichen Erinnerungen und vielfältigen literarischen Gattungen", einen Umstand, auf den auch Bruner immer wieder verweist, wenn er befindet, daß die "großen umfassenden Erzählungen ... leicht erkennbare Gattungsmerkmale [aufweisen], etwa die von Opfergeschichten, Bildungsromanen, Antromanen, Wanderungsgeschichten, schwarzen Komödien usw." (1997, S.129).<sup>72</sup>

Kulturell verbreitete Erzählformen werden nach Gergen (1998, S.176) "häufig verwendet, sind leicht zu erkennen und in höchstem Maße funktional". Zu ihnen zählt er etwa eine von Northrop Freye (1957) in den Literaturwissenschaften vorgelegte, stark an Aristoteles orientierte Einteilung in "Komödie", "Romanze", "Tragödie" und "Satire". Während die Komödie "typischerweise [von] eine[r] Herausforderung oder Bedrohung [handelt], die bezwungen wird, um soziale Harmonie hervorzubringen" (Gergen 1998, S.177), ist bei der Romanze "die Hauptfigur Herausforderungen oder Bedrohungen ausgesetzt ... und [geht] schließlich, nach einer Reihe von Anstrengungen, als Sieger hervor" (a.a.O.). Komödie und Romanze ähneln einander – bei unterschiedlichem Plot – in ihrem "harmonistischen Ausgang", wohingegen Tragödie und Satire als deren Widerparts von "unerfüllter Hoffnung und dem Sterben der Träume" (a.a.O.) künden.

Als generelles Merkmal dieser Erzählformen anerkennt Gergen, daß "die Elaboration des Endpunktes einer Geschichte eine mit Werten verbundene Angelegenheit" (a.a.O.) sei, die jeweils auf einem Kontinuum verlaufe, das von Erfolg vs. Mißerfolg, Sieg vs. Niederlage erzähle. Als weiteres Merkmal komme hinzu, daß "die verschiedenen Ereignisse, die zum Ende der Geschichte führen, als eine Bewegung in einem zweidimensionalen, evaluativen Raum" (a.a.O.) betrachtet werden könnten. Mit diesen beiden Beschreibungsdimensionen können nach Gergen "alle Plots in eine lineare Form gebracht werden, die ihre zeitlichen Verbindungen berücksichtigt" (a.a.O.).

Entlang dieser von ihm als wesentlich markierten Gestaltungsmerkmale differenziert er drei "Formen der Selbstnarration" bzw. "drei elementare Formen der Erzählung" (Gergen 1998, siehe auch Gergen & Gergen 1988): eine "Stabilitätserzählung", eine "progressive Erzählung" und eine "regressive Erzählung". Die Stabilitätserzählung zielt darauf, Ereignisse in "einer Weise miteinander ... [zu verbinden], die die Entwicklungslinie, was das Ziel und Resultat betrifft, im wesentlichen unverändert läßt" (Gergen 1998, S.178). Bei der progressiven Erzählung sowie bei ihrem regressiven Widerpart hingegen ist eine je spezifische Gerichtetheit impliziert, "im ersten Fall in der Form weiterer Anstiege, im zweiten weiterer Abstiege" (a.a.O., S.179). Für Gergen erschöpfen sich mit diesen drei Narrationsformen "die grundlegenden Alternativen der Bewegungsrichtung im evaluativen Raum" (a.a.O., S.180), was jedoch nicht ausschließe, diese "als Ausgangsbasis für andere komplexere Varianten [zu] betrachten"

---

<sup>72</sup> Den Zusammenhang zwischen den größeren Geschichten und den darin vorfindbaren kleineren Geschichten sieht Bruner dadurch gegeben, daß "die vergeschichteten Ereignisse ... ihren Sinn nur durch das größere Bild [bekamen]" (1997, S.129).

(a.a.O.), denn er hält "(potentiell) unendlich viele Variationen dieser elementaren Formen" für denkbar. Trotz dieser möglichen Vielfalt verengt sich das Repertoire "unter verschiedenen historischen Bedingungen" etwa auf eine "tragische Erzählung"<sup>73</sup>, bei der nach Gergen an eine progressive "eine schnell verlaufende, regressive Erzählung" (a.a.O.) anschließt, oder auf die entgegengesetzte Erzählform der *"kömödienhaften Romanze, ... [bei der] einer regressiven eine progressive Erzählung [folgt]"* (a.a.O.; Herv. im Orig.).<sup>74</sup> Als Kombination aus einer progressiven und einer stabilitätswahrenden Erzählung versteht Gergen jene Variante, die "gemeinhin als 'Und-sie-lebten-glücklich-und-zufrieden-bis-an-ihr-Lebensende'-Geschichte bekannt ist" (a.a.O.).

Nach Kraus spiegeln die von Gergen vorgelegten drei Erzählformen "die Grundfrage jeder Identitätsentwicklung wider, nämlich sich zu ändern und dabei doch gleich zu bleiben, ein anderer zu werden und sich doch kohärent, identisch erzählen zu können" (Kraus 1996, S.174). Zusätzlich könne, wenn betrachtet wird, auf welchen Sinn hin die erzählte Geschichte ausgerichtet ist, d.h. "wie also die evaluativen Dimensionen als Triebkräfte der Geschichte beschaffen sind" (a.a.O., S.242), das jeweils zugrunde liegende Identitätsverständnis erschlossen werden. Denn während die Stabilitätsnarration vor allem auf Kontinuität abhebt, die sowohl die Vergangenheit (irgendwo "verwurzelt" zu sein) als auch die Zukunft mit einschließt und versichern soll, daß die thematisierten Entitäten "über die Zeit hinweg nie in Frage standen" (Gergen 1998, S.186), vermittelt die Fortschrittserzählung "größeren Wert und Verheißungen für die Zukunft" (a.a.O.). Die regressive Erzählung schließlich erhält ihren sozialen Wert vor allem in Form von "Leidensgeschichten, wenn es darum geht, Aufmerksamkeit, Mitgefühl und Nähe zu erleben" und hat in diesem Zusammenhang auch die Funktion, "das eigene Versagen [zu] entschuldigen und [zu] bestrafen" (a.a.O.).

Es wird bereits an diesen Ausführungen deutlich, daß dem Rekurren auf Geschichten (des Gleichbleibens und des Anderswerdens) ein (sozialer) nach außen und ein (auf das Subjekt) nach innen verweisender Sinn unterliegt. Damit ist ein Zweites, das Bruner betont, in den Vordergrund gerückt, daß nämlich "im Zentrum jeder Darstellung ... das im Prozeß der Konstruktion befindliche Ich des Protagonisten [saß]: ob als aktiv Handelnder, als passiv Erlebender oder als Träger eines nur unzureichend definierten Schicksals" (Bruner 1997, S.129). So kann der identitätsstrategische Nutzen, sich auf Kontinuität zu berufen, darin liegen, sich (möglicherweise gerade in Zeiten der Unruhe) zu stabilisieren; die Fortschrittserzählung und deren auf die Zukunft (und deren Machbarkeit und Erreichbarkeit) gerichteter Fokus kann ein Ablenken von Gegenwart und Vergangenheit (also ein "Schönschreiben" bzw. -"erzählen") intendieren, während dem regressiven Erzählzug ein (selbst-) appellativer Charakter zukommt.

Nach Heiner Keupp, der sich explizit auf die hier skizzierten Diskurse bezieht, greifen Subjekte in der Gegenwart auf eine Fülle an "Vorschlägen" für Selbstnarrative zurück, die "uns als spezifische Diskurse und Erzählungen" (Keupp 1997d, S.45) erreichen. In seinem Beitrag "Von den schicksalsmächtigen Meta-Erzählungen zu den eigenwilligen Geschichten vom 'aufrechten Gang'" (Keupp 1997d) versucht er, diese in den öffentlichen Diskursen sozial vermittelten Erzählformen und -inhalte (die er

---

<sup>73</sup> In diesem Zusammenhang stellt Lehman im Anschluß an Goffman fest, daß "gescheiterte Persönlichkeiten ... für ihre lebensgeschichtlichen Fehlentwicklungen unter dem Zwang der gesellschaftlichen Normen sich 'traurige Geschichten' konstruieren" (1983, S.29).

<sup>74</sup> Diese Narrationen haben, so Gergen, aufgrund der "Verknüpfung zweier von Aristoteles unterschiedenen Formen" (1998, S.180) ihren Namen erhalten.

auch als "vorgefertigte 'Identitätsbausätze'" bzw. – im Anschluß an Peter Lohaus – als "Identitätsfigurationen" begreift) zu ordnen. Hierzu unterscheidet er die Erzählungen vom "proteischen Selbst", vom "fundamentalistischen Selbst" und vom "kommunitären Selbst".<sup>75</sup> Die Erzählung vom *proteischen Selbst* läßt sich zusammenfassend charakterisieren als Erzählung vom "Leben auf dem Hintergrund persönlicher Stärke, unbegrenzter Chancen und möglichst frei von sozialen Einschränkungen als Entfaltung individueller Selbstverwirklichung" (Hermer 1997, S.449). Eingebettet in diesen Diskurs ist Keupp zufolge, daß "die freie Entfaltung der individuellen Kräfte als einzige Bedingung für das persönliche Glück" (Lohaus 1995, S.222; zit. nach Keupp 1997d, S.53) akzeptiert scheint und letztlich in der Annahme einer "grenzenlose[n] Plastizität der menschlichen Psyche" (Keupp a.a.O., S.54) kumuliert. Dem Erzähltyp des proteischen Selbst steht der des *fundamentalistischen Selbst* gegenüber, bei dem das Subjekt "auf ewige Wahrheiten oder nationale Größenideen zurückgreift" (Hermer 1997, S.449). Im Unterschied zu dem proteischen Selbst und dessen "Freiheitsgewinn" bzw. den dort vorausgesetzten "multioptionalen Lebenschancen" (Keupp 1997d, S.50) favorisiert das fundamentalistische Selbst die "von unerschütterlicher Gewißheit getragene Erzählung von der unverrückbaren Ordnung der Dinge" (a.a.O., S.54). Der dritte Typ schließlich, die Erzählung des *reflexiv-kommunitären Selbst*, zeichnet "sich durch den Anspruch der reflexiven Vermittlung von individuellen Entscheidungsoptionen und der sozialen Anerkennung in selbstgewählten Gemeinschaftsbindungen" (Keupp 1997d, S.57) aus. Die Erzählung des reflexiv-kommunitären Selbst läßt sich zusammenfassend so charakterisieren, daß es "die Möglichkeiten einer Gestaltung der eigenen Geschichte auslotet, allerdings unter Zurückweisung einer individualisierten Selbstüberschätzung und bei ständiger Berücksichtigung gesellschaftlicher Lebensbedingungen" (Hermer 1997, S.449). In den öffentlichen Diskursen wird Keupp zufolge mittels der kommunitaristischen Erzählung Kritik geübt an der "Fiktion eines 'ungebundenen Selbst' oder 'sich-selbst-genügsamen Selbst'" (Keupp 1997d, S.58), wobei er hinzufügt, daß die diesem Typ auch zugeordnete "Erzählung vom 'beschädigten Leben'" – wenn überhaupt – nur ungern erzählt werde.

Ähnlich hat Wolfgang Kraus, der seine Arbeit "Das narrative Selbst" explizit in den Kontext der Jugendforschung stellt, ausgehend von einem Verständnis von "Narrationstypen als Epochendiskursen" (Kraus 1996, S.223) eine Aggregation von drei "idealtypischen Narrationen" vorgelegt – die "Erzählung der organisierten Moderne", die "spätmoderne Strategienarration" und die "postmoderne Narration", in denen sich "der Fundus an Narrationsformen zeigt, über die Jugendliche heute verfügen können oder müssen, um ihre Identität zu erzählen" (a.a.O., S.229). An dieser Differenzierung von Kraus, der hier den Fokus auf die "Zukunftsprojekte" Jugendlicher gerichtet hat, können einige der bislang erörterten Aspekte summarisch betrachtet werden, so die der Erzählform zugeordnete Subjekt- bzw. Erzählposition (und die damit verbundene Vorstellung der [Nicht-] Gestaltbarkeit der eigenen Zukunft) sowie die damit verbundene Frage, wie (allerdings weniger: worüber) sich für Subjekte "Kohärenz" und der damit möglicherweise korrespondierende Zukunftsbezug fassen läßt.

<sup>75</sup> Ich möchte hier nur kurz anmerken, daß dieser Ordnungsversuch stark an die bereits vor einem Jahrzehnt veröffentlichten Ausführungen über die "Suche nach der verlorenen Identität" (Keupp 1988) erinnert, bei der der Diskurs aufspannt wurde zwischen einer "'Identitätssucht' des Neokonservatismus" und einem "postmodernen Credo", die hier nun als fundamentalistisches bzw. proteisches Selbst neu (?) erscheinen.

Die *Erzählung der organisierten Moderne* ist Kraus zufolge dadurch charakterisiert, daß der oder die Erzählende "oberhalb' der Narration" (a.a.O., S.224) steht – eine Position, die ermöglicht, eine Geschichte so zu erzählen, daß "er [der Erzählende] den Akteur – sich – auf eine Situation zulaufen [sieht] und ... immer schon ein bißchen mehr [weiß], nämlich, daß er daraus wieder gestärkt, um eine Erfahrung reicher hervorkommen wird" (a.a.O.). Die Besonderheit dieser Erzählposition ist, daß die "Kohärenzproduktion ... nicht auf der Ebene situativer Erfahrungen statt[findet]. Kohärenz ist vielmehr erwartbar und erfahrbare durch die Situierung des Subjekts in einem situationsübergreifenden biographischen Lebensbogen, in der Entfaltung dieser Biographie" (a.a.O., S.231). Zukunft ist in dieser Perspektive "schon immer vorhanden und zwar in einem 'guten', weil teleologisch abgesicherten Sinn" (a.a.O., S.233). Entsprechend dieser Logik "besteht das Ambiguitätsmanagement in der Haltung des *Wartens*" (a.a.O., S.231) bzw. des "Erwartens", und "aus seiner Heilsgewißheit erwächst so etwas wie eine innere Gelassenheit als Grundhaltung" (a.a.O.).

Die *spätmoderne Narration* ist demgegenüber – so Kraus – dadurch charakterisiert, daß "der Erzähler seiner Heilsgewißheit beraubt [ist]" (a.a.O., S.225), d.h. er kann "nicht mehr auf die Logik des Prozesses vertrauen, allenfalls auf sich selbst" (a.a.O.). In der Bevorzugung eines solchen Narrationsmodells "zelebriert [sich] das auktoriale Subjekt. Es ist allein, kein teleologisches Prinzip rettet es aus seiner Verunsicherung, aber es hat die Kraft und die Möglichkeit sich zu entwerfen" (a.a.O., S.226). Ohne Teleologie bleiben vielfältige Handlungsoptionen; und um zwischen unterschiedlichen möglichen "Projekten" wählen zu können, wird eine "Hierarchisierung der Projekte und die Unterscheidung und Abgrenzung von Teilprojekten" (a.a.O., S.231) vollzogen, es wird versucht, potentielle "Ambiguitäten durch *Tun* zu meistern" (a.a.O.; Herv. im Orig.). Kohärenz resultiert in diesem Narrationsmodell aus der "strategischen Leistung des Subjekts", wobei die dem Typus der spätmodernen Narration von Kraus zugeschriebene Lebensmaxime "ich kann es schaffen" erfordert, "den Zweifel [zu] bannen, also Unverdautes, Ungeklärtes, Sperriges aus[zu]schließen oder so [zu]zurichten, daß es integrierbar ist" (a.a.O., S.232). Bezogen auf die Zukunftsvorstellung beinhaltet der spätmoderne Gestus "die permanente Forderung: Gestalte mich, wähle, entscheide, plane!" (a.a.O., S.233)

Im Rahmen der *postmodernen Narration* schließlich sind die Akteure zugleich "Held und Opfer, Täter und Zuschauer, alles ist möglich und nie erschöpfend. Die szenischen Übergänge sind allenfalls aus einer situativen Logik heraus verständlich, nicht jedoch übergreifend organisiert" (a.a.O., S.227). Zwar wird die Erzählung aktiv gestaltet, aber es unterbleibt der Versuch, "den Handlungsfaden zu finden oder zu definieren" (a.a.O., S.227). Kohärenz scheint nur mehr situativ herstellbar und erfahrbare, und eventuelle Planungen sind

abhängig von einer Vielzahl von Kontingenzen. Man kann sich nur hineintasten in dieses Unge-  
wisse. Eine Logik ist darin nicht erkennbar, allenfalls kann man ex post eine hinein interpretieren. Hier mißtraut sich das Subjekt selbst, daß es nämlich dort Sinn sucht, wo keiner ist ... Seine Haltung ist gekennzeichnet vom Tasten, vom Erspüren, ja vom Aufgehen in der Situation. Hier und nur hier ist Kohärenz noch erfahrbare. Lebe JETZT! (a.a.O., S.232; Herv. Im Orig.).

Aufgrund einer solchen Haltung ist Zukunft "das Unwägbare, dem man am besten dadurch begegnen kann, wenn man situativ versiert ist" (a.a.O., S.233f).

Kraus verzichtet in seiner Vorstellung von Identität also nicht auf den Kohärenzbe-  
griff, sondern er unterscheidet verschiedene Formen von Kohärenz und unterschiedli-

che Modi, wie diese von den Subjekten hergestellt werden kann.<sup>76</sup> Dabei beansprucht seine historische, auf Epochendiskurse gerichtete Perspektive wie Keupps "Streifzug durch die aktuellen Produktionen" (Keupp 1997d, S.45) von "Identitätsbausteinen", wie er sie nennt, "sicherlich nicht alle" (a.a.O.) potentiell denkbaren Varianten zusammen getragen zu haben. Möglicherweise wäre dies auch gar nicht sinnvoll, denn es kann mit Gergen zu solchen und anderen Typologisierungen kritisch angemerkt werden, daß, obwohl "diese Suche nach grundlegenden Plot-Typen einen gewissen ästhetischen Reiz besitzt, ... sie letztlich unbefriedigend [bleibt]. Es gibt einfach keinen zwingenden Grund dafür, warum es eine begrenzte Anzahl von Erzählungen geben sollte" (1998, S.177f). Anstelle der Suche "nach einer letztgültigen Darstellung" präferiert Gergen eine "kulturalistische Sichtweise [, die] geradezu eine Unendlichkeit möglicher Erzählformen nahe[legt] – mit in verschiedenen historischen Perioden jeweils bevorzugten, unterschiedlichen Formen" (a.a.O., S.178). Im Sinne dieser kulturalistischen Sichtweise, derzufolge Subjekte für ihre Selbsterzählung kulturell-historisch unterschiedliche Erzählweisen wählen (können und müssen), lassen sich die von Keupp eingeführten Narrative als (post-) modernistische Varianten verstehen, die unterschiedliche Subjekt(selbst)verständnisse oder "Subjektpositionen" (Keupp 1997d, S.45) nahelegen bzw. anbieten: Entweder die Vorstellung eines "starken" Ich, das über die gesellschaftlichen Zumutungen erhaben scheint bzw. diese in seinem Sinne zu nutzen glaubt, oder die eines "schwachen" Ich, das hinter einem "starken Wir" verschwindet und dies mit einem "Verlust reflexiver Individualität" (a.a.O., S.57) erkauft, sowie schließlich die dritte Subjektposition, die jenseits von Größenphantasien (des starken Ich bzw. Wir) versucht, "'Subjekt des eigenen Handelns' zu sein oder zu werden" (a.a.O., S.61), auch wenn dies bedeutet, eine aktiv-reflexive Beschäftigung mit der eigenen (beschädigten) Geschichte zu führen, im Keuppschen Sinne also Identitätsarbeit zu leisten.

Rückblickend und zusammenfassend: Mit der Darstellung vorliegender Konzeptualisierungen der Herstellung von Identität in – und in Analogie zu – Erzählungen wollte ich vor allem auf die Verschiedenheit von Erzählungen hinweisen, auf die Wahl sehr unterschiedlicher Geschichten für die Konstruktion und Präsentation von sich als (seiendes, gewesenes oder werdendes) Subjekt. Und obwohl ich im weiteren auf ein Ineinanderüberführen der vorgestellten Überlegungen verzichte – die Schwierigkeiten, die mit einem solchen Unterfangen verbunden wären, habe ich im Zusammenhang mit Typologien bereits in Kapitel III.2.1.2.1 ausführlich behandelt – seien doch einige Korrespondenzen zu den in der Identitätsdebatte aufgezeigten Subjektvorstellungen hervorgehoben. Denn auch in der Konzeption einer narrativ verfaßten Identität finden sich Vorstellungen von einem handlungsmächtigen Subjekt, das auf sich vertraut und sich kreativ – situativ – entwirft, plant und agiert, sowie von einem Subjekt, das die vielfältigen Möglichkeiten als überbordend erlebt, wobei je nach Zeitpunkt und Au-

<sup>76</sup> Kritisch ist für das Zustandekommen dieser Skizze dreier prototypischer Narrationsformen anzumerken, daß Kraus sie im Rahmen einer empirischen Arbeit alleine aus einer (!) Frage (re-) konstruiert hat, nämlich: "Wer wirst du in fünf Jahren sein?", und nicht – wie aufgrund seiner theoretischen Analysen angenommen werden könnte – aus der empirischen Auseinandersetzung (z.B. an Interviewmaterial) mit jugendlichen Modi der Herstellung von Identität. Auch fehlt der Datenanalyse jegliche lebensgeschichtliche Perspektive, die Aussagen der Jugendlichen werden nur auf einen Fixpunkt "in fünf Jahren" hin betrachtet, ohne weitergehende Kenntnis über biographische Besonderheiten – Subjekte ohne Geschichte also ganz entgegen der bei Kraus und seinen "Epochediskursen" impliziten historischen Perspektive!



tor(in) einmal das eine wie das andere (post-) modern erscheint. Auch steht der Vorstellung eines proteischen Selbst in der Sprache Keupps oder einer postmodernen Strategienarration im Sinne Kraus' die Vorstellung von einem Subjekt konträr gegenüber, das sich in einem großen Bogen zu entwerfen sucht bzw. aufgrund des großen (Erzähl-) Bogens einheitlicher entwerfen muß, als es ist, da vieles nicht in die Geschichte integrierbar ist, eine Position, die die Autoren ihren Vorstellungen von Identität folgend im Diesseits der Moderne lokalisieren. Insofern bewegt sich auch ein Teil der narrativ fundierten Identitätsforschung und -debatte zwischen den Positionen einer Identität im Eriksonschen Sinne und der von Keupp postulierten Patchwork-Identität.

Ungeachtet dieser Polarisierung ist es gerade die Arbeit von Wolfgang Kraus, die zumindest ein Verständnis von unterschiedlichen Kohärenzformen und ihren Herstellungsweisen nahelegt, wobei allerdings bei ihm – ebenso wie bei Keupps Ordnungsversuch, in dem mögliche Subjektpositionen in den Erzählungen differenziert werden – offen bleibt (oder wegen der bei Kraus verwendeten Methodik offen bleiben muß), wie die lebensgeschichtlichen Erfahrungen bzw. deren biographische Verarbeitung in die Narrationen überhaupt eingehen, wie sich Subjekte ihre Lebensgeschichte zu eigen machen (können oder sogar müssen), wer sich – in der Sprache von Heiner Keupp – in welchen "Identitätsbaukästen" bedient. Da Kraus lediglich mit Satzfragmenten gearbeitet hat (vgl. Anmerkung 76 in diesem Kapitel) und sein Interesse vor allem auf die "Zukunftsprojekte" Jugendlicher gerichtet ist, bleiben seine Narrationstypen ein wenig ges(ch)ichtslos. Aus diesem Grund – und wegen der ganz zu Beginn dieses Kapitels erwähnten Nähe zwischen dem Forschungsfeld der narrativen Identität und biographischer Forschung – möchte ich abschließend noch eine Studie etwas ausführlicher darstellen. Genauer handelt es sich um Teilergebnisse des Hagener Forschungsprojekts "Wege durch die Jugendbiographie" (siehe dazu ausführlicher Fuchs-Heinritz, Krüger & Ecarius 1990, Krüger 1991, Krüger & Wensierski 1991, Abels 1993), an denen verdeutlicht werden kann, daß das Herstellen konsistenter Erzählgestalten der Sicherung von Kontinuität in biographischen Selbstdarstellungen dient und daß Jugendliche dies in unterschiedlicher Weise bewerkstelligen.

Für die Bearbeitung der Teilfragestellung, wie Jugendliche "ihren Weg durch die Jugendbiographie zeitlich strukturieren, d.h. ihren Weg vom Kind zum Erwachsenen gehen und welche Rolle dabei Altersorientierungen und Altersnormen spielen" (Krüger & Wensierski 1991, S.242), gehen Heinz-Hermann Krüger und Hans-Jürgen von Wensierski davon aus, daß Jugendliche ihre Entwicklungs-Logiken selbst bestimmen, mindestens daß die Wirksamkeit von Altersnormen aufgehoben oder zumindest verringert erscheint, denn "Alter in biographischer Perspektive ... konstituiert sich in subjektiven Sinnmustern" (a.a.O., S.249), in unterschiedlichen Arten des sich Selbstdefinierens, in der Herstellung eigener Konsistenzen.<sup>77</sup>

Die Autoren unterscheiden – ausgehend von der Analyse narrativ-biographischer Interviews (sensu Schütze 1983) mit 29 Jugendlichen – drei Alterskonzepte, die sie als "kontinuitätsbezogen", "modern-sequenziert" bzw. "individuell" bezeichnen. Das *kontinuitätsbezogene Alterskonzept* wird charakterisiert als äußeren Gegebenheiten folgend. Hier korrespondiert "der biographische Prozeßverlauf ... mit einem Selbstkon-

---

<sup>77</sup> Krüger und Wensierski gehen davon aus, daß Individuen "ihren temporalen Bezugshorizont in Lebensgeschichten haben ... in den beiden Dimensionen der Sequenzialität der aufgeschichteten Erfahrungen einerseits und in den vergangenheits-, gegenwarts- und zukunftsbezogenen Zeithorizonten andererseits" (1991, S.244).

zept, das im Begriff des 'Wachsens' seine zentrale Figur hat" (Krüger & Wensierski 1991, S.254), wobei die Autoren an der Falldarstellung eines Jugendlichen mit dem Codenamen Bruder Phillip betonen, daß "bei ihm kein nativistisches Lebenskonzept im Sinne von Reifung, sondern eine Vorstellung vom Leben im Sinn von Kontinuität, von wenn möglich immer Gleichbleibendem [vorrangig sei]" (a.a.O.). Altersnormen bzw. soziale Zeiterwartungen spielen bei diesem Jugendlichen keine Rolle, statt dessen werden die "zentralen Zeithorizonte seiner Biographie ... durch den Versuch bestimmt, lebenszeitliche Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft in eine Kontinuität zu bringen" (a.a.O., S.245), was etwa in wiederkehrenden – richtiger: als wiederkehrend geschilderten – Ritualen und in der Beständigkeit von Bezugspersonen deutlich werde. Als Besonderheit der Fallgeschichte heben Krüger und Wensierski hervor, daß es sich um einen von äußeren Umständen und Traditionen charakterisierten Lebensweg handele, wobei die Traditionalität bedroht sei, aber durch sein Vorgehen und seine Erzählweise aufrechterhalten werden solle.

Im Rahmen eines zweiten, des *modern-sequenzierten Alterskonzepts* wird am Beispiel eines Interviews mit einer jungen Frau mit dem Codenamen Stephanie Stein "Entwicklung als Prozeß des Erfahrungserwerbs ... [begriffen], der sich an auf Altersphasen bezogenen Maßstäben orientiert ... jedoch nicht in Gestalt normativer Zeiterwartungen etwa in Gestalt von Altersnormen ... vielmehr erscheinen sie in ihrer Lebensgeschichte als altersbezogene Maßstäbe, die sie selber setzt" (a.a.O., S.246). Dabei ist die Jugendliche bemüht, eine "klar sequenzierte Lebensgeschichte in der Reihenfolge lebenszeitlicher Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft zu erzählen. Die in den einzelnen Narrationen thematisierten Ereignisse betonen das Voranschreiten der Persönlichkeitsentwicklung, den Erwerb von neuen Erfahrungen sowie die Kontinuität der Beziehungen zu einigen ... Personen" (a.a.O., S.247). In dieser Fallgeschichte

vollzieht sich die Kontinuitätsidealisierung ... auf der Basis des Prozesses einer sukzessiven voranschreitenden Persönlichkeitsentwicklung und orientiert sich an der Vorstellung einer überschaubaren und planbaren persönlichen Zukunft. Kontinuität, individueller Wandel und klare persönliche Zukunftsorientierungen sind für sie komplementäre Bezugsgrößen jugendlicher Biographierekonstruktion und -konstruktion (a.a.O.),

Schließlich beschreiben Krüger und Wensierski das von ihnen als *individuell* bezeichnete Alterskonzept am Fallbeispiel von Clarke Süßkind durch eine Erzählweise bzw. einen Erzählverlauf, bei dem "er sich von Kind an als autonomes und handlungsfähiges Subjekt darstellt" (a.a.O.). Die Geschichte dieses exemplarisch vorgestellten Jugendlichen wirke wie "eine Aneinanderreihung von Erfolgen im Freizeitbereich ... und zu bestehenden Abenteuern" (a.a.O.), wobei die Autoren vermuten, daß biographische Krisen "durch das Ergreifen von neuen Handlungsinitiativen ... situativ bewältigt [werden]" (a.a.O.). Nach Krüger und Wensierski entspricht diesem "Prozeßverlauf, in dem stets aufs Neue Risiken gesucht und alleine aktiv überwunden werden müssen" (a.a.O., S.247f), ein Selbstkonzept, welches in den wenigen "autobiographischen Kommentierungen" von Seiten dieses Jugendlichen auf "ein höchst individualisiertes Lebensmuster [verweise], das nur auf die eigene Kraft und Stärke bei der Bewältigung von selbstgesetzten Risiken setzt" (a.a.O., S.248). Die Autoren bezeichnen das hier ermittelte Alterskonzept als individuell, "weil gesellschaftliche Alterserwartungen etwa in Gestalt juristischer Altersrechte zwar bekannt [sind –] ... für ... faktisches Verhalten [haben] ... solche sozialen Alterserwartungen jedoch keinerlei Bedeutung" (a.a.O.). In der Fallrekonstruktion zeige sich zudem keine zeitliche Strukturierung,

vielmehr orientiert sich die zeitliche Aufschichtung der biographischen Rekonstruktion ... in zwei konzentrische[n] Kreise[n] ... und mündet nach einer knappen Darstellung der biographischen Krise in eine mit situativen Zeitmarkierern präzise verortete und szenisch breit ausgemalte Darstellung des dreitägigen Aufenthalts in der Fremdenlegion (a.a.O.).

Ebenfalls unthematisiert läßt Clarke mögliche Vorstellungen über seine Zukunft, während die Schilderung der Erlebnisse in der Vergangenheit den Autoren zufolge "nicht im Sinne eines stetigen Kompetenzzuwachs sukzessive aufeinander [aufbauen]" (a.a.O.). Deshalb kommen Krüger und Wensierski zu dem Schluß, die Erzählungen seien aufzufassen "als jeweils voneinander unabhängige Einzelbelege für die Leistungsfähigkeit Clarke's, von Moment zu Moment, von Augenblick zu Augenblick mit den Anforderungen, Brüchen und Überraschungen des Lebens fertig werden zu können" (a.a.O.).

Wenn ich versuche, die von Krüger und Wensierski an biographischen Materialien gewonnenen Alterskonzepte (bzw. die Biographiekonstruktionen von Jugendlichen) narrativ zu "übersetzen", ließe sich etwa das individuelle Alterskonzept – zieht man Wolfgang Kraus hinzu – als Strategie verstehen, mittels derer versucht wird, "situative Beständigkeitserfahrungen aktiv zu organisieren: Der einzelne kann versuchen, den dünner werdenden Faden einer kohärenten Lebensgeschichte dadurch zu stärken, daß er sich situativ und lebensweltlich auf hoch kohärente Teilnarrationen konzentriert" (Kraus 1996, S.224f). Bei dem modern-sequenzierten Alterskonzept, mehr aber noch bei dem kontinuierkeitsbezogenen Alterskonzept würde nach Kraus vermutlich eine "nostalgische Moratoriumsnarration" vorliegen, bei der dem/der Erzählenden "nur noch die *hohle Proklamation der Versöhnung* [bleibt]" (a.a.O., S.224; Herv. im Orig.). Alle drei Alterskonzepte bewegen sich in dem von Kraus als "Erzählung der organisierten Moderne" vorgeschlagenen Narrationstypus, die von ihm als wesentlicher hervorgehobenen Narrationstypen der spätmodernen oder postmodernen Narration sind in einer solchen Logik nicht zu finden.

Zurückgebunden auf die identitätstheoretische Diskussion heißt dies, daß Bemühungen sichtbar werden, Konsistenz für die eigene Biographie bzw. für deren Erzählung herzustellen, wobei m.E. gerade an der Geschichte von Clarke Süßkind gezeigt werden kann, daß selbst im Falle von Inkonsistenz durch die Erzählung diese – im Akt des Erzählens und Begründens – zu einem Verfahren der Konsistenzherzeugung wird. Überlegungen zur wohlgeformten Gestalt einer Geschichte bzw. zur Notwendigkeit, einem Genre gerecht zu werden, einbeziehend, kann also die "Stabilität einer Identität" als narratives Erfordernis begriffen werden, d.h., daß "das Individuum (oder eine sonstige Entität) dazu tendieren [wird], seine Identität beziehungsweise seine Funktion in der Geschichte beizubehalten" (Gergen 1998, S.175). Gergen, der dies als eine "generelle Tendenz" ansieht, macht zwar auch auf "offenkundige Ausnahmen" aufmerksam, merkt aber an, es handele sich dabei "meist um Fälle, in denen die Geschichte gerade diese Veränderung selbst zu erklären versucht" (a.a.O.), einen Gedanken, den Straub wie folgt expliziert:

Im Erzählen erscheint der Lebensvollzug – trotz der permanent wechselnden Geschehnisse – als konsistenter und kontinuierlicher Prozeß, in dem vorläufig Disparates nicht mehr vorkommt, es sei denn als vorläufig Disparates, das es im Fortgang der biographischen Entwicklung und der damit verbundenen Veränderung des Selbstverhältnisses in die Struktur und die Praxis einer geschichtlichen Existenz zu integrieren gilt (Straub 1989, S.162).

Hier scheint mir in mehrerlei Hinsicht eine kritische Distanz notwendig und für die weitere Diskussion fruchtbar zu sein. Zum einen wird – vor allem dann, wenn es um

"Leitlinien des Erzählens", um die "wohlgeformte Erzählung" u.ä. geht und je mehr Berührungspunkte zur traditionellen Identitätsforschung bestehen – die Notwendigkeit und Unumgänglichkeit von Kohärenz und Kontinuität zuungunsten von Diskontinuierlichem, Inkohärentem, von Um- und Abbrüchen oft zu selbstverständlich in den Vordergrund gerückt. Damit soll nicht bestritten werden, daß ein solcher Wunsch nach Kontinuität und Einheit bei den Subjekten vorhanden ist (oder vorhanden sein kann), aber ich halte den Umschlag in ein ausschließliches Votieren für eine für das "Gelingen" von Identität behauptete (innere) Vielstimmigkeit (z.B. im Sinne der Patchwork-Identität) für nicht autoritativer als das Gegenbild einer – ebenfalls ausschließlichen – Integrationsperspektive.<sup>78</sup> Insoweit ist m.E. mit Straub anzuerkennen, daß sich entgegen den weiterhin vorherrschenden Polarisierungen neben dem Insistieren auf Einheitlichkeit in den aktuellen (sozialwissenschaftlichen) Debatten

das Interesse an Diskontinuität [findet], neben das Interesse an Identität tritt das Interesse an Distanz, Ambiguität, Ambivalenz oder Polyvalenz, kurz: an einer Vielfalt, die sich auch in narrativen Selbstthematisierungen nicht mehr zwanglos zur Kontinuität und Einheit verbürgenden Identität integrieren läßt (Straub 1989, S.165f).

Es sind die Grenzen der Erzählung und des Erzählbaren, "die narrativ nicht harmonisierbaren Brüche im Lebenszusammenhang ... für das psychologische Verständnis eines Menschen ebenso wichtig wie die Beachtung der narrativ konstruierten Zusammenhänge, die die in der Zeit versprengten Erfahrungen zur Einheit einer (Lebens-) Geschichte verbinden" (a.a.O., S.168f). Straub führt weiter aus:

Grenzen des Erzählbaren werden im Akt der Erzählung sichtbar ... Dann mag in der Erzählung von Zufällen die Rede sein, von Widerfahrnissen und Widerspruchserfahrungen, die vielleicht im Erzählen in den Kontext eines geschichtlichen Prozesses gestellt werden können, ohne jedoch ihre eigentliche Charakteristik zu verlieren: Sie bleiben Störungen, Nicht-Identisches, und sie werden in der Erzählung als solches thematisiert (a.a.O., S.167).

Auch hier gilt es, ein Entweder-Oder zu vermeiden, denn die letzten Ausführungen dürfen nicht dahingehend mißverstanden werden, daß "Kontinuität und damit Identität ... allein ein Produkt subjektiver Konstitutionsleistungen [ist]" (Straub 1991, S.60): Erstens gibt es "eine Art psychologisch verstehbarer Widerständigkeit auch noch vergangener Wirklichkeiten, die sich dem Bedürfnis nach Kontinuität widersetzen" (a.a.O.); zum zweiten kann die Herstellung von Kontinuität nicht allein "von der Integrationskraft gegenwärtiger Reflexionen abhängig gemacht werden" (Anghehrn, S.327; zit. nach a.a.O.). In dem hier umrissenen Sinne sollte das Konzept der narrativen Konsistenzherstellung (und Kontinuitätssicherung) nicht überstrapaziert werden. Ebenso sollte nicht selbstverständlich davon ausgegangen werden,

daß die autobiographische Erinnerung und Erzählung, d.h. die sprachlich und in bildartigen Imaginationen vergegenwärtigte Vergangenheit eines Menschen in jedem Falle eine (tragfähige) Identität zu konstituieren und zu artikulieren vermag (oder diesen Konstituierungsprozeß zumindest 'unterstützt' und fördert), wenn wir unter 'Identität' jene Form des Selbstverständnisses eines Subjektes verstehen wollen, die unter anderem eben durch den Begriff Kontinuität definiert ist. In autobiographischen Erinnerungen und Erzählungen können Erlebnisse zur Sprache kommen, die

---

<sup>78</sup> So charakterisiert etwa Spence Christopher Bollas Position, die für die erste von mir skizzierte Haltung stehen mag, wie folgt: "In der Überzeugung, geistige Gesundheit erfordere Toleranz für eine Vielfalt von inneren Zuständen, stellt er [Bollas] die Behauptung auf, daß es für viele Menschen einfacher sei, die widersprüchlichen Stimmen zum Schweigen zu bringen und sich zu einer, wie er es nennt, faschistischen Geisteshaltung zu entschließen: *eine Stimme, eine These*" (Spence 1998, S.203, Herv. im Orig.).

unter geradezu gegenläufigen Aspekten betrachtet werden müssen. Die Erinnerung vergangener Erlebnisse kann dem Versuch der Identitätsbildung und Identitätspräsentation zuwiderlaufen. Dies hängt ... damit zusammen, daß sich bestimmte Erlebnisse – etwa sogenannte 'traumatische' Erlebnisse – der Kontinuitätsstiftenden Integration in einen narrativ konstituierten biographischen Sinnzusammenhang gleichsam widersetzen (Straub 1991, S.60f).

Und wie für Vergangenes, läßt "sich für zukunftsbezogene Erwartungen sagen: auch sie können Kontinuitätserwartungen und die daran gekoppelten Identitätsbildungsprozesse stören, behindern oder verhindern" (a.a.O., S.61).

Ein weiteres, worauf ich hinweisen möchte, ist, daß nach Krüger und Wensierski die Ergebnisse ihrer Studie gegen die Annahme einer fatalistischen Selbstfragmentierung, wie sie etwa mit Cavalli (1988; siehe mein Kapitel III.2.1.2) gelesen werden könnten, sprechen.<sup>79</sup> Entgegen dem bei den Autoren teilweise unterliegenden Selbstgestaltungs-optimismus halte ich jedoch für bedenkenswert, daß Individuen Altersnormen, die auch als kulturelle Kodes zu begreifen sind, zwar ihre Gültigkeit, und damit auch ihre Regulierungskraft, absprechen können, gleichwohl bleiben diese als Bezugssystem weiterhin wirksam – und sei es im Rahmen eines Anti-Diskurses: Es gibt kein Jenseits des gesellschaftlich-kulturell Verfügbaren, doch scheint dies, wenn der Fokus auf eine individuelle Selbstregulierungskraft unabhängig von gesellschaftlichen Angeboten und Begrenzungen gerichtet wird, zumindest tendenziell ausgeblendet zu werden.

Hervorhebenswert erscheint mir in diesem Zusammenhang schließlich noch ein dritter Aspekt, mit dem ich meine Ausführungen zur narrativen Konstruktion von Identität beenden möchte: die Wandelbarkeit von Erzählungen bzw. die Gestaltbarkeit von Geschichten bei dem Versuch des sich Selbsterzählens. Den hierzu im vorangegangenen skizzierten Überlegungen folgend gehe ich davon aus, daß sich die (Re-) Konstruktion von Identität nicht nur durch die Inhalte von Geschichte(n) vollzieht, sondern auch durch (individuell genutzte und kulturell bereitgestellte) Formen. Hier einte die in diesem Kapitel erwähnten Autor(inn)en trotz wechselnder Perspektiven auf Plots, Gattungen oder Erzählformen die Vorstellung, daß es nicht (immer) frei wählbare Geschichten (und dazu gehörige Erzählweisen) sind, über die Erzählende sich entwerfen und darstellen, sondern daß diese auf den Fundus an (kulturell) bestehenden Geschichten rekurren: Der oder die Erzählende kann "die Rolle akzeptieren, die ihm durch jenen Plot zugewiesen wird, welchen die herrschende Kultur für Leute seines Geschlechts, seiner sozialen Stellung vorbereitet hat – oder er mag den zugewiesenen Plot überarbeiten oder umgestalten und so eine neuartige personale Identität begründen" (Polkinghorne 1998, S.26): Subjekte verarbeiten in ihren Erzählungen Lebensereignisse, sind aber bei deren Gestaltung nicht frei, sondern sie bedienen sich

---

<sup>79</sup> Mit dem "individuellen" Alterskonzept, das für eine "moderne" Lebensführung bzw. Lebensdeutung steht, wenden sich Krüger und Wensierski gegen Befunde eines "time-off" und auch gegen die "Eigendestrukturierung" (1991, S.250), da sie davon ausgehen, daß "der Ablauf ... einer eigenen höchst subjektiven individuellen Zeitlichkeit [folgt]" (a.a.O.) bzw. daß Kontinuität sich "als Ausdruck eines individualisierten Lebensmusters [erweise], als Selbstgewißheit des Individuums, auch in einer unüberschaubaren Zukunft Überraschungen und Diskontinuitäten bewältigen zu können" (a.a.O., S.251). Mit Rücksicht auf ihre eigenen Befunde kommen sie zu dem Schluß, daß trotz "einer an chronologischem Alter orientierten Verzeitlichung des Lebens [bedingt durch Institutionalisierungsprozesse] ... keineswegs eine gestiegene Bedeutung von Alterskategorien in biographischen Rekonstruktionen" (a.a.O., S.249) zu verzeichnen sei. Damit erweisen sich Konzepte von Lebenszeit, die diese "Zeit in linearer Sukzession verstehen und orientiert an chronologischen Altersmarken [bleiben] ... für biographische Fragestellungen als wenig fruchtbar" (a.a.O.).

vorliegender Geschichten und Erzählformen, in denen verschiedene Rollen (Subjekt-positionen) angeboten werden. Erzählungen (und die in diesen Erzählungen eingebetteten Projektierungen und Verarbeitungsweisen lebensgeschichtlicher Ereignisse) werden nicht in einen sinnleeren Raum hinein entworfen, sondern sie beziehen sich (und sei es unter der Hand) auf öffentliche – narrative – Diskurse; (Selbst-) Erzählungen basieren auf kulturellen Schablonen, von denen sie nicht losgelöst betrachtet werden können und dürfen. Gleichwohl handelt es sich dabei keineswegs um ein bloßes "Nacherzählen", eine wichtige Differenz, auf die etwa Bruner (1998) aufmerksam macht, wenn er den Plot einer Erzählung von deren "Fabel" und Erzählweise, dem Sujet, trennt und anmerkt, "daß eine erfinderische, innovative Erzählsprache nicht nur neue Fabeln hervorbringt, sondern auch vorher vertraute *plots* in fragwürdige verwandelt, indem sie (auch für diese) neuartige Interpretationen erzwingt" (Bruner 1998, S.62; Herv. im Orig.). Ganz ähnlich argumentiert Polkinghorne: "Allerdings haben Menschen auch die innovative und schöpferische Fähigkeit, neue Begriffe und Plots zu bilden. Damit besteht die narrative Tätigkeit nicht nur in der Reproduktion kulturell verfügbarer, sondern auch in der Produktion neuer Plots" (1998, S.20). Gegen ein bloßes Nacherzählen spricht auch, daß es sich nicht um Erlebnisse handelt, sondern um erinnerte und in Worte gefaßte Erlebnisse, die eine Geschichte ausmachen. Dies verweist gleichermaßen auf das Moment der Herstellung (bzw. der Neu-Herstellung) wie auf das der Aneignung der eigenen Geschichte, auf deren sich Verfügbarmachen über Geschichten.

## 5 Präzisierung der Forschungsfragen: Identität – mehr als nur ein Wort

Entlang meiner Ausführungen zur Identitätsdebatte gehe ich in Übereinstimmung mit vielen anderen Autor(inn)en davon aus, daß Identitätsentwicklung sich erheblich erschwert hat, zuweilen sogar ein in sich stimmiger Selbstentwurf unmöglich erscheinen mag angesichts unterschiedlichster (Sinn-) Angebote (bzw. deren Vorenthaltung durch gesellschaftsstrukturelle Einschränkungen wie etwa [Jugend-] Arbeitslosigkeit). Doch trotz Individualisierung und Pluralität/Diversifikation bleibt die Aufgabe für jedes einzelne Subjekt bestehen, nicht nur aus diesem Fundus auszuwählen, sondern für sich zu entscheiden, wer er/sie sein will: Weder ist Identität den Subjekten einfach gegeben, noch ist davon auszugehen, daß Subjekte es aufgeben hätten, Identität herzustellen. Es kann sogar gemutmaßt werden, daß ein gegenteiliger Effekt eingetreten sein könnte, daß nämlich in dem Maße, wie es unmöglich wird, Identität über ein stabiles, antizipierbares Außen (und Äußeres) herzustellen, die Bedeutung von (innerer) Stimmigkeit (Kohärenz) für die Subjekte gewachsen ist (oder daß sich unsere Sicht darauf gewandelt hat, da die innere Stimmigkeit vor allem dann in den Fokus geraten dürfte, wenn ein Außen diese Kohärenz nicht nur nicht [mehr] bietet, sondern teilweise sogar in Frage stellt). Deshalb sollte und darf in einer – theoretischen und vor allem empirischen – Beschäftigung mit Identität und mit Strategien der Kohärenzsicherung nicht die eine Perspektive die andere dominieren, d.h. es ist nicht nur danach Ausschau zu halten, wie Subjekte Kohärenz und Kontinuität herstellen und bewahren, sondern auch Nicht-Kohärentes muß mit in den Blick genommen werden; es gilt Kontinuität ebenso zu beachten wie das Nicht-Kontinuierliche.

Identität ist also nicht ein für alle mal (nicht-) vorhanden bzw. gegeben, sondern sie muß (situativ) immer wieder (neu) hergestellt werden, indem aus dem Strom des Le-

bens, der Widerfahrnisse, des Erhofften und Befürchteten immer wieder ein neues Ensemble von Bestimmungsmomenten gewählt wird, mittels derer Subjekte versuchen, sich (bis auf weiteres) als der/die eine zu (re-) konstituieren und sich ihrer selbst und anderer zu vergewissern. Gleichwohl ist Identität nicht per se thematisch (den Subjekten unentwegt "bewußt"), sondern sie wird in spezifischen Situationen virulent, Situationen, in denen ein Subjekt sich veranlaßt sieht, Gegebenes/Bisheriges zu überprüfen, sich zu erinnern und zu reflektieren, zu erzählen. Indem die Subjekte sich erinnern, ihre Erinnerungen einordnen und erzählen, bemächtigen sie sich ihrer Geschichte, und über die Aneignung ihrer Geschichte(n) gewinnen (und bewahren) sie ein Gefühl ihrer Selbstheit und ihres (Geworden-) Seins.

Die Adoleszenz gilt aufgrund ihrer vielfältigen Anforderungen – nicht erst, aber ganz besonders – seit Erikson als eine Phase, in der es aufgrund der (körperlichen, kognitiven und emotionalen) Veränderungen vermehrt zu solchen identitätsrelevanten Fragen kommt. Von daher bietet es sich an, Jugendliche zum Gegenstand der Identitätsforschung zu machen, und zwar vor allem dann, wenn wenig explorierte Bezüge Ziel der Untersuchung sind. So schreibt Wolfgang Kraus in bezug auf seine empirische Studie "Das erzählte Selbst":

Eine Untersuchung, die sowohl konzeptuell als auch methodisch einen explorativen Status hat, tut gut daran, eine Population zu wählen, über die empirisch wie theoretisch eine Vielzahl von Vorarbeiten vorhanden ist. Für die Identitätsbildung ist das die Altersgruppe der Adoleszenten, zu deren zentralem Entwicklungsthema nach Erikson die Identitätsbildung gehört. Ich kann davon ausgehen, daß, was immer das Ergebnis dieser Studie sein wird, es in einem weiten Feld psychologischer, soziologischer und pädagogischer Diskussion zu dieser Frage Resonanz finden kann ... Die stabile Basis habe ich also in diesem Fall weder in der Theorie noch in der Methode, sondern im elaborierten Kontext der Adoleszenzforschung (Kraus 1996, S.186).

Das konzeptuell und methodisch Neue meiner eigenen Blickrichtung und Untersuchung ist in den gerade erwähnten Elementen bzw. in deren Verknüpfung bereits angerissen: Es sind Individualisierung, Narration und Identitätsbildung im Jugendalter, die ich unter einer entwicklungspsychologischen Perspektive gemeinsam zu denken und mittels qualitativer Verfahren zu erforschen versuche. Insoweit verstehe ich Adoleszenz nicht nur als einen wichtigen Zugang zur Identitätsforschung, ich gehe umgekehrt auch davon aus, daß mit der Wahl der Untersuchungsgruppe ein bestimmter Fokus festgelegt ist, denn wenn ich eine spezifische (Alters-) Gruppe zum Thema mache, dann liegen spezifische Fragenkomplexe nahe, um Identität zu thematisieren. Auch beinhaltet die Entscheidung für qualitative Verfahren nicht einfach nur eine bestimmte Methodenwahl, sondern es geht viel grundsätzlicher um einen Forschungsstil, ein Paradigma, für das von Beginn an die "Sicht des Subjekts" (Bergold & Flick 1987) – des forschenden und des beforschten – eine zentrale Rolle spielte und das ich aufgrund der hier zugrunde liegenden Prämissen, Menschen- und Weltbildannahmen für die Human- und Sozialwissenschaften für angemessen halte. (Ich komme in Kapitel IV.1 ausführlich darauf zurück.)

Bereits in Kapitel II. habe ich in diesem Sinne auf die notwendige Wendung zur "Innensicht" aufmerksam gemacht, die etwa Helmut Fend (1990) für die entwicklungspsychologische Jugendforschung annimmt. Dies bedeutet zunächst, im Zuge der Adoleszenzforschung von Jugendlichen selbst erfahren zu wollen, wie sie sich in ihrem Jugendlich(geworden)sein begreifen, welche Erfahrungen sie auf dem Weg vom Kind zum Erwachsensein hin gemacht haben, machen und machen wollen (bzw. ob sie dies überhaupt als einen solchen "Weg" begreifen). Mit einer solchen Akzentuierung

binde ich meine Studie – trotz der in Kapitel II.2.1.2.1 geäußerten Kritik am typologisierenden Umgang – an jene Arbeiten an, die in Erfahrung bringen wollen, wie Jugendlichsein von den jugendlichen Subjekten selbst erlebt und entworfen wird und worauf sie dabei zurückgreifen (Freizeit, Arbeit, Freund[inn]e[n], Familie etc.). Denn auch in der Identitätsforschung geht es um die immer zentraler werdende Forderung nach einer lebensweltlichen Orientierung; "die Frage nach der subjektiven Relevanz eines Gegenstandsbereiches für das Individuum" (Kraus 1991, S.3) bildet den "notwendige[n] Anfang jeder Identitätsforschung" (a.a.O.).

Dabei scheint mir entsprechend meiner Ausführungen zur narrativen Identität ein (empirisch) fruchtbares Vorgehen, die Erzählung selbst als einen Prozeß und ein Produkt des Sich-Herstellens als Subjekt zu begreifen und sie – ihre inhaltlichen und formalen Elemente – als Anker für die Analyse zu nutzen, um unter einer entwicklungspsychologischen Perspektive zu verstehen, wie für je konkrete Jugendliche im Fortschreiben ihrer Entwicklungsgeschichte sich die Marker des Jugendlichwerdens bzw. Jugendlich(geworden)seins und des (auch antizipierten) Erwachsenwerdens wandeln. Ausgehend von der Annahme, daß Subjekte (sich) auf je bestimmte Weise (als neu/anders oder immer der- oder dieselbe) erzählen (müssen), sind mich interessierende Fragen: welche Bezugspunkte sie für ihre Erzählungen hinzuziehen; als wer oder was sie sich erzählen (oder mit Bruner gesprochen: welche Subjektposition sie einnehmen, also etwa als gestaltendes oder als das "Schicksal" ertragendes Subjekt); welche Vorstellungen sie mit (ihrem) Kind-, Jugend-, Erwachsensein verbinden; welche Elemente der Kohärenzproduktion sie zwischen dem Gestern, Heute und Morgen verwenden. Hier sind besonders zwei Aspekte wesentlich: Erstens, ob es konstante Geschichten gibt, "um die herum" Jugendliche sich erzählen, was der Kern dieser Geschichten ist, die sie (sich und anderen) präsentieren, und ob sie im Zuge des Geschichtenerzählens die Gleichen (geblieben) sind. Ein zweites Augenmerk gilt der Frage, wie die Erzählenden mit in den und zwischen den Geschichten aufgeworfenen Diskrepanzen und Widersprüchen umgehen. So stellt sich bezogen auf die Identitätsthematik die Frage, wann und aus welchen Gründen Subjekte sich genötigt sehen, die eigene Biographie bzw. bestimmte Teilelemente der eigenen Biographie neu zu interpretieren, um Vergangenheit, Gegenwart und antizipierte Zukunft in ein (bis auf weiteres) "stimmiges Ganzes" zu bringen und wie sie in der Erzählung mit (Nicht-) Dazugehörigem verfahren. Wenn Kohärenz eine hervorgehobene Bedeutung hat, dann wäre zu erwarten, daß Subjekte Widersprüche in ihren Geschichten nicht zulassen können, sondern Modi finden, diese aufzulösen. Hier ist von Interesse, wie etwa die interpretative Integration von Widersprüchen, von biographischen Verletzungen verläuft, ob und welche Ausparungen, Verleugnungen und Uminterpretationen ganzer Lebenssegmente vorgenommen werden auch im Lichte wechselnder Zukunftsantizipationen und deren Einflußnahme auf die Gegenwarts- und Vergangenheits(re)konstruktion.

Ich wähle den Zugang über die individuelle(n) Geschichte(n) (und deren Verarbeitungs- und Herstellungsweisen) als Bezugspunkt, um Verkürzungen der Identitätsdiskussion zu überwinden, wenn sie sich etwa auf das "Ergebnis Identität" zentriert bzw. wenn polarisierend und normativ "gute" oder "schlechte" Identitätsausgänge formuliert und vorausgesetzt (!) werden, statt Identität als Produkt, Prozeß und "Ereignis" zu verstehen. Bei der Orientierung auf das "Ich als Geschichten-Erzähler" und damit auf "Identität als Erzählung auf die Frage wer bin ich", die innerhalb einer sozialwissenschaftlichen bzw. kulturwissenschaftlichen Psychologie noch recht jung ist und in der die Analyse von Narrationen, die aus Überlegungen zur narrativen Identität folgt, "in



den Sozialwissenschaften erst am Anfang" (Kraus 1996, S.242) steht, ist mir vor allem wichtig, nicht nur anzuerkennen, was ich zuvor mit dem Konzept der Nachträglichkeit beschrieben habe, sondern diese Umschriften tatsächlich auch genau zu betrachten. Denn erst wenn untersucht wird, wie eine Geschichte erzählt und umgeschrieben wird, läßt sich zusätzlich in Erfahrung bringen, wie (und möglicherweise: warum) jemand sich im Rahmen dieses "Umschreibens" bzw. "Umerzählens" neu konstituiert/konstruiert.

Wegen der Neuheit dieser Perspektive für die Identitätsforschung, aber vor allem für die entwicklungspsychologische Beschäftigung mit jugendlicher Identität, möchte ich hier noch einige Gründe anmerken, warum ich in meinen empirischen Bemühungen den Blick darauf richte, wie die Herstellung von Identität im Jugendalter in und über Geschichten und Erzählungen vollzogen wird.

- Anliegen von Identitätsforschung muß die Einführung einer Perspektive sein, die ermöglicht, Identität in ihren unterschiedlichen Facettierungen zu fassen, ohne zugleich deren grundlegende Bestimmungsmerkmale – (das Gefühl von) Kohärenz und Kontinuität – zu unterlaufen oder sich auf eine von außen vollzogene Zuschreibung von (Nicht-) Identität zu beschränken. Mit Zuschreibungen wie Identitätsdiffusion o.ä. sollte deshalb auch nur sehr behutsam operiert werden, weil mit ihnen verloren gehen kann, worin möglicherweise ein innerer (bzw.: biographischer) Sinn für die Subjekte liegt. Anhand von und in Erzählungen können – was gerade unter einer entwicklungspsychologischen Perspektive interessant ist – "Erfahrungen (Handlungen, Widerfahrnisse, Deutungsmuster, Orientierungen, Motive etc.) nicht als isolierte und punktuelle Phänomene, sondern als Bestandteile eines lebensgeschichtlichen Zusammenhangs, der zeitlich strukturiert ist" (Straub 1989, S.115), thematisiert werden. Schon früh hat innerhalb der Psychologie Hans Thomae auf die Vorzüge einer biographischen Analyse und Methodik aufmerksam gemacht, "weil sie nicht ein einzelnes Phänomen im Zeitquerschnitt beleuchtet, sondern die Einbettung eines Erlebens ... oder [einer] Verhaltensweise in den Strom des seelischen Geschehens zu erfassen gestattet und damit sowohl die Hintergründe wie die Auswirkungen dieses Vorganges erhellt" (Thomae 1956, S.134). Dabei lassen sich, wie etwa Tilmann Habermas (1997, S.249) betont hat, "Erzählbrüche als Hinweise auf Abwehrmechanismen deuten", und "ausgewählte Erinnerungen wie früheste, wichtigste, schönste und schlimmste oder selbstdefinierte Erinnerungen" geben Aufschlüsse über "dominante Motive ..., zentrale Ziele ..., Lebensthemen" (a.a.O.).

- Das Inbeziehungsetzen von Identität und Erzählung ermöglicht einen empirischen Zugang zu einem sonst schwer faßbaren Gegenstand. Hier gehe ich mit Jürgen Straub davon aus, daß "erzählende Darstellungen von Prozessen ... kognitive Rekonstruktionen von Zustandsveränderungen, Transformationen oder Übergängen [sind], deren Kenntnis für das Verständnis dessen, was geworden ist (und vielleicht heute noch ist) von zentraler Bedeutung sein kann" (Straub 1989, S.138). Im Erzählen drückt sich ein Bemühen aus, überhaupt erst sich (und das eigene Leben) kohärent und konsistent zu entwerfen. Und weil ein Subjekt erst im Erzählen von Geschichten (über sich selbst) dazu gelangt, der Vielfalt von Eindrücken und Erfahrungen "eine gewisse[...] Struktur, vielleicht sogar einen Sinn" (Ernst 1996, S.202, zit.n. Keupp 1997d, S.44) zu geben, ist nach Manfred Zauem (1997, S.161) die "erzählerische 'Lösung' ... aussagekräftig für die gegenwärtige Identitätskonstruktion des Erzählers". In seiner eigenen Untersuchung zur Schizophrenie führt er weiter aus: "Die Art, wie jemand seine narra-

tive Identität konstruiert, wie sich jemand in die Zeit und den sozialen Raum hineinplaziert, bestimmt ganz entscheidend, ob die gegenwärtige Position schwer revidierbar festgeschrieben (d.h. 'chronisch') ist, oder ob biographische Modifikationen denkbar erscheinen" (a.a.O.). Auf die Lesbarkeit von Erzählungen – bezogen auf die "Frage der Kohärenz der Narrationen" (Kraus 1996, S.241) – verweist auch Wolfgang Kraus, da, wer etwa

bei 'Adam und Eva' anfängt, ... mit dem 'jüngsten Gericht' aufhören [muß]. Er steht in einem langen Erzählbogen, der in hohem Maße vorbestimmt ist. Wer dagegen mit einer situativen Orientierung erzählt, schafft sich die Möglichkeit der Um- und Neuerzählung. Auch das hat allerdings seinen Preis, nämlich möglicherweise den Verlust von Kontinuitäts Erfahrungen" (a.a.O., S.244).

In diesem Zusammenhang konzentrierten sich die Forschenden zunehmend "nicht nur auf den Inhalt, sondern auch auf die Form der Erzählung ..., das Erzählen wird also als der zu beschreibende Gegenstand selbst behandelt und nicht nur als ein sozusagen 'transparentes Medium'" (Bruner 1997, S.122).

- Ein Aspekt der Zuwendung zur Identitätskonstruktion über Narrationen erscheint unter einer entwicklungspsychologischen Perspektive besonders relevant: Jerome Bruner hat im Rahmen seiner autobiographischen Studien darauf verwiesen, daß Erzählungen auch erlauben, "daß wir Menschen beim aktiven Konstruieren einer longitudinalen Version des eigenen Ich [zuhören]" (1997, S.128). So zielt dieses Vorgehen darauf, Identität zugleich als (Zwischen-) Produkt und Prozeß beschreibbar und verstehbar zu machen eingedenk der immer lauter werdenden Kritik daran, daß Entwicklungspsychologie ihren eigentlichen Gegenstand – Veränderung, Transformation, Prozesse – in empirischen Arbeiten kaum erreicht und faßbar machen kann. Entwicklungspsychologie geriert sich zunehmend als Nicht-Entwicklungspsychologie (vgl. dazu ausführlich etwa Valsiner 1997<sup>2</sup>), und selbst in längsschnittlichen Untersuchungen liegt der Fokus auf Unterschieden zwischen zwei (oder mehreren) Meßzeitpunkten, nicht aber darauf, wie ein Phänomen von einem "Zustand" (bzw. wohl richtiger: Prozeßgeschehen) in den nächsten "Zustand" (bzw.: in ein anderes Prozeßgeschehen) transformiert wird. Auch deshalb haben in jüngster Zeit innerhalb der Entwicklungspsychologie mikrogenetische Ansätze an Bedeutung gewonnen, die erlauben, "den Prozeßcharakter von Entwicklung zu erhalten (versus zu zerstören)" (Josephs 1997, S.14). Arbeiten in diesem Feld greifen auf alte und bewährte Traditionen zurück (erwähnt werden in diesem Zusammenhang immer wieder die Arbeiten von Sander zur Aktualgenese; zu den Arbeiten von Heinz Werner und deren Beitrag für eine entwicklungspsychologische Forschung vgl. etwa Görlitz 1998). Gleichwohl sind diese Bemühungen insgesamt immer noch sehr selten:

Allgemein gesehen haben mikrogenetische Ansätze jedoch – unverständlicherweise – einen schweren Stand in der gegenwärtigen Entwicklungspsychologie und werden häufig aufgrund ihres qualitativen Vorgehens als zu 'weich' und zu 'interpretativ' abgetan. Natürlich sind mikrogenetische Ansätze kein Allheilmittel, schließlich bleibt zu fragen, wie Mikrogenese und Ontogenese miteinander zusammenhängen, eine Frage, der notwendigerweise nachgegangen werden muß. Doch zumindest steht die Prozeßanalyse und damit die explizite Entwicklungsperspektive auf ihrem Programm (Josephs 1997, S.15).

Mit der letzten Anmerkung sind auch einige zentrale forschungsmethod(log)ische Bestimmungen genannt, will (und soll) Identitätsforschung den Ansprüchen einer (entwicklungs-) psychologischen Forschung genügen und die Prozeßhaftigkeit des Entwicklungsgeschehens als Thema erhalten. Für Identität als dynamischen Prozeß gehe

ich mit Jürgen Straub davon aus, daß "Skalen und andere geschlossene Verfahren ... der sogenannten Selbstkonzept-Forschung" (Straub 1991, S.54) ungeeignet sind, denn diese verfehlen nicht nur die Notwendigkeit, "die für die Identitätsbildung zentrale subjektive Bedeutsamkeit und Betroffenheit eines Gegenstandes für das Subjekt zu erfassen" (Kraus 1991, S.2), sondern sie genügen auch der gerade unter einer entwicklungspsychologischen Perspektive notwendigen Analyse von Prozessualität und Transformation nicht. Auch Haußer, der in seinem Band "Identitätspsychologie" ein Fülle an Befunden aus empirischen Arbeiten vorstellt, die auf der konventionellen Methodik basieren, konstatiert, diese seien "weitgehend festgelegt und festgefahren in Form geschlossener Fragebogenskalen" (Haußer 1995, S.119). Er kommt zu dem Schluß, es bestehe die

Berechtigung zu der Annahme, daß sich die Selbstkonzeptforschung bei der traditionellen Methodologie geschlossener und von sich aus generalisierender Erhebungsmethoden den systematischen Fehler einhandelt, daß in ihren Forschungsergebnissen Selbstkonzepte als stärker generalisiert über Zeit und Bereiche erscheinen, als sie es in der psychischen Wirklichkeit sind" (a.a.O., S.122; Herv. im Orig. unberücksichtigt gelassen).

Deshalb scheinen sowohl für die Erhebungssituation als auch für die Auswertung des Materials offene Verfahren notwendig, um Zeitlichkeit und Entwicklung in ihrer Prozeßhaftigkeit überhaupt abbilden zu können. Wird dies mißachtet und werden Entwicklungsprozesse "– noch vor jeder detaillierten Darstellung – in isolierbare, 'operationalisierbare' und (möglichst) quantifizierbare Variablen 'zerlegt', um schließlich deduktiv-nomologisch oder induktiv-statistisch erklärt werden zu können ... [dann] ist die Dimension Zeit im Grunde aus den Beschreibungen der Entwicklungspsychologie eliminiert" (Straub 1989, S.116). Für die Planung meiner eigenen Studie folgt daraus die Entscheidung für ein Vorgehen, das mir im Detail erlaubt, mich in die Erzähl-, Darstellungs- und Gestaltungslogik der Geschichte(n) von Jugendlichen hineinzubegeben und zu betrachten, wie er/sie seine/ihre Geschichte zeitlich lokalisiert und aufbaut, die (Interview-) Zeit nutzt (bzw. im Interview handelt) und seine/ihre Geschichte(n) erzählt, auch deren Neu-/Umschreibung vollzieht. Ersteres fordert eine ausführliche Auseinandersetzung mit empirischem Datenmaterial, letzteres eine zumindest nochmalige Erhebung, entlang derer Einblick in die mögliche Neugestaltung genommen werden kann.

## IV. Methodische Konzeption und Durchführung der Untersuchung

Im vorangegangenen Kapitel habe ich mit der Konkretisierung meiner Forschungsfrage bereits Hinweise darauf gegeben, warum ich die (erzählerische) Herstellung von Identität im Rahmen einer qualitativ-empirischen Studie bearbeiten werde. Die qualitative Forschung hat in den letzten zwei Jahrzehnten eine Blüte erfahren, teilweise wird von ihrer Renaissance gesprochen. Nachdem sich zunächst vornehmlich nicht-psychologische Wissenschaftler(innen) um eine Fruchtbarmachung qualitativer Denk- und Vorgehensweisen bemühten – initial die "Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen" (1973), in deren Gefolge weitere Methodologien insbesondere aus dem anglo-amerikanischen Raum (re-) importiert wurden (vgl. z.B. Hopf & Weingarten 1979) –, hat ein solches "qualitatives Denken" (Mayring 1993<sup>2</sup>) nach und nach auch Eingang in die psychologische Diskussion gefunden, anfangs wiederum den Bemühungen einzelner Wissenschaftler(innen), etwa Gerd Jüttemann (1985), z.T. gemeinsam mit Hans Thomae (Jüttemann & Thomae 1987), geschuldet.<sup>1</sup>

Im folgenden sollen zunächst einige zentrale Forschungslinien, Prämissen und Implikationen qualitativer (Jugend-) Forschung diskutiert werden (Kap. IV.1), bevor ich die für die von mir durchgeführte empirische Studie relevanten methodischen Überlegungen und vollzogenen Arbeitsschritte vorstelle (Kap. IV.2).

### 1 Das qualitative Paradigma

Da es mir im vorliegenden Zusammenhang nicht allgemein um eine Skizze qualitativer Forschung geht, sondern um die Rezeption und Anwendung eines qualitativen Forschungsstils und qualitativer Verfahren in Teilen der Jugendforschung und um daraus ableitbare Konsequenzen für meine eigene Forschungsarbeit, werde ich zunächst den Stand qualitativer Jugendforschung und die hier zentrale Bemühung um eine Abgrenzung von einer nach wie vor vorherrschenden quantifizierenden Forschungsorien-

---

<sup>1</sup> In der Literatur wird übereinstimmend, wenn die Geschichte der qualitativen Sozialforschung in ihrer jüngeren Vergangenheit nachgezeichnet wird, auf zwei Phasen aufmerksam gemacht. Die eine kann in Anlehnung an Lüders und Reichertz als "Etablierungsphase" bezeichnet werden, in der zum einen politisch-emanzipatorisch begründete Ansätze hinsichtlich einer "subjektivitäts- und betroffenenorientierten Sozialforschung" (1986, S.90) beerbt und (insbesondere im Kontext der Pädagogik) an die Tradition der Aktions- und Handlungsforschung angeknüpft wurde. Zum anderen wurde hier seit Ende der 60er Jahre eine verstärkte Auseinandersetzung mit quantifizierenden Methodologien geführt, in deren Verlauf nach einer Phase des (Re-) Imports und der Rezeption phänomenologischer, ethnographischer und interaktionistischer Ansätze verschiedene, relativ eigenständige Forschungsstile (etwa die objektive Hermeneutik von Oevermann oder der narrationstheoretische Ansatz von Schütze) entwickelt wurden. Davon abheben läßt sich eine zweite Phase, die sich mehr durch das Interesse an konkreter empirischer Projektarbeit denn an metatheoretischen Debatten auszeichnet. Innerhalb dieser bis heute anhaltenden Phase lassen sich m.E. einige Schwerpunktsetzungen ausmachen, so u.a. die Verschiebung des method(olog)ischen Fokus von der Datenerhebung auf die Datenauswertung, ein verstärktes Bemühen um die Kombination qualitativer und quantitativer Verfahren (teilweise auch als Triangulation bezeichnet) statt der in der ersten Phase vorherrschenden methodologischen Abgrenzung, sowie die Entwicklung und der Einsatz von computergestützten Auswertungsverfahren (zur Geschichte und Entwicklung qualitativer Sozialforschung siehe auch Hopf & Müller 1994, Kleining 1991).

tierung darstellen, bevor ich einige wesentliche "paradigmatische Gemeinsamkeiten" (Legewie 1991) qualitativer (Jugend-) Forschung – das "Prinzip der Offenheit" und das "Prinzip der Kommunikation" – skizziere und an diese anschließende (veränderte) Vorstellungen über Gütekriterien wissenschaftlichen Arbeitens.

### *1.1 Qualitative Jugendforschung: Kontroversen zwischen qualitativen und quantitativen Herangehensweisen und einige daraus resultierende Schwierigkeiten*

Die (Wieder-) Entdeckung einer qualitativen Orientierung ist – wenngleich eher zögernd – auch für die Jugend-(Entwicklungs-)Psychologie zu verzeichnen, nachdem "qualitative Forschungsmethoden ... vor allem in der Jugendpsychologie und Jugendpädagogik der 20er Jahre eine erste Blüte [erlebten]" (Krüger 1993<sup>2</sup>, S.23). Hier finden sich immer wieder (und nicht nur bei Krüger) Hinweise auf Charlotte Bühler und Siegfried Bernfeld, aber auch Eduard Sprangers "Psychologie des Jugendalters" (1925<sup>3</sup>) wird erwähnt, denen trotz ihrer sehr unterschiedlichen theoretischen Standpunkte "das Interesse an der Innensicht der Jugendproblematik und an den Selbstaussagen von Jugendlichen [gemeinsam war], das sich in einer reichen Verwendung verschiedener literarischer und para-literarischer Zeugnisse [dokumentiert findet]" (a.a.O.).<sup>2</sup> Diese (auto-) biographischen Materialien (aus Tagebüchern oder durch Gespräche gewonnen) und noch frühere entwicklungspsychologische Arbeiten, vor allem die Beobachtungsstudien von Kleinkindern, haben dann allerdings, wie Siegfried Hoppe-Graff feststellt, "an Reputation verloren, weil sie nicht mehr zu einem sich wandelnden Begriff von akzeptablen Daten paßten" (1998, S.262). So genügten etwa für Horst Nickel (1974) die in den Gründerjahren der entwicklungspsychologischen Kindheits- und Jugendforschung verwandten deskriptiven Methoden nicht den Standards empirischer Forschung und deren Streben nach Validität, Reliabilität und Objektivität, eine Position, die zwar weitgehend geteilt wurde und wird,<sup>3</sup> die aber nicht unwidersprochen geblieben ist, so etwa wenn Walter Schurian gerade den "Vorteil" deskriptiver Herangehensweisen "in der Nähe der Beteiligten zum 'Gegenstand'" (1989, S.38) sieht; ähnlich betont Hoppe-Graff (1998, aber auch schon 1989) die "Interpretationskompetenz" der auf diese Weise Forschenden, und er kritisiert die in der Entwicklungspsychologie teil-

---

<sup>2</sup> Nach Heinz-Hermann Krüger lassen sich die historischen Entwicklungslinien der Methodendiskussion in der Jugendforschung von ihren Anfängen zu Beginn des Jahrhunderts bis zu den 60er Jahren "in ihren globalen Trends relativ rasch nachzeichnen" (1993<sup>2</sup>, S.23): Nach der "Blütezeit" entwicklungspsychologischer Forschung wandelte sich das Bild in den Jahrzehnten nach dem 2. Weltkrieg erheblich. Denn während für die Anfangszeit von einer Dominanz qualitativer Vorgehensweisen gesprochen werden kann, bei gleichzeitiger Nutzung auch von Tests oder Fragebögen, kehrte sich dieses Verhältnis in den 50er und 60er Jahren um. Angesichts der Ausbreitung der Jugendsoziologie (und vor dem Hintergrund einer Technisierung bzw. Computerisierung der Wissenschaften) lag der Forschungsschwerpunkt dann auf repräsentativen Panoramastudien, deren Ziel war, auf einer breiten empirischen Basis "Erkenntnisse über die Einstellungen von Jugendlichen zu verschiedenen Themenbereichen von der Familie, über Schule und Beruf bis zur Politik und Freizeit gewinnen zu können" (a.a.O., S.25).

<sup>3</sup> Diese zeigt sich auch in das Fach Entwicklungspsychologie bestimmenden Lehrbüchern. So diskutiert Hanns Martin Trautner methodische Frage weitestgehend vor dem Hintergrund klassischer Gütekriterien; bezogen auf offene Interviewverfahren etwa schreibt er: "Noch stärker als bei den Beobachtungsverfahren ergeben sich massive Probleme der objektiven, reliablen und validen Kategorisierung und Kodierung der Antworten" (1992<sup>2</sup>, S.328).

weise bis heute fortdauernde Abstinenz z.B. gegen die Verwendung von Tagebüchern: "Führt man sich diese Notwendigkeiten und Vorzüge der Tagebuchaufzeichnung vor Augen, so ist es zunächst kaum zu verstehen, daß sie in Lehrbüchern jahrzehntelang nur dazu diente, zu veranschaulichen, wie entwicklungspsychologische Forschung *nicht* auszusehen hat" (1998, S.288f; Herv. im Orig.).

Die zunächst vornehmlich als Kritik an quantifizierenden Verfahren einsetzende Rückorientierung auf qualitative Vorgehensweisen in den 70er Jahren manifestierte sich in der Jugendforschung vor allem als Wendung gegen einheitliche Generationsbilder, daß diese der Verschiedenartigkeit von Jugend nicht gerecht würden, da, so Thomas Ziehe (1985, S.310), solche "Staubsaugerbegriffe ... jegliche Differenzierungen und Ambivalenzen [schluckten]". Bemängelt wurde auch die vorherrschende Meinungs- (i.S. von Einstellungs-) Forschung, die keine Aussagen zu faktischem Handeln erlaube (und damit – wenn überhaupt – nur einen geringen prognostischen Wert habe; vgl. auch Bruder & Bruder 1984). Schließlich wurde, nicht zuletzt vor dem Hintergrund eines veränderten Subjektverständnisses, gefordert, endlich die Subjekte selbst zu Wort kommen zu lassen.

Obschon sich in der Folgezeit unterschiedliche Stränge einer qualitativen Juventologie formierten – wesentliche Beiträge leisteten die "Pädagogische Jugendforschung" (Breyvogel 1989), die "Pädagogische Biographieforschung" (Baacke & Schulze 1985) bzw. die "Erziehungswissenschaftliche Biographieforschung" (Krüger & Marotzki 1996<sup>3</sup>), sowie die "Biographische Jugendforschung" (du Bois-Reymond & Oechsle 1990a, Fuchs-Heinritz 1990) oder die "Hermeneutische Jugendforschung" (Combe & Helsper 1991a) – hat ein qualitativer Forschungsstil eine zumindest gleichberechtigte Stellung im methodischen Kanon nicht (wieder) eingenommen; dies gilt sowohl für die Jugendforschung generell, wie auch – u.a. an dem Fehlen eines Bandes zur "qualitativen Jugendpsychologie" in der obigen Auflistung ersichtlich – für die psychologische Jugendforschung.<sup>4</sup> So haben qualitativ orientierte Vorgehensweisen nach wie vor mit dem Vorwurf des nur Subjektivistischen, Unwissenschaftlichen oder Anekdotischen zu kämpfen, ein Problem, das auch bei der Verteilung von Fördergeldern für Forschungsprojekte zum Ausdruck kommt, obwohl sich – zumindest auf den ersten Blick – aus beiden methodischen Lagern die Stimmen häufen, die für eine Kombination qualitativer und quantitativer Verfahren plädieren. Helmut Becker hat anhand der "Anmerkungen zu Ausschreibung und Verlauf" des DFG-Schwerpunktprogramms "Pädagogische Jugendforschung" hervorgehoben, daß dort empirische "Materialien verlangt [waren], die möglichst jugendnah und authentisch sein sollten" (1989, S.261), was methodisch nahelegte, "z.B. qualitative Interviews, Beobachtungsprotokolle und autobiographische Dokumente mit ein[zu]schlie[ßen]" (a.a.O.). Gleichzeitig wurde im genannten Ausschreibungstext gefordert, "sich auf keinen Fall 'lediglich auf Kasuistik [zu] beschränken, sondern für ihren jeweiligen Gegenstandsbereich das Repräsentativitätsproblem [zu] klären'" (a.a.O.), und damit eine Kombination "von qualitativen und quantitativen Methoden [als] wünschenswert" (a.a.O.) vorgeschlagen. Innerhalb der

---

<sup>4</sup> Deutlich wird dies auch an den scheinbar notwendigen Argumentations- und Begründungsversuchen innerhalb der psychologischen Jugendforschung, etwa wenn Rolf Oerter schreibt: "Ganz offenkundig bringt das hier gewählte methodische Vorgehen große Schwierigkeiten mit sich ... Zunächst ist es faktisch nicht möglich, die Interviews im Sinne identischer Versuchsbedingungen vergleichbar zu machen. Weder der Interviewer noch die Interviewten selbst werden bei einem relativ freien Gespräch parallele oder gar identische Gesprächssequenzen produzieren, wenn das Interview in unserem Sinne gut geglückt ist" (1985, S.108).

fünfjährigen Laufzeit (1980-1984) wurden – wie der von Becker vorgelegte Überblick über die am Forschungsschwerpunktprogramm beteiligten Projekte belegt – insgesamt 16 Projekte (einige davon mit deutlichem qualitativem Profil) gefördert, gleichwohl ging allein "ein Viertel des gesamten Finanzaufkommens des Schwerpunktprogrammes" (a.a.O., S.263) an ein von Rainer Silbereisen geleitetes Projekt, den Berliner Jugendlängsschnitt "Jugendentwicklung und Drogen" (vgl. dazu Silbereisen & Eyferth 1981a, 1981b), das in seiner Hauptausrichtung und trotz einiger scheinbar qualitativer Einsprengsel quantitativ ausgelegt war und "nur" drei Jahre an dem Schwerpunktprogramm teilhatte.<sup>5</sup>

Es verwundert von hier aus betrachtet nicht, daß – wenn der Stand einer qualitativ-empirischen mit einer quantitativ-empirischen Forschungsorientierung verglichen wird – zwei gegenläufige Trendaussagen möglich sind. Die erste betrifft die Prosperität qualitativer Forschung, die sich u.a. darin ausdrückt, daß neben einer Vielzahl von Readern, Einführungsbänden<sup>6</sup> und dem Erscheinen erster Hand- und Lehrbücher<sup>7</sup> auch die Zahl qualitativ-empirischer Arbeiten gewachsen ist; diese Entwicklung zeichnet sich auch – neben mittlerweile selbst geschaffenen qualitativen Enklaven<sup>8</sup> – für den alle zwei Jahre veranstalteten Kongreß der Deutschen Gesellschaft für Psychologie (und die ebenfalls im Turnus von zwei Jahren abgehaltene Tagung der dieser Gesellschaft zugehörigen Fachgruppe Entwicklungspsychologie) ab. Dementgegen bleiben

---

<sup>5</sup> Die hier für Anfang der 80er Jahre skizzierten Schwierigkeiten finden sich auch noch fast ein Jahrzehnt später – als sich die qualitative Forschung bereits etablierter zeigte – im Zusammenhang mit der Shell-Jugendstudie "Jugend '92" (Jugendwerk der Deutschen Shell 1992). Denn für diese wurde es nach Arthur Fischer und Richard Münchmeier – den verantwortlichen Autoren der darauffolgenden Shell-Jugendstudie "Jugend '97" – für notwendig erachtet, die mit der Studie "Jugend '81" begonnene Tradition, "auf methodisch neuartigen Wegen sich auf die Sichtweise von Jugendlichen einzulassen" (Fischer & Münchmeier 1997, S.9), zu unterbrechen, da "die deutsche Vereinigung die Erstellung einer Grundlagenstudie nahelegte, die sich bewährter Methoden bedienen mußte, um die Unterschiede zwischen Ost und West präzise beschreiben zu können" (a.a.O.), eine m.E. schönfärberische Umschreibung für ein Vorgehen, das Karl Lenz, selbst an der Studie Jugend '92 beteiligt (Lenz 1992), wie folgt kommentiert: "Wie schon in der DDR-Forschung kommt in der Nach-Wende-Jugendforschung nur ein stark begrenztes Methodenrepertoire (standardisierte Fragebögen) zum Einsatz. Qualitative Forschungsmethoden werden in den Ost-West-Vergleichsstudien entweder überhaupt nicht oder nur – wie in 'Jugend '92' – als Anhängsel verwendet" (Lenz 1995, S.147).

<sup>6</sup> Gemeint sind einige mittlerweile zu Standardwerken qualitativer Forschung avancierte Bücher, die meist in der zweiten, teilweise sogar schon in der dritten Auflage vorliegen, so etwa Siegfried Lamneks zweibändige "Qualitative Sozialforschung", Philipp Mayrings "Einführung in die qualitative Forschung" oder die von Gerd Jüttemann herausgegebene "Qualitative Forschung in der Psychologie". Auch in "Forschungsmethoden und Evaluation", dem von den quantitativ-orientierten Methodiker(inne)n Jürgen Bortz und Nicola Döring (1995) vorgelegten Nachfolgebund des "Lehrbuchs der empirischen Sozialforschung" (Bortz 1984), wurde ein ausführliches Kapitel zu qualitativen Methoden eingearbeitet.

<sup>7</sup> Vor allem das von Uwe Flick, Ernst von Kardorff, Heiner Keupp, Lutz von Rosenstiel und Stephan Wolff herausgegebene "Handbuch qualitative Sozialforschung", sowie Gerhard Kleinings 1995 erschienener erster Band "Lehrbuch entdeckende Sozialforschung".

<sup>8</sup> Zuvorderst ist hiermit die 1991 gegründete "Neue Gesellschaft für Psychologie" gemeint und der von ihr im Turnus von zwei Jahren ausgerichtete Kongreß sowie Treffen der dieser Gesellschaft zugehörigen Arbeitsgruppen. Darüber hinaus finden sich unterschiedliche Initiativen und Aktivitäten kultur- und sozialwissenschaftlicher Fachgruppen. (Eine Zusammenstellung wichtiger Kontakt- und Informationsmöglichkeiten findet sich in Mruck & Mey [1999]; für detailliertere Informationen siehe die Rubrik "Qualitative Sozialforschung" im Internet unter <http://psychologie.de>).

"offizielle" Verlautbarungen von diesen Neuerungen unberührt. So findet sich in einem erst kürzlich erschienenen Band, der mit "Perspektiven der Psychologie" (1996) betitelt ist, kein Hinweis auf eine "qualitative Psychologie" (und dies obschon der Sammelband in einen Verlag publiziert wurde, in dessen Programm sich etliche Bände befinden, die von der Prosperität des qualitativen Paradigmas künden).<sup>9</sup>

Auch zeigt ein näherer Blick, daß sich selbst hinter manchem dem Titel nach Qualitativen mitunter ein recht konventionelles Vorgehen verbirgt. Besonders wenn bis dahin eher traditionelle Forschungsmethoden präferierende Wissenschaftler(innen) ein qualitatives Vorgehen wählen, ist deren Sozialisation unter einem anderen, quantitativen Paradigma nicht zu übersehen. Exemplarisch erwähnen möchte ich Helmut Fend, der in seiner längsschnittlichen Untersuchung auch qualitative Zugangsweisen einbezieht bzw. die "Vielfalt 'qualitativer' Dokumente" (1994, S.19) nutzt und schätzt als "eine unentbehrliche Grundlage für eine lebensnahe Analyse des Jugendalters, die keine bloße Spekulation vom Schreibtisch sein will" (a.a.O., S.19f). Obwohl Fend, der auch in seinen anderen Arbeiten dem kleinen Kreis der (Entwicklungs-) Psycholog(inn)en zugehört, die immer wieder über den "disziplinären Tellerrand"<sup>10</sup> zu schauen bemüht sind, hier nun auch methodisch offensiver argumentiert, zeigen sich Grenzen in dem empirisch-qualitativen Teil seiner Studie, in dem u.a. Gedichte analysiert werden "zur Vertiefung des Verständnisses, was Jugendliche heute bewegt und wie sie die Veränderung von der Kindheit in die Adoleszenz erleben" (a.a.O., S.40). Dazu legt er einen "Interpretationsversuch" (a.a.O.) von Gedichten von Jugendlichen vor. Fend ordnet diese Gedichte und versieht sie mit Zwischenkommentaren, um am Ende zu resümieren, daß

aus diesen Gedichten ... eindrucksvoll die schon in der klassischen Entwicklungspsychologie genannten Hauptthemen des Jugendalters hervor[gingen]: die über die selbstreflexiven Prozesse verlaufende Ich-Findung und die Veränderung von sozialen Bindungen, die Lösung von den Eltern und die Hinwendung zum anderen Geschlecht (a.a.O., S.50f),

ein Prozeß, der von "Gefühlen der Sehnsucht begleitet" (a.a.O., S.51) werde, ebenso von einem Gefühl der Unsicherheit, "das zum ausgreifenden Suchen nach Sinn und Bedeutung führt" (a.a.O.). Mit dem, was Fend hier als einen "eindrucksvollen Beleg" vorstellt, schließt er zwar an "das Interesse an der Innensicht der Jugendproblematik und an den Selbstaussagen von Jugendlichen [an], das sich in einer reichen Verwen-

---

<sup>9</sup> Im Kapitel "Was wird aus der Entwicklungspsychologie" resümiert Rainer Silbereisen zunächst die Errungenschaften des technischen Zeitalters: "Was in der Vergangenheit mühsam per Kladde an Beobachtungen flüchtiger Geschehnisse erfaßt wurde, wird heute mit Videokameras eingefangen, die mit einem Rechnersystem so verkoppelt sind, daß anschließend Bild und Ton bzw. Transkription des Gesagten abrufbar und beliebig kombinierbar sind, einschließlich beispielsweise computergestützter Inhaltsanalysen oder vorbereiteter Clips zur Erfassung und Registrierung von Beurteilungen durch geschulte Rater" (1996, S.30). Es verwundert wenig, daß der Autor dann auf "die auf Beziehungen zwischen Variablen abhebenden und ('kausal') Hypothesen überprüfenden Verfahren der Strukturgleichungsmodelle" (a.a.O., S.32) lobend zu sprechen kommt. Ähnliches ist für das Standardwerk der deutschsprachigen Entwicklungspsychologie, das Lehrbuch "Entwicklungspsychologie" (Oerter & Montada 1995<sup>3</sup>) feststellbar, das beispielhaft als Gradmesser auch für den methodischen Stand des Faches herangezogen werden kann: Die Methodendarstellung der dritten Auflage wurde zwar um ein Kapitel über Strukturgleichungsmodelle ergänzt, da – so Oerter und Montada im Vorwort – diese "für die Entwicklungspsychologie von besonderer Bedeutung sind". Eine Ausweitung in Richtung einer "Qualitativen (Entwicklungs-) Psychologie" und eine Darstellung dazugehöriger Verfahren unterbleibt jedoch auch hier.

<sup>10</sup> Siehe etwa Fends historische Betrachtung der "Bedingungen des Aufwachsens" (Fend 1988).



dung verschiedener literarischer und para-literarischer Zeugnisse [dokumentiert findet]" (Krüger 1993<sup>2</sup>, S.23), gleichwohl beläßt er es an der Oberfläche. Denn nachdem Fend diesen nun mehr impressionistischen "Versuch, die Herauslösung aus der Kindheit und die Entwicklung in der Adoleszenz über Selbstgespräche idealtypisch nachzuzeichnen" (1994, S.40), vorgenommen hat, wendet er sich im weiteren – und obwohl er zuvor u.a. die Fruchtbarkeit der Grounded Theory oder der Hermeneutik erwähnt hatte und deren Hilfe für "die methodische Ordnung der phänomenalen Vielfalt" (a.a.O., S.19) – einer quantifizierenden Analyse von Tagebuchmaterialien zu und beschränkt sich auf die Wiedergabe der prozentualen Anteiligkeit von Themen.<sup>11</sup> Mit einem solchen Prozedere leistet Fend m.E. dem von ihm explizit geschätzten Weg keinen Dienst, weil er bezogen auf sein Auswertungsvorgehen quantifiziert, statt seine Deutungen zu explizieren; auch weil ihm sein wissenschaftliches Handeln nur begrenzt reflexionsbedürftig erscheint. Es ist ein Handeln, bei dem er nach seiner Maßgabe, daß diese "phänomenologischen Materialien" (a.a.O.) nicht für sich sprechen, sondern "ordnender Kategorien und theoretischer Sichtweisen [bedürfen]" (a.a.O., S.20), solange mit den Materialien – jenseits von Alter und Geschlecht der schreibenden Jugendlichen – jongliert, bis sie (s)einer dem Buchtitel entsprechenden Entwicklungsvorstellung der "Entdeckung des Selbst" in der Adoleszenz entsprechen.

Zusammengefaßt ergibt sich daraus, daß das Aufkeimen qualitativer Forschung – ihre breitere Rezeption sowie ihre zunehmende Anwendung – nicht gleichgesetzt, auch nicht verwechselt werden darf mit einer gleichberechtigten Akzeptanz in der Forschungslandschaft, mehr noch, daß ein Verständnis für die besondere Logik qualitativer Forschung keineswegs vorausgesetzt werden kann, und zwar nicht nur mit Blick auf den – die Forschungslandschaft bestimmenden – quantitativen Mainstream des Faches, sondern auch für qualitativ-arbeitende Wissenschaftler(innen) selbst. So beklagt Werner Fuchs-Heinritz (1993<sup>2</sup>) und an ihn anschließend Heinz-Herrmann Krüger (1989), daß "in der qualitativen Jugendforschung [wie in der qualitativen Sozialforschung überhaupt] manche Forscher ein unsicheres, ein unnötig ehrfurchtsvolles Verhältnis zur ungeliebten quantitativen Methodenlehre" (Fuchs-Heinritz 1993<sup>2</sup>, S.254) haben. Anzeichen sind nach Fuchs-Heinritz u.a. "die heimliche (manchmal auch explizite) Befolgung einer quantitativen Logik der Auswertung" (a.a.O., S.255), wenn etwa in Studien trotz geringer Fallzahl Verallgemeinerungen vorgenommen werden, vielleicht auch, um dem (antizipierten und realen) "Vorwurf 'die vorgelegten Ergebnisse könnten Gültigkeit nur für die analysierten Einzelfälle beanspruchen'" (a.a.O.), Paroli bieten zu können. So wird immer wieder mit Häufigkeiten argumentiert, was nicht nur

---

<sup>11</sup> Damit ist Fend ähnlich wie auch Siegfried Hoppe-Graff oder Marianne Soff in ihrer Arbeit "Jugend im Tagebuch" (Soff 1989) trotz der vollzogenen Erweiterung des (methodischen) Verständnisses doch wieder bei der Quantifizierung angelangt; ähnliches gilt für Thomae – wohl einer der wichtigsten Vertreter der biographischen Forschung in der Psychologie (siehe u.a. Jüttemann & Thomae 1987, 1998) – der zwar für offene Erhebungsverfahren plädiert, sich gleichzeitig aber überwiegend für quantitative Auswertungsstrategien ausspricht. Wolfgang Hegener kommentiert dies in einer Rezension wie folgt: "Wenn es um die Auswertung geht, ist wieder alles beim alten: Hier sind dann nur die 'harten Methoden' erlaubt und sakrosankt. Damit verschenkt Thomae die Möglichkeit, die (Persönlichkeits-) Psychologie wirklich zu reformieren und ein neues System vorzulegen" (1998, S.93). Es sei hier nur noch einmal kurz auf den damit einhergehenden Verlust auch einer entwicklungspsychologischen Perspektive hingewiesen, denn durch ein solches Vorgehen werden "biographische Prozesse zwangsläufig in punktuelle, diskrete Elemente parzelliert" (Straub 1989, S.116), so daß Zeitlichkeit und Prozeßhaftigkeit nivelliert werden.

aufgrund der unsicheren Datenbasis den Hauch des Unseriösen aufweist. Mit einer solchen Vorgehensweise handeln sich die Forscher(innen) gleichzeitig ein, "einen erheblichen Teil des Erkenntnisgewinns [zu verschenken]" (a.a.O.). Gleiches gilt Fuchs-Heinritz zufolge für die Zitation bzw. den konkreten Umgang mit dem Fallmaterial, bei dem die Gepflogenheit vorherrscht, dieses "im Sinne von Belegen für Verallgemeinerungen in die Ergebnisdarstellung einzustreuen" (a.a.O.); dabei werden "die Textstellen ... meist nicht gründlich interpretiert" und "das Spektrum möglicher Varianten wird selten vorgestellt" (a.a.O.).<sup>12</sup> Diese "Kinderkrankheit qualitativer Jugendforschung (und allgemein der qualitativen Sozialforschung)" (a.a.O.) verweise vor allem darauf, daß "sich eine alle Schritte umgreifende qualitative Forschungslogik erst langsam durch[zusetzen beginnt]" (a.a.O.).

Doch was wäre eine solche adäquate qualitative Forschungslogik, und was sind mögliche Einsatzbereiche für einen qualitativen Forschungsstil? Bei der Beantwortung dieser Frage prallen die Antworten in Abhängigkeit von den je vertretenen Positionen aufeinander (vgl. Schorr 1994).<sup>13</sup> Gilt es in der traditionellen Forschung vor allem als gerechtfertigt, bei schwierigerem Feldzugang oder in untersuchungsvorbereitenden Phasen (zur Hypothesengenerierung) mit "weichen" Methoden zu arbeiten, wird auf der anderen Seite – so von Gerhard Kleining (1982) – konstatiert: "Qualitative Forschung ... muß in jedem Falle der quantitativen Forschung vorangehen, braucht aber nicht von ihr gefolgt werden" (a.a.O., S.226). Entsprechend dieser Proklamation ist "die Verwendung standardisierter Erhebungsinstrumente stark eingeschränkt, wenn auch keineswegs völlig ausgeschlossen" (Lenz 1986, S.130), da die hermeneutischen Verfahren

als die fundamentalen, die Präzision und Objektivität der Analyse erst sichernden Erkenntnisinstrumente der Sozialwissenschaften [gelten]. Alternative Verfahren werden demgegenüber nicht einfach dogmatisch abgelehnt, sondern pragmatisch dort, wo der mit der Forschungsökonomie notwendig verbundene Verlust an Präzision und Objektivität angesichts der vorausgehenden – hermeneutisch konstituierten – Erfahrungen im Forschungsfeld toleriert werden kann, befürwortet (Ulrich S.352, zit. nach Lenz 1986, S.131).

Klaus Treumann setzt einen ähnlichen Akzent, wenn er schreibt: "Ein quantitativer Zugriff auf Ergebnisse von Verstehensprozessen, bei denen Elemente in einem Strukturzusammenhang eingeordnet werden ist nicht möglich. Ein ganzheitlich-deutendes Herangehen an Phänomene von Welt – etwa auf die Lebensweisen Jugendlicher – kann, wenn überhaupt, nur über hermeneutische Methoden geleistet werden" (1986, S.196). Entsprechend sehen Klaus Hurrelmann (1991) und Werner Fuchs-Heinritz (1993<sup>3</sup>) den genuine Einsatzbereich für qualitative Methoden im Kontext der Jugendforschung darin, die Lebensentwürfe, die Deutungsmuster oder Alltagstheorien und

<sup>12</sup> Hierzu gehört auch, so Fuchs-Heinritz et al. (1990, S.27) kritisch, daß bei "themenzentriert-komparative[n] Auswertungsverfahren das Material rasch zugunsten eines Textextraktes sowie eines Substrates zum jeweiligen Themenkomplex zusammenfaßt [wird] ... [und so die] Gefahr besteht, die innere Sequenziertheit des Textes zu übergehen".

<sup>13</sup> Es finden sich vielfältige und in der Regel zumeist ähnlich klingende Vorschläge. Beispielsweise sei auf Treumann (1986, S.198) verwiesen, der nahelegt, einen qualitativen Zugang dann zu wählen, wenn (a) detaillierte Beobachtungen sozialer Phänomene gefordert seien, (b) es um einen eher mikrosoziologischen Fokus auf symbolisch vermittelte soziale Welten mit Prozeßcharakter gehe und (c) gesellschaftliche Realitäten auf relativ niedriger Abstraktionsstufe abzubilden seien. Demgegenüber sieht er einen Einsatz quantitativer Methoden als sinnvoll an, wenn ein soziales Phänomen schon deutlich strukturiert ist (und damit Hypothesenbildung und klar abgeleitete Operationalisierungen möglich würden).

ihre Einbindung in das soziokulturelle Spektrum des Lebensalltags herauszuarbeiten. Fuchs-Heinritz (1993<sup>2</sup>) argumentiert, daß gerade die in der Jugendphase anstehenden Übergangsprozesse, z.B. im Hinblick auf die Berufsfindung, mit qualitativen Methoden untersucht werden sollten, da Entscheidungen und Aushandlungsvorgänge ständige, sich schrittweise vollziehende Anpassungen an die gegebenen Strukturen beinhalten. Nach Wilfried Ferchhoff sind die "hermeneutisch-qualitativ orientierten sozialwissenschaftlichen Jugendforschungen ... bemüht, sich innenperspektivisch 'empathisch verstehend' auf die Subjektivität und Selbstbilder der Jugendlichen einzulassen" (1986, S.232), in ihren Auswertungen "jugendliche Deutungen und Lebensformen im Medium ihrer alltäglichen Lebenspraxen und Sprache situativ interpretierend und sensitivierend zu erschließen und in ihren jeweiligen eigenen wirklichkeitskonstruierenden sowie gleichsam verarbeitenden Handlungslogiken auszulegen bzw. auszubuchstabieren" (a.a.O.).<sup>14</sup>

Qualitative Verfahren als sensible Instrumente eignen sich den genannten Argumentationslinien folgend also besonders, um das Selbst- und Wirklichkeitsverständnis der Jugendlichen zu erforschen und um Entwicklungsprozesse in ihrer Vielfältigkeit und Komplexität zu erfassen.<sup>15</sup> Hier schwingt noch etwas von dem Anspruch an qualitative (Jugend-) Forschung bzw. der qualitativen (Jugend-) Forscher(innen) mit, der von den Versprechungen und von der Aufbruchstimmung jener Zeit kündigt, als Anfang der 70er Jahre das neue Programm auf die wissenschaftliche Bühne getreten war. Ohne sich von dieser Programmatik zu distanzieren, erscheint es aber ebenso zutreffend, daß "sich seit Mitte der 80er Jahre eine weitaus realistischere und teilweise ernüchternde Einschätzung von Einsatzmöglichkeiten und Leistungsfähigkeit dieses Zugangs durchgesetzt [hat]" (Hurrelmann 1991, S.361).

Um dies genauer zu betrachten, ist eine Perspektive notwendig, die über die alte Differenz zwischen einer qualitativen und einer quantitativen Vorgehensweise hinaus-

---

<sup>14</sup> Ferchhoff sieht gerade vor dem Hintergrund gesellschaftlicher Veränderungsprozesse ein Gebot für einen methodischen Wechsel, denn "wenn es ... angesichts der allenthalben diagnostizierten Strukturveränderung der Jugendphase darum geht, den Individualisierungstendenzen Rechnung zu tragen und dabei besonders auch Selbstdeutungen, -interpretationen und -definitionen von Heranwachsenden in den unterschiedlichen sozialen Lebensverhältnissen (inklusive der Verarbeitung [von] und Auseinandersetzung mit gesellschaftlich vorstrukturierten Lebensverhältnissen) zuzulassen und zu erfassen, dann hat dies enorme forschungsmethodologische und -methodische Konsequenzen" (1986, S.230). So sehr diese – überspitzt formuliert: tagesaktuelle – Argumentationsfigur Berechtigung hat, trifft sie doch nur *einen* möglichen Grund für ein qualitatives Vorgehen. Eine qualitative Psychologie kann und muß auch ohne dauernden Rekurs auf Individualisierungsphänomene auskommen, läuft sie doch ansonsten Gefahr, immer wieder (gerade von quantitativen Forschenden) als nicht ganz ernstzunehmende Einweisung auf den Pfad des hypothesengenerierenden Einsatzbereichs verwiesen zu werden.

<sup>15</sup> Der Einsatzbereich qualitativer Forschungsmethoden für die entwicklungspsychologische Jugendforschung wäre demnach, Entwicklungsprozesse in ihrer Komplexität und bezogen auf Jugendliche – deren Auseinandersetzung mit ihrer Lebenswelt zu untersuchen. Hierzu gehört auch der traditionell entwicklungspsychologische Fragenkomplex nach der Wahrnehmung und Bewältigung von "Entwicklungsaufgaben" (Havighurst 1982') oder reformuliert, um die endogenetischen Assoziationen zu vermeiden, von "Handlungsaufgaben" (Lenz 1990), die vor dem Hintergrund der "Erosion der Normalbiographie" eine neue Brisanz erhalten. Dem entgegen wird von einigen Vertreter(inne)n einer dezidiert qualitativen Position weitaus stärker auf die gegenstandsgebundene bzw. themengebundene Begründung – zumeist recht vereinfachend mit der Signum der "Gegenstandsangemessenheit" belegt – abgehoben, was teilweise wieder in die Annahme mündet, daß sich spezifische Probleme (nur?) für ein qualitatives, andere wiederum (nur?) für ein quantitatives Vorgehen eignen.

reicht – über eine wie aufgezeigt nicht unübliche Polarisierung, die noch aus der Phase der Rückorientierung auf qualitative Verfahren gleichsam "mitgeschleppt" wird und die z.B. auch bei dem von Wolfgang Prinz (1994) vorgenommenen, eher traditionellen Versuch, die Psychologie in zwei Kulturen zu scheiden, fort dauert. Entgegen einer solchen (ver-)einfachen(den) Gegenüberstellung quantitativer und qualitativer Forschung ist festzuhalten, daß es *die* qualitative (wie *die* quantitative) Forschung so nicht gibt, sondern es sind unterschiedlichste Positionen vorfindbar, die mit z.T. verschiedenen Schulrichtungen korrespondieren.<sup>16</sup> In dieser Vielfalt hat sich – jenseits der simplen Dichotomie hier quantitativ, dort qualitativ – "bis heute eine eigenständige qualitative Forschungslogik ... nicht entwickelt oder allenfalls in wenigen Ansätzen durchgesetzt" (Hurrelmann 1991, S.361). Im folgenden sollen entlang einer von Christian Lüders und Jo Reichertz (1986) vorgeschlagenen Differenzierung verschiedene Stränge qualitativer (Sozial-) Forschung vorgestellt und anhand von Beispielen aus der qualitativen Jugendforschung erläutert werden.

## 1.2 Qualitative Forschung – Ansätze, Strategien und ungelöste Probleme

Lüders und Reichertz unterscheiden drei qualitative Forschungsstile mit jeweils zwei zuordenbaren Varianten, die – wie Heinz-Hermann Krüger (1989) gezeigt hat – auch innerhalb der Jugendforschung Anwendung finden.

### • Nachvollzug des subjektiv gemeinten Sinns

Die erste Forschungsorientierung, der es um den *Nachvollzug des subjektiv gemeinten Sinns* geht, zielt auf das Subjekt mit seinen Sichtweisen, Weltbildern, (Leidens-) Erfahrungen, Hoffnungen und Handlungsmöglichkeiten. Ihr Anliegen ist es, die "Subjektivität in ihrer Vielfältigkeit und Widersprüchlichkeit anzuerkennen und angemessen zu rekonstruieren" (Lüders & Reichertz 1986, S.92). In ihrem Zentrum steht der Anspruch auf Sinnverstehen, der durch Empathie umgesetzt werden soll; der Forschungsprozeß läßt sich als "dialogisch" (a.a.O.) kennzeichnen. Lüders und Reichertz kritisieren indes, daß

sich viele Arbeiten dieses Typus qualitativer Sozialforschung auf die plane Wiedergabe und Kommentierung subjektiver Äußerungen [beschränken], ... andere glauben – zu Unrecht – mit der Paraphrase des subjektiv Gemeinten soziologisch Relevantes aufgespürt zu haben, ... während eine weitere, nicht minder agile Gruppe sich anheischig macht, in guter Museumskultur Subjektives bloß zu sammeln und zu dokumentieren (a.a.O.).

Von dieser Variante des bloßen Nachvollzugs subjektiven Sinns grenzen die Autoren eine zweite, "etwas reflektiertere Variante" ab, die – insbesondere innerhalb der pädagogisch orientierten qualitativen Sozialforschung angesiedelt – "kommunikativ-aufklärerisch" agiert mit der Intention einer "Wiedereinführung des Dialogs mit den Interpretierten" (a.a.O., S.93). Hier schließen sich unterschiedliche Bemühungen um eine kommunikative Validierung der Forschungsergebnisse an, wobei nach Lüders und

---

<sup>16</sup> Eine bisher vernachlässigte, aber nicht uninteressante Perspektive, die ich gemeinsam mit Katja Mruck (Mruck & Mey 1996a) an anderer Stelle skizziert habe, sei in diesem Zusammenhang nur erwähnt: nämlich daß es, statt diese beiden Paradigmen immer wieder auf ihre Unterschiede hin zu betrachten, auch lohnenswert ist, sich einiger meist uneingestandener Gemeinsamkeiten gewahr zu werden.

Reichertz "insbesondere ... auffällt], wie einfalls- und wortreich die theoretische Begründung des 'Anwalts- und Aufklärungsanspruches' ausfällt" (a.a.O.).

In der Jugendforschung zeigt sich eine Orientierung mit dem Ziel des Nachvollzugs subjektiven Sinns wohl am deutlichsten in den Shellstudien, die neben ihrem Bemühen, einen Survey über die Befindlichkeiten der Jugendlichen abzuliefern, seit 1981 – seit diese Studien federführend von Jürgen Zinnecker betreut werden – versuchen, Einblicke in jugendliche Lebenswelten und in ein jugendliches Selbstverständnis anhand von sogenannten "Portraits" abzuliefern, wobei z.T. unterschiedliche Darstellungsformen gewählt wurden. In der Studie "Jugend '81" (Jugendwerk der Deutschen Shell 1981) sind die Portraits hauptsächlich als Wiedergabe von Gesprächen – teilweise mit Nachträgen und Anmerkungen versehen – veröffentlicht, eine Darstellungsvariante, die auch in der Shellstudie "Jugend '97" (Jugendwerk der Deutschen Shell 1997) wieder aufgegriffen wurde, bei der die Portraits z.T. nur um einige Erläuterungen ergänzt publiziert sind. Beide Studien – die in einer Traditionslinie stehen und vor allem unterbrochen wurden von der 1992 publizierten Studie "Jugend '92" (Jugendwerk der Deutschen Shell 1992) – wollen "so gut wie möglich nicht mit dem Blick und den Fragen der Erwachsenengesellschaft an die junge Generation herangehen, sondern Jungsein aus der Perspektive des Jugendlichen selbst porträtieren" (Fischer & Münchmeier 1997, S.11), während zwar im Anspruch ähnlich, in der Umsetzung deutlich anders, in der Studie Jugend '92 die Portraits an den Gesprächen mit den Jugendlichen orientierte nacherzählende Darstellungen sind, in welche Zitate "eingestreut" wurden.

Kritiken wie die von Lüders und Reichertz geäußerten hinsichtlich einer musealen Sammelleidenschaft im Rahmen dieser Forschungsorientierung und die damit einhergehenden Schwierigkeiten vor allem für die Geltungsbegründung mögen – neben anderem – auch die Shell-Jugendforscher(innen) beschäftigt haben, als sie ausführten, was sie mit den abgelieferten Portraits verfolgen:

Die biographischen Portraits eröffnen demgegenüber [gegenüber dem Problem, daß die querschnittlichen Daten "keine gesicherten Aussagen über die Genese" zulassen] einen anderen Zugang, sie stellen eine 'Quasi-Längsschnittstudie' dar, in der Jugendliche aus ihrer Perspektive heraus biographisch die Gründe für das Auftreten und Nichtauftreten bestimmter Denk- und Verhaltensweisen schildern. Diese Zuschreibung der Jugendlichen müssen nicht identisch mit den Interpretationen der Forscher sein, wobei die Frage, welche der beiden Deutungsmuster das Richtige ist, ohnehin offen bleibt – von der Problematik der Definition des Begriffes 'richtig' ganz zu schweigen (Fischer 1997, S.27).

- **Deskription sozialen Handelns und sozialer Milieus**

Als eine zweite Orientierung qualitativer Sozialforschung läßt sich nach Lüders und Reichertz die *Deskription sozialen Handelns und sozialer Milieus* benennen, innerhalb derer sie zwei Varianten unterscheiden. Zur ersten gehören phänomenologische und ethnographische Ansätze der Milieu- und Lebensweltdeskription, bei denen die "Feldarbeit" und Probleme der Datensammlung im Vordergrund stehen, während Auswertungsprobleme nachgeordnet scheinen; bei der stärker ethnographisch orientierten Variante wird z.B. auf die "nicht-interpretative" Beschreibung von Verhaltensweisen und Milieuinventaren rekurriert und auf die Analyse sprachlichen Materials weitgehend verzichtet. Zur zweiten Variante rechnen Lüders und Reichertz ethnomethodologische und narrationsstrukturelle Ansätze (vor allem sensu Schütze 1983), die hauptsächlich mit transkribierten Interviews arbeiten.

Innerhalb der Jugendforschung findet sich die hier skizzierte Forschungsorientierung in einer Fülle von Arbeiten. Zu nennen sind insbesondere die frühen Studien zur "Lebenswelt von Hauptschülern" der Projektgruppe Jugendbüro (1977<sup>2a</sup>, 1977b) mit ihrem Versuch, quantitative Rahmendaten (Sozial- und Siedlungsstatistik etc.) mit ethnographischen Beschreibungen zu verbinden. Stärker an einer sozial-ökologischen Perspektive ausgerichtet war das Frankfurter Projekt "Zur Bedeutung des Handlungsraumes von Jugendlichen als Teil ihrer Lebenswelt" (vgl. Becker & May 1985, May 1986) – eine jener qualitativen Studien aus dem bereits erwähnten DFG-Schwerpunktprogramm "Pädagogische Jugendforschung" – in dem, teilweise unter Rekurs auf die Arbeiten des Birminghamer Instituts CCCS (vgl. dazu CCCS 1976, Clarke u.a. 1979) am Ende eine Vierer-Typologie sozialer Milieus entwickelt wurde.<sup>17</sup> Den zweiten Strang repräsentieren etwa die Arbeiten aus dem Hagener Projekt "Wege durch die Jugendbiographie", die ihr Forschungskonzept strikt an Fritz Schützes methodologische Überlegungen zu Interviewführung, -auswertung und Samplebildung anlehnten, um unterschiedliche Muster von Alters- und Zeitkonzepten herauszuarbeiten (vgl. Fuchs-Heinritz, Krüger & Ecarius 1990, Krüger 1991 und mein Kapitel III.4.2).

Innerhalb dieses Bereiches – und gerade durch den Anschluß an die Konzeption von Schütze und dessen Homologieannahme, also seinen Anspruch, anhand von Erzählungen den tatsächlichen Handlungsablauf rekonstruieren zu können – ergeben sich viele erkenntnistheoretische und forschungspraktische Probleme. Lüders und Reichertz kritisieren diese qualitative Perspektive vor allem, daß "Zugzwänge, Ablaufmuster, etc. ... mehr für Germanisten [zu taugen scheinen] ... Wer glaubt, darüber hinaus auch etwas über das alltagspraktische Handeln von Menschen zu erfahren ..., der irrt" (1986, S.94).

- **Rekonstruktion deutungs- und handlungsgenerierender Strukturen**

Als letzte Gruppe lassen sich Ansätze zur *Rekonstruktion deutungs- und handlungsgenerierender Strukturen* anführen, wobei hier zwischen Arbeiten, die in der psychoanalytischen Tradition stehen, und solchen, die an der objektiven Hermeneutik orientiert sind, unterschieden werden kann. Gemeinsam ist beiden Orientierungen, daß sie auf die Rekonstruktion von Tiefenstrukturen zielen und auf der Annahme basieren, zwischen "Oberflächenderivate[n] (subjektiver Sinn, Intention)" und "Tiefenstruktur (Handlungsbedeutung, latente Sinnstruktur)" (a.a.O., S.95) unterscheiden zu können.

Anliegen der objektiven Hermeneutik nach Oevermann (1988, zusammenfassend Bohnsack 1993<sup>3</sup>) ist es, die objektive Bedeutungsstruktur von konkreten Äußerungen (seien es verschriftlichte Interaktionen, Kunstwerke oder Verbrechen) auf der Grundlage eines impliziten Regelwissens um deren Produktion zu rekonstruieren; das oberste Prinzip ist hierbei die "Sequenzanalyse", d.h. eine Analyse Zug um Zug und ohne Einsatz eines vorgängigen Fallwissens. Zentrale Probleme dieses Forschungsstils sind Lüders und Reichertz zufolge "zum einen die immer mehr zu Tage tretende 'Metaphysik der Strukturen' (autonom handelnde Strukturen), zum anderen der sorglose Zugriff auf das Passepartout 'implizites Regelwissen'" (1986, S.95).

<sup>17</sup> Eine Arbeit die, wie in Kapitel III.2.1.2 beschrieben, eine hohe Übereinstimmung mit der Studie von Karl Lenz und dessen "jugendlichen Handlungstypen" aufweist; da die Schwierigkeiten und Einschränkungen, die mit solchen Typologisierungen einhergehen, bereits dort erörtert wurden, sollen diese hier nicht eigens wiederholt werden.

Nur wenige Jugendstudien arbeiten im Sinne der objektiven Hermeneutik sensu Oevermann. Zwar firmieren einige unter dem Label objektive Hermeneutik, bleiben jedoch de facto "in der bloßen Paraphrase stecken" (Krüger 1989, S.9). Explizit unter Verweis auf Oevermann haben Helsper, Müller, Nölke und Combe (1991) ihre Studie zur "Rekonstruktion gescheiterter Bildungs- und Auszubildungsverläufe" konzipiert und durchgeführt und einige Autoren dieser Arbeitsgruppe kombinieren verschiedene Auswertungsstrategien, so z.B. Ehler, Müller und Nölke (1991), die ihre Interviewtexte mittels der Biographieanalyse sensu Schütze – z.T. unter Verwendung von Elementen der objektiven Hermeneutik (Sequenzanalyse) – und mittels eines psychoanalytischen Zugangs bearbeiten. Die Charakteristik der Verfahren wird von ihnen wie folgt zusammengefaßt:

Die soziologische Biographieanalyse beginnt mit einer Rekonstruktion der Lebensgeschichte, wobei sie so genau wie möglich deren einzelne Entwicklungsstationen verfolgt und deren Beitrag zu der biographischen Gesamtentwicklung einzuschätzen versucht. Es entsteht so ein chronologischer Überblick über die biographische Entwicklung im Kontext ihrer spezifischen sozialen und institutionellen Eingebundenheit, Verflechtung und Rückwirkung auf die Betroffenen ... Die Biographieanalyse unterscheidet sich von der bloßen Nacherzählung einer Lebensgeschichte in ihrem Anspruch, die biographisch relevanten Zusammenhänge und Hintergründe der beschriebenen Entwicklung aufzuzeigen (a.a.O., S.152).

Hiermit verbunden wird eine psychoanalytische Betrachtungsweise, die

sich für die manifeste Lebensgeschichte (so wie sie von den Soziologen herausgearbeitet wurde) nur insofern [interessiert], als diese Rückschlüsse auf eine unbewußte Entwicklung zuläßt, die sich hinter dem Rücken des Erzählers zuträgt. In einem gewissen Sinne setzt sie dort ein, wo die soziologische endet: Sie fragt nach dem individuellen Sinn jenes Geschehens, das sie als Ausdruck des 'Wiederholungszwanges' begreift (a.a.O., S.153).

Nach dem Selbstverständnis einer psychoanalytisch-hermeneutischen Sozialforschung treten "formgeschichtliche Einsichten bzw. eine objektive Textdeutung in den Hintergrund. Hervorgehoben wird demgegenüber die Bedeutung eines subjektiven Texterlebnisses, die Wirkung des Textes bzw. ein affektives Resonanzgeschehen, nämlich das der sogenannten 'Gegenübertragung'" (Combe & Helsper 1991b, S.251). Dies wird deutlich u.a. bei Marlene Bock, die für ihre "hermeneutisch-analytische Interpretation" (1991, S.162) fordert, daß Interpret(inn)en "in die Lebenswelt der Befragten einzutau-chen [versuchen]" (a.a.O., S.163). Ziel ist es, über eine "wiederholte Beschäftigung mit dem Gesagten, über ein zunächst gefühlsmäßiges Verstehen, zum Erkennen der latenten Bedeutung [zu kommen], d.h. zu Sinn und Struktur, die dem untersuchten Thema unterliegen" (a.a.O.), wobei "jede Interpretation so lange am Text geprüft wird, bis sie sich in die Gesamtinterpretation einordnen läßt" (a.a.O.).

An dieser dritten Gruppe von Forschungsstilen nun wird ein weiteres Problem qualitativer Sozialforschung offensichtlich, nämlich das Problem der Nachvollziehbarkeit der vorgenommenen Deutungen, denn sowohl die Anwender(innen) der objektiven Hermeneutik, die implizites Regelwissen anzuwenden und hervorzubringen beanspruchen, als auch "tiefenpsychologisch-hermeneutische Wissenschaftler sind an diesem Punkt ... oft recht optimistisch" (Jaeggi, Klotter, Möller & Mruck 1999, S.4), was die "Abbildung" und Abbildbarkeit gesellschaftlicher oder individueller "Tiefenstrukturen" angeht.

Auch aus diesem Grund bestehen gegenüber psychoanalytischen Interpretationen viele Vorbehalte. So können Ehler et al. auf die (selbst gestellte) Frage, "welchen Erkenntniswert dieses methodologische Experiment mit ungewissem Ausgang hat ...

keine gültige Antwort geben" (1991, S.154) und berichten stattdessen von ihren "ganz persönliche[n] Erfahrungen" (a.a.O.):

Die Soziologen finden psychoanalytische Überlegungen 'spannend', theoretisch relevant werden diese Überlegungen jedoch für sie primär im Zusammenhang mit allgemeineren sozialen Strukturen und Prozessen, während Psychoanalytiker hinter der Bemerkung, sie fänden soziologische Überlegungen 'aufschlußreich', letztlich die Überzeugung verbergen, daß das zur Erklärung individuellen Verhaltens auf theoretischer Ebene nichts beizutragen habe (a.a.O.).

Dagegen vermutet Marlene Bock, es ließe sich das Phänomen, daß

gerade qualitative Sozialforscher, die für sich den Anspruch erheben, 'Motive sozialen Handelns' aus der Biographie des Individuums verstehen zu wollen, sich tiefenpsychologischen Erklärungsansätzen gegenüber so abstinenter verhalten ..., mit der 'heimlichen Identifikation' mit einem Wissenschaftsverständnis erklären, daß letztlich nur Wenn-dann-Aussagen, Wiederholbarkeit, d.h. einen rationalistischen Objektivitätsbegriff gelten läßt (1991, S.161).

Die in dieser kurzen Skizzierung angerissenen Probleme der in der qualitativen Sozialforschung vorfindbaren Forschungsorientierungen – ob sie nun beanspruchen, Geschichten nur "nachzuerzählen", oder aber hoffen, ganz andere (die eigentlichen!) Geschichten hinter den manifesten Erzählungen "finden" zu können – sind mit der Abwendung der meisten qualitativ Forschenden von methodologischem und der Hinwendung zu empirischem Arbeiten mehr oder weniger ungelöst geblieben. Auch deshalb mahnen Lüders und Reichertz, die qualitative Forschung müsse sich mehr

der Frage nach ihrer möglichen Janusköpfigkeit stellen ... Allerdings dürfte der Schlachtruf 'Ran ans Material' und die neue, einseitige Begeisterung der Qualitativen für konkrete Analysen bzw. der weitgehende Verzicht auf methodologische Reflexion kaum die notwendigen Einsichten liefern. Daß etwas passiert, daß qualitative Sozialforschung offenbar funktioniert, reicht nicht aus. Sie muß wissen, wo ihr Kopf sitzt. Daher muß die qualitative Forschungspraxis stärker als bisher von einer methodologisch reflektierten Kritik der qualitativen Sozialforscher selbst begleitet werden, um so die eigenen blinden Flecke und Aporien ans Licht zu bringen (1986, S.98).

In diesem Zusammenhang scheint es notwendig, Prämissen und Implikationen qualitativer Sozialforschung, d.h. den Zusammenhang zwischen Gegenstand, Fragestellung und Material, zwischen Theorie und Methode, neu zu überdenken. Insbesondere bedürfen einige zentrale Probleme dringend einer Reflexion: Das "Problem der Beliebigkeit" (a.a.O., S.96), daß nämlich potentiell zehn Forschende zehn Deutungen vorlegen, kann nach Lüders und Reichertz durch eine Präzisierung der jeweiligen Fragestellung(en) gelöst werden (da – so die Autoren – bestimmte Daten auf bestimmte Fragen "antworten", auf andere hingegen nicht).<sup>18</sup> Ein zweites Problem, das "Problem der Generalisierbarkeit" (a.a.O., S.97), betrifft die Frage, wie über einzelne Fallaussagen hinaus zu allgemeinen Sätzen gelangt werden kann. Nach Marlene Bock "liest man außer dem Vorschlag, das Gemeinsame, Relevante herauszuarbeiten, nichts; zumindest nichts, was einen qualitativen Ansatz beibehält (die Erhebung, wieviel Probanden zu

---

<sup>18</sup> Das Problem der Beliebigkeit trifft nach Meinefeld (1985, zit. nach Lüders & Reichertz 1986, S.97) ebenso die quantitative Forschung, so sein Urteil nach einem Vergleich von 88 empirischen Forschungsberichten: "In den meisten der untersuchten Aufsätze fehlen wesentliche Informationen zu Methode, Instrument und Durchführung der Datenerhebung, die Wahl der Modelle der Datenanalyse wird selten begründet, und Angaben zur Verallgemeinerungsfähigkeit der Ergebnisse unterbleiben nur zu oft. Hierdurch wird dem Leser eine wesentliche Grundlage für eine eigenständige Beurteilung der Aussagekraft der Daten sowie der Gültigkeit der Interpretation entzogen – er wird aus seiner Rolle eines kritischen Diskussionspartners in die eines Konsumenten unbeeidelter Ergebnisse gedrängt."



Punkt X übereinstimmen, zählt hier nicht)" (1991, S.160). Dieses Problem ist nach Bock auch deshalb besonders brisant, weil es "eine zweite grundsätzliche Frage ... [tangiert:] die nach dem Rückbezug qualitativer Ergebnisse auf sogenannte allgemeine Theorien" (a.a.O., S.161), zu der nach Bock ebenfalls befriedigende Antworten fehlen.

Weitere Schwierigkeiten lassen sich nach Lüders und Reichertz unter den Stichworten "Problem der Ökonomisierung" und "Problem der Darstellbarkeit" zusammenfassen, daß nämlich Fallanalysen in der Regel extrem zeitaufwendig sind und es kaum möglich ist, den Prozeß der Datenanalyse/Interpretation adäquat im veröffentlichten Text abzubilden. Wohl auch aus diesem Grund werden oft "reputations- und repräsentationsstrategische Rücksichtnahmen zur Richtschnur der Darstellung erhoben" (Kreissl & Wolffersdorf-Ehlert 1985, S.107; zit. nach Ferchhoff 1986, S.242), was zur Folge hat, daß "Interviewzitate voluntaristisch selektiert und zu Illustrationszwecken verwendet" (Ferchhoff, a.a.O.) werden, während die eigentlichen Daten "in nicht enden wollenden Anhängen [verschwinden], die keiner mehr zur Kenntnis nahm und nimmt" (a.a.O.).

Angesichts dieser hier nur kurz skizzierten Probleme mag so manche(r) versucht sein, gar nicht (mehr) qualitativ zu arbeiten oder aber den nach dem Erscheinen des Aufsatzes von Lüders und Reichertz vorgelegten Vorschlägen zur Textinterpretation zu folgen, d.h. sich stärker verregelten – und mittlerweile häufig computer-gestützten – Auswertungsprozeduren anzuvertrauen.<sup>19</sup> Mögliche negative Konsequenzen für die qualitative Forschungspraxis zeichnen sich ab, wenn z.B. Alexander Kochinka für Barbara Kellers Auswertung der Interviewdaten zum "Umgang der 'Kriegsgeneration' mit Lebenserinnerungen" anmerkt:

'Beim Kodieren wird die wissenschaftliche Interpretationsarbeit durch maschinellen Einsatz zwar nicht ersetzt' ... schreibt die Autorin ganz richtig – leider finden sich jedoch in den folgenden Kapiteln weit häufiger Spuren und Früchte des 'maschinellen Einsatzes' als solche der 'wissenschaftlichen Interpretationsarbeit' (1997, S.137).

Produktive Auswege, die weder auf qualitative Forschung verzichten noch deren sukzessive Computerisierung weiter vorantreiben, machen es m.E. notwendig, daß die im vorangegangenen erwähnten Forschungsorientierungen weniger als einander ausschließend, sondern eher als miteinander vermittelte und ineinander überführbare Optionen verstanden und genutzt werden. Qualitative Forschung sollte gleichermaßen auf den Nachvollzug des gemeinten Sinns (ein entgegen der Phantasie, "manifeste" Le-

---

<sup>19</sup> Es sei hier nur kurz erwähnt, daß der Boom auch qualitativer Computerprogramme nur teilweise auf den expandierenden Technikmarkt zurückzuführen ist, in dessen Rahmen diese Anwendungen entwickelt und mehr und mehr auch finanziell erschwinglich werden. Wesentlicher noch ist Uwe Laucken zufolge, daß "die Art und Weise, wie Wissenschaften sich legitimieren und welche Legitimationen ihnen öffentlich abverlangt werden, ... sich in den letzten Jahrzehnten bemerkenswert gewandelt [hat]" (1997, S.145). So sei nicht nur vermehrt eine "Merkantilisierung der Wissenschaft" (a.a.O., S.147f) feststellbar, sondern auch – und teilweise damit korrespondierend – eine "Technisierung der Wissenschaft" (a.a.O., S.149f), in deren Folge wissenschaftliche Bemühungen, die jenseits dieser Prinzipien arbeiten, als obsolet betrachtet werden bzw. veraltet erscheinen. Die hier von Laucken im Hinblick auf die Sozialpsychologie diskutierte Entwicklung findet sich auch in anderen Bereichen; z.B. bemängeln Henrik Kreutz und Ute van Beuningen (1989, S.224), daß auch in der *Jugendforschung* "fachliches Prestige und die Verbesserung von Karriereaussichten ... durch die Anwendung neuer Auswertungsverfahren und mathematischer Modelle ... erzielt [werden]", eine Tendenz, die auf die qualitative Jugendforschung bezogen mutmaßen läßt, daß die Bestrebungen sich weiter in Richtung technizistischer Lösungen orientieren werden, statt andere, qualitative Zugangswege zu "Sinn und Erfahrung" zu suchen.

bensgeschichte bloß "abbilden" zu können, ohnehin bereits interpretatives Unterfangen) wie auf den "dahinter liegenden" (d.h. den explizit von den Forschenden und teilweise gegen die erzählte Geschichte konstruierten) Sinn zielen, das im schwierigen Spiel zwischen den Gefahren, sich mit vermeintlich Nacherzähltem zu bescheiden oder sich umgekehrt jenseits der Erzählungen ins Reich des Fabelhaften zu bewegen, gar die eigenen Konstruktionen für wahrer zu halten als die der Befragten. Ich werde auf das hier angemahnte Erfordernis ausführlicher bei der Beschreibung meiner Auswertungsmethode eingehen. Zunächst sollen jedoch, nachdem Differenzen zwischen verschiedenen qualitativen Forschungsstilen umrissen wurden, einige wesentliche Gemeinsamkeiten besprochen werden, die auch hinsichtlich veränderter Vorstellungen über Kriterien der Güte für Befunde aus der psychologischen Forschung bedeutsam sind.

### *1.3 Einige paradigmatische Gemeinsamkeiten qualitativer Forschung*

Jenseits der Unterschiedlichkeit qualitativer Forschungsansätze und der dort implizierten Vorgehensweisen finden sich einige verbindende Elemente, die als "paradigmatische Gemeinsamkeiten" (Legewie 1991) eines qualitativen Forschungsstils aufgefaßt werden können. Dazu zähle ich insbesondere das "Prinzip der Offenheit" und das "Prinzip der Kommunikation" sowie die Reflexion der Forscher(in)-Beforschte-Interaktion.

Als das vielleicht grundlegendste Prinzip, das sich wie ein roter Faden quer durch alle methodischen Arbeiten zu qualitativer Forschung zieht und das dort angezielte Verhältnis von Theorie-Empirie betrifft, gilt das Prinzip der Offenheit: "Das Prinzip der Offenheit besagt, daß die theoretische Strukturierung des Forschungsgegenstandes zurückgestellt wird, bis sich die Strukturierung des Forschungsgegenstandes durch die Forschungssubjekte herausgebildet hat" (Hoffmann-Riem 1980, S.343). Gegenüber einem deduktiven Ansatz bedeutet die hier gemeinte "verzögerte Strukturierung ... einen Verzicht auf Hypothesenbildung ex ante. Zwar wird die Fragestellung der Forschung unter theoretischen Aspekten umrissen ... Die Ausarbeitung der Fragestellung gipfelt jedoch nicht ... im Hypothesensatz" (a.a.O., S.345).

Das Prinzip der Offenheit als "ein Hauptprinzip" (Mayring 1993<sup>2</sup>, S.16) qualitativer Forschung ist, wie etwa Lamnek (1993<sup>a</sup>, S.22) ausführt, "aus dem Unbehagen an der Sozialforschung [entstanden], die aufgrund standardisierter Erhebungsinstrumente und vorab formulierter Hypothesen nur jene Informationen aus dem Forschungsfeld aufnehmen und produktiv verarbeiten kann, die nicht vorab durch das methodische Filtersystem ausgesiebt worden sind". Gleichzeitig wird dieses Prinzip in seiner forschungspraktischen Umsetzung unterschiedlich weit ausgelegt und vollzogen. Während nach Lamnek (a.a.O.) "die theoretische Durchdringung des Forschungsgegenstandes" zunächst zugunsten einer "ausführlichen Erkundung des Feldes" zurückgestellt werden muß, betont z.B. Mayring (1993<sup>2</sup>, S.16), daß Offenheit "natürlich nicht im Sinne von Theoriefeindlichkeit interpretiert werden" darf: "Theoretische Vorstrukturierungen, auch Hypothesen, bleiben nach wie vor wichtiges Erkenntnismittel" (a.a.O.), wobei zu jedem Zeitpunkt der Untersuchung "Neufassungen, Ergänzungen und Revisionen sowohl der theoretischen Strukturierungen und Hypothesen als auch der Methoden möglich sind, wenn der Gegenstand dies erfordert" (a.a.O.).

Die besondere Betonung der Offenheit durch Lamnek resultiert wohl auch daraus, daß er diese als eine "Grundhaltung" versteht, die sich auf alle Phasen des Forschungsprozesses und auf die am Forschungsprozeß Beteiligten beziehen soll, also auf die konkreten "Untersuchungspersonen (inklusive ihrer individuellen Eigenarten) selbst" (Lamnek 1993<sup>a</sup>, S.22) ebenso wie auf die konkrete Untersuchungssituation und die "im einzelnen anzuwendenden Methoden" (a.a.O.; Herv. im Orig. unberücksichtigt gelassen). Hier geht Lamnek über ein engeres Verständnis hinaus, demzufolge qualitative Forschung, als induktives Vorgehen konzipiert (was induktiv-deduktive Schleifen durchaus mitbeinhaltet), zunächst ohne eine Hypothenbildung *ex ante* auskommen soll – eine Besonderheit, die wesentlich zur Gleichsetzung von qualitativer Forschung mit einem hypothesengenerierenden Forschungsansatz beigetragen hat. Doch Lamnek folgend trifft das Prinzip der Offenheit viel grundlegender den Forschungsprozeß selbst und die in ihm stattfindende Methodenwahl, denn es soll nicht durch eine Vorentscheidung ein spezifisches Verfahren ausgeschlossen, sondern gegenstandsangemessen – richtiger wäre: der Art und dem jeweiligen Stand der Untersuchungsfragen angemessen – sollen Erhebungs-, Auswertungs- und Validierungsverfahren gewählt und verwendet werden. Und auch nach der abschließenden Wahl z.B. eines Erhebungsverfahrens ist es notwendig, die Situation so zu gestalten, daß die Befragten die eigene Sicht gegenüber der der Forschenden durchzusetzen bzw. eine Perspektive gemeinsam mit den Forschenden auszuhandeln vermögen. Dies impliziert ein Subjektverständnis, das anerkennt, daß die Befragten Expert(inn)en des eigenen Lebens sind; das zugrundeliegende Menschenbild ist das des selbst-reflexiven Subjekts.

Mit diesen Überlegungen ist bereits das zweite, zentrale Prinzip mit angesprochen, das der Kommunikation, denn qualitative Forschung versteht die "Kommunikation zwischen Forscher und Beforschten als konstitutiven Bestandteils des Forschungsprozesses" (a.a.O.), eben weil hier zwei Subjekte miteinander – kommunikativ – in Beziehung treten. Die kommunikative Geladenheit der Forschungssituation beinhaltet, daß die (Re-) Aktionen der Forschenden nicht als "Störquelle" begriffen werden, da eine Quasi-Neutralität des Forschers oder der Forscherin, vergleichbar einem Meßinstrument, weder konzeptuell angestrebt ist, noch empirisch überhaupt herstellbar erscheint: Die Forderung nach einer bewußten Teilhabe der Forschenden an allen im Forschungsprozeß angesiedelten Interaktionen richtet sich gegen die Vorstellung eines "neutralen' Fragenvorleser[s] und Antwortnotierer[s]" bzw. gegen das "Idealbild eines Forschers, der in der Beobachtungs- bzw. Erhebungssituation keinen Störfaktor darstellen soll" (Witzel 1985, S.229). Ausgehend davon wird postuliert, daß sich die kommunikative Situation "möglichst weit an die kommunikativen Regeln des alltagsweltlichen Handelns anzunähern [habe]" (Lamnek 1993<sup>a</sup>, S.24). (Ich werde bei der Begründung der Wahl des Interviewverfahrens darauf noch ausführlicher eingehen.)

Die beiden hier skizzierten Hauptprinzipien qualitativer Forschung haben weitreichende Konsequenzen für das gesamte Verständnis des Forschungsprozesses und für die daran Beteiligten: "Die Beziehung des/der Forschers/Forscherin zu seinem/ihrer Gegenstand darf nach qualitativem Denken nicht statisch gesehen werden. Sowohl der Forscher als auch sein Gegenstand verändern sich durch den Forschungsprozeß" (Mayring 1993<sup>2</sup>, S.19). Der konkreten Gestaltung dieser Entwicklung Aufmerksamkeit zu schenken wird als wichtiger angesehen als "der unzureichenden Idealvorstellung nachzujagen, die Interaktion zwischen Forscher und Beforschten meßtechnisch zu neutralisieren" (Bogumil & Immerfall 1985, S.71; zit. nach Lamnek 1993<sup>a</sup>, S.186). Denn schon der Blick auf die Forschenden und ihre diversen Entscheidungen verdeut-

licht, daß eine von ihnen unabhängige Forschung eine Illusion ist: Sie wählen die Themen und Methoden, strukturieren sie bzw. wenden sie an und schreiben schließlich ihre Ergebnisse zusammen, immer bezogen auf die konkreten Forschungspartner(innen) und das aus diesen Interaktionen schließlich resultierende "empirische Material" ebenso wie auf weitere Adressat(inn)en in der Scientific Community und auf etwaige Auftraggeber(innen).<sup>20</sup>

Auch aus diesem Grund gehört zu den Basissätzen der qualitativen Forschung, daß es – sowohl für Natur- wie für Sozialwissenschaften – "keine objektiven Messungen gibt, daß jede Messung einen Eingriff in den Gegenstandsbereich und damit eine Veränderung des Gegenstandes bedeutet" (Mayring 1993<sup>2</sup>, S.19). Für die Sozial- und Humanwissenschaften ist die Vorstellung von Interaktionen, die zwischen zwei Subjekten oder von Interview zu Interview gleichgehalten werden könnten, eine Standardisierungsillusion, der auch das Prinzip der Offenheit entgegensteht. Es ist naheliegend, daß mit diesem "anderen" Verständnis von Daten und überhaupt des gesamten Forschungsprozesses auch eine veränderte Fassung wissenschaftlicher Güte (-kriterien) einher geht, die im folgenden kurz skizziert werden soll.

#### *1.4 Geltungsbegründung – Kriterien qualitativer Forschung*

Die Frage der Geltungsbegründung im Rahmen eines qualitativen Ansatzes erscheint um so notwendiger, als ich ein qualitatives Vorgehen nicht etwa lediglich untersuchungsvorbereitend oder -ergänzend verstehe und nutzen möchte, sondern als eine eigenständige Forschungsstrategie. Es dürfte auch deutlich geworden sein, daß ich die Haltung einiger Kritiker(innen) – ich hatte etwa auf Horst Nickel verwiesen – nicht teile, unter Rekurs auf die für quantitative Forschung gültigen Gütekriterien die Ergebnisse qualitativen Forschens als unwissenschaftlich (anekdotisch etc.) zurückzuweisen – eine Haltung, die auch nach über drei Jahrzehnten qualitativer Forschungspraxis weit verbreitet scheint: Denn "das nach wie vor ungelöste Bewertungsproblem qualitativer Forschung wird immer wieder ins Feld geführt, wenn es darum geht, diese Forschungsorientierung insgesamt in Frage zu stellen" (Flick 1995, S.239).

Innerhalb der qualitativen Sozialforschung existiert keine einheitliche Haltung zur Frage, wie mit der Trias Objektivität (also dem Anspruch auf Unabhängigkeit der Ergebnisse von den sie ermittelnden Personen), Reliabilität (der Frage, wie zuverlässig ein Verfahren ist, wie präzise es das zu erfassende Merkmal erfaßt) und Validität (ob der angezielte Phänomenbereich überhaupt erfaßt wurde) im Kontext qualitativer Studien umzugehen ist.<sup>21</sup> Allerdings versuchen nur sehr wenige Autor(inn)en, die klassischen Testgütekriterien auch für qualitative Forschungsarbeiten einfach zu übernehmen, wie dies etwa Mayring (1988<sup>2</sup>) anfänglich für die von ihm entwickelte Qualitative Inhaltsanalyse beansprucht hat, obwohl er auch um die Begrenzung einer solchen

---

<sup>20</sup> Flick (1991a) beschreibt qualitative Forschung als einen kontinuierlichen Entscheidungsprozeß, in dessen Verlauf immer neu Weichen gestellt werden (müssen).

<sup>21</sup> Ich verzichte in meiner weiteren Darstellung auf eine detaillierte Diskussion der Axiome der klassischen Testtheorie ebenso wie auf die Verfahren, mittels derer eine Überprüfung der jeweiligen Kriterien vorgenommen wird, da ich diese Kriterien, wie meine weiteren Ausführungen zeigen, für den Bereich sozial- und humanwissenschaftlicher Forschung für problematisch halte.

Bemühung weiß, da "die klassischen Kriterien [der quantitativen Testtheorie] oft wenig tragfähig sind" (Mayring 1993<sup>2</sup>, S.106).

Anstelle von Versuchen einer bloßen Übernahme findet sich zum einen die Beschäftigung mit den Grenzen eines solchen Unterfangens, zum anderen gibt es Bemühungen, eigene qualitative Gütekriterien zu entwickeln, die der Terminologie Flicks (1987) zufolge als "methodenangemessene Gütekriterien" verstanden werden können. So ist für Heiner Legewie das Kriterium der Objektivität "unangemessen, weil die Subjektivität des Interviewers nicht als Störvariable eliminiert, sondern bewußt als Teil des Verständigungsprozesses [und des Verstehensprozesses] einbezogen werden soll" (1987, S.144). Stattdessen schlägt er vor, von "reflektierter Subjektivität des Verstehens" (a.a.O.) zu sprechen, ein Vorschlag, in dem deutlich wird, daß die Akzentuierung von Subjektivität (die weder meßtechnisch noch auf andere Weise neutralisiert werden kann und soll) viel weiter geht, als es selbst einem qualitativen Ansatz wohlwollend gegenüberstehende quantitative Forscher(innen) zugestehen würden, denn dort wird lediglich der Spielraum hervorgehoben, der aus der Aufhebung der Standardisierung von Untersuchungsbedingungen resultiert. In diesem Sinne akzeptieren etwa Jürgen Bortz und Nicola Döring, daß Erhebungssituationen für die je konkreten Subjekte unterschiedlich ausfallen können, weil intendiert sei, "im subjektiven, inneren Erleben der Befragten vergleichbare Situationen zu erzeugen" (Bortz & Döring 1995, S.302; Herv. im Orig.). Eine solche Perspektive bleibt einer Position verhaftet, die an von Untersuchungsleiter(inne)n unabhängige Messungen glaubt und Subjektivität als "Störenfried" (Rauschenbach 1996) begreift und sie zu kontrollieren hofft.

Deutlich wird innerhalb der qualitativen Forschung auch der Anspruch auf Reliabilität zurückgewiesen, da eine (Erhebungs-) Situation (etwa ein Interview) "selber als unwiederholbares lebensgeschichtliches Ereignis zu betrachten ist" (Legewie 1987, S.144). Mayring weist in diesem Zusammenhang zusätzlich darauf hin, daß sich zum einen "der Gegenstand ja bereits durch den Eingriff der Forscher, durch die Messung [verändert] ... Zum anderen bleibt die Zeit ja nicht stehen. Menschen (also auch Versuchspersonen) entwickeln sich kontinuierlich, situative Bedingungen verändern sich, unterliegen dem sozialen Wandel" (1993<sup>2</sup>, S.107), eine Position, die auch von Lamnek vertreten wird, wenn er zusammenfassend feststellt: "Denn wegen der besonderen Berücksichtigung des Objektbereiches, der Situationen und Situationsdeutungen in Erhebung und Auswertung verbietet sich geradezu die oberflächliche und nur scheinbare Vergleichbarkeit von Instrumenten, wie sie durch die abgelehnte Standardisierung in der quantitativen Sozialforschung hergestellt wird" (1993<sup>2</sup>a, S.177f).

Die größte Aufmerksamkeit gilt in der qualitativen Forschung der Validität, diese ist damit ebenso von zentraler Bedeutung wie in ihrem quantitativen Pendant, wo sie als das "wichtigste Testgütekriterium" (Bortz und Döring 1995, S.185) hervorgehoben wird. Für die qualitative Forschung ist die Bedeutsamkeit der Validität daran erkennbar, daß hier Fragen, die sich sonst teilweise den anderen Gütekriterien zugeordnet finden, diskutiert werden, so etwa die Frage nach der Auswertung und Interpretation von Daten im quantitativen Verständnis (also die Frage der Objektivität im Sinne einer forsch(er)[innen]unabhängigen Messung/Datenauswertung). Allerdings hat sich die Thematisierung von Validität unter einer qualitativen Perspektive verschoben "vom Meßtechnischen zum Interpretativ-Kommunikativen" (Lamnek 1993<sup>2</sup>a, S.171; Herv. im Orig.). In diesem Sinne plädiert u.a. Legewie dafür, "kommunikationstheoretische Kriterien" (1987, S.144) einzuführen, mit denen seiner Auffassung nach auch "Einzelaspekte der Objektivität und Reliabilität berücksichtigt werden" (a.a.O.) können. Er

schlägt drei Bereiche vor, für die dieses so angereicherte Validitätskonzept angewendet werden kann: nämlich als Validität der Interviewäußerungen (durch "Einbezug der Analyse des Interviewverlaufs"; a.a.O., S.145),<sup>22</sup> als Validität der Interpretation dieser Äußerungen (aus der "Analyse des Interpretationsprozesses", a.a.O.) und als Validität der Schlußfolgerungen bzw. Verallgemeinerungen auf andere Gegenstandsbereiche (im Sinne einer externen Validierung und unter Hinzuziehung weiterer Informationen).

Eine weitere Differenzierung betrifft die Konsensherstellung innerhalb der qualitativen Forschung. Hier kann erstens ein Konsens zwischen den Interpret(inn)en in einer Auswertungsgruppe angestrebt werden (die sogenannte konsensuelle Validierung), zweitens zwischen Interpret(inn)en und Befragten (im Sinne einer kommunikativen Validierung, bei der die Interpretationen und Rekonstruktionen den Beforschten vorgestellt und mit ihnen diskutiert werden, um deren Zustimmung einzuholen) und schließlich drittens zwischen den Interpret(inn)en und außenstehenden Personen (Expert(inn)en, Kolleg(inn)en anderer Forschungsgruppen etc.), ein Vorgehen, das auch als "argumentative Validierung" (Bortz & Döring 1995, S.304) bezeichnet wird. Allerdings ist die Vorstellung, daß mit einem intersubjektiven Konsens zwischen den Interpret(inn)en "eine Interpretation als gültig (valide) und wissenschaftlich abgesichert angesehen werden" (a.a.O., S.302) kann, nur teilweise gerechtfertigt: Die Übereinstimmung zwischen den Interpret(inn)en kann aus einem konsensuellen Irrtum, z.B. vor dem Hintergrund der Zugehörigkeit zu einem gemeinsamen Forschungsteam, resultieren; eine Validierung zwischen Interpret(inn)en und Befragten kann auf der Ebene der Sicht des Subjekts "stecken bleiben" bzw. diese lediglich paraphrasieren; in der Scientific Community werden konsensuell neue, den vorherrschenden widersprechende Befunde verworfen.<sup>23</sup>

Es mag an dem bisher Vorgestellten deutlich geworden sein, daß selbst bei den Autor(inn)en, die im Rahmen qualitativer Forschung die Ansprüche auf Objektivität, Reliabilität und Validität – in sehr unterschiedlichem Ausmaß – als Zielkriterien akzeptieren, diese eine zuweilen so grundlegend andere Qualität erhalten, daß es nurmehr aus Darstellungs- oder Reputationszwecken nachvollziehbar erscheint, auch für qualitative Forschungsarbeiten in Termini von Objektivität, Reliabilität und Validität zu sprechen. Welche Folgen ergeben sich dann für die qualitative Forschung und für die Güte der in ihrem Rahmen getroffenen Aussagen? Nach Mayring sind "sechs allgemeingültige Gütekriterien qualitativer Forschung" (1993<sup>2</sup>, S.109ff) zu nennen, die

---

<sup>22</sup> Nach Legewie sind hier vor allem – unter Anschluß an die Überlegungen Habermas' zum kommunikativen Handeln – Fragen relevant nach der "Verständlichkeit, Wahrheit, sozialen Angemessenheit und Aufrichtigkeit" (1987, S.146).

<sup>23</sup> Gemeinsam mit Katja Mruck habe ich am Beispiel einer eigenen Studie aufzuzeigen versucht, wie die Dynamiken in einer Forschungsgruppe "einheitliche" Ergebnisse erzeugen bzw. konsensuelle "Fehlschlüsse" getroffen werden (Mruck & Mey 1996b). Daß die Vorstellung einer zunehmenden Validierung des Materials nicht unstrittig ist, zeigt sich auch in der folgenden kritischen Anmerkung von Bogumil und Immerfall (1985, S.71; zit. nach Lamnek 1993<sup>2</sup>a, S.178): "Forscher und Feldsubjekte interpretieren ihre Daten gemeinsam und hinterfragen Geltung, Hintergrund und Konsequenzen ihrer Ergebnisse statt Vertrauen in die Fiktion der scientific community zu haben". Umgekehrt kann gegen Bogumil und Immerfall aber auch eingewandt werden, daß eine Letztbegründung ebenfalls nicht unbedingt im Aushandeln der Ergebnisse zwischen Forschenden und Befragten zu suchen (und auch nicht zu finden) ist, denn mit Recht mahnen viele an, daß wenn dem so wäre, "die Analyse immer bei den subjektiven Bedeutungsstrukturen der Betroffenen stehenbleiben [müßte]" (Mayring 1993<sup>2</sup>, S.111).

er zugleich als eine Synopsis vorliegender Vorschläge versteht: Dazu gehört zu-  
 vorerst eine detaillierte *Verfahrensdokumentation*, in der die verwandten bzw. entwik-  
 kelten Methoden genau beschrieben und der Forschungsprozeß und dessen Resultate  
 transparent (und nachvollziehbar) gemacht werden sollen. Eine ausführliche Doku-  
 mentation ist allein schon deshalb notwendig, weil innerhalb der qualitativen For-  
 schung die je gewählten Verfahren dem Gegenstand angepaßt (und das heißt gedeutet  
 und modifiziert) werden und nicht einfach auf vorgefertigte Verfahren zurückgegriffen  
 werden kann (und soll). Als zweites Kriterium erwähnt Mayring die *argumentative  
 Interpretationsabsicherung*, was meint, daß das jeweilige Vorverständnis expliziert  
 und die Interpretation auf das empirisch gewonnene Material rückbezogen werden  
 soll: Die Deutungen/Interpretationen müssen "in sich schlüssig" (a.a.O., S.110) und  
 nicht nur "gesetzt" (a.a.O.) sein, wozu alternative Deutungen gesucht, auch "Negativ-  
 fälle" herangezogen werden sollen. Das dritte Kriterium bezieht sich nach Mayring auf  
 die *Regelgeleitetheit*, nach der gefordert ist, daß das (Auswertungs-) Vorgehen sequen-  
 tiell organisiert wird bzw. daß – trotz des Postulats der Offenheit – Arbeitsschritte sy-  
 stematisiert werden, denn, so Mayring plakativ: "Ohne Regeln ... wird qualitative For-  
 schung wertlos bleiben" (a.a.O., S.111). Als viertes Kriterium schlägt er die *Nähe zum  
 Gegenstand* vor, in die die Vorstellung der "Gegenstandsangemessenheit" als Leitge-  
 danke eingeht.<sup>24</sup> Die Güte der Forschung hängt bezogen auf dieses Kriterium nach  
 Mayring davon ab, inwieweit es gelingt, "in die natürliche Lebenswelt der Beforschten"  
 (a.a.O.) einzutauchen und "ein offenes, gleichberechtigtes Verhältnis" (a.a.O.)  
 zwischen den am Forschungsprozeß Beteiligten herzustellen. Als fünftes Kriterium  
 nennt er die *kommunikative Validierung* (siehe oben), als letztes die *Triangulation*,  
 also die Kombination unterschiedlicher Zugänge, durch die "man versucht, für die  
 Fragestellung unterschiedliche Lösungswege zu entwerfen und die Ergebnisse zu ver-  
 gleichen" (a.a.O., S.112). Dabei können trianguliert (kombiniert) werden: verschiede-  
 ne methodische Zugänge (etwa Interview, Beobachtung, quantitatives und quantitati-  
 ves Vorgehen), der Austausch zwischen oder die Perspektive von verschiedenen  
 Forscher(inne)n(-gruppen) (nahe an der argumentativen Validierung) sowie unter-  
 schiedliche theoretische Perspektiven in der Auseinandersetzung mit dem untersuchten  
 Phänomen. Mittlerweile hat sich allerdings hier eine Umorientierung ergeben, daß die  
 Triangulation in Richtung einer Forschungsstrategie weiterentwickelt wurde und dis-  
 kutiert wird, denn das Hauptanliegen von Triangulation ist nicht mehr – so etwa Flick  
 (1992) im Anschluß an Norman Denzin (1989<sup>3</sup>) – unter dem Aspekt der Validierung  
 zu sehen, d.h. in dem Ziel einer mehr oder weniger vollständigen Übereinstimmung,  
 sondern es geht darum, den Phänomenbereich mehrperspektivisch zu erschließen.

Nach Lamnek kann für die von Mayring zusammengestellten Kriterien gefragt wer-  
 den, "ob es sich dabei um Zielvorgaben oder Prüfsteine für die qualitative Sozialfor-  
 schung handelt, oder ob er nicht nur eine grundlegende Ausgangsposition für jeden  
 empirischen Forschungsprozeß beschreibt" (1993<sup>2</sup>a, S.157). Doch jenseits der hierzu

---

<sup>24</sup> Die in der qualitativen Forschung zentrale Figur der "Gegenstandsangemessenheit" ist mit  
 einigen anderen wichtigen Annahmen nur schwer vereinbar: So würde ihr aus einer orthodox  
 qualitativen Perspektive entgegenstehen, daß ein qualitatives Vorgehen Aussagen über einen Ge-  
 genstand treffen möchte, über den eben noch keine Kenntnisse bestehen, es mithin recht schwie-  
 rig wird, die Methodenwahl aus diesem erst zu ergründenden Gegenstand heraus zu rechtfertigen.  
 Wesentlicher erscheint mir jedoch, daß im Rahmen des spezifischen methodischen Vorgehens ein  
 Gegenstand "beleuchtet" bzw. nicht als das belassen wird, was er ohne diese kommunikativen  
 methodischen Eingriffe wäre.

sicher unterschiedlichen Positionen kann als weitgehend akzeptiert im Feld qualitativer Forschung gelten, was Mayring zur Notwendigkeit von Methodenkontrolle ausführt:

Die Forderung nach Methodenkontrolle bedeutet ... zweierlei: Das Verfahren muß expliziert werden, und es muß sich an begründeten Regeln orientieren. Zum ersten Punkt: Je offener ein Verfahren ist, desto genauer muß expliziert werden, wie im einzelnen, Schritt für Schritt, der Forschungsprozeß abläuft. Jede einzelne Verfahrensweise muß expliziert und dokumentiert werden. Zweitens heißt methodisch kontrolliertes Vorgehen aber auch Regelgeleitetheit. Offene Verfahren werden dadurch abgesichert, daß sie nach einer systematischen Prozedur ablaufen. Die Verfahrensschritte folgen vorher explizierten Regeln und lassen sich so begründen. Dies stellt dann auch eine Grundlage dar für die Verallgemeinerbarkeit der Ergebnisse (1993<sup>2</sup>, S.17).

Es handele sich allerdings trotz der Hervorgehobenheit dieser Forderung um "ein[en] Standard, der" – so Mayring – "in den bisherigen qualitativen Ansätzen immer wieder vernachlässigt wird" (a.a.O.); ähnliches gilt für die gewünschte Offenlegung des Vorverständnisses der Forschenden, das "am Gegenstand weiterzuentwickeln [ist, um] ... so den Einfluß des Vorverständnisses überprüfbar zu machen" (a.a.O.). Statt dessen ist auch in der qualitativen Forschung viel über den Gegenstand oder diesem zugeschriebene Kategorien und Dimensionen, aber kaum etwas über die diesen Gegenstand wählenden und mit spezifischen Methoden bearbeitenden Forscher und Forscherinnen zu erfahren (an anderer Stelle habe ich gemeinsam mit Katja Mruck die hohe Relevanz herausgearbeitet, die die Subjektivität der Forschenden und die Kontexte, in denen Forschung sich vollzieht, für die Gegenstandskonstruktion haben; vgl. Mruck & Mey 1996a).<sup>25</sup>

Letztlich würde eine Erfüllung dieses Postulats in qualitativ-empirischen Arbeiten – eben weil qualitative Forschung als kommunikativer Prozeß zwischen Forschenden und Beforschten verstanden und vollzogen wird – bedeuten, nicht nur das jeweilige Vorverständnis, sondern den gesamten Forschungsprozeß offenzulegen. Dem steht entgegen, daß Memos, Forschungstagebücher, Notizen von Auswertungssitzungen etc. nur begrenzt veröffentlicht werden bzw. "aufgrund ihrer Privatheit und Intimität nur begrenzt für Dritte zugänglich" (Muckel 1996, S.78) sind, sein sollen und können. Hier findet die vor allem von Franz Breuer (1996a) betonte Bedeutung eines reflektierten und angemessenen Umgehens als dem zentralen Bewertungskriterium sozialwissenschaftlicher Forschungsarbeiten eine schwierige und für jede Forschungsfrage und für jeden Forschungskontext neu zu definierende Grenze. Denn sicher darf das zurecht geforderte hohe Maß an (Selbst-) Reflexivität kein "Selbstläufer" werden, da ansonsten eine Entfernung von der eigentlichen Arbeit und ihren Zielsetzungen droht und auch neue Reflexionsschleifen keine letzten Wahrheiten hervorbringen können.

---

<sup>25</sup> Zur Veranschaulichung dieser Überlegung kann ich hier nur zu einem kleinen Gedankenspiel einladen. Wird jemand in einer Interviewsituation von einem Interviewenden befragt und kommt es im Rahmen dieses Gesprächs zu kommunikativen Schwierigkeiten, so daß der/die Befragte immer schweigsamer wird, wird der/die Leser(in) in dem anschließenden Forschungsbericht sicherlich sehr viel darüber erfahren, warum – biographisch gesehen – dieses Subjekt ein schweigsames bzw. was im Leben dieser Person problematisch ist und zu dem Schweigen (Verdrängen etc.) geführt hat. Würde das gleiche Subjekt sich in einer Interviewsituation – wiederum aufgrund kommunikativer Gründe – als äußerst redselig zeigen, wäre im Forschungsbericht zu lesen, daß und warum sich der/die Interviewte um Kopf und Kragen geredet hat. Die beide Male kommunikative Konstitution des Schweigens bzw. des unentwegten Redens würde – entgegen den Prämissen und Grundsätzen qualitativen Forschens – mit großer Wahrscheinlichkeit nicht in die Reflexion der jeweiligen Ergebnisse einbezogen.



Umgekehrt muß im Rahmen eines qualitativen Paradigmas, in dessen Zentrum die Postulate der Offenheit und der Kommunikation stehen – und noch zusätzlich für eine erkenntnistheoretische Position, die nicht mehr naiv darauf hofft, Gegenstandscharakteristika einfach "entdecken" und "abbilden" zu können, sondern für die Sinnverstehen notwendig Sinnherstellung bedeutet – die eigene Teilhabe am Forschungsprozeß und an der Hervorbringung von Forschungsergebnissen stets reflektiert werden.<sup>26</sup>

## 2 Durchführung der eigenen Studie

Die folgenden Ausführungen beziehen sich auf eine Untersuchung, die mit einem einjährigen Projekt "Adoleszenz in der Moderne – Entwicklung, Individualisierung, Biographie" (1995-1996) im Institut für Psychologie an der Technischen Universität Berlin begonnen und mit einem sechsmonatigen Projekt "Wege in eine qualitativ-empirische, subjekt-orientierte Entwicklungspsychologie der Adoleszenz" (1996-1997) fortgeführt wurde. Im Rahmen dieser Projekte wurden alle forschungspraktischen Arbeiten für die hier vorgelegte Studie vollzogen – von der Vorbereitung der Erhebung (wie der Leitfadenentwicklung und -überarbeitung) über die Durchführung der Interviews und deren Transkription bis hin zu den ersten, auswertungsvorbereitenden Schritten. Insgesamt wurden mit 16 Jugendlichen zwischen 16 und 20 Jahren Interviews von mindestens 1½ Stunden geführt (wobei die meisten der Interviews länger dauerten, einige sogar bis zu vier Stunden). Vier Jugendliche wurden nach ungefähr einem Jahr nochmals interviewt, auch bei diesem Zweitermin nahmen die Gespräche zwischen zwei und vier Stunden in Anspruch. Die Projekte wurden von mir initiiert, geleitet und betreut. Mitgearbeitet haben Studierende, die im Rahmen ihres Psychologiestudiums gemäß der Studienordnung verpflichtet waren, an einem Studienprojektkurs teilzunehmen. Nach dem offiziellen Abschluß der beiden Projekte habe ich die Interviewdaten aufbereitet und – auf die in den Projekten vollzogenen ersten Auswertungsschritte rückgreifend – abschließend ausgewertet.

Im folgenden werden die einzelnen Arbeitsschritte und deren methodische Implikationen erläutert. Dabei werde ich insbesondere auf einige m.E. wesentliche Aspekte qualitativen Arbeitens eingehen, die im Sinne der zuvor explizierten Postulate und Bewertungskriterien qualitativer Forschung nachvollziehbar machen sollen, warum welche Entscheidungen im Zuge des Forschungsprozesses getroffen wurden.

---

<sup>26</sup> Ein eindringliches Beispiel für die Umsetzung der Forderung nach Selbstreflexivität im Forschungsprozeß findet sich bei Katja Mruck (1999, S.1), die "die Frage nach der Beziehung zwischen Erkenntnissubjekt und Erkenntnisobjekt und nach deren sich historisch wandelnden Konzeptualisierungen" in das Zentrum ihres Interesses gerückt, unsicher "geworden über die Möglichkeit einer objektiven Erkenntnis, ... [sich] um ein Verstehen des in verschiedenen Methodologien gebändigten subjektiven Erkennens entlang historischer (Re-) Konstruktionen" (a.a.O.) bemüht hat.

## 2.1 Erhebung

Zunächst wird begründet, warum nach den eingangs erläuterten Prämissen qualitativen Forschens im Rahmen der vorliegenden Studie nicht auf in der Identitätsforschung vorliegende Verfahren wie z.B. das "Identity Status Interview" von Marcia zurückgegriffen wurde, und warum dem problemzentrierten Interview von Andreas Witzel vor dem narrativen Interview von Fritz Schütze der Vorzug gegeben wurde. Daran anschließend folgt die Darstellung des Interviewaufbaus und des den Interviews zugrunde gelegten Leitfadens, um dann die eigentliche Interviewdurchführung – von der einbezogenen Stichprobe über die Kontaktaufnahme bis hin zur Transkription – zu beschreiben.

### 2.1.1 Methodologische Überlegungen zu qualitativen Interviewverfahren und zur eigenen Methodenwahl

Entsprechend der unterschiedlichen Forschungsperspektiven und -programme innerhalb der qualitativen Forschung nimmt es wenig wunder, daß sich eine Vielzahl von Erhebungsmethoden benennen läßt (einen Überblick geben Flick et al. 1991, Lamnek 1993<sup>b</sup>, Mayring 1993<sup>2</sup>, Schäfer 1995); bei den Interviews reicht die Spanne von hoch strukturierten bzw. standardisierten Verfahren, bei denen in einer vorgeschriebenen Reihenfolge Fragen beantwortet werden und auch die Frageformulierung vorgegeben ist, bis hin zu offenen Varianten, bei denen sich die Reihenfolge der Fragen wie ihr Wortlaut an der konkreten Gesprächssituation (vor allem an der Erzählung der Interviewpartner(innen)) orientiert (vgl. Hopf 1991). Insofern firmiert unter dem Label Interview sowohl ein Konzept "mündlicher Befragungen" als auch ein Verständnis von Interviews als "sozialen Situationen", das auf eine möglichst große Nähe zu Alltagsgesprächen zielt.

Für die Auswahl von Interviewverfahren gibt es verschiedene Vorschläge und Strukturierungshilfen (etwa Wiedemann 1989). Auch finden sich im Rahmen der qualitativ arbeitenden (Jugend-) Forschung viele Versuche, Teilelemente von verschiedenen Interviewverfahren zu kombinieren, statt auf ein einziges Verfahren in seiner Reinform zurückzugreifen, was sich z.T. aus forschungspragmatischen Gründen (begrenzte zeitliche und finanzielle Ressourcen), ganz sicher aber im Hinblick auf die konkrete Fragestellung, oft empfiehlt.<sup>27</sup> Innerhalb der entwicklungspsychologischen Forschung hat sich anscheinend durchgesetzt, daß "wegen der Komplexität der Forschungsgegenstände das halbstrukturierte Interview" (Petermann 1987<sup>2</sup>, S.1042)<sup>28</sup> als besonders angemessen gewertet wird (ein Vorschlag, der in seiner Allgemeinheit vor der Vielgestalt

---

<sup>27</sup> Gleichwohl sei hier angemerkt, daß es einen Überhang von Leitfaden-Interviews zu geben scheint, die sich damit bescheiden, möglichst viele der interessierenden Themen zu sammeln (und abzuheften) – und damit an die quantitative Datensammlungspraxis erinnern. Hier zeigt sich ein nur geringes Vertrauen in die Potentiale qualitativer Verfahren unter der Perspektive einer interpretativen Methodologie, derzufolge die "Aussagen der Untersuchten nicht einfach als statische Repräsentationen eines unveränderlichen Wirklichkeitszusammenhangs, sondern als prozeßhafte Ausschnitte der Reproduktion und Konstruktion von sozialer Realität" (Lamnek 1993<sup>a</sup>, S.25) zu verstehen sind.

<sup>28</sup> In der dritten Auflage lautet das Argument für das halb-strukturierte Interview nun statt "Komplexität" "inhaltliche Vorgaben" (Petermann 1995<sup>2</sup>, S.1161).

tigkeit der Gegenstandsfelder und angesichts unterschiedlicher vorliegender Interviewverfahren nur schwer nachvollziehbar ist).

Auch Haußer sieht als "methodologisches Anforderungsprofil für die Erforschung von Identität und Identitätsentwicklung" (1995, S.132ff) halbstrukturiert-offene Erhebungsmethoden, denen er den Vorzug gegenüber "völlig unstrukturiert-offenen Verfahren" (a.a.O., S.132) einräumt. Dabei sollte den Befragten die Möglichkeit zur "Selbststrukturierung" gegeben werden, aber auch eine "ergänzende Strukturierung durch den Interviewer" (a.a.O.) möglich sein; verzichtet werden sollte allerdings auf "fiktives Reizmaterial ..., welches mit der realen Lebenssituation eines Probanden, seiner Biographie und seinen Zukunftsplänen nichts zu tun hat" (a.a.O., S.133). Für die Erhebung sollte der jeweilige Theoriebezug expliziert werden; für die Auswertung empfiehlt Haußer "induktiv-deduktiv entwickelte Kategoriensysteme ..., die zugleich an empirischem Problematerial und theoriegeleitet entwickelt wurden" (a.a.O.). Entsprechend dieser Anforderungsskizze sieht Haußer in dem von Marcia entwickelten "Identity Status Interview" eine gelungene Variante, da es zwar "nicht *die* endgültige Lösung [bietet], ... aber den Weg in die richtige methodologische Richtung weist" (a.a.O., S.124; Herv. im Orig.): Es handele sich nämlich um eine "subjektspezifische[...] Erhebungsmethode" (a.a.O., S.126), mit der sowohl "recht spezifische Auskünfte über ... [die] derzeitige Identität" (a.a.O.) in Erfahrung gebracht werden könnten als "auch Entwicklungsinformationen – also Kenntnisse darüber, wie es zu der gegenwärtig bestehenden Identität gekommen ist" (a.a.O.).

Daß ich mich nicht für die von Marcia entwickelte Variante bzw. für eine ihrer zahlreichen Revisionen (vgl. dazu Archer & Waterman 1993, Marcia & Archer 1993) entschieden habe, gründet in meinen Überlegungen zur narrativen Verfaßtheit von Identität einerseits und der konkreten Technik von Marcia – einem halbstündigen Interview, bei dem entlang eines Leitfadens ein für alle Befragten verbindlicher Fragenkatalog, um fallspezifische Fragen ergänzt, bearbeitet wird – andererseits. Auch ergeben sich aus Marcias Interviewform neben einigen verfahrenstechnischen Einschränkungen<sup>29</sup> vor allem Probleme hinsichtlich der Auswertungsmodi, bei denen mittels eines Manuals mit Anleitungen, Definitionen und Ankerbeispielen eine Einordnung in die vier Identitätszustände erfolgt. Gerade Marcias "Identity Status Interview" steht für die Probleme, die der Identitätsforschung erwachsen, will sie Identität mit konventionellen Mitteln als ein dynamisches Geschehen begreifen.<sup>30</sup>

---

<sup>29</sup> U.a. läßt sich mit Haußer (1995, S.126) bemängeln, daß das von Marcia entwickelte Interview "zielgruppenspezifisch, nämlich für Studenten konzipiert" ist.

<sup>30</sup> Haußer kritisiert zunächst, daß die Frage der Interrater-Reliabilität ungeklärt sei, da die von Marcia vorgelegten Daten Prozent- statt Absolutangaben enthalten. Letzteres sei notwendig, da "bei Inhaltsangaben die Beurteilerübereinstimmung von der Zahl der Kategorien, von der Zahl der Beurteiler, von der empirischen Auftretenswahrscheinlichkeit der einzelnen Kategorien und von weiteren Größen abhängt" (1995, S.126). Weitere Probleme sieht Haußer vor allem bezüglich der "Feststellung des gesamten Identitätszustandes" (a.a.O.), denn zum einen – die methodische Seite betreffend – finden sich dazu "im Manual keine Verfahrensregeln" (a.a.O.), zum anderen wird ein "globaler Identitätszustand nicht erfragt" (a.a.O., S.127), sondern nach der Einschätzung der bereichsspezifischen Identitätszustände erst gebildet, was bedeute, "wertvolle Informationen her[zu]schenken, wenn sie ihre Datenanalysen am Ende nur mit dem globalen, nicht aber mit den bereichsspezifischen Identitätszuständen durchführen" (a.a.O., S.127). Es sei hier der Vollständigkeit halber nochmals – wie bereits in Kapitel III.2.1.1 eingehender dargelegt – darauf hingewiesen, daß für Haußer das schwerwiegendste Problem ist, daß "die beiden Variablen bei Marcia –

Interessant ist in diesem Zusammenhang, daß Haußer zwar auf der einen Seite die Begrenzungen hochstrukturierter, "geschlossener" Verfahren betont, seine Vorschläge aber nicht in Richtung einer qualitativ orientierten Identitätsforschung präzisiert. Insofern bleibt seine bereits vor über einem Jahrzehnt gemeinsam mit Hans-Peter Frey getroffene kritische Anmerkung weiter ohne inhaltliche Füllung, denn bereits damals hieß es, daß "ein wesentlicher Indikator ... [für die Fruchtbarkeit und Langlebigkeit einer sozialwissenschaftlichen Identitätsforschung sein wird], ob es in der Forschungspraxis gelingt, anstelle des einfalllosen Gebrauchs vermarkteter geschlossener Skalen subjektnahe, gegenstandsspezifische Erhebungs- und Auswertungsinstrumente zu entwickeln" (Frey & Haußer 1987a, S.22). Daß es bei dieser Anmerkung geblieben ist, verweist auch auf einige Ambivalenz bei Haußer selbst, der zwar auf der einen Seite Kritik an dem Status Quo der empirischen Identitätsforschung übt, gleichzeitig aber auf die Fülle von Untersuchungen zurückgreift, die genau mit diesen "verschmähten" Methoden arbeiten.<sup>31</sup> Hier ist mit Jürgen Straub zu konstatieren, daß trotz solcher programmatischen (und wiederholten) Forderungen der tatsächliche Einsatz qualitativer Verfahren "nach wie vor selten ist" (1991, S.54), während doch gerade "in der empirischen Identitätsforschung verstärkt Methoden einzusetzen [wären], die an den aus der interpretativen oder qualitativen Forschung bekannten Prinzipien der 'Fremdheit', der 'Offenheit' und der 'Kommunikation' orientiert sind" (a.a.O.).<sup>32</sup> Dies scheint insbesondere notwendig – so Straub weiter – weil, wenn

als theoretische und methodologische Voraussetzung für die 'methodisch kontrollierte' Zuschreibung von Identität (bzw. von Identitätsaspekten) betrachtet werden kann (oder muß), daß die betreffenden 'reflexiven Subjekte' Aspekte ihrer Selbst- und Weltverständnisse und ihrer Selbst- und Weltverhältnisse aus ihrer Innenperspektive und in ihrer Sprache artikulieren können, [dann] wäre die wissenschaftliche Identitätsforschung angehalten, Methoden einzusetzen, die solche Selbstthematisierungen gestatten und fördern (a.a.O.).

Weil ich mit Straub davon ausgehe, daß, wo "Aspekte des (reflektierten) Selbst- und Weltverhältnisses von Subjekten den Gegenstand empirischer Studien bilden, ... die Konstitution ... [von] angemessenen 'empirischen Daten' in erheblichen Maß an den Einsatz 'offener' Verfahren gebunden [ist]" (a.a.O.), möchte ich im folgenden zwei Verfahren vorstellen und diskutieren, die von ihrer Programmatik her beanspruchen, innerhalb der qualitativen (Jugend-) Forschung zentrale Prinzipien – das Prinzip der Offenheit und das Prinzip der Kommunikation – zu erfüllen: das narrative Interview von Fritz Schütze (1983) und das problemzentrierte Interview von Andreas Witzel (1985).

Gemeinsam ist beiden Interviewvarianten nach Heiner Legewie (1987, S.138), daß sie "eine Interviewtechnik [beinhalten], die nicht im Abfragen biographischer Daten besteht, sondern dem Befragten durch thematische Erzählanstöße die Freiheit einräumt, seine eigene Sicht auf sein bisheriges Leben oder einen Lebensabschnitt als 'Lebensgeschichte' darzustellen". Damit machen sich diese Interviewverfahren "die Alltagskompetenz des Erzählens der eigenen Lebensgeschichte zunutze, um Aufschluß

---

'innere Verpflichtung' und 'Krise' – ... dichotom operationalisiert [wurden], obwohl dies theoretisch überhaupt nicht naheliegt" (a.a.O.).

<sup>31</sup> So in seinem Band "Identitätspsychologie" bzw. in einem von ihm gemeinsam mit Frey herausgegebenen Reader (Frey & Haußer 1987b).

<sup>32</sup> Gemeint ist das u.a. von König (1984) formulierte "Fremdheitspostulat", das ausgehend zunächst von ethnologischen Diskussionen ein selbstverständliches Gleichsetzen von wissenschaftlichen und alltäglichen Vorstellungen und Bedeutungen auch für die eigene Kultur verbietet.

über den Lebenslauf des Befragten und die damit verbundene Entwicklung seiner Selbst- und Weltsicht zu gewinnen" (a.a.O.).

Angelegt an die von Peter Wiedemann vorgelegten Strukturierungshilfen für die Auswahl von Interviews<sup>33</sup> lassen sich für die beiden Verfahren Einsatzbereiche bzw. Anwendungsfelder unterscheiden.<sup>34</sup> Wiedemann schlägt vor, auf Interviewvarianten, die ein hohes Maß an Narrationen vorsehen, dann zurückzugreifen, "wenn Wissensbestände, Haltungen oder Wertungen in ihrem Entstehungskontext, also bezogen auf ursprüngliche Erfahrungen erfaßt werden sollen" (1989, S.20). Sind dagegen weniger Erlebnisse, sondern eher Erklärungen und Argumentationen von Interesse, dann sieht Wiedemann die Notwendigkeit eines Interviewverfahrens, das "zu Beginn ... eine freie Produktion der Komponenten (Variablen) des Gegenstandsgebietes in Form von Beschreibungen [vorsieht und danach] ... Erklärungen der Beziehungen zwischen Komponenten erfaßt, um zum Schluß Begründungen für das Vorliegen der Beziehungen zu erhalten" (a.a.O., S.22).

Im folgenden stelle ich die beiden Verfahren in ihren theoretischen und methodisch-technischen Grundzügen kurz dar, anschließend werden die Vor- und Nachteile der jeweiligen Methode diskutiert und abschließend Unterschiede und Gemeinsamkeiten aufgezeigt, um die eigene Entscheidung zu legitimieren.

#### 2.1.1.1 *Das narrative Interview*

Das narrative Interview wurde von Fritz Schütze zunächst im Kontext der Erforschung kommunaler Entscheidungs- und Machtstrukturen entwickelt. Erst später avancierte es zum populärsten Verfahren innerhalb der biographisch-orientierten Forschung, da sich mit ihm Schütze zufolge Datentexte erzeugen lassen, "deren Analyse auf die zeitlichen Verhältnisse und die sachliche Abfolge der von ihnen repräsentierten lebensgeschichtlichen Prozesse zurückschließen läßt" (1983, S.285). Es sei Anliegen und Potential dieses Interviewverfahrens, "die Ereignisverstrickungen und die lebensgeschichtliche Erfahrungsaufschichtung des Biographieträgers [möglichst] lückenlos [zu] reproduzieren" (a.a.O.) und sowohl den "'äußere[n]' Ereignisablauf" (a.a.O.) als auch "die 'inneren Reaktionen', die Erfahrungen des Biographieträgers mit den Ereignissen und ihre interpretative Verarbeitung in Deutungsmustern" (a.a.O., S.286) zu rekonstruieren.

Im Vergleich zu anderen Interviewvarianten zeichnet sich das narrative Interview dadurch aus, daß es auf spezifischen – kommunikationstheoretischen – Annahmen basiert: die "Homologieannahme" und die Annahme von "Zugzwängen des Erzählens". Das bedeutet für Schütze, daß Erzähl- und Erlebnisstrukturen homolog sind, deshalb sei die sequentielle Struktur der Lebensgeschichte zentral, denn erst vor deren Hintergrund lassen sich die Deutungsmuster und Alltagstheorien der Interviewten verstehen. Diese individuellen Deutungsmuster und subjektiven Interpretationen sollen mit dem narrativen Interview aufgedeckt werden, indem die Befragten sich in ihren Erzählungen in zurückliegende Handlungs- und Erlebnissituationen versetzen und die-

<sup>33</sup> Dabei steht nach Wiedemann (1989, S.13) im Zentrum von Interviews "die Exploration der Art und Weise, wie die Befragten ihre Alltagswelt wahrnehmen, ordnen und bewerten". Interviews zielen diesem Verständnis zufolge "auf die Erfassung subjektiver Erfahrung" (a.a.O.). Formal definiert Wiedemann Interviews als Mittel, "um eine bestimmte Erfahrungsgestalt in eine bestimmte Textsorte abzubilden" (a.a.O., S.22).

<sup>34</sup> Auch wenn Wiedemann das problemzentrierte Interview nicht explizit zuordnet, lassen sich m.E. seine Ausführungen sehr gut auf die von Witzel entwickelte Variante beziehen, wie in meiner Darstellung deutlich werden wird.

se vergegenwärtigen (vgl. Heinze 1995). Die sequentielle Struktur der tatsächlichen Abläufe im Lebenslauf wird, so die Annahme von Schütze, in der Erzählung der Interviewten aufgrund von Gestaltschließung, Kondensierung und Detaillierung – den "Zugzwängen" der Narration – sichtbar: Die Interviewten sind "gezwungen", eine detaillierte Schilderung ihres Lebens bzw. eines Lebensabschnittes vorzunehmen, d.h. an Stellen mangelnder Plausibilität ausführlicher zu berichten, damit das Erzählte verstanden wird. Ähnlich sind sie "gezwungen", ihre Lebensgeschichte von Beginn bis zum Ende zu erzählen, damit diese verständlich wird (Gestaltschließung). Schließlich "müssen" Interviewte ihre subjektive Sichtweise dadurch verständlich machen, daß sie die subjektiv wichtigen Stellen hervorheben und rafften (Relevanzsetzung und Kondensierung).

Das narrative Interview – bei dem in der Regel auf einen Leitfaden verzichtet wird – gliedert sich in drei Teile. Am Anfang steht die autobiographisch-orientierte Erzählaufforderung an die Befragten, die gesamte Lebensgeschichte bzw. die empirisch interessierende Lebensphase zu erzählen. Zur Illustration sei auf Harry Hermanns verwiesen, der folgendes Beispiel anführt:

Ich möchte Sie bitten, mir zu erzählen, wie sich die Geschichte Ihres Lebens zugetragen hat. Am besten beginnen Sie mit der Geburt, mit dem kleinen Kind, das Sie einmal waren, und erzählen dann all das, was sich so nach und nach zugetragen hat, bis zum heutigen Tag. Sie können sich dabei ruhig Zeit nehmen, auch für Einzelheiten, denn für mich ist alles interessant, was Ihnen wichtig ist (1991, S.183, Herv. im Orig.).<sup>35</sup>

Die Anfangsphase bildet das Herzstück des narrativen Interviews. Durch die "extemporierte Stegreiferzählung" (Heinemeyer 1991), die für die Befragten keinerlei Vorbereitung ermöglicht, und durch die Tatsache, daß keine oder nur geringe Vorgaben gegeben werden, sind die Befragten gefordert, sich ausführlich und nachvollziehbar einer bis dahin fremden Person verständlich zu machen. Die den ersten Teil des Interviews prägende autobiographische Anfangserzählung soll dabei von den Interviewer(inne)n nicht unterbrochen, sondern (durch verbale und nonverbale Bekräftigung) kommunikationsunterstützend begleitet werden. Nachdem die Anfangserzählung mit einer Erzählcodas (etwa: "das war's") beendet ist, beginnt der zweite Teil, in dem Nachfragen gestellt werden sollen, dies

an Stellen der Abschneidung ... thematisch querliegender Erzählfäden, an Stellen der Raffung des Erzähldukts wegen vermeintlicher Unwichtigkeit, an Stellen mangelnder Plausibilisierung und abstrahierender Vagheit, weil die berichteten Gegenstände für den Erzähler schmerzhaft, stigmatisierend oder legitimationsproblematisch sind, sowie an Stellen [einer] ... für den Informanten selbst bestehenden Undurchsichtigkeit des Ereignisgangs (Schütze 1983, S.285).

Auch hier ist wichtig, daß die Nachfragen zur Narration auffordern. Die Interviewer(innen) sollen hierzu zunächst die letzte narrative Passage aufgreifen und einen neuen Erzählanstoß geben, wobei Schütze an dieser Stelle vorschlägt zu bitten, daß die Interviewten von einer bestimmten Stelle an noch einmal erzählen bzw., den Erzählfäden aufgreifend, weiter erzählen. Der dritte Teil der narrativen Interviews besteht in der

---

<sup>35</sup> Im Unterschied hierzu hat Schütze – zumindest in früheren Arbeiten – vorgeschlagen, das Interview mit einem unverfänglichen, "folkloristischen" Thema zu eröffnen, was von Witzel (1982, S.48) dahingehend kritisiert wird, daß dieser Gesprächs(eröffnungs)strategie eine "Trickhaftigkeit an[haftet], die ihre Spitze in einer 'Überlistungseinstellung' der Forscher hat und zum Mißtrauen seitens der Interviewten führt, ihnen seien Fallen gestellt worden, um die ihnen unangenehmen Informationen zu entlocken".

Aufforderung zur abstrahierenden Beschreibung von Zuständen, immer wiederkehrenden Abläufen und systematischen Zusammenhängen sowie den entsprechenden Darstellungen des Informanten sowie ... aus theoretischen Warum-Fragen und ihrer argumentativen Beantwortung. Es geht nun mehr um die Erklärungs- und Abstraktionsfähigkeit des Informanten als Experte und Theoretiker seiner selbst (a.a.O.).

### *Kritische Würdigung*

Das narrative Interview wird nicht selten in der Literatur als ein Verfahren beschrieben, bei dem ohne Konzept eine Annäherung an den zu untersuchenden Fragenkomplex stattfindet (z.B. bei Lamnek 1993<sup>2b</sup>). Eine solche Annahme unterschlägt aber, daß das narrative Interview eine "elaborierte, methodisch reflektierte Anwendungskonzeption" (Lenz 1991, S.57) aufweist, die anderen Interviewverfahren (z.B. einigen Abfragemethoden, die unter dem Stichwort Leitfadeninterview firmieren) meist fehlt. Außerdem steht dem entgegen, daß im Falle narrativer Interviews – wie Heinze hervorhebt – "die genaue Kenntnis des Forschungsgegenstandes bzw. der Forschungsziele für den Interviewer unumgänglich [ist]" (1995, S.74).

Im Unterschied zu vielen anderen Interviewvarianten vereinigt das narrative Interview zentrale Prinzipien qualitativer Forschung: So sieht Siegfried Heinemeier für das narrative Interview als gegeben an, daß an die Erzählkompetenz und -erfahrung der Interviewten angeschlossen wird, weil es aufgrund der offenen Gesprächssituation möglich ist, das Sprachniveau der Befragten aufzugreifen und so überhaupt erst gewährleistet werden kann, daß die Interviewten die Bedeutung der Fragen verstehen. Ferner werde die "Produktion von Forschungsartefakten relativiert" (1991, S.122), da (vor allem durch die Ermöglichung der Relevanzsetzung) die Befragten die Chance erhalten, "andere Dimensionen zum Ausdruck zu bringen, als der Wissenschaftler erwartete" (a.a.O.) bzw. anzielte, denn für das Thema subjektiv bedeutsame "affektive, kognitive und wertbezogene Äußerungen" (Baacke 1991, zit. nach Heinze 1995, S.68) können eingeführt werden.

Entlang dieser genannten Aspekte läßt sich als zentraler Vorteil des narrativen Interviews nennen, daß konsequent versucht wird, das Frage-Antwort-Schema der Befragungssituation aufzulösen und die subjektive Sichtweise der Befragten zuzulassen (vgl. Witzel 1982). Das narrative Interview – als zeitlich wie inhaltlich nicht eng begrenzte Kommunikationssituation – erlaubt detaillierte Narrationen, die "Einblicke in die Emotionalität" (Heinze 1995, S.76) der Befragten geben, und es ermöglicht "ein Verstehen unter Berücksichtigung aller möglichen Einflußgrößen inklusive des sozialen und gesellschaftlichen Kontextes" (a.a.O., S.78), da es sich nicht "auf das Sammeln bestimmter Daten zu einem eng eingegrenzten Thema [beschränkt]" (a.a.O.). Allerdings wird gegenüber diesen positiven Einschätzungen in Darstellungen über das narrative Interview – nicht minder häufig – darauf verwiesen, daß zu sehr "auf den Automatismus der Zugzwänge" (Lenz 1991, S.58) vertraut werde, diese allerdings in der realen Interviewsituation nicht zum Tragen und folglich auch keine längeren Erzählungen zustande kommen, woraus mitunter dann doch wieder ein Frage-Antwort-Schema resultieren kann (vgl. Spöhring 1989). Ferner wird an der dem narrativen Interview unterlegten Annahme, daß aufgrund der Wirksamkeit der Zugzwänge alle wesentlichen Ereignisse angesprochen und geschildert würden, kritisiert, daß oft "nicht nur das 'Unwichtige' als nicht mitteilenswert erscheint, sondern häufig auch das allzu Selbstverständliche" (Lenz 1991, S.58).

Angesichts solcher Diskrepanzen zwischen dem theoretischen Postulat und der (Nicht-) Faktizität der Zugzwänge klingt bereits an, was wohl zurecht für das narrative

Interview als generelle Einschätzung formuliert werden kann: "Bei aller Wertschätzung des autobiographisch-narrativen Interviews als ein der Alltagskommunikation angenähertes und effektives Forschungsverfahren ist es doch in seiner konkreten Anwendung nicht frei von Widersprüchen, die etwa in der Interaktion von Forscher und Informant auszubalancieren sind" (Heinemeier 1991, S.126). Heinemeier thematisiert in diesem Zusammenhang drei Paradoxien des narrativen Interviews: Die erste Paradoxie betrifft das "künstliche Arrangement", da das Abfragen der Lebensgeschichte eine Vertrauensbeziehung voraussetzt, die der Instrumentalität des Interviews als Quelle der Datenproduktion entgegensteht. Eine zweite Paradoxie des narrativen Interviews sieht Heinemeier in der "vertrauten Fremdheit", die sich darin ausdrückt, daß die Interviewer(innen) zwar in die Rolle von Vertrauten hineinwachsen (können), doch immer auch Beobachtende mangelnder Plausibilisierung bleiben. Hiermit einher geht nach Heinemeier als dritte Paradoxie die der "verschlossenen Offenheit"; gemeint ist die Asymmetrie der Interaktion, da die Interviewenden entgegen der postulierten Anlehnung an Alltagssituationen unsichtbar bleiben. Es kann deshalb mit Karl Lenz resümiert werden, bei dem narrativen Interview werde zu wenig anerkannt, daß ein Interview "in erster Linie das Resultat einer sozialen Beziehung ist" (1991, S.58). Lenz macht darauf aufmerksam, daß der Detaillierungsgrad in Abhängigkeit von der "Qualität dieser Beziehung" variiert und daß die "Mitteilungsbereitschaft in der Anfangsphase eher geringer sein" (a.a.O.) dürfte, so daß "wichtige Informationen über die eigene Lebensgeschichte, die nicht einfach jedem/jeder erzählt werden, erst an einer späteren Stelle des Interviews zum ersten Mal erwähnt werden, oftmals dürfte dies erst nach der Haupterzählungsphase der Fall sein" (a.a.O.).

Kritische Einschätzungen dieser Art treffen im wesentlichen auch die strikte Phaseneinteilung des narrativen Interviews, da auch aus der Trennung zwischen der Haupterzählung und dem Nachfrageteil eine "künstliche" Situation entstehen kann (vgl. Witzel 1982). Aus dieser starren Trennung resultiert noch eine weitere Schwierigkeit, nämlich die, daß die Interviewten sich durch die methodologisch begründete Folge der Elemente "methodisch" behandelt erleben. Während die im ersten Teil geforderte erzählungsunterstützende Haltung etwa durch bekräftigendes Nicken oder verbale "hnhms" Verstehen signalisieren soll, legen die Anschlußfragen, die erst im zweiten Teil vorgesehen und erlaubt sind, nahe, daß nur ein bedingtes Verstehen erreicht wurde. In diesem Zusammenhang verweist Walter Spöhring (1989) auf einen weiteren Konflikt zwischen der Herstellung von "Natürlichkeit" – entsprechend der überwiegend immanente Nachfragen erlaubt sind – und dem Erzielen von "Mindestinformationen" oder der für die Forschungsfrage notwendigen Anhaltspunkte.

Eine von vielen Autor(innen) vorgebrachte Kritik schließlich bezieht sich darauf, daß Schütze per se von "kompetenten" Erzähler(inne)n ausgeht. Dementgegen wird bezweifelt, daß untrainierte Erzähler(innen) überhaupt zu längeren Narrationen in der Lage sind, denn nicht jede(r) Befragte hat die "Bereitschaft sowie die (sprachliche und soziale) narrative Kompetenz, [ihre/]seine 'Geschichte' zu erzählen" (Spöhring 1989, S.175; vgl. auch Fuchs 1984). Damit aber scheint das narrative Interview ein "elitäres" Verfahren zu sein, das sich auf jene beschränkt, die zu umfassenden Erzählungen zu veranlassen sind; es werden letztlich damit "nur Befragte mit hohem Maß an Selbstreflexivität als geeignete Forschungsobjekte akzeptiert" (Lenz 1991, S.59). Dies hat nach Lenz weitreichende Konsequenzen, wenn im weiteren entlang der orthodoxen Regeln Schützes (1983) ausgewertet wird, die u.a. vorsehen, in einem ersten Schritt



alle nicht narrativen Passagen zu streichen bzw. Interviews, in denen es zu nur wenigen Erzählungen gekommen ist, nicht in die Untersuchung aufzunehmen.

#### 2.1.1.2 *Das problemzentrierte Interview*

Ziel des problemzentrierten Interviews ist es nach Andreas Witzel (1982, 1985), im Zentrum einer Forschungsfrage stehende Tatbestände und deren subjektive Verarbeitung zu erfassen, wobei die Aufgabe dieser Interviewform darin besteht, "den interessierenden Gegenstandsbereich in seiner Vollständigkeit abzutasten und kürzelhafte, stereotype oder widersprüchliche Explikationen der Interviewten zu entdecken und durch Nachfragen weiter zu explorieren" (Witzel 1985, S.235).

Witzel, der das problemzentrierte Interview im Rahmen eines Forschungsprojekts zu den Berufsvorstellungen und -entscheidungen von Hauptschüler(inne)n entwickelte, versteht diese Interviewform als "Methodenkombination bzw. -integration" von qualitativen Interviews, Fallanalysen, biographischer Methode, Gruppendiskussion und Inhaltsanalyse.<sup>36</sup> Das problemzentrierte Interview ist aus der Auseinandersetzung mit konstitutiven Elementen qualitativer Forschung heraus entwickelt worden. Die "Forschungspragmatik des problemzentrierten Interviews" (Witzel 1985, S.230ff) folgt zentralen Prinzipien qualitativer Forschung, die unter den Stichworten "Problemzentrierung", "Gegenstandsorientierung" und "Prozeßorientierung" diskutiert werden (ausführlich Witzel 1982, S.66ff).

Ein wichtiges Anliegen Witzels war es, ein Interviewverfahren zu entwickeln, das auf der einen Seite der notwendigen Vermittlung zwischen bestehendem und zu erwerbendem Wissen im Forschungsprozeß Rechnung trägt, und auf der anderen Seite die Interviewten als kompetente Subjekte befähigt, ihre "Explikationsmöglichkeiten ... so zu optimieren, daß sie ihre Problemsicht auch gegen die Forscherinterpretation und in den Fragen implizit enthaltenen Unterstellungen zur Geltung bringen können" (1985, S.232). Insgesamt vertritt Witzel damit die Auffassung, daß eine von dem konkreten Untersuchungskontext und den in ihm agierenden Subjekten unabhängige Kommunikation eine Illusion ist. In der Folge plädiert er für ein induktiv-deduktives Verständnis des Forschungsprozesses, wo auf der einen Seite im Zuge der Gesprächsführung den Befragten durch Anregung von Narrationen und Erzählsequenzen ermöglicht wird, ihre Perspektive darzustellen bzw. zu entwickeln, auf der anderen Seite können die Interviewenden das jeweilige Vorwissen – im Sinne von "sensibilisierenden Konzepten"<sup>37</sup> – nutzen und auf der Grundlage von Erzählungen Dialoge initiieren, in denen sich ad-hoc-Erkenntnisse aus den Schilderungen der Befragten ebenso wie aus den (theoretischen) Vorannahmen in Fragen formulieren und in das Gespräch einführen lassen.

---

<sup>36</sup> Angezielt ist damit über den engeren Rahmen eines Erhebungsverfahrens hinaus die Entwicklung eines Forschungsstils mit Vorschlägen zur Stichprobenbildung etc.; dies wird hier nicht weiter konkretisiert.

<sup>37</sup> Dem Postulat der Offenheit folgend sollen bei der von Glaser und Strauss (1967) entwickelten *Grounded Theory* Hypothesen erst auf der Basis des in der Untersuchung erhobenen Materials formuliert werden, wobei auch theoretisches und alltägliches Vorwissen als "sensibilisierende Konzepte" miteinbezogen werden können. Die in der weiteren Folge sich abzeichnenden Modelle sollen dann anhand anderer Daten "überprüft" und weiterentwickelt werden.

Das problemzentrierte Interview, bei dem auf einen Leitfaden<sup>38</sup> zurückgegriffen wird, gliedert sich in vier Phasen, denen sich sogenannte erzählungs- und verständnis-generierende Kommunikationsstrategien zuordnen lassen. Zu Beginn des Interviews steht die material- bzw. erzählungsgenerierende Einstiegsfrage. Diese dient – ähnlich dem narrativen Interview – dazu, daß die Befragten das Gespräch sehr allgemein eröffnen (können), "ohne daß man bereits das Augenmerk auf einen bestimmten Aspekt der Problemstellung beschränkt hat" (a.a.O., S.245). Die erzählerische formale und inhaltliche Ausgestaltung wird den Interviewten überlassen.

Im Anschluß an die Ersterzählung folgen – analog dem zweiten Schritt des narrativen Interviews – detailfördernde Nachfragen. Diese im Dienste der Material- bzw. Erzählungsgenerierung stehenden "allgemeinen Sondierungen" sollen helfen, "den roten Faden der Problemsicht vom Untersuchten immanent aufzufächern" und die "Zusammenhänge oder Differenzen von Darstellungsvarianten in unterschiedlichen Problemkontexten" (a.a.O., S.244) aufzuschlüsseln. Ziel ist es, über detailfördernde Sondierungen "Auslassungen, Verzerrungen oder Zurückhaltungen von Informationen [zu] verhindern" (a.a.O., S.247). Als Techniken werden Fragen vorgeschlagen, die eine Detaillierung unmittelbar einfordern, etwa: "Was war dann genau?" "Wie war das im Einzelnen?" Im Unterschied zum narrativen Interview werden die Nachfragen nicht als Störung der Erzähllogik aufgefaßt, sondern als Unterstützung für die Befragten, die ihnen beim Erinnern von Ereignissen und bei der Strukturierung der Thematik helfen sollen. Dabei kann in dieser Phase des Interviews bereits ein "Abtasten des Problemfeldes mit Hilfe von exmanenten Fragen notwendig" (a.a.O., S.239) werden, d.h. bereits hier können "die sich am narrativen Erzählfluß orientierenden Kommunikationsstrategien um Kommunikationsformen mit einer verständnisgenerierenden Funktion ergänzt [werden], um Kernkonflikte und Problemfelder nicht nur auf der Oberfläche widersprüchlich, kürzelhaft und stereotyp dargestellter Ergebnisse und Selbstbilder zu belassen" (a.a.O.). Wichtig ist allerdings sowohl für die Interviewten als auch im Hinblick auf das Forschungsinteresse, daß diese Nachfragen plausibel, also in den Kontext der Interviewsituation integriert sind.

Die dritte Phase des problemzentrierten Interviews hat eine primär verständnisgenerierende Funktion. Ihr Ziel ist es, "Erzählungssequenzen, Darstellungsvarianten und stereotype Wendungen nachvollziehen zu können und ihren Zusammenhang mit verschiedenen Detailäußerungen, die ihrerseits häufig zu klären sind, einer Vorinterpretation

---

<sup>38</sup> Der Leitfaden soll nicht das "Skelett für einen strukturierten Fragebogen ab[...]geben, sondern ... das Hintergrundwissen des Forschers thematisch organisieren" (Witzel 1985, S.236) helfen. Damit ist u.a. beabsichtigt, "zu einer kontrollierten und vergleichenden Herangehensweise an den Forschungsgegenstand zu kommen" (a.a.O.). Zum Stellenwert des Leitfadens in der Interviewsituation ist nach Witzel anzumerken, daß dieser als "Orientierungsrahmen bzw. Gedächtnisstütze für den Interviewer" (a.a.O.) bzw. zur "Unterstützung und Ausdifferenzierung von Erzählsequenzen des Interviewten" (a.a.O.) dienen soll. Insofern ist es naheliegend, daß "für die Entwicklung des Gespräches selbst ... der Begriff 'Leitfaden' unzutreffend [ist], weil hier der Gesprächsfaden des Interviewten im Mittelpunkt des Interesses steht, der Leitfaden diesen lediglich als eine Art Hintergrundfolie begleitet" (a.a.O.). Der Leitfaden soll das Gespräch also nicht im Sinne einer "Leitfadenbürokratie" (Hopf 1978) dominieren, sondern die Gesprächsführung obliegt den Interviewten! Aufgabe des Interviewenden ist es, den "vom Befragten selbst entwickelten Erzählstrang und dessen immanente Nachfragemöglichkeiten" (Witzel 1985, S.237) zu verfolgen und die Entscheidung zu treffen, "an welchen Stellen des Interviewablaufs er zur Ausdifferenzierung der Thematik sein problemzentriertes Interesse in Form von exmanenten Fragen [einbringt]" (a.a.O.).

tion zuzuführen" (a.a.O., S.247). Um dieses Ziel zu erreichen, werden drei Formen der "spezifischen Sondierung" unterschieden: Zurückspiegelung, Verständnisfragen und Konfrontation.

Bei der *Zurückspiegelung* handelt es sich um eine an die Gesprächspsychotherapie angelehnte Kommunikationsstrategie. Dabei werden im Sinne einer "Bilanzierung" von den Interviewenden Zusammenfassungen der Äußerungen der Befragten abgegeben, um sie dann bestätigen bzw. korrigieren zu lassen: Es werden "dem Befragten die Explikationen zurück[gespiegelt und] ... ihm Korrekturmöglichkeiten der Interviewdarstellung" gegeben (a.a.O., S.248). Mit *Verständnisfragen* wird versucht, ausweichende, implizite oder sich widersprechende Antworten als auch Stereotypen bezogen auf bestimmte Themenbereiche zu explorieren. Bei der *Konfrontation* als "schärfste[r] Form, beim Befragten Reflexionsprozesse über seine eigenen Aussagen zu provozieren" (a.a.O., S.249), werden die Interviewten ähnlich wie bei den Verständnisfragen aufgefordert, an ihren "Explikationen zu arbeiten bzw. ... [ihre] Konstruktion der Realitätsdarstellung offen zu legen" (a.a.O.). Dies läßt sich darüber erreichen, daß die Befragten mit widersprüchlichen Aussagen konfrontiert oder indem sie gebeten werden, (scheinbare) Widersprüche, die aus ihrer Lebenssituation resultieren bzw. die als Alltagsselbstverständlichkeiten unhinterfragt scheinen, zu thematisieren.<sup>39</sup> Im Zusammenhang mit der Kommunikationsstrategie der Konfrontation – aber auch für die anderen Formen der spezifischen Sondierung – ist allerdings nach Witzel zweierlei zu beachten. Erstens gilt es, eine gute Gesprächsatmosphäre aufrechtzuerhalten und das inhaltliche Interesse zu verdeutlichen. Zweitens sei bedeutsam, daß nicht alle Diskrepanzen aufzulösen sind, da sie durchaus "objektiv existierenden, gesellschaftlichen Widersprüchen entsprechen" (a.a.O., S.248) können.

Am Ende des Interviews können noch "Ad-hoc-Fragen" angefügt werden. Zu diesem Fragentypus werden all jene Fragen gerechnet, die für die Untersuchung zentral erscheinen, aber nachgelagert werden, um die Kommunikationssituation nicht zu (zer-)stören. Eine weitere Funktion, die mit den Ad-hoc-Fragen verbunden ist, kann darin gesehen werden, eine Vergleichbarkeit zwischen Interviews herzustellen.<sup>40</sup>

### *Kritische Würdigung*

Das problemzentrierte Interview wird in den Übersichtswerken qualitativer Forschung leider häufig verkürzt behandelt, da es fast ausschließlich unter dem Gesichtspunkt eines "halbstrukturierten Verfahrens" bzw. als "Leitfaden-Interview" (etwa bei Mayring 1993<sup>3</sup>) diskutiert oder als Kompromiß zwischen leitfadengestützten und narrativen Techniken dargestellt wird (etwa von Hopf 1991 und Schäfer 1995). Konstitutive Elemente des problemzentrierten Interviews, wie etwa die spezifischen Sondierungs-

---

<sup>39</sup> Hier läßt sich eine Parallele zu einem anderen Verfahren ziehen, dem Struktur-Dilemma-Interview, das ursprünglich von Kohlberg im Rahmen der Moralforschung entwickelt wurde und mittlerweile auch in anderen Bereichen eingesetzt wird, so etwa von Oerter (1988, 1990) in seinen Untersuchungen zu "Menschenbildern".

<sup>40</sup> Eine den Ad-hoc-Fragen vergleichbare Funktion wird der der Interviewsituation vorgeschalteten Befragung per Kurzfragebogen beigemessen. Mit diesem können bereits einige wichtige Informationen eingeholt werden, die im Interview ansonsten in einem starren Frage-Antwort-Schema erfragt werden müßten.

fragen, werden dagegen weitgehend unterschätzt (wie etwa von Flick 1995)<sup>41</sup> bzw. gar nicht angeführt (wie bei Mayring 1993<sup>3</sup>).

Im Unterschied hierzu wird die Bedeutung des problemzentrierten Interviews im Rahmen dieser Arbeit gerade als diskursiv-dialogisches Verfahren gesehen. Charakteristisch für diskursive Verfahren ist, daß "die Befragten primär als Theoretiker und Experten ihrer selbst, ihrer Geschichte und ihrer Eigenheiten angesprochen werden und [ihre Beiträge] der kommunikativen Verständigung über Deutungen dienen" (Hopf 1991, S.179), so z.B. wenn "Äußerungen der Befragten zusammengefaßt oder als These wieder aufgegriffen werden und gefragt wird, ob die Interviewten dies so gemeint haben bzw. ob man sie mit dieser oder jener Zusammenfassung richtig interpretiert hat" (a.a.O., S.180).

Ich verstehe das problemzentrierte Interview eher als das narrative Interview als ein diskursiv-dialogisches Verfahren, weil zum einen die Rolle der Befragten als Theoretiker(innen) ihrer Selbst zentral ist, zum anderen erhalten die Befragten über die Selbstthematisierung bzw. Selbstvergewisserung hinaus "in diesem Prozeß die Möglichkeit, Sachverhalte zu explizieren und durch Stimulation des Gedächtnisses und Gewinnen von Vertrauen auch in anderen thematischen Zusammenhängen zu korrigieren" (Witzel 1985, S.234). Zudem können auch die Interviewenden "das Gespräch als Lernprozeß nutzen und ... entsprechende Nachfragen an verschiedenen Zeitpunkten der Exploration ansetzen, wobei auftretende Varianten der Exploration überprüft werden können" (a.a.O.); durch das Wahrnehmen der Rollen der Nachfragenden und Zuhörenden agieren sie als Ko-Konstrukteur(inn)e(n) und werden so auch sichtbar und (an-)

---

41 So sieht Uwe Flick als einzig hervorhebenswert an Witzels Interviewvariante und als deren "Beitrag zur allgemeinen Methodendiskussion" (1995, S.107) zum einen den Einsatz des Kurzfragebogens, zum anderen das Verfassen eines Postscripts. "Grenzen der Methode" (a.a.O., S.108) finden sich Flick zufolge darin, daß die "Kombination von Erzählung und Fragen ... eher pragmatisch als systematisch [begründet ist]" (a.a.O.) und daß auch keine Hilfen für "Entscheidungen [gegeben werden,] ... wann von welcher Datensorte zur anderen gewechselt werden soll" (a.a.O.). Insgesamt bewertet Flick das problemzentrierte Interview – wie Leitfadeninterviews allgemein – als durch die "Dilemmata zwischen Tiefe und Breite belastet" (a.a.O., S.109). Daß Flick nun seinerseits in dem gleichen Band, in dem er Witzels Interviewkonzeption kritisiert, eine eigene Variante – das episodische Interview – vorstellt, deren Bestandteile ebenfalls neben "Erzählungen, die sich an situativen bzw. episodischen Kontexten orientieren" (a.a.O., S.125) auch in "Fragen nach subjektiven Definitionen ... und nach abstrakten Zusammenhängen" (a.a.O., S.126) zu sehen sind, irritiert. Wenn Flick dann noch als Abgrenzungskriterium gegen Witzel anführt, daß das episodische Interview "narrativ-episodisches Wissen über Erzählungen" (a.a.O., S.125) und "semantisches Wissen dagegen in konkret-zielgerichteten Fragen zugänglich macht" (a.a.O.) – allerdings handele es sich dabei "weniger um ein zeit-ökonomisches, pragmatisches Springen zwischen den Datensorten 'Erzählung' und 'Antwort' (wie beim problemzentrierten Interview ...)" als um die systematische Verknüpfung der Ausschnitte des Wissens, die sie jeweils zugänglich machen" (a.a.O.) – wird m.E. deutlich, daß mit dem episodischen Interview nicht ein neues Verfahren, sondern eine (etwas andere) Anwendung des problemzentrierten Interviews vorliegt. Was Flick in bezug auf sein Verfahren bei der Frage nach dessen "Beitrag zur allgemeinen Methodendiskussion" positiv hervorhebt – nämlich "die jeweiligen Vorteile von narrativen Interviews und Leitfaden-Interview [zu] nutzen" (a.a.O., S.128) und durch die Verwendung von und die Orientierung an dem Leitfaden "in das Interview steuernd einzugreifen" (a.a.O.), was bedeute, daß "die extrem einseitige und künstliche Situation des narrativen Interviews von einem offeneren Dialog abgelöst [werde]" (a.a.O., S.128f) – trifft gerade den Anspruch, den Witzel mit dem problemzentrierten Interview bereits angezielt und m.E. auch eingelöst hat.

greifbar.<sup>42</sup> Es sind "bereits im Erhebungskontext Verstehensprozesse durch den Interviewer" (a.a.O.) explizit erwünscht, und deren Ergebnisse können einer ersten kommunikativen Validierung durch die Befragten unterzogen werden, Ergebnisse, die "in Form einer Art Vorinterpretation [ge]schaff[en werden] und damit die anschließende systematischere, kontrollierte eigentliche Interpretationsphase [vorbereiten]" (a.a.O.).

### 2.1.1.3 Vergleich des narrativen Interviews mit dem problemzentrierten Interview

Nach den vorangegangenen Ausführungen lassen sich für beide Interviewvarianten einige Gemeinsamkeiten nennen. Sie stimmen zunächst zumindest tendenziell im Aufbau überein – mit der Betonung des "Erzählen-Lassens" in der Anfangsphase, den immanenten Nachfragen im zweiten Teil und der Akzentuierung abstrakterer Bezüge sowie theoretischer Fähigkeiten der Befragten am Ende des Interviews. Gleichwohl unterscheiden sich beide Verfahren erheblich in der konkreten Ausgestaltung der Interviewsituation (was möglicherweise vor allem in einem unterschiedlichen Subjektverständnis gründet<sup>43</sup>).

Eine zentrale Differenz besteht darin, daß Schütze vornehmlich auf die von ihm postulierten Zugzwänge der Erzählung vertraut (und hofft, durch deren Eigendynamik von "dem Biographieträger" die für die Untersuchung relevanten "Informationen" erhalten zu können). Witzel hingegen akzentuiert ein kommunikatives Interviewgeschehen, d.h. es wird auch konzeptuell berücksichtigt, "daß Forschung in einer sozialen Situation stattfindet, die Forschende *und* Beforschte entlang der in ihrer Biographie erworbenen je eigenen Schamgrenzen, der (antizipierten) eigenen und der vollzogenen Fremdwahrnehmung, der angestrebten Selbstdarstellung und in Vollzug ihrer jeweiligen Interessen gestalten, indem sie reden und schweigen [zum Reden oder Schweigen bringen], beobachten und beobachtet werden" (Mruck & Mey 1996a, S.16).

Diese methodologische Unterschiedlichkeit zeigt sich z.B. sehr deutlich an dem Stellenwert, der (Nach-) Fragen beigemessen wird. Schütze lokalisiert die Erzählkompetenz ausschließlich auf Seiten der Befragten, entsprechend ist die Dyade Interviewte(r)-Interviewer(in) im Falle des narrativen Interviews de facto eine Dyade Erzählende(r)-Zuhörende(r), wobei mit der Rolle des unterstützenden Zuhörers bzw. der unterstützenden Zuhörerin einhergeht, "keine eigenen Beiträge, etwa in Form von Interpretationsansätzen oder eigenen Ansichten über die berichteten Vorgänge" (Schäfer 1995, S.19), abzugeben. Dagegen ist beim problemzentrierten Interview explizit vorgesehen, den Gegenstandsbereich über Fragen abzutasten, weil diesen eine hohe "Freisetzungsfunktion" (Lenz 1991, S.59) zuerkannt wird, denn erst durch Fragen wird "oftmals die Erinnerung aktiviert und damit die Voraussetzung zur Erzählung geschaffen ... Es besteht auch die Möglichkeit, daß durch eine Frage assoziativ andere Sachverhaltsdarstellungen angeregt werden" (a.a.O.). Beim problemzentrierten Interview wird gerade durch die von Witzel als spezifische Sondierung bezeichnete Kommunikationsstrate-

---

<sup>42</sup> Paul Willis verweist darauf, daß sich in der Forschenden-Beforschten-Interaktion nicht wenige "Augenblicke [finden], wo der Forscher sich bedroht fühlt, ... Augenblicke, wo er weiß, daß er nicht folgen kann, ... Augenblicke, wo man ihn darum bittet, 'sein wahres' Selbst darzulegen, ... Augenblicke, wo sein eigener 'gesunder Menschenverstand' auf einen anderen sehr verschiedenen und verwirrenden 'gesunden' Menschenverstand trifft" (1981, S.246).

<sup>43</sup> Holzschnittartig ließe sich ein Verständnis des Subjekts als "Biographieträger" bei Schütze, bei dem Individuen vor allem als Objekte eines Lebenslaufregimes verstanden werden, von einem Verständnis abgrenzen, das hervorhebt, daß Subjekte Handlungsspielräume im Lebenslauf gestaltend nutzen.

gie nicht nur das Gesagte zusammengefaßt und mit einem neuen Erzählenstoß versehen, sondern den Befragten wird – zurückgespiegelt und kommentiert – eine erste, vorläufige Interpretation angeboten. Damit erhalten die Befragten Einblick in die (Nicht-) Verstehensleistungen der Forschenden, in ihre Fragestellung(en) und inhaltliche Orientierung, und – damit einhergehend – die Möglichkeit, den expliziten und impliziten Unterstellungen die eigene Sichtweise entgegenzusetzen.

Die im narrativen Interview konzeptuell vorgesehene, und von der in der Alltagskommunikation meist gültigen Reziprozitätsregel abweichende Rollenstruktur (vgl. Wiedemann 1986) sowie die mit ähnlicher Intention von Schütze betonte Notwendigkeit, die Befragten möglichst über die Ziele und den Zweck der Untersuchung im Unklaren zu lassen, implizieren mindestens zwei Probleme: Erstens kann – Lenz (1991) folgend – die Tatsache, zuhörenden, aber bis auf kommunikationsverstärkende "hmhms" schweigenden Interviewer(inne)n, die aufgrund ihrer definierten Rolle fremd bleiben müssen, die eigene(n) Lebensgeschichte(n) erzählen zu sollen, die Fremden aber eigentlich nicht erzählt würde(n), dazu führen, daß Auslassungen vorgenommen werden. Zweitens können die Interviewten versuchen, im Sinne einer "guten Versuchsperson" ihre Aufgabe möglichst optimal zu erfüllen – was für jede konkrete Person etwas sehr Unterschiedliches bedeuten kann –, um den antizipierten Erwartungen der schweigenden Gegenüber gerecht zu werden bzw. um der vermuteten Fragestellung dienlich zu sein. Beide von Schütze vorgesehenen Vorsichtsmaßnahmen – die Sichtweise der Befragten nicht zu stören und das Interview nicht problem- bzw. themenzentriert zu lenken – verstoßen gegen die in der qualitativen Forschung vertretene Forderung, Befragten sollte ermöglicht werden, in das Gespräch "gestaltend einzugreifen, sich als Subjekt einzubringen, Ziele und Zweck des Interviews zu erkennen und zu hinterfragen, an der Strukturierung und Festlegung mitzuarbeiten" (Boos-Nünning 1986, S.45).<sup>44</sup>

Hier vertritt das problemzentrierte Interview ein Subjekt- und Kommunikationsverständnis, das gerade auch im Rahmen von Identitätsforschung fruchtbar erscheint, reflektiert es doch, daß "Unentschiedenheiten, Ambivalenzen, Brüche im Identitätsbildungsprozeß ... kommunikativ nur aufscheinen [können], wenn die sozialen Normen dies erlauben" (Kraus 1991, S.4); ist dies nicht gegeben, so besteht die Gefahr, "daß Ambivalenzen eher übertuscht denn expliziert werden im Bemühen um eine kohärente Präsentation" (a.a.O.). Dies scheint weniger die Sache der geschickten erzählungsgenerierenden Fragen, sondern von der je konkret zwischen zwei (oder mehreren und möglicherweise sehr eigenwilligen) Subjekten stattfindenden Begegnung abhängig zu sein. Für Wolfgang Kraus ergeben sich gerade für die Identitätsforschung ganz konkrete Anforderungen an die Gestaltung von Gesprächssituationen, die – konzeptuell und forschungspraktisch – im Kontext des problemzentrierten Interviews erfüllbar erscheinen. Hierzu gehört u.a. ein "vertrauensvolles Klima" (a.a.O., S.7), das es nach den Regeln der Gesprächspsychotherapie ermöglichen soll, "Sichtweisen auf das eigene Subjekt zu explizieren, die – wie verdeckt oder partiell auch immer – schon da sind" (a.a.O.); ebenfalls notwendig sei es, mittels Metakommunikation Ambivalenzen

<sup>44</sup> Möglicherweise verbirgt sich bei Schütze – und dem von ihm vorgeschlagenen Setting des narrativen Interviews – ein Verständnis, das dem experimenteller Versuchsanordnungen gar nicht so unähnlich ist, nämlich daß es sich bei Befragten um "Informanten" (Schütze 1983) handelt, von denen – wenn auch nicht mittels eines festgelegten Sets an Fragen – Daten "abgerufen" werden können.

"durchaus explizit im Gespräch [zu] thematisieren und insofern kommunikativ [zu] 'normalisieren'" (a.a.O.),<sup>45</sup>

Für meine eigene Studie habe ich mich, obwohl meine Frage nach der narrativen Dar- und Herstellung von Identität ebenso wie die von mir angezielte biographische Ausrichtung für den ersten Augenschein hätten nahelegen können, auf die Konzeption des narrativen Interviews zurückzugreifen,<sup>46</sup> für die Verwendung problemzentrierter Interviews entschieden, um dem innerhalb qualitativer Forschung als unabdingbar erachteten Gestaltungsspielraum der beteiligten Subjekte (und dem Prinzip der Offenheit) Rechnung zu tragen, ohne dabei auf dialogische und diskursive Elemente verzichten zu müssen.<sup>47</sup>

---

<sup>45</sup> Es sei hier nur kurz erwähnt, daß dies auch die Rolle der Interviewenden betrifft, die als möglichst authentische Gegenüber in der Interviewsituation agieren können und sollen. Mißlingt dies, so resultieren unterschiedliche Mechanismen, mit denen die Interviewer(innen) das Gespräch und sich selbst zu "retten" und zu beherrschen versuchen: Diese reichen von der Bekräftigung der Expert(inn)enrolle durch das Erteilen von Ratschlägen und das Anbieten von Erklärungen ("Intelktualisieren") über das Zuschreiben von Merkmalen ("Diagnostizieren") und das Be- und Verurteilen der berichteten Verhaltensweisen ("Moralisieren") hin zu Verharmlosung bzw. zu inadäquatem Eingehen auf Schilderungen der Interviewten ("Bagatellisieren"); vgl. dazu Lenz (1991).

<sup>46</sup> Die Verabsolutierung der Erzählung als einziger Textsorte, "die es gewährleistet, die Zeitlichkeit unserer Erfahrungen zur Sprache zu bringen, d.h. unsere Erfahrungen als Zeiterfahrungen zu artikulieren und dadurch als Geschichte(n) zu präsentieren" (Straub 1989, S.132), ist nicht unproblematisch. Diese Verabsolutierung geht darauf zurück, daß innerhalb der Biographieforschung häufig – wobei zumeist auf Schütze rekurriert wird – Erzählen, Argumentieren und Beschreiben als Textsorten unterschieden werden. Dabei gilt, daß sich das Erzählen auf "die Rekonstruktion von Ereignis- und Handlungsabläufen, Zustandsveränderungen und Übergängen" (a.a.O.) bezieht, unter Argumentieren werden "theoretische Erklärungen und Legitimationen auf der Grundlage des Aufweisens relationaler Strukturen" (Schütze 1977, S.29, zit. nach Straub 1989, S.114) verstanden, während in Beschreibungen "sich wiederholende Ereignisse und routinemäßige Vorgänge oder bestimmte Zustände dargestellt" (Straub 1989, S.114) werden. Gegen diese Differenzierung – wie sinnvoll sie zu analytischen Zwecken auch sein mag – ist einzuwenden, daß die vermeintlich klaren Definitionen in dieser Exaktheit empirisch nicht vorfindbar sind, sondern es ist mit Straub davon auszugehen, daß "'Beschreibungselemente' ... auch 'Erklärungs-' oder 'Argumentationselemente' sein [können], Zusatzinformationen also, die nicht bestimmte 'Sachverhalte' (Situationsaspekte, Personenmerkmale etc.) näher qualifizieren, sondern eine explanative oder argumentative Funktion erfüllen" (a.a.O., S.145).

<sup>47</sup> Es sei darauf hingewiesen, daß die von mir hier vorgestellte Begründung für das problemzentrierte Interview auch bei anderen Forscher(inne)n wiedererkennbar scheint, auch wenn diese es teilweise nicht benennen, sondern statt dessen neue (Interview-) Bezeichnungen einführen. So bezieht Lenz (1991, S.59) Elemente des narrativen Interviews in seine Untersuchung ein, die seiner Meinung nach "in entscheidendem Maß zu einer Verbesserung der Leitfaden-Technik" beitragen und versieht sein Vorgehen mit dem Terminus des "narrativ aufgeklärten Leitfaden-Interviews" (a.a.O.). Marlene Bock bezeichnet ihre Interviewvariante als "halbstrukturiertes-leitfadenorientiertes Tiefeninterview", bei dem einerseits konzeptuell vorgegebene Fragenkomplexe, die den Interviewschwerpunkten entsprechen, in einem Leitfaden formuliert bzw. stichwortartig festgehalten werden, andererseits sei aber auch das "flexible Eingehen auf nicht-antizipierte Äußerungen der Befragten [vorgesehen,] ... um sowohl Reichweite als auch Tiefe des Themas abdecken zu können" (1991, S.161). Darüber hinaus werden in einigen Untersuchungen – in Abhängigkeit von dem jeweiligen empirischen Interesse – auch standardisierte Fragen (vergleichbar den Ad-hoc-Fragen bei Witzel) eingefügt. Es sei mir deshalb die Anmerkung erlaubt, daß ich zwar den Erfindungsreichtum zu schätzen weiß, der mit solchen (Neu?)-Kreationen verbunden ist, gleichwohl ist mir unklar, warum so wenig Bezug auf die von Witzel vorgestellte Variante genommen wird. Vielleicht steht die Tendenz, neue (Verfahrens-) Bezeichnungen einzuführen, für das antizipierte (und reale) Erfordernis, sich auch der eigenen Reputation zuliebe abzugrenzen, eine Ten-

Zusätzlich ist, bezogen auf das Themenfeld der narrativen Identität, anzumerken, daß – worauf ich in meinen Ausführungen zu (Selbst-) Narrationen und zu den in ihnen transportierten Erfahrungen bereits hingewiesen habe – nicht nur in Betracht zu ziehen ist, daß diese im Verlauf der Biographie "nicht stabil" bleiben, sondern sie "bilden und verändern sich in *Aushandlungsprozessen*" (Kraus 1996, S.171; meine Herv.). Eine Hinwendung zu narrativer Identität – und damit zur narrativen Konstruktion von Identität verlangt jenseits der Vorstellungen von Biographieträger(inne)n die gemeinsame Akteurschaft für die (Re-) Konstruktionen z.B. in Gesprächssituationen in den Blick zu nehmen, in denen zu den jeweiligen Gesprächsteilnehmenden und deren miteinander (Nicht-) Vertrautsein, zu den Zielen der Kommunikation, etc. relative "Wirklichkeitskorrekturen" entstehen.

Mit dem problemzentrierten Interview als ein dialogisch-diskursives Verfahren kann die kontextuelle Bedeutung einer je konkreten Erzählsituation reflektiert werden, nach der gilt, daß

die 'Geschichte eines Lebens', wie sie einer bestimmten Person erzählt wird, in geheimnisvoller Weise das gemeinsame Produkt von Erzähler und Erzähltem [ist]. Ein Ich, welche metaphysische Vorstellung von seiner 'Wirklichkeit' man auch haben mag, kann sich nur durch eine Transaktion zwischen Erzähler und Erzähltem enthüllen, und welchen Gegenstand man auch immer durch Interviews zu ergründen sucht, er muß immer, wie Mishler betont, im Lichte dieser Transaktion beurteilt werden (Bruner 1997, S.132).

Die Konzeption und das Verständnis von Erzählungen als Verbund aus Erzähltem, Erzähler(in) und "einer bestimmten Person", der erzählt wird, beinhaltet für die Interviewenden – was Bruner für die psychoanalytische Situation bzw. für den Analytiker oder die Analytikerin hervorhebt –, daß diese "zum editorischen Helfer oder temporären Assistenten" bzw. "zum Komplizen im Konstruktionsprozeß" (a.a.O., S.122) werden.<sup>48</sup> Die hier vorgetragene konstruktivistische Auffassung psychologischer Phänomene verweist zudem darauf, so Bruner im Anschluß an empirische Befunde Gergens, daß sich "der Ich-Begriff von Menschen allein durch die Reaktion auf all die verschiedenen Menschen veränderte, mit denen sie zusammentrafen, und viel stärker noch die

---

denz, die noch viele alte "neue" Verfahren hervorbringen dürfte, wenn ich Alexander Kochinka folge, der in Bezug auf das von Barbara Keller eingeführte "Erinnerungszentrierte Interview" anmerkt: "Ob nun ein solches Leitfadeninterview, das Erinnerungen und den Umgang damit zum Gegenstand hat, gleich als 'Erinnerungszentriertes Interview' ... neu in den Kanon der sozialwissenschaftlichen Erhebungsmethoden aufgenommen werden sollte ... darf bezweifelt werden – schließlich unterscheidet es sich *methodisch* in keiner Weise von anderen Leitfadeninterviews ... Kaum nachvollziehbar ist ..., inwiefern 'als Zugang mit dem Erinnerungszentrierten Interview ... eine qualitative Methode entworfen' wurde ... – es sei denn, wir wollen zukünftig auch 'Brustkrebsinterviews' (nach einem bestimmten Gesprächsgegenstand) oder 'Beamteninterviews' (nach bestimmten Gesprächspartnern) als eigenständige *Methoden* der Datenerhebung begreifen" (1997, S.136f; Herv. im Orig.).

<sup>48</sup> Ein besonders eindringliches Beispiel über die Rolle von Therapeut(inn)en gibt Donald Spence, wenn er nach den Gründen fragt, warum sich die Darstellungen zum Kindesmißbrauch ähneln. Spence folgend mag eine "Quelle dieser Gemeinsamkeiten ... in der Tatsache zu finden sein, daß viele der Geschichten – vor allem die Erzählungen über Kindesmißbrauch – gewöhnlich mit der Hilfe eines Therapeuten gebildet, also *ko*-konstruiert werden. Der Therapeut mag Beschränkungen für manche Themen setzen oder einige der gängigen Elemente ergänzen, falls diese ausgelassen worden sind" (1998, S.224; Herv. im Orig.).



Veränderungen waren, die durch positive oder negative Bemerkungen anderer Menschen hervorgerufen wurden" (a.a.O., S.118)<sup>49</sup>:

In Gegenwart von älter oder mächtiger erscheinenden Menschen beschreiben die Versuchspersonen ihr 'Ich' in ganz anderer und sehr reduzierter Weise als in der Gegenwart jüngerer oder weniger hochgeschätzter Menschen ... In diesem distributiven Sinn kann also das Ich als ein Produkt der Situationen gesehen werden, in denen es operiert, als ein 'Schwarm aller seiner Partizipationen', wie Perkins formuliert (a.a.O.).

Auch Manfred Zaumseil weist in diesem Zusammenhang darauf hin, daß bei einem narrativen Zugang zu biographischen Erzählungen bedeutsam sei, daß "der narrative Entwurf ... auf den in der gegenwärtigen Lebenssituation möglichen sozialen Austausch bezogen [ist]" (1997, S.160), und entsprechend müssen "bei diesem diskursiven Bezug ... Interviewer und Interviewkontext interpretativ" (a.a.O.) berücksichtigt werden.<sup>50</sup>

### 2.1.2 Aufbau und Themen des Interviews

Der Leitfaden dient im problemzentrierten Interview neben anderem zu einem Kenntlichmachen und Strukturieren der Vorannahmen und des Wissens der Forschenden bei Untersuchungsbeginn. Im Rahmen der vorliegenden Studie war ein Hauptinteresse der Leitfadendenkonstruktion, ein möglichst breites Spektrum von Themen aufzunehmen, um die lebensweltlichen Bezüge der Jugendlichen ausreichend explorieren zu können. Zur Evokation einer narrativen Ersterzählung wurde eine Einstiegsfrage gewählt, die die Jugendlichen auffordert, rückschauend über ihr Leben zu berichten und es im Zeitraffer Revue passieren zu lassen. Neben den an die Ersterzählung anknüpfenden Nachfragen sollten im weiteren Verlauf des Interviews unterschiedliche Lebens- und Handlungsbereiche angesprochen werden (Herkunftsfamilie; Freundschaften und Partnerschaften; Schule, Freizeit und Arbeit; Jugend-, Erwachsenen- und Ich-Konzept; Körper- und Geschlechterbild). Als Abschluß des Interviews sollten die Jugendlichen zu einer Bilanzierung ermuntert werden, indem folgende fiktive Frage gestellt wurde: "Wenn ein Film über Dich gedreht werden würde, wie müßte dieser aussehen, damit das dort Gezeigte den richtigen Eindruck wiedergibt?" (siehe auch Abbildung IV.1)

---

<sup>49</sup> Ähnlich weist Straub darauf hin, daß "die spezifische Formgestalt nicht nur vom Erzähler selbst, sondern in gleichem Maße auch vom Zuhörer (Interaktionspartner) beeinflusst werden kann" (1989, S.182).

<sup>50</sup> Es sei hier nur kurz darauf hingewiesen, daß die Kontextgebundenheit von Forschung nicht selten unberücksichtigt bleibt, besonders deutlich dort, wo angenommen wird, Wirkungen der (experimentellen) Untersuchungssituation jenseits der intendierten könnten ebenso wie Einflüsse der Versucherleiter(innen) ausgeschlossen bzw. kontrolliert werden. Daß dem nicht so ist, hat u.a. Bungard (1980) für die experimentelle Sozialpsychologie gezeigt. Ein solcher "naturalistischer Blick" zeigt sich jedoch auch in dem Forschungsfeld, in dem auf die "soziale Interaktion" etwa via Interview vertraut und gebaut wird. So wird auch innerhalb der jugendpsychologischen Forschung – wie Carolyn Baker (1983) anmerkt – der je konkrete Herstellungskontext kaum berücksichtigt, ob sich also beispielsweise die Erzählung eines/einer Jugendlichen über sein/ihr Jugendlichsein ändert, wenn er/sie sich jüngeren oder älteren Interviewenden gegenüber sieht. Ich kann hier nicht weiter auf die mißachtete Kontextualität und das damit verbundene "Phantom der Strörungsfreiheit" eingehen, vgl. dazu die gemeinsam mit Katja Mruck ausgeführten Überlegungen (Mruck & Mey 1996a, 1996b).

Für die Leitfadenkonzeption wurde auf Materialien verschiedener Studien Bezug genommen. So wurden einige Fragen aus der Studie von Lenz (1986) aufgenommen (etwa zur "materiellen Lage"), teilweise mit eigenen Überlegungen kombiniert (z.B. der Bereich "Jugend- und Erwachsenenkonzept" mit der "Selbstverortung im Lebenslauf" bei Lenz). Die Bemühung um explizite Bezugnahmen resultierte u.a. aus der zu recht erhobenen – und im Zusammenhang mit den Jugendtypologien bereits ausführlicher erwähnten – Kritik an dem Status biographischer Jugendforschung, daß nämlich "angesichts der unterschiedlichen Frageansätze und Methoden, mit Hilfe derer diese Typologien erarbeitet worden sind, ... eine einfache Zuordnung und Gegenprüfung ihrer Varianten nicht möglich [ist]" (Fuchs-Heinritz, 1990, S.27). Ich bin damit der von Fuchs-Heinritz formulierten Forderung gefolgt, "stärker kumulativ anzusetzen und auf das Ziel eines ergänzungsfähigen und dimensional vergleichbaren Tableaus von Varianten hin[zu]arbeiten" (a.a.O., S.30).

Im folgenden werden im Sinne eines für qualitative Forschung notwendigen Offenlegens der Vorannahmen und des für die Untersuchung relevanten Kontextwissens nicht nur die Themenbereiche kurz angeführt, sondern auch die jeweiligen in diesen Themenfeldern wichtigen Leitlinien skizziert, da sie die Forschungsarbeit generell schon in der notwendigen Auswahl möglicher Forschungsperspektiven beeinflussen. Ich präsentiere dies ausführlich wie skizzenhaft zugleich, weil die Vorstellung nicht haltbar ist, es solle "sich der Untersucher ohne theoretisches Vorwissen, d.h. als *tabula rasa* seinem Untersuchungsgegenstand nähern" (Witzel 1996, S.4), denn einzuwenden ist, "daß Daten nicht unvoreingenommen selbst sprechen" (a.a.O.), sondern vielmehr berücksichtigt werden muß, "daß theoretische Konzepte über den untersuchten Gegenstandsbereich, das Alltagswissen des Untersuchers und die jeweiligen Forschungsfragestellungen stets die Aufmerksamkeitsrichtung bei der Erhebung und Auswertung der Daten bestimmen" (a.a.O.).

### 2.1.2.1 *Leitfaden für die Erstinterviews*

#### *Intervieweröffnung*

*Einstiegsfrage:* Entsprechend den Vorschlägen zur Interviewgestaltung für problemzentrierte Interviews soll den Interviewten zu Beginn des Interviews ein Gesprächsangebot gemacht werden, das zum Erzählen animiert und den interessierenden Inhaltsbereich umreißt. In Anlehnung an die Einstiegsfrage aus der Studie "Wege durch die Jugendbiographie" (Fuchs-Heinritz, Krüger & Ecarus 1990), in der die Relevanz von Altersnormen als Regulativ für biographische Prozesse untersucht wurde, wurde folgende Eröffnungsfrage formuliert: "Du bist jetzt xx Jahre alt. Bitte blicke auf Dein bisheriges Leben. Erwähne Dich bitte, wie es war, seitdem Du kein Kind mehr bist, und erzähle ausführlich, wie es dann weiterging."<sup>51</sup>

<sup>51</sup> In der Vorbereitungszeit zu dieser Studie wurde überlegt, das Interview mit dem Erzählanstoß "Blicke bitte einmal zurück auf Dein Leben und schildere uns Deine wichtigen Stationen!" zu eröffnen, wie dies auch in dem Projekt "Jugendarbeitslosigkeit und lokale Identität", an dem ich über drei Jahre mitgearbeitet habe, vorgenommen wurde. Ich verwarf diese Überlegung, da mir die Formulierung "Stationen" – trotz der guten Erfahrungen, die mit dieser Intervieweröffnung gemacht wurden (vgl. dazu Schneider 1993, der in seiner Diplomarbeit die Anfangssequenzen von 30 der 41 Interviews analysierte) – als zu abstrakt erschien. Dies entspricht auch z.T. den Erfahrungen, die zwei Studentinnen im Rahmen einer von mir mitbetreuten Diplomarbeit zum Thema "Zeitbewußtsein bei 18jährigen Frauen" (Knebel & Lüdemann 1995) gesammelt haben, die nach zwei Probe-Interviews ihren Gesprächseinstieg umformulierten.

**Einstiegsfrage:**

*"Du bist jetzt ... Jahre alt. Bitte blicke auf Dein bisheriges Leben. Erinnere Dich bitte, wie es war, seitdem Du kein Kind mehr bist, und erzähle ausführlich, wie es dann weiterging!"*

**Herkunftsfamilie**

*Familienhintergrund ([Stief-]Geschwister, [Stief-]Eltern, Großeltern etc.); Unterschiede in der Beziehung zu den Familienmitgliedern; Erziehungsstil; Austausch- bzw. Auseinandersetzungsformen über persönliche Probleme und bei Konflikten (konkrete Anlässe); Vorbildfunktion der Eltern*

**Freundschaften**

*Freundschaftsdefinitionen; Entstehungs- und Beziehungsgeschichte der Freundschaften; erlebte Anforderungen und Erwartungen an eine(n) (gleichgeschlechtliche(n)) "wirkliche(n)" Freund bzw. Freundin; Streit bzw. Konflikte mit Freund(inn)e(n)*

**Partnerschaften**

*(sexuelle) Beziehungen in Gegenwart und Vergangenheit; Aktivitäten mit Freund(in); Vorstellungen bzgl. "fester" Beziehung bzw. vom/von Partner(in); Anforderungen und Erwartungen an eine Partnerschaft (individuelle Beziehungsnormen); Reflexion über Aufbau und Herstellung der Beziehungen ("richtiger Zeitpunkt")*

**Schule/Job/Arbeit**

*Gesamtbeurteilung der Schule bzw. der Arbeit; Einschätzung der eigenen Rolle als Schüler(in) bzw. Angestellte(r); Beziehungen zu Lehrer(inne)n bzw. Vorgesetzten; Beziehungen zu Mitschüler(inne)n bzw. Kolleg(inn)en; Beurteilung der Schulleistungen; Motive für den Schulbesuch bzw. die Berufswahl*

**Freizeit**

*Aktivitäten; Interessen/Hobbies; Zeitbudget (typischer [All]Tag"); finanzielle Lage*

**Geschlechtsverständnis/Geschlechterverhältnis**

*Frauen- bzw. Männer(selbst)bild; Geschlechtsrollenstereotypen; Geschlecht und Arbeit; Geschlecht und Beziehung; Vorstellungen bzgl. der Aufgabenverteilung in der zukünftigen Lebensplanung*

**Jugend- und Erwachsenenkonzept**

*(Selbst-) Konzept und Fremdbild als Jugendliche(r); Definition von und Kriterien für Jugend- und Erwachsenenstatus; Abgrenzung zur Kindheit*

**Ich/Selbst/Körper**

*Selbstkonzept; Eigen- und Fremdwahrnehmung; Stellenwert des Körpers (Sport; Drogen); Wünsche sich zu verändern; Selbstreflexion (Anlässe und Formen)*

**Werte**

*Wertorientierungen; Religion; politische Einstellung; Ideologien; Lebensprinzipien*

**Zukunft**

*nähere berufliche und private Zukunft (Partnerschaft; Kinder und Zukunftskonzept; Vorstellungen von Formen des Zusammenlebens; Berufswahl und Berufswünsche); Zukunftsvorstellungen und -ängste; Lebensziele; fernere private und berufliche Zukunft (Zukunft in 20 Jahren); Vorstellungen zur Vereinbarkeit von Familie und Beruf*

**Abschlußfrage (Bilanzierung):**

*"Wenn ein Film über Dich gedreht werden würde, wie müßte dieser aussehen, damit das dort Gezeigte den richtigen Eindruck wiedergibt?"*

**Interviewausklang**

*weitere bisher nicht angesprochene Punkte; Befindlichkeit im Interview*

**Abbildung IV.1:** Der Leitfaden, der in der Untersuchung (Erstinterview) eingesetzt wurde.

Diese Erzählaufforderung nimmt ihren Ausgangspunkt in der Gegenwart der Befragten ("Du bist jetzt xx Jahre ...") und spricht damit den für die Studie gewünschten Ausgangspunkt der Betrachtung explizit an. Die anschließende Aufforderung zum Rückblick "auf Dein bisheriges Leben" wird durch den zusätzlichen Hinweis – "wie es war, seitdem Du kein Kind mehr bist" – auf den von mir für die Selbstkonzeption als bedeutsam erachteten Phänomenbereich des Übergangs von der Kindheit in die Ju-

gendphase eingegrenzt. Die anknüpfende Sequenz "wie es dann weiter ging" akzentuiert die angesprochenen zeitlichen Verhältnisse und deren Abfolge. Schließlich werden die Interviewten durch die Formulierung "Bitte erinnere Dich" aufgefordert, sich in die damaligen Erlebnis- und Handlungssituationen zurückzusetzen, und durch die Aufforderung "erzähle ausführlich" werden sowohl Narrationen als auch Detaillierungen eingefordert. Zugleich läßt die offene Gestaltung der Eingangsfrage zu, daß der/die jeweils befragte Jugendliche die je eigene Perspektive und eine ihm/ihr freigestellte Form des "Berichts" wählen kann, einschließlich möglicher Begründungen, warum sie den Einschnitt zwischen Kindheit und Jugend (nicht) aufgreifen, ob dies überhaupt für sie einen Einschnitt markiert und in welcher Ausführlichkeit sie die daran anschließenden Erlebnisse schildern, und wie sie sich bis in die aktuelle Jetztzeit hin entwerfen, möglicherweise sogar – obwohl nicht eingefordert – eine Vorausschau in die (nahe oder ferne) Zukunft vornehmen.

### *Der Themenkatalog*

Die in den Themenleitfaden aufgenommenen Inhaltsbereiche (Herkunftsfamilie, Freundschaften, Partnerschaften, Schule/Job/Arbeit, Freizeit, Geschlechtsverständnis, Ich-Selbst-Körper, Werte, Zukunft), sollten den Jugendlichen ausreichend Möglichkeit bieten, ihre jeweilige Sicht darzustellen. Ich erwartete für den eigentlichen Interviewverlauf, zunächst einen Überblick bzw. eine mehr oder weniger kurze Beschreibung zu erhalten; anschließend sollten die von den Jugendlichen als wesentlich hervorgehobenen Gesichtspunkte weiter eruiert und dabei ausreichend (erzählerische) Gestaltungsspielräume belassen werden. Daß ich die Themenfelder Herkunftsfamilie, Freundschaften, Partnerschaften, aber auch Schule/Job/Arbeit und Freizeit einbezogen habe, soll nicht nur reflektieren, daß diese – wenn auch angenommen werden kann in sehr unterschiedlichem Ausmaß – für die Jugendlichen bedeutsam sind, sondern daß sie möglicherweise auch konfliktieren. Darüber hinaus war intendiert, über die Themenvielfalt auch Anhaltspunkte darüber zu erhalten, wie (und wo) ein Subjekt sich in diesem Geflecht sozialer Anforderungen und Angebote verortet, sowie genauer spezifizieren zu können, welche "Subjektposition" der/die befragte Jugendliche in diesen Themenfeldern einnimmt, welche Rolle er/sie sich selbst zuweist (z.B. ob als Gestaltende oder als "Erleidende" ihrer Geschichte[n]). Aus diesem Grunde sollten nicht nur knappe Beschreibungen evoziert werden, sondern es galt, für die jeweiligen Bereiche (sowie zwischen den Bereichen) auf – mögliche – konfliktreiche Verhältnisse einzugehen, aus denen die Selbstverständnisse und Selbstverhältnisse der Jugendlichen verständlich werden können. Insofern war das Ziel, im Interview zwischen der erzählenden Darstellung einzelner Bereiche immer auch Begründungen und Erklärungen zu erfragen; zudem sollten damit mögliche Konflikte sowie deren Aushandlung und Umgangsweisen mit ihnen angesprochen werden. Nun zu den Themenbereichen im einzelnen:

- *Herkunftsfamilie*: Im Themenbereich Herkunftsfamilie war vorrangig von Interesse, in welcher Weise die Beziehungen zu den Eltern (und Geschwistern) beschrieben und dargestellt werden. Hierzu sollte eine zumindest kurze Beschreibung des Familienhintergrundes, der Familien- und Wohnsituation und der Beziehungsqualität exploriert werden, u.a. durch Fragen nach der Form von Auseinandersetzungen (vor allem auch bei größeren und kleineren Konfliktsituationen), danach, zu wem in der Familie besonders positive oder negative Einstellungen bestehen, ob die Eltern (oder ein Eltern-

teil) als Anlaufstelle für (welche) Probleme fungieren, welche Erziehungsform (Form der Einflußnahme) vorherrscht bzw. welche "Vorbildfunktion" den Eltern zukommt. Insgesamt sollte zu diesem wie zu den meisten anderen Themenbereichen von dem Interviewenden ein offener Einstieg gewählt werden, so wurde mit einer offenen Frage ("Wie würdest Du Deine Familie beschreiben?") begonnen, um je nach Ausführlichkeit der Antwort Nachfragen anzuschließen.

- **Freundschaften:** Dem Themenbereich Freundschaft galt ähnlich wie dem Themenbereich Herkunftsfamilie eine besondere Aufmerksamkeit, da beide Felder miteinander konkurrieren, sogar konfliktieren können. Hier sollte vor allem die Bedeutung, die Freund(inn)en – bzw. allgemeiner: Freundschaften – zukommt, geklärt werden. Im Vordergrund standen deshalb weniger Fragen nach gemeinsamen Aktivitäten (was, wann, wo, wie häufig; siehe hierzu den Themenbereich Freizeit), sondern eher Fragen, die Auskunft über die Beziehungsgeschichte(n) geben sollten, über die an Freund(inn)e(n) bzw. Freundschaften gerichteten Erwartungen, über die Bedeutung und Funktion (unterschiedlicher) Freundschaften (Ansprechpartner(innen) für Probleme etc.), über Auseinandersetzungsformen im Falle bestehender Konflikte, u.ä.m. Obwohl also primär Konzepte von Freundschaft interessierten, sollten die Interviewer(innen) gleichwohl Fragen stellen, die dem Antwortenden erlauben, möglichst konkrete Beispiele zu schildern, um das Thema nicht nur allgemein zu behandeln.

- **Partnerschaften:** Erfragt werden sollte, was die Jugendlichen – sofern sie in einer Partnerschaftsbeziehung befinden – mit ihren Freund(inn)en unternehmen, aber auch deren subjektives Beziehungskonzept, also was ihnen die Partnerschaft bedeutet, welche Erwartungen sie an die Partnerschaft herantragen usw. Sofern bereits mehrere Beziehungen bestanden, sollte Erfahrungen aus deren Vergleichen, wie eventuelle Enttäuschungen exploriert werden; wenn keine Partnerbeziehung bestand, der Stellenwert, den eine Partnerschaft in den Vorstellungen des oder der jeweiligen Jugendlichen einnimmt. Auch sollte – unabhängig von der aktuellen Situation – gefragt werden, ob die Jugendlichen "gerade glücklich" seien bzw. was aus ihrer Sicht gut, was weniger gut in der Partnerschaft "funktioniert". Abgeschlossen werden sollte dieser Block mit einer Aufforderung, darüber zu reflektieren, ob aus der heutigen Sicht "... wie Du es gemacht hast, zu früh, zu spät oder genau richtig war". Je nach Interviewsituation sollten im Anschluß auch Vorstellungen bezüglich zukünftiger Beziehungen erfragt werden (siehe Themenbereich Zukunft).

- **Schule/Job/Arbeit:** In Bezug auf Schule/Arbeit sollten zunächst deren Bedeutung und die erlebte Rolle als Schüler(in) bzw. Auszubildende(r) erfragt werden, ferner die konkreten Inhalte der Tätigkeit bzw. Vorlieben, z.B. durch die Frage nach "Lieblings"- bzw. Interessensfächern. Darüber hinaus wurde gefragt nach den Beziehungen zu Mitschüler(inne)n bzw. Kolleg(inn)en sowie zu Lehrer(inne)n und Vorgesetzten, auch um klären zu können, ob für die Interviewpartner(innen) eher Arbeits-/Schulinhalte oder bestimmte Personen (-gruppen) und durch diese erfahrene z.B. soziale oder intellektuelle Anerkennung im Vordergrund stehen. Von Interesse war in diesem Zusammenhang auch zu explorieren, welche Funktion der aktuell ausgeübten Tätigkeit zukommt (als Pflicht, in Form von "Auszeiten", als Schaffen von Voraussetzungen) und welche Ziele mit ihr verfolgt werden. Ähnlich wie bei dem Themenbereich Partnerschaft waren hier vor allen Aspekte der vergangenen und gegenwärtigen Situation relevant, z.T. sollten – wenn es sich anbot oder von den Interviewten angeboten wurde – auch Fra-

gen nach den zukünftigen Vorstellungen (eigentlich dem Themenbereich Zukunft zugeordnet) – gestellt werden.

- *Freizeit*: Dem Freizeitbereich galt in der Interviewstudie vor allem Aufmerksamkeit in Ergänzung zum Themenbereich Freundschaft und z.T. als Antagonist zu dem Themenbereich Schule/Arbeit. Die Fragen sollten sich vor allem auf die Aktivitäten und Interessen richten bzw. darauf, seit wann und wie intensiv welche Interessen verfolgt werden; in diesem Zusammenhang sollte u.a. geklärt werden, welches Zeitbudget die Jugendlichen zur Verfügung haben. Zudem sollte eine Frage nach Alltagsroutinen ("Schilderung eines typischen Tages") gestellt werden, um davon ausgehend einschätzen zu können, in welchem Ausmaß die Ansprüche in den Lebensfeldern synchronisiert scheinen bzw. konfliktieren.
- *Geschlechterverhältnis und -verständnis*: Dieser Themenbereich zielte – als Ergänzung zu den Themenbereichen Ich/Selbst/Körper und Partnerschaft – auf spezifische Vorstellungen zur Stellung der Frau bzw. des Mannes in der Gesellschaft und auf veränderte Männer- bzw. Frauenrollen. Hier sollte zunächst geklärt werden, ob die Jugendlichen geschlechtsspezifische Präferenzen und Diskursformen z.B. in ihrer Freizeitgestaltung aufweisen. Auch sollte exploriert werden, wie zufrieden die Jugendlichen mit ihrer Rolle als Mann/Frau sind ("Wärs Du [ab und zu] lieber ein Mann/eine Frau?") bzw. ob und welche Unterschiede zwischen Männern und Frauen gesehen werden, etwa als Benachteiligung auf dem Arbeitsmarkt, etc.
- *Jugend- und Erwachsenenkonzept (Selbstverortung im Lebenslauf)*: Hier sollte neben den Angaben auf die Einstiegsfrage insbesondere nach Zuschreibungen gefragt werden, welche die Befragten mit Jugend und Jugendlichsein verbinden. Neben der Klärung, welcher Terminus die eigene Person am besten beschreibt, sollte exploriert werden, ob ein über alle Lebensbereiche konsistenter Begriff verwandt wird. Zusätzlich wurden Kriterien erfragt, die aus der jeweiligen Sicht das Erwachsensein am besten charakterisieren, ob Erwachsensein in den Vorstellungen ein in der aktuellen Situation beanspruchter Status ist und/oder welche Valenz es besitzt.
- *Ich – Selbst – Körper*: In Ergänzung zu dem Themenbereich "Jugend- und Erwachsenenkonzept" sollten hier Fragen zur Eigen- und Fremdwahrnehmung gestellt werden, insbesondere wie sich die Jugendlichen selbst sehen und ob sie mit sich zufrieden sind. Bezüglich der Fremdwahrnehmung wurden sie aufgefordert zu erzählen, wie Freunde/Freundinnen sie sehen mögen. Darüber hinaus wurde auch gefragt, welche Wünsche bestehen, sich zu ändern, sowie nach konkreten Situationen, in denen sie Veränderungswünsche haben/hatten, wann sie besonders über sich nachdenken. An diesen Themenbereich angelagert waren Fragen nach der Zufriedenheit mit dem eigenen Aussehen ("Attraktivität"), nach dem Umgang mit dem Körper (Sport, Drogen) etc.
- *Werte*: Es sollte angeregt werden, übergeordnete Wertesysteme bzw. "Lebensprinzipien" zu thematisieren. Neben Einstellungen sollte auch nach möglichen Formen, diese Prinzipien umzusetzen (Engagement in Gruppen, Mitgliedschaften), gefragt werden sowie danach, ob die Jugendlichen nach einem bestimmten "Motto" leben.
- *Zukunft*: Dieses Thema zielte vornehmlich auf individuelle Zukunftsvorstellungen, wenngleich die Eröffnungsfrage so gestaltet wurde, daß es den Jugendlichen überlassen blieb, ob sie bei der Aufforderung, über ihre Zukunft Auskunft zu geben, auch die

gesellschaftliche Zukunft einbeziehen. Eingeleitet werden sollte dieser Fragenkreis mit der Frage, wie sie sich ihr Leben in zwanzig Jahren vorstellen. Angeschlossen wurden Fragen nach privaten und beruflichen Vorstellungen, Wünschen und Ängsten. Zusätzlich sollte eine explorierende Frage nach einem "fiktiven Lottogewinn" gestellt werden. In der Interviewsituation sollten, sofern bereits von den Interviewten zu den jeweiligen Themenkomplexen (Partnerschaft, Schule, Beruf) Aussagen gemacht wurden, diese aufgegriffen und weiter präzisiert werden.

### *Interviewabschluss*

- *Bilanzierung*: Ähnlich wie in der Intervieweröffnung sollte das Interview mit einer für alle Jugendlichen gleichen Abschlußfrage beendet werden, die helfen sollte, die zur Sprache gekommenen Themen zu reflektieren und eine individuelle Schwerpunktsetzung vorzunehmen, in der die Lebensbereiche eingebunden werden konnten und sich das Selbstbild artikulieren ließ. Gestellt wurde neben einer Frage, die im Rahmen einer früheren Studie bereits als Schlußsequenz verwendet worden war ("Gibt es einen roten Faden in Deinem Leben oder ein Motto, das Dich gut charakterisiert; vgl. Mey 1995), eine weitere, die zu zusätzlichem Resümieren anleiten sollte: "Wenn ein Film über Dich gemacht würde, was müßte der zeigen, damit Deiner Meinung nach das Bild stimmt?"

- *Ausklang*: Zum Schluß des Interviews sollten die Interviewer(innen) fragen, ob es trotz der Fülle der behandelten Themen noch etwas gebe, was nicht angefragt, aber noch von Wichtigkeit sei bzw. noch erzählt werden sollte. Darüber hinaus sollte noch eine Rückmeldung erbeten werden, wie die befragten Jugendlichen das Interview – die gestellten Fragen, vor allem aber die Interviewsituation – empfunden hatten.

Nachdem der Leitfaden entworfen und mehrmals überarbeitet worden war, wurde er im Rahmen eines mehrtägigen Interviewtrainings erprobt und verfeinert. Bei dem Interviewtraining wurden Probeinterviews – als Einzel- und Tandeminterviews – per Video aufgezeichnet und in supervidierten Gruppen aus jeweils vier Personen (mit wechselnden Rollen als Interviewte[r], Interviewer[in] und Beobachter[in]) analysiert. Dabei wurden Vor- und Nachteile der unterschiedlichen Interviewsettings und der verschiedenen Interviewstrategien besprochen, u.a. auch die Funktion von Pausen im Gespräch oder dialogisch-diskursive Elemente der Gesprächsführung, in Anlehnung an die auf Witzel (1985) zurückgehenden spezifischen Sondierungen; auch spezielle Interviewfehler (z.B. Suggestivfragen, rigides Frage-Antwort-Schema) konnten thematisiert werden.

### *2.1.3 Stichprobenbildung*

Innerhalb der qualitativen Forschung liegen unterschiedliche Vorschläge zur Stichprobenbildung vor; sehr prominent sind die im Rahmen der Grounded Theory (Glaser & Strauss 1967) entwickelten Gesichtspunkte, da hier, anders als etwa bei der Qualitativen Inhaltsanalyse nach Mayring (1988<sup>2</sup>), nicht nur eine Auswertungskonzeption, sondern eine Forschungsstrategie vorgeschlagen wurde (vgl. Glaser & Strauss 1967, 1979, Strauss 1991, Strauss & Corbin 1996; zusammenfassend Böhm et al. 1992; einen

Überblick über die Grounded Theory geben Breuer 1996b, Charmaz 1995, Lamnek 1993<sup>2</sup>a, Mayring 1993<sup>2</sup>, Schäfer 1995).

Idealtypisch sieht die Forschungslogik der Grounded Theory zusammengefaßt folgendermaßen aus: Am Beginn steht eine Forschungsfrage, von der ausgehend Materialien erhoben/gesammelt werden (in der Regel Interviews, obwohl jedweder Text einbezogen werden kann, so z.B. auch Feldprotokolle). Dieses Material wird (vorläufig) ausgewertet, d.h. anhand eines (!) Datentextes (Interviews) wird der konzeptuelle Gehalt für den fokussierten Phänomenbereich herausgearbeitet, und daran anschließend werden weitere forschungsleitende Ideen formuliert, um das nächste zu erhebende Material (das nächstzuführende Interview) zu bestimmen. Dies bedeutet, daß sukzessive entlang einer sich mit Auswertungsfortschritt entwickelnden Theorie weitere Texte (Interviews) herangezogen (richtiger: erhoben) werden, denn "die Hauptfrage ... lautet: *Welche Gruppe oder Subgruppe soll in der nächsten Runde der Datenerhebung untersucht werden? Und mit welcher theoretischen Absicht?* (Glaser & Strauss 1967, S.47; meine Übersetzung, Herv. im Orig.). Diese Strategie, die als "Theoretical Sampling" bezeichnet wird, hebt sich insofern deutlich vom "Statistical Sampling" ab (vgl. dazu Flick 1991b, Wiedemann 1990), als beim Theoretical Sampling iterativ-kumulativ vorgegangen wird, d.h. Datenerhebung und -auswertung wechseln sich zyklisch ab, um so eine maximale Streuung bzw. Kontrastierung für den interessierenden Phänomenbereich zu erreichen. Während das Theoretical Sampling den Start und den weiteren Verlauf einer Untersuchung leitet, steht an deren Ende – wiederum idealerweise – das Prinzip der "Theoretical Saturation" (der theoretischen Sättigung), was bedeutet, daß auch durch weiter herangezogene Materialien (Interviews) keine (wesentliche) Erkenntniszunahme zu erwarten, der Wissenshunger sozusagen *gesättigt* ist.<sup>52</sup>

So sehr das von Glaser und Strauss vorgestellte Konzept der Stichprobenbildung plausibel ist im Sinne einer qualitativen Forschungslogik, gehen mit diesem Konzept doch einige nicht unerhebliche Schwierigkeiten einher, die sowohl die forschungspraktische als auch die forschungsprogrammatische Seite betreffen. Nach forschungspraktischen Erwägungen scheint mir die von Glaser und Strauss vorgeschlagene Strategie der sukzessiven Erhebung nur realisierbar in einem Forschungskontext, der über weitreichende personale, zeitliche und finanzielle Ressourcen verfügt (vgl. dazu auch Mey & Mruck 1997a, 1997b). Denn der iterative Prozeß beginnend beim erstgeführten Interview inklusive der zeitaufwendigen Transkription und der dann notwendigen Auswertung, um dann zur Bestimmung des nächsten Interviews inklusive dessen Bearbeitung (erneute Transkription und Deutung) als Voraussetzung für das dritte Interview zu gelangen usw., benötigt Zeiträume, die im Rahmen kleinerer Projekte und ohne bestehenden Forschungsprojektzusammenhang kaum gegeben sind. Es

<sup>52</sup> Die hier von Glaser und Strauss skizzierte Samplebildung findet sich in der qualitativen Forschung in unterschiedlicher Form wieder, so etwa bei Fritz Schütze (1983) für die biographische Forschung. Nach Schütze bestehen nach Abschluß der Einzelfallauswertung zwei Interviewvergleichsmöglichkeiten, zwischen denen Forschende sich zu entscheiden haben: zum einen eine "Strategie des minimalen Vergleichs", gemeint ist damit "die Analyse eines zweiten, sehr ähnlichen Interviewtextes", um "die aus der ersten Einzelfallanalyse gewonnene" Rekonstruktion "zu verdichten und von den Besonderheiten des Einzelfalls abzulösen" (1983, S.287), zum anderen eine "Strategie des maximalen Vergleichs". Diese Strategie hat "die Funktion, die in Rede stehenden theoretischen Kategorien mit gegensätzlichen Kategorien zu konfrontieren, so alternative Strukturen biographisch-sozialer Prozesse in ihrer unterschiedlichen lebensgeschichtlichen Wirkksamkeit herauszuarbeiten und mögliche Elementarkategorien zu entwickeln, die selbst den miteinander konfrontierten Alternativprozessen noch gemeinsam sind" (a.a.O., S.288).



ist wohl eher davon auszugehen, daß der je konkrete Forschungsrahmen die Umsetzung und Einhaltung oder die Adaption der forschungsleitenden Prinzipien (mit) definiert (und insoweit im Rahmen qualitativer Studien auch mit reflektiert werden müßte, was allerdings in den seltensten Fällen geschieht).

Unter forschungsprogrammatischen Gesichtspunkten erscheint es nicht kohärent, daß durch die mit der Strategie der Iteration anvisierte Auffächerung über alle Fälle wirklich das gesamte mögliche und heterogene Feld "abgebildet" wird. Statt dessen ist gut vorstellbar, daß sich im Laufe der Bearbeitungszeit der gewonnene Wissenszuwachs für die Forschenden sukzessive auch auf die Interviewstrategien und auf die auszulotenden Wissensaspekte auswirkt, so daß durch die veränderten Untersuchungsbedingungen die Inhalte des ersten Interviews nur schwerlich mit dem zuletzt geführten Interview vergleichbar sind, was ebenfalls als ein wichtiges Kriterium von Glaser und Strauss angeführt wird, da es über die Fälle hinweg um die Formulierung einer (neuen) (Teil-) Theorie geht.

Ähnlich verhält es sich mit dem definierten Abschluß einer Studie, der nach Glaser und Strauss erst dann erfolgen soll, wenn kein wesentlicher Wissenszuwachs mehr zu erwarten ist, also "eine zusätzliche Analyse nicht mehr dazu beiträgt, daß noch etwas Neues an einer Kategorie entdeckt wird" (Strauss 1991, S.49). Am Ende bleiben – nachdem also neu hinzugezogene Fälle kein neues Wissen bieten – typische Fallkonstellationen (alle in Kapitel III.2.1.2 erwähnten Typologien basieren auf dieser Logik, wenn auch nicht immer unter Rekurs auf Glaser und Strauss konstruiert). Problematisch ist nun, daß in der Regel mit einer begrenzten Kriterienzahl gearbeitet wird (und werden muß), bei Hinzuziehung (nur) eines weiteren Kriteriums dürften sich sofort neue Fragestellungen und Unklarheiten einstellen, die zu einer erneuten Erhebungsschleife führen müßten – in aller Konsequenz bedeutet dies aber, daß eine Studie potentiell unabschließbar ist. Auch scheint das Kriterium einer theoretischen Sättigung nur von einer erkenntnisrealistischen Position aus sinnvoll, die von dem Vorhandensein eines (jenseits konkreter Personen, Situationen und vollzogener methodischer Eingriffe bzw. Interaktionen) existierenden "Gegenstandes" und von dessen angemessener "Entdeckung" und "Abbildung" ausgeht; das Abbruchkriterium der theoretischen Sättigung wäre demnach gegenstandsfixiert. Dem entgegen nehme ich an, daß es physikalische und psychische "Gegenstände" nicht einfach gibt, sondern daß diese durch die Art der zu ihrer Untersuchung hinzugezogenen "Meßgeräte" (in der qualitativen Forschung also auch durch die Person der/des Forschenden und durch den konkreten Forschungskontext) konstruiert werden; mithin wäre ein forscher(innen)- und kontext-zentriertes Abbruchkriterium notwendig. In einem ganz anderem Zusammenhang habe ich darauf bereits implizit hingewiesen. So wurde ein von mir gemeinsam mit Katja Mruck geführtes E-mail-Fachinterview (Mey & Mruck 1998) – das Frage und im Rahmen eines Vorgehens, das mit etwas Vorstellungskraft durchaus in Analogie zu dem Ablaufprocedere der Samplebildung nach Glaser und Strauss zu verstehen ist, über einen Zeitraum von neun Monaten – nicht deshalb beendet, weil es keine weiteren Fragen mehr gab (richtiger ist eher das Gegenteil, denn mit jeder neuen Antwort boten sich neue Fragen an, jede Explikation führte zu neuen Aspekten), sondern einfach, weil andere Projekte ihr zeitliches Recht forderten, und die Lesenden (bzw. die Begutachtenden der Zeitschriften, denen das Interview angeboten werden sollte) antizipierend – wir angenommen haben, daß die zunehmende Fülle nicht mehr veröffentlichtbar sein würde; beides also kontextuelle und nicht gegenstandsbezogene Abbruchkriterien. Ohne an dieser Stelle weiter auf die Problematik des Konzepts der

theoretischen Sättigung einzugehen, sei anknüpfend an die von Katja Mruck (1999) gemachten Ausführungen lediglich noch einmal angemerkt, daß alle möglichen Gründe – die meist jenseits des Gegenstandes liegen! – dazu führen, eine Forschungsarbeit zu beenden, was indes selten in der Wissenschaft expliziert wird.<sup>53</sup>

Vor dem Hintergrund dieser Überlegungen und angesichts des Faktums, daß die von mir geleiteten Studien in einem zeitlich limitierten Rahmen verliefen und damit die Vorschläge des Theoretical Sampling in ihrer forschungsleitenden Funktion nicht umgesetzt werden konnten, erachtete ich es als sinnvoll, den hinter dieser Strategie liegenden Gedanken zu reformulieren und durch die Untersuchungsgruppenzusammensetzung zumindest ansatzweise einzulösen. Dies bedeutet, daß die Untersuchungsgruppe aufgrund des theoretischen Vorwissens so zusammengestellt werden sollte, daß maximale Variationen des angezielten Phänomenbereichs resultierten: Es sollten weibliche und männliche Jugendlichen zwischen 16-20 Jahren interviewt werden, da wie ausgeführt angenommen werden kann, daß entwicklungsrelevante Themen etwa durch den Wechsel auf die Sekundarstufe II bzw. bei den Älteren durch den Übergang vom Gymnasium in weitere berufliche Stationen (Studium bzw. Beruf) aktualisiert werden. Darüber hinaus wurde versucht, das jeweilige sozio-kulturelle Eingebundensein der Jugendlichen zu berücksichtigen, so u.a. auch die Zugehörigkeit zu (in-) offiziellen Jugendgruppen.

Während die Zusammenstellung des Samples für die Erstbefragung darauf zielte, innerhalb des gerade skizzierten Rahmens ein möglichst weites und heterogenes Spektrum an Jugendlichen in die Untersuchung einzubeziehen, wurden für die Zweitinterviews aus dem Sample der Jugendlichen aus der Erstbefragung – im Sinne einer "Strategie des minimalen Vergleichs" und einer "Strategie des maximalen Vergleichs" – jeweils zwei Jugendliche ausgewählt. Zur Begründung dieser Wahlen möchte ich noch einmal kurz einige der Überlegungen in Erinnerung rufen, die ich in den vorangegangenen Kapiteln ausführlich dargelegt habe. So habe ich darauf hingewiesen, daß trotz aller Diversifikation in der jugend- und identitätstheoretischen Debatte, wenn diese holzschnittartig zusammengezogen wird, sich zwei Grundtypen jugendlicher Selbstentwürfe (wenn auch mit vielfältigen internen Facettierungen) gegenüberstellen lassen. Die Jugendlichen eines Typs A lassen sich dadurch charakterisieren, daß sie sich auf Normalität hin ausrichten und dabei einem explizierten Lebensplan bzw. -entwurf zu folgen versuchen, während Jugendliche eines Typs B, auf die Maxime von Selbstverwirklichung vertrauend, Umwege und Auszeiten für sich reklamieren und in Anspruch nehmen. Zudem sei daran erinnert, daß innerhalb der identitätstheoretischen Debatte – vor allem in den Arbeiten aus dem Münchener Umfeld von Heiner Keupp – Jugendliche des Typus B als "Beleg" für das Voranschreiten eines neuen Identitätstypus verstanden werden, an dem aufgezeigt werden könne, daß die Jugendlichen es aufgegeben haben (bzw. aufzugeben im Begriff sind), einen ein für alle Mal gültigen Lebensentwurf "abzuliefern". Entgegen alten Kohärenz- und Kontinuitätsvorstellungen seien diese Personen bemüht, sich immer wieder neu zu verorten, statt sich kontinuierlich von der Vergangenheit über die Gegenwart in die Zukunft hin zu entwerfen; sie

---

<sup>53</sup> Dies gilt auch für theoretische Arbeiten (bzw. wenn im Rahmen einer empirischen Arbeit der "Stand der Forschung" zusammengestellt wird). Gleichwohl ist es weiterhin eher üblich, notwendige Wahlen über den Gegenstand bzw. den Forschungsstand zu begründen; explizit forscher(innen)zentrierte Gründe bleiben meist unerwähnt (etwa, daß die Fülle der empirischen Beiträge nicht nur erschlagend, sondern auch ermüdend ist, angesichts einiger Dürftigkeit der Befunde aber auch zunehmend verärgert und eine Recherche daraufhin abgebrochen wird).

könnten deshalb als destrukturiert bezeichnet werden und verwiesen auf ein sichtbares "Angewandensein" von Individuen in brüchiger gewordenen gesellschaftlichen Zuständen. In späteren Arbeiten haben sich die Münchner (aber nicht nur sie) dann auch dem Typ A zugewandt, und sie vermuten, daß jene Jugendliche versuchen, dem "Individualisierungsterror" zu entkommen, indem diese so tun, "als wäre nichts geschehen". Diesen Jugendlichen wird zwar zugestanden, daß sie durch den Anschluß an oder das Beharren auf ein Normalitätsmodell nach außen Kontinuität herzustellen bemüht sind, es gelinge ihnen aber nicht, dies auch "im Inneren" umzusetzen (weshalb der Weg von hier letztlich zu den Diffusionstypen führe).

Da ich meine Arbeit in dieses thematische Feld einordne, erschien es sinnvoll, bei der Fallauswahl genau jene Fälle, die den Typ A und den Typ B repräsentieren, genauer zu betrachten, das sowohl auf die eingehenden Unterschiede hin als auch auf mögliche – auf der phänomenalen Ebene nicht vermutete – Gemeinsamkeiten. Anzu merken ist, daß für die ausgewählten Jugendlichen die Unterscheidung zwischen Typ A und Typ B nicht nur je präferierte Lebens- und Selbstentwürfe, sondern auch die mich im besonderen interessierende (narrative) Herstellung und Darstellung von Identitätsprozessen im Sinne unterschiedlicher Präsentationsformen durchzieht. Denn während dem Typ A zugeordnete Jugendliche sich in den Interviews dadurch auszeichneten, daß sie eine am Leitfaden orientierte Darstellung nutzten und z.T. passiv (und "angepaßt") auch in der Interviewsituation wirkten, agierten die Jugendlichen des zweiten Typs aktiver bei den Inhalten ihrer Darstellung wie bei den in der Interviewvariante vorgesehenen und gestatteten Gestaltungsspielräumen.<sup>54</sup>

#### *2.1.4 Kontaktaufnahme und Durchführung der Erst- und Zweitinterviews*

Die Jugendlichen wurden auf unterschiedliche Weise für eine Teilnahme gewonnen, wobei der Erstkontakt jeweils durch die Mitwirkenden an der Studie "Adoleszenz in der Moderne", in deren Rahmen die Interviews auch geführt wurden, hergestellt wurde. Neun Jugendliche wurden, ohne diese vorher gekannt zu haben, angesprochen, die anderen sieben Jugendlichen stammten aus dem fernen Bekanntenkreis von Teilnehmenden der Forschungsgruppe. In den Fällen, bei denen die Vermittlung aufgrund von Bekanntheit zustande kam, wurde vermieden, daß die dann das Interview Führenden die zu befragende Person direkt kannten: Zum einen kann das "private Vorwissen" den Interviewverlauf erheblich stören, indem zu viele Voraus-Setzungen (bzw. unausgesprochene und nicht ausgehandelte Agreements) bestehen, spezifische Inhalte als bekannt angenommen und von daher nicht weiter exploriert werden. Auch wurde angenommen, daß trotz einiger Vorteile der Bekannt- bzw. Vertrautheit der Nachteil überwiegt, daß die Interviewsituation in solchen Fällen besonders "künstlich" wirken kann. Ebenso wurde für die folgende Auswertung in Kleingruppen vermieden, daß Teilnehmende mit Interviews von ihnen bekannten Personen arbeiteten, da auch hier

---

<sup>54</sup> Auch wenn ich selbst nicht mit dem Manual von Marcia gearbeitet habe, sei für jene Leser(innen), die mit dessen Kategorisierung vertraut sind und für eine bessere Einordnung (und Wiedererkennung) eine Zuordnung in die Identitäts-Zustände wie folgt grob skizziert: Keine(r) der Jugendlichen befindet sich im Zustand der erarbeiteten Identität (was nach Marcia wohl auch nicht erwartbar wäre, da er dieses Stadium im dritten Lebensjahrzehnt vermutet); die drei übrigen "Zustände" sind vertreten.

einem möglichen Mehr an Information (zu Kontext und Hintergründen) gegenübersteht, daß Interpretationsvorschläge aufgrund der persönlichen Bindung bzw. Involviertheit vorschnell als abwegig deklariert werden könnten, auch daß sich umgekehrt die Auswertungsarbeit in einer nicht gewünschten Weise auf persönliche Beziehungen auswirken kann. (Ich hoffe, deutlich gemacht zu haben, daß die Entscheidung, Personen aus dem Bekanntenkreis zu interviewen, nicht einfach und vorschnell dahingehend beantwortet werden kann, was richtig bzw. angemessen oder falsch ist, zumal – wie meine Ausführungen zu den unterschiedlichen Interviewvarianten kenntlich machen sollten – in jeder Interviewstudie offenkundig wird, daß Interviewsituationen ganz konkrete Beziehungsaufnahmen darstellen, die ihre je spezifischen Tücken aufweisen; vgl. ausführlicher dazu Mruck und Mey 1996b.)

Bei der ersten Kontaktaufnahme wurden die Jugendlichen über die Ziele der Untersuchung aufgeklärt und auf die Einhaltung der Schweigepflicht und die Vorkehrungen zur Anonymisierung seitens der Forschungsgruppe hingewiesen. Es wurde ein Interviewvertrag<sup>55</sup> vorgestellt, der dann beim Zustandekommen des Interviews vor Beginn unterzeichnet wurde, und der Interviewtermin und Interviewort wurden vereinbart. In der Ort- und Zeitwahl wurde dem jeweiligen Votum der Interviewten gefolgt. Relevant war hier nicht, möglichst gleiche Bedingungen herzustellen, ein ohnehin – zumindest was menschliche Kommunikation angeht – uneinlösbares Unterfangen angesichts der Vielzahl (potentieller) Einflußfaktoren, die nicht kontrollierbar oder standardisierbar sind. Statt dessen wurde versucht, für die befragten Jugendlichen möglichst optimale Bedingungen zu gewährleisten. Optional wurde als Angebot unterbreitet, die Interviews in der Wohnung der Befragten oder der Interviewenden zu führen oder aber auf Institutsräume der TU Berlin auszuweichen. Neun Interviews wurden in der Wohnung der Jugendlichen geführt, ein Interview bei einem der Interviewer(innen), drei Interviews in Institutionen (Arbeitsplatz, Schule bzw. in einem Fall in der Kapelle eines Gemeindehauses) und drei in den Räumen des Instituts.

Die konkrete Entscheidung, ob ein Interview als Tandem zu führen sei, wurde den Interviewenden überlassen (und selbstverständlich den zu befragenden Jugendlichen). Da Tandeminterviews eher unüblich sind, seien hier einige Besonderheiten dieser Verfahrensversion kurz angemerkt. Ein wichtiger Vorteil, das Interview im Tandem zu führen, ist, daß sich insbesondere unerfahrene Interviewer(innen) wohler (z.T. auch sicherer) fühlen, möglicherweise auch, weil anders als im Einzelinterview die Mög-

---

<sup>55</sup> In dem Interviewvertrag wurde u.a. verbindlich festgehalten, daß die Teilnahme am Interview freiwillig ist, außerdem wurde der Zweck des Interviews bzw. seine Einbindung in den Forschungskontext kurz erläutert, die Bearbeiter(in) und der zuständige Projektleiter benannt und schließlich zugesichert, daß die/der Interviewte auf Wunsch über den Stand der Untersuchung sowie Ergebnisse, insbesondere Veröffentlichungen, informiert wird. Zentrum des Interviewvertrags war die gegenseitige Einverständniserklärung, in der die/der Interviewte sich mit der Bandaufnahme und der wissenschaftlichen Auswertung des Interviews einverstanden erklärte; dazu gehört, daß von dem Interview ein Transkript angefertigt wird und dieses ganz oder in Ausschnitten veröffentlicht werden darf. Den Interviewten wurde eingeräumt, nach Ende der Aufnahme einzelne Abschnitte des Gesprächs zu löschen, sowie ihre Einverständniserklärung innerhalb von 14 Tagen ganz oder teilweise zu widerrufen. Darüber hinaus wurde den Interviewten zugesichert, daß alle erhobenen Daten ausschließlich zu den vereinbarten Zwecken verwendet und streng vertraulich behandelt werden. Dazu gehört u.a., daß alle Angaben zur Person (Name, Adresse, Arbeitgeber, Schule etc. und – in Absprache – weitere "heikle" Passagen) im Transkript unkenntlich gemacht werden und daß bei Veröffentlichungen wie den Ergebnisdarstellungen keine Angaben zur Person enthalten sind, die eine Identifikation erlauben.

lichkeit besteht, sich wenn gewünscht im Gespräch zurückzuhalten (bis hin zum Abgeben der Interviewführung an den/die Mitinterviewende[n] bzw. zum Verfolgen des Gesprächs aus der Perspektive eines/einer aufmerksam Beobachtenden). Weiterhin besteht im Tandeminterview eine größere Chance, daß Fehler (siehe dazu die Anmerkung 45 in diesem Kapitel) – die trotz vorheriger Übung und selbst bei Interviewenden mit langjähriger Erfahrung – vorkommen, ausgeglichen werden können: Wenn etwa eine(r) der Interviewenden sich auf einem Themenstrang "festgebissen" hat bzw. versucht, eine bestimmte Hypothese zu verfolgen, kann der/die Zweitinterviewende eingreifen und einen Ausweg aus der "kommunikativen Sackgasse" weisen. Zum Teil mit einer solchen Aufteilung einhergehend, kann es mittels Tandem auch zu einer (mitunter fruchtbaren, aber für die Kommunikation nicht ganz ungefährlichen) Aufteilung kommen, nämlich daß eine(r) den "guten" (verständnisvollen, wohlwollenden, stützenden) Part übernimmt, während der/die andere den "schlechten" (kritischen, nachfragenden, insistierenden) Part innehat. Selbstverständlich sollte diese Rollenaufteilung wenn möglich nicht festgeschrieben, zumindest aber bis zum Ende des Gesprächs aufgelöst werden (hier lassen sich durchaus Parallelen zu familientherapeutischen Settings aufzeigen, bei denen es Aufgabe sein kann, im Rahmen einer Sitzung mit unterschiedlichen Familienmitgliedern zu "paktieren", doch am Ende sollte der "Pakt" aufgegeben sein). Dies setzt allerdings voraus, daß das Tandem harmonisiert. Es kann jedoch auch vorkommen, daß die Interviewenden miteinander konkurrieren, indem sie einander ins Wort fallen oder versuchen, sich z.B. durch besonders geschickte (oder wohlwollende) Fragen hervorzutun. Mit dieser Anmerkung sind auch bereits die besonderen Störanfälligkeiten eines Tandems angesprochen. So kann ein(e) Interviewte(r) versuchen, die Interviewenden gegeneinander auszuspielen, etwa durch Nichtzuerkennung des/der einen, oder er/sie kann durch Blickkontaktwechsel und mittels Körpersprache (Weg- bzw. Zuwenden) signalisieren, eine Frage gestellt zu bekommen. Schließlich gilt es zu beachten, daß trotz Zustimmung und Bemühung um eine gute Gesprächsatmosphäre sich bei der/dem Interviewten durch die Überzahl der Fragenden Assoziationen zu einem (polizeilichen) Verhör einstellen können.

Von den im Rahmen der Erstbefragung geführten 16 Interviews, davon jeweils acht als Tandem- und acht als Einzelinterview, wurden für die Auswertung allerdings nur zwölf, davon sieben Tandem- und fünf Einzelinterviews, berücksichtigt.<sup>56</sup> Die Erstinterviews mit den Jugendlichen wurden im Herbst 1995 durchgeführt. Gerahmt von einer Vorlaufphase (warming up) und einem Ausklang (Nachphase) dauerte die eigentliche Interviewzeit mindestens 1½ Stunden, in der Regel aber über zwei Stunden, in einigen Fällen auch bis zu vier Stunden.<sup>57</sup> Im Rahmen der Nacherhebung wurde im

<sup>56</sup> Vier der 16 Interviews wurden nicht in die weitere Auswertungsarbeit einbezogen: Bei zwei fast dreistündigen Tandem-Interviews lag durch einen technischen Fehler keine Bandaufnahme bzw. nur eine Teilaufzeichnung vor. Ein weiteres Interview konnte nicht berücksichtigt werden, da die ausgewählte 17jährige Jugendliche aufgrund eines Auslandsaufenthalts keine Zeit mehr für das Interview fand und an ihrer Stelle eine 14jährige Bekannte bat, den Interviewtermin wahrzunehmen, die aus dem Altersraster der Untersuchung jedoch herausfiel. Schließlich wurde ein viertes Interview ausgesondert, da der befragte Jugendliche, ein 17jähriger Auszubildender, der von seinem Arbeitgeber für den Nachmittag, an dem das Interview stattfinden sollte, freigestellt wurde, in der konkreten Interviewsituation die Antworten auf das ihm "Notwendigste" reduzierte, um – so der Eindruck der Interviewerin – den arbeitsfreien Nachmittag nach Interviewpflicht (nach einer dreiviertel Stunde waren alle Fragen "abgehakt") nutzen zu können.

<sup>57</sup> Alle mit dem Interview in Zusammenhang stehenden Eindrücke wurden von den Interviewer(inne)n in "Kontextprotokollen" (Böhm, Braun & Pishwa 1990) festgehalten, d.h. es wurden

Dezember 1996 mit vier der zwölf Jugendlichen ein Zweitinterview geführt, hier betrug die reine Interviewzeit mindestens zwei Stunden, im Falle von Marion drei und Johannes knapp vier Stunden (siehe Tabelle IV.1).

*Tabelle IV.1 zeigt die Verteilung der Interviewten nach Alter (zum Zeitpunkt der Erstbefragung) und Geschlecht; die mit einem Stern versehenen Interviews wurden als Tandem-Interview geführt; die (mit Fettdruck) hervorgehobenen Interviewteilernehmer(innen) haben an der Zweitbefragung – ebenfalls im Rahmen von Tandem-Interviews – teilgenommen.<sup>58</sup>*

Alter	männlich	weiblich
16	Markus, Johannes*	Petra*, Susi*
17		
18	Tobias, Michael	
19	Holger, Ludwig*	<b>Marion*, Joy*</b>
20		Rita, Ilona*

Der Leitfaden der Erstinterviews wurde für die Zweitinterviews nur geringfügig verändert, bestand doch ein Ziel der Untersuchung darin, zu erfahren, ob Jugendliche sich ihrer Lebensgeschichte immer gleich vergewissern bzw. diese präsentieren oder ob Sachverhalte – etwa die Rekonstruktion lebensgeschichtlichlicher Ereignisse – verändert dargestellt wurden. Deshalb wurden für die Zweitinterviews lediglich neue Fragen aufgenommen. Nach der Erzähleröffnung mit der Frage nach dem Wechsel von der Kindheit zur Jugendphase wurden die Jugendlichen gebeten, von ihren Erfahrungen und Erlebnissen des letzten Jahres zu berichten, also für den Zeitraum zwischen den beiden Interviews. Die konkrete Frage lautete: "Nun würden wir gerne von Dir wissen, was seit dem letzten Gespräch, also seit etwas mehr als einem Jahr, für Dich die wichtigsten Ereignisse waren. Erzähle uns doch bitte ausführlich davon!" Darüber hinaus wurde im Rahmen der Bilanzierung in Anlehnung an die persönliche Bilanz jetzt für Jugend allgemein gefragt: "Nun würden wir Dich noch gerne bitten, die gleiche Frage im Hinblick auf die Jugend allgemein zu beantworten, also 'Wenn ein Film über die Jugend gedreht werden würde, was müßte dieser Film enthalten, damit das dort Gezeigte einen richtigen Eindruck von der Jugend heute vermittelt?'" Für den Interview-

---

über die Funktion des schon von Witzel (1985) vorgeschlagenen Postscriptums hinaus nicht nur alle (wichtigen) Angaben zur Situation selbst, sondern auch vor und nach dem Interview festhalten, sowie alle Eindrücke, die sich auf die interviewte Person ("erster Eindruck") im Rahmen der Kontaktaufnahme(n), auf den Gesprächsablauf und die eigene Befindlichkeit bezogen.

<sup>58</sup> Während die Teilnehmer(innen) der Studie bezogen auf Alter und Geschlecht als ausbalanciert betrachtet werden können (ebenfalls hinsichtlich des Herkunftsortes, in diesem Falle Ost- und Westberlin, auch wenn es nicht um eine vergleichende Studie gegangen ist), ergab sich eine leicht überproportionale Anzahl an Schüler(inne)n; auch stammen fast alle Jugendlichen aus Familien mit Trennungs- bzw. Scheidungserfahrungen (lediglich Holger, Johannes und Joy kommen aus formal intakten Familien). Doch auch wenn Merkmale wie z.B. beruflicher oder schulischer Status und Geschlecht helfen (können), Befunde zu kontrastieren, so ist dies nicht dahingehend mißzuverstehen, daß Alter, Geschlecht und soziokulturelles Milieu als Vorab-Grob-Kategorien definiert wurden, denn ich teile die Skepsis von Werner Fuchs-Heinritz gegen eine überwiegende Forschungspraxis, in der solche Merkmale zumeist "als derart prägend angenommen [werden], daß die Deutungsmuster usw. der Befragten von vornherein auf die Folien gemeinsamer Lagen hin interpretiert werden – meist ohne Rückfrage an die Daten, ob sie nicht eine andere Analyse verlangen" (1993<sup>2</sup>, S.255).

abschluß zusätzlich eingeführt wurde, die Interviewten zu bitten, sich einen Kodennamen zu geben.

Neben der Maßgabe an die Interviewer(innen), wie beim Erstinterview den Gestaltungsspielraum so weit wie möglich und nötig den Jugendlichen selbst zu belassen und die Themenbereiche und Fragen nicht in einer strikten Reihenfolge in das Gespräch einzuführen, wurde dennoch aufgrund der Kenntnis der Erstinterviews für jede(n) einzelne(n) Jugendliche(n) eine Prioritätenliste der Themenbereiche – abhängig von der Ergiebigkeit der Erstinterviews – aufgestellt, um so möglichst viele Informationen zu erhalten.

Wie bereits im Rahmen der Erstabfrage wurde den Jugendlichen auch jetzt die Wahl des Interviewortes freigestellt. Das Interview mit Joy fand bei den Interviewenden statt, das Interview mit Johannes wurde – auf seinen ausdrücklichen Wunsch – wieder in den Räumen des Instituts für Psychologie geführt, die Interviews mit Marion und Susi in deren Wohnungen. Auch wenn die jeweilige Wahl des Interviewortes nicht überinterpretiert werden sollte, sei hier zumindest vermerkt, daß Johannes sowohl für den Erst- wie für den Zweittermin die Räume im Institut wählte. Neben vielen pragmatischen Gründen seien hier zwei Überlegungen angestellt. Die Wahl eigener Räume erscheint naheliegend, wenn die Interviewten sich dort wohlfühlen; es ist zu vermuten, daß sie bei schwierigen häuslichen Konstellationen eher auf Räume außerhalb ausweichen. Für Johannes kann dies als bedeutsam angenommen werden, aber es ist zusätzlich denkbar, daß er auf den Institutsräumen bestand, weil er stolz darüber war, sich in einer "wissenschaftlichen" Arbeit Gehör zu verschaffen. Dieser Eindruck wird dadurch unterstrichen, daß Johannes bei der Kontaktaufnahme zum Zweitinterview anmerkte, er habe sich schon gefragt, wann denn das Zweitinterview stattfinden würde, und überlegt, sich von sich aus zu melden, da er soviel erlebt (und zu erzählen) habe; im Interview selbst unterstreicht er, daß er – im Unterschied zu einem Freund aus seiner Gruppe – für die Zweiterhebung "ausgewählt" wurde.

### *2.1.5 Gilt das geschriebene Wort? – Anmerkungen zur Transkription*

Daß Interviews verschriftet werden, versteht sich mittlerweile von selbst, damit das erhobene Material einer systematischen Auswertungsarbeit zugänglich gemacht werden kann. In der vorliegenden Studie wurden die Interviews vollständig verschriftet, die Erstinterviews in Anlehnung an die von Pishwa und Braun erarbeiteten Transkriptionsregeln (siehe Böhm, Braun & Pishwa 1990), die Zweitinterviews in Anlehnung an die Vorschläge der Arbeitsgruppe Atlas/ti (Böhm, Legewie & Muhr 1992), die als Weiterentwicklung der von Braun und Pishwa vorgeschlagenen Regeln zu verstehen sind.<sup>59</sup> Die Entscheidung, die Interviews vollständig schriftlich zu fixieren, statt etwa nur diejenigen Teile, die einen direkten Bezug zur Forschungsfrage aufweisen (etwa der Themenblock: Ich/Selbst/Körper oder Jugend- und Erwachsenenkonzept) und andere Thematisierungen nur in Form von inhaltlichen Zusammenfassungen zu verfassen

---

<sup>59</sup> Ich habe alle Zitate aus den Interviews zur besseren Lesbarkeit in den folgenden Ausführungen zur Auswertung und in den Falldarstellungen den Rechtsschreiberegeln für Groß-/Kleinschrift angepaßt. In den Originaltranskripten wurde nur Kleinschrift verwendet, in Versalien dann alle Ergänzungen bzw. Betonungen gesetzt, für letztere ist diese Schreibweise auch in den nachfolgenden Kapiteln beibehalten worden.

(wie dies in einer vorangegangenen Studie geschah, vgl. Mey 1995, Mey & Görlitz 1996), berücksichtigt, daß erst im nachhinein – also nach der abgeschlossenen Auswertung – zu bestimmen ist, was speziell zum Thema gehört und was vernachlässigt werden kann. So erscheinen bei der Transkriptionsarbeit zunächst lange Ausführungen und Auflistungen als möglicherweise wenig bedeutsam, etwa die ausführlichen Erklärungen im Erstinterview mit Marion, alle erdenklichen – auch in der öffentlichen Diskussion angeführten – Gründe anzuführen, warum (allgemein und damit auch ihr) es unvernünftig erscheint, ein Lehramtsstudium – ihren "Wunschberuf" – aufzunehmen. Wenn allerdings diese akribisch ausgeführten Begründungen nur summarisch – etwa mit "es folgen Begründungen: Arbeitslosigkeit etc." – zusammengefaßt würden, wäre damit verloren, daß Marion sich in dieser Anlehnung an "Offizielles" auch mögliche Schutzbehauptungen zu eigen macht, zudem würde der Kontrast zu anderen – begründenswerten, aber unbegründet gebliebenen – Stellen entfallen. Auch sehr lange narrative Ausführungen, wie etwa in dem Erstinterview mit Johannes, der ausführlich von einem Abend erzählt, an dem er in einem Kreis von Freunden neun Joints geraucht habe – verleiten bei der Transkription mitunter dazu, hier im Transkript "lange Ausführungen zum Drogenkonsum" o.ä. zu vermerken. Damit würde jedoch die Funktion dieser Passagen von vornherein mißachtet; es fände eine (im vorliegenden Zusammenhang unzulässige oder zumindest verfrühte) Beschränkung auf den Inhalt des Handelns jenseits der eventuell ebenso zentralen kommunikativen Geladenheit dieser Erzähl- bzw. Textpassage statt. Diese zwei Beispiele mögen genügen, um deutlich zu machen, was etwa Gabriele Rosenthal problematisiert, daß nämlich "Interviewsegmente, die auf den ersten Blick (besser: beim ersten Hinhören) als nicht zum Thema gehörend betrachtet werden, ... sich bei genauerer Analyse plötzlich als relevant erweisen [können]" (1987, S.149). Entgegen dem u.a. von Schütze – und bei ihm erzähltheoretisch fundierten – praktizierten Unberücksichtiglassen nicht-narrativer Passagen merkt Rosenthal zusätzlich an: "M.E. kann vorab nicht darüber entschieden werden, welche Funktion bestimmte Darstellungsformen für den Biographen haben; dies kann erst die Textanalyse erschließen" (a.a.O., S.180).

Eine zweite wesentliche Frage bei der Verschriftung betrifft die Ausführlichkeit der zugrunde gelegten Regeln, die vor allem im Rahmen meiner Untersuchung der narrativen Herstellung von Identität besonderer Obacht bedarf. Ich habe mich dafür entschieden, im wesentlichen folgende Gesichtspunkte zu berücksichtigen: Verschriftung des genauen Wortlauts, also auch Beibehaltung von Dialekt ("Berlinern") und Versprechen, die möglicherweise als "Fehlleistungen" zu verstehen sind, ebenso von Wortabbrüchen und Pausen (wobei zwischen kurzen und längeren Pausen, z.T. mit Zeitangabe, unterschieden wurde); die Interpunktion wurde nicht gemäß der Sprachregeln, sondern entlang der Sprechweise der Interviewten verwandt; ebenfalls festgehalten wurden das sprachliche Interaktionsgeschehen zwischen Befragten und Interviewenden (also deren sprachlich-kommunikative Unterstützung mit "hmhm" in ihren unterschiedlichen Variationen) sowie bedeutsam erscheinende Handlungen (z.B. schüttet sich Getränk ein, trinkt, Lachen). Ich habe allerdings darauf verzichtet, das Transkript in der Partiturschreibweise zu gestalten (statt dessen wurde weitgehend mit dem #-Zeichen überlappendes Sprechen markiert).

Mit diesen Grundregeln sollte – soweit möglich – das Interviewgeschehen auch in dem Transkript festgehalten werden, auch sollte die sehr langwierige und zeitaufwendige Verschriftungsarbeit (je nach Tonqualität stehen Redezeit und Transkriptionszeit in einem Verhältnis von 1:10) in einem überschaubaren Rahmen gehalten werden. Der



hier entgegen z.B. linguistischen Verschriftungspraxen schon weitgehend reduzierte Anspruch nimmt bereits auf, daß es keine ideale Verschriftung von Interviewmaterial gibt, sondern eher forschungsfragenspezifische Verfahrensweisen, die leitend sein können, wie dies Daniel C. O'Connell und Sabine Kowal (1995) herausstellen. Der Versuch, eine alle Aspekte des realen Interviewgeschehens umfassende Verschriftung zu realisieren, würde zum einen dazu führen, viele Zusatzinformationen in dem Transkript zu vermerken (z.B. alle erinnerten mimischen Ausdrücke, jede Form der Betonung, die teilweise stark variierenden Sprechgeschwindigkeiten u.v.m.), ohne doch je das Ziel eines "Abbildes" des Geschehenen erreichen zu können (auch hier sind Wahlen unumgänglich). Zum anderen ergäbe sich im Gegensatz zum Anspruch an Transkriptionen – nämlich lesbare Umsetzungen einer (mimisch, gestisch und sprachlich) lebhaften Kommunikation zu sein –, daß derart umfängliche Transkriptionen unlesbar würden. Franz Breuer vermutet sogar, daß "je präziser und detaillierter die Verschriftung ausgearbeitet wird, desto unreliabler wird sie" (1999a, S.41), d.h. daß mit dem zunehmenden Grad an Komplexität und Informationsgehalt – anders als erwartet – die Variabilität des Lesens durch Interpret(inn)en zunimmt.

Insofern ist, ungeachtet der vielfältigen und teilweise sehr elaborierten Transkriptionsvorschläge, davon auszugehen, daß das Resultat der Transkription eine "Verfremdung einer lebendigen Interaktion zu einem eher statischen Text [ist], dessen Dynamik durch unterschiedliche Lesarten höchst subjektiv wiederbelebt wird" (Jaeggi, Faas & Mruck 1998, S.5), wobei die durch die Verschriftlichung unternommene "gezielte Verfremdung des interaktiven Geschehens und sein Herausreißen aus der Welt der Flüchtigkeit und Vergänglichkeit ... als Erkenntnismittel genutzt" (Breuer 1999a, S.41) werden kann. Das "Drama der subjektiven Verzerrung" (Jaeggi et al. 1998, S.5), das spätestens mit dem "Übersetzen" von gelebter Interaktion in gesprochene Sprache und dann in niedergeschriebenen Text beginnt (und den folgenden Forschungsprozeß notwendig begleiten wird),

dieses Drama muß gar keines sein, im Gegenteil: manchmal erweist es sich sogar als Königsweg im Zugang zu den (latenten) Sinngehalten des Materials ... Kreativ und produktiv wird dieser Prozeß dann, wenn Übertragungs- und Gegenübertragungsreaktionen wahrgenommen, reflektiert und analysiert werden können (a.a.O.).

Ein illustratives Beispiel für eine solche Reaktion hat sich im Rahmen der vorbereiteten Fallarbeit mit dem Interview von Joy in der Auswertungsgruppe ereignet. Denn einige der in dieser Auswertungsgruppe arbeitenden Interpret(inn)en, die vor der Textarbeit keine Bandaufnahme gehört hatten, vermuteten nach dem Lesen des Transkripts, daß es sich bei der Interviewten um einen Mann handele; sie wurden erst aufmerksam und mußten ihren Ersteindruck revidieren, als Joy im Erstinterview erwähnte, daß sie "relativ früh ... körperlich auch 'ne Frau gewesen [sei]". Die Vorstellung, daß es sich bei Joy um einen Mann handeln könnte, erbrachte eine zusätzliche Perspektive, die aufgrund anderer inhaltlicher Überlegungen interessante ergänzende Interpretationsrichtungen vermuten läßt (siehe dazu ausführlich Kapitel IV.2.2.3.1).

Mit diesen Überlegungen sei auf einen letzten Punkt verwiesen, auf das Verhältnis von Transkript und Bandaufzeichnung. Es spricht einiges dafür, daß sich – wenn auch nicht immer so drastisch wie am Beispiel des Interviews mit Joy – abhängig davon, ob Interviews gehört oder gelesen werden, sehr unterschiedliche Eindrücke von und Beziehungsaufnahmen zu den Interviewten herstellen. Es ist deshalb zumindest zu einem

späteren Zeitpunkt "unerlässlich, daß der Interpret bzw. die Interpreten eines Interviews immer wieder ins Band hören" (Rosenthal 1987, S.149).<sup>60</sup>

## 2.2 Auswertung

Im Feld der qualitativen Forschung lassen sich vielfältige Auswertungsverfahren unterscheiden: Die Spanne reicht von der "qualitativen Inhaltsanalyse" (Mayring 1988<sup>2</sup>, zusammenfassend 1993<sup>2</sup>) bis zur "objektiven Hermeneutik" (Oevermann 1988, vgl. auch Bohnsack 1993<sup>2</sup>, Rosenthal 1987). Während es sich bei der Qualitativen Inhaltsanalyse um ein Regelwerk handelt, bei dem einzelne Interviewtexte passagenweise zusammengefaßt, paraphrasiert und schließlich kategorisiert werden, wodurch – wie immer wieder betont wird – gerade die Analyse großer Datenmengen möglich sei und auch eine Quantifizierung qualitativen Materials, zielt die objektive Hermeneutik auf eine strikte (sequentielle) Textauslegung und arbeitet mit nur sehr geringen Fallzahlen (Verfahrensübersichten geben u.a. Flick et al. 1991, Mayring 1993<sup>2</sup>, Schäfer 1995).

Da ich in der vorliegenden Arbeit weder große Datenmengen bearbeiten werde, noch beanspruche, die "Regeln der (Deutungs-) Kunst" im Sinne der objektiven Hermeneutik zu befolgen, habe ich mich für eine Kombination von Auswertungsstrategien entschieden, die mir – dem Postulat der Offenheit folgend – als Forscher einen Spielraum belassen, den Jaeggi, Faas und Mruck (1998, S.5) mit "Denkverbote gibt es nicht!" paraphrasieren. Die von den Autorinnen in Anlehnung an Barney G. Glasers und Anselm L. Strauss' (1967) Grounded Theory konzipierte "Methode des zirkulären Dekonstruierens"<sup>61</sup> eignet sich deshalb, weil sich die in der Grounded Theory "vorgeschlagenen Auswertungsschritte meist als umfänglicher [erweisen]", als gerade für "kleinere Forschungsprojekte" (Jaeggi et al. 1998, S.4) leistbar ist, und weil in den von mir geleiteten Projekten Teile der Auswertungsarbeit mit Personen gestaltet wurden, die trotz Schulung erst über geringe Erfahrungen mit der interpretativen Auswertung kommunikativ gewonnener Daten verfügten. Die Wahl fiel ergänzend auf Elemente der Grounded Theory bzw. auf an sie angelehnte Verfahren, da durch deren Konzeptualisierung als "dialogische Forschung" (Legewie 1998) gewährleistet ist, in der konkreten Auswertungsarbeit Suchrichtungen zu nutzen, für die sonst mit Blick auf meinen narrativen Themenschwerpunkt speziellere Verfahren wie Konversations- und Diskursanalyse hätten einbezogen werden müssen.

---

<sup>60</sup> Hier schließt sich dann auch der Kreis zu den Ansprüchen an die Ausführlichkeit eines Interviewtranskripts. Andreas Witzel schreibt dazu: "Nach unseren Erfahrungen ist ein umfangreicher linguistischer und paralinguistischer Zeichenkatalog unnötig. Er kann auf einige Angaben über Gesprächspausen, Lachen etc. reduziert werden, wenn die Auswerter das Abhören des Interviews in den Auswertungsprozeß integrieren" (1996, S.8).

<sup>61</sup> Die Methode des zirkulären Dekonstruierens weist nach Aussagen der Autorinnen zudem Bezüge auf zu den Vorschlägen von Andreas Witzel (1996) für die "Auswertung problemzentrierter Interviews", zum "qualitativen Forschungsstil" von Franz Breuer (1996b) und zu dem gemeinsam von Katja Mruck und mir vorgelegten Konzept der "Projektwerkstatt qualitativen Arbeitens" (Mruck & Mey 1998).

### 2.2.1 *Zur Konzeption der Grounded Theory und wahlverwandter Verfahren*

Das Ziel der Grounded Theory ist eine gegenstandsbegründete Theorieentwicklung: Grounded Theory bedeutet sinngemäß, daß "die Theorie ihre Grundlagen in empirischen Daten hat" (Strauss 1991, S.51). Die Auswertungsarbeit, die auch als "Theoretisches Kodieren" bezeichnet wird, sieht die Arbeitsschritte "offenes Kodieren", "axiales Kodieren" und "selektives Kodieren" vor, wobei der Auswertungsprozeß mit dem offenen Kodieren beginnt, bei dem das Datenmaterial "aufgebrochen", geprüft, konzeptualisiert und (vorläufig) kategorisiert wird. Bei dem axialen Kodieren werden dann auf der Grundlage eines Kodierparadigmas kategoriale Zusammenhänge hergestellt, die im selektiven Kodieren weiter verdichtet werden durch die Herausarbeitung einer oder mehrerer Kernkategorien (Schlüsselkategorien), um die als zentral erachteten Phänomene erfassen und die Konzentrationsrichtung für die vergleichende Analyse bestimmen zu können.

Auf die Grounded Theory als Forschungs- und Auswertungskonzeption zurückgreifend, entwickelten Eva Jaeggi, Angelika Faas und Katja Mruck die "Methode des zirkulären Dekonstruierens", bei der ähnlich der Grounded Theory der Kerngedanke ist, "in kreativen Gedankenschleifen intuitions- und theoriegeleitet" (1998, S.5) um das Interviewmaterial zu kreisen, damit "implizite Sinngehalte sichtbar werden können" (a.a.O., S.6). Dazu wurden von den Autorinnen drei Arbeitsphasen mit jeweils phasenspezifischen Arbeitsschritten entwickelt. Die erste Arbeitsphase, die Einzelfallauswertung, enthält zunächst Vorgehensvorschläge, die vor allem helfen sollen, sich mit dem Text vertraut zu machen, und die zu einer emotionalen Auseinandersetzung mit dem Material führen (Mottofindung und nacherzählende Zusammenfassung; für ausführliche Erläuterungen siehe Kapitel IV.2.2.3). Spätere Arbeitsschritte dieser Phase (Stichwortliste, Themenkatalog), die Ähnlichkeiten zum offenen und axialen Kodieren aufweisen, dienen dann dazu, die Textarbeit zu systematisieren. Schließlich sind zwei weitere Arbeitsschritte (Paraphrasierung, Bildung zentraler Kategorien) vorgesehen, die in etwa dem selektiven Kodieren entsprechen und mit denen die Einzelfallauswertung abgeschlossen und ein Interviewvergleich (zweite Arbeitsphase) vorbereitet wird.

Innerhalb der im folgenden vorgestellten Auswertungsarbeit wurden unterschiedliche Elemente der Grounded Theory und des Zirkulären Dekonstruierens kombiniert, aber auch durch zusätzliche Überlegungen ergänzt, so insbesondere durch die Vorschläge zur Textinterpretation von Gabriele Rosenthal (1987). Eine erste Annäherung an das Material erfolgte entsprechend der Methode des Zirkulären Dekonstruierens durch die Arbeitsschritte "Mottofindung" und "nacherzählende Zusammenfassung", um einen Überblick über das Material zu erhalten und um eine erste emotionale Auseinandersetzung zu ermöglichen. In einem nächsten Schritt wurde eine systematische Auseinandersetzung geleistet. Die von Jaeggi et al. vorgelegten Arbeitsschritte, bei denen zunächst "alle auffälligen, gehaltvollen Worte oder Begriffe ... chronologisch" (Jaeggi et al. 1998, S.9) in einer "Stichwortliste" geordnet und anschließend in einen "Themenkatalog" überführt werden sollen, eignen sich – trotz allem Anmutungsgehalt, den eine solche Arbeit mit dem Material mit sich bringt – allerdings nur bedingt, da diese Verfahrensschritte zu grobporig sind und damit wichtige, die jeweilige Lebensgeschichte und Charakteristika, die ihre biographische Verarbeitung kennzeichnen, zu abstrakt gehalten werden, sogar hinter "Überschriften" verloren gehen können. Bei einer solchen Herangehensweise besteht dann die Gefahr, die Uwe Flick für die Quali-

tative Inhaltsanalyse von Mayring benennt, daß nämlich eher der "Blick auf den Inhalt des Textes [verstellt wird], als daß sie den Text und seine (Un-) Tiefen auszuloten erleichtert" (1995, S.215). Da allerdings – dies wieder ganz im Sinne von Jaeggi et al. – Auswertungsarbeiten nicht darauf ausgerichtet sein sollten, "daß 'Massen von Daten' erhoben und geordnet werden, 'sondern darauf, daß die *Vielfalt von Gedanken*, die dem Forscher bei der Analyse der Daten kommen, *organisiert* [wird]'" (Strauss 1991, S.51, Herv. im Orig.),<sup>62</sup> wird im weiteren Verlauf auf die Auswertungsstrategien der Grounded Theory rekurriert, die elaborierte Verfahren beinhalten, um einen Datentext systematisch zu bearbeiten. In dieser Phase der Systematisierung und Strukturierung des Interviewmaterials wird den Arbeitsschritten des offenen, vor allem aber denen des axialen und selektiven Kodierens entsprechend der Grounded Theory der Vorzug gegeben, da hier "anders als im Falle einer Anwendung des Mayringschen Verfahrens [der qualitativen Inhaltsanalyse] dem Vorgang der KreativitätSENTFALTUNG besondere Aufmerksamkeit geschenkt [wird]" (Jüttemann 1992, S.137), indem die "parallel zur interpretativen Auswertung der Einzelaussagen entstehenden innovativen Einfälle, die auf mögliche theoretische Erklärungen verweisen, gesammelt werden und den Vorgang der Theorienbildung gleichsam vorbereiten" (a.a.O.).

Nach diesen der Grounded Theory entnommenen bzw. in Anlehnung an diese vorgenommenen Arbeitsschritten bzw. Kodier-Prozeduren wurde dann zum Abschluß der Fallarbeit wieder auf die Methode des Zirkulären Dekonstruierens zurückgegriffen, da die Grounded Theory zwar ein (wenn auch mittlerweile in der psychologischen Forschung populäres) von Soziologen nach ihren Belangen entwickeltes Verfahren bleibt, indes zu sehr gerade in der Schlußphase der Auswertung auf Formalismen vertraut. Diese zunehmende Formalisierung widerspricht auch der sonst mühevoll vollzogenen Abkehr von variablenpsychologischen Modellen, wenn anstelle von psychologisch dichten und subjektiven Rekonstruktionen Kategorien, Variablen vergleichbar, in theoretische Netze zusammengefaßt und analog zu faktorenanalytischen Modellen Zusammenhänge konstruiert werden.<sup>63</sup> Insofern erscheint mir nötig, was Jaeggi et al. (1998, S.17f) unter "Anmerkungen zur Theoriebildung" nur kurz notieren, stärker zu fokussieren, daß nämlich "Singuläres, das sich in Metaphern, ungewöhnlicher Wortwahl, irritierenden Interaktionsformen u.a. manifestiert", für die Schlußbetrachtung besonders relevant sein kann, denn "das idiosynkratische Moment [kann] in seiner Pointierung durchaus das Allgemeine noch mehr hervorheben oder zu dessen Revision und/oder Entfaltung zwingen" (a.a.O., S.17f).<sup>64</sup>

<sup>62</sup> Die hier von Strauss aufgenommenen Zitate stammen aus Glasers "Theoretical Sensitivity" (1978), woraus Strauss "ausgiebig" (Strauss 1991, S.22) zitiert hat, ohne allerdings die Seitenzahlen anzugeben.

<sup>63</sup> Zu weiteren kritischen Anmerkungen siehe auch Mey & Mruck 1997a; daß allerdings auch andere Wege möglich sind, macht die Konzeption von Franz Breuer und Mitarbeiter(inne)n (Breuer 1996b) deutlich, die Elemente der Grounded Theory mit Überlegungen von Devereux (1973) zur Selbstreflexivität der Forschenden und mit "naturalistischen" Feldforschungsstrategien zu kombinieren versuchen.

<sup>64</sup> Ein möglicherweise ähnliches Unbehagen läßt sich auch an den von Uwe Flick im Rahmen der von ihm in Anlehnung an die Grounded Theory vorgenommenen Veränderungen erkennen, wenn er dafür plädiert, daß es wichtig sei, den "Sinnzusammenhang der Auseinandersetzung der jeweiligen Person mit dem Thema der Untersuchung ... [zu] erhalten" (1995, S.207). Er sieht ebenfalls die Notwendigkeit, daß "zur Feinanalyse der thematischen Bereiche ... einzelne Textpassagen (z.B. Erzählungen von Situationen) detaillierter interpretiert [werden]" (a.a.O., S.208).

	Bezugnahme	Teilelement	Textbezug	Arbeitsprozeß	Arbeitsform	Ziel/Ergebnis
Vorphase		Erzählwerkstatt		<ul style="list-style-type: none"> <li>• Emotionale Auseinandersetzung</li> <li>• Offenlegung des Vorverständnisses und Alltagswissens</li> </ul>	Arbeitsgruppe (mit definierten Rollen)	Sensibilisierung für den Auswertungsprozeß
Erste Auswertungsphase: Annäherung an das Material	ZD	Mottofindung Charakterisierung durch ein prägnantes Zitat aus dem Interview oder eine Paraphrasierung	Gesamttext (Aufgabe, das Transkript aufmerksam zu lesen, ggf. Notizen am Rand und Unterstreichungen vorzunehmen / das Band aufmerksam zu hören)	<ul style="list-style-type: none"> <li>• Emotionale Auseinandersetzung mit dem Material</li> <li>• Bildung eines Ersteindrucks</li> </ul>	Einzelarbeit und Arbeitsgruppe: Vorstellen der einzelnen Mottos, anschließende Begründung und Diskussion in der Gruppe; Versuch der Einigung auf ein Motto	<ul style="list-style-type: none"> <li>• Herausheben erster Dimensionen (Kategorien)</li> <li>• Transparenz der Deutungsperspektiven der Auswertenden</li> <li>• Relativierung des Ersteindrucks (Gewahrwerden der Vieldeutigkeit des [textlichen] Materials)</li> <li>• Vorbereitung der anderen Auswertungsschritte</li> </ul>
	ZD GA ApI	Zusammenfassung (erste Falldarstellung)	Gesamttext	<ul style="list-style-type: none"> <li>• Straffung des Materials, Schwerpunktbildung</li> <li>• Überblick über Themenschwerpunkte, Themenbrüche und Leerstellen</li> <li>• Wiedergabe lebensgeschichtlicher (und biographisch verarbeiteter) Fixpunkte</li> <li>• Anmerkungen zum Interaktionsgeschehen zwischen den an dem Interview Beteiligten</li> </ul>	Einzelarbeit und Arbeitsgruppe: Gegenleseverfahren und Diskussion sowie Prüfung von Gemeinsamkeiten und Unterschieden	<ul style="list-style-type: none"> <li>• Ergänzung weiterer Dimensionen (Kategorien)</li> <li>• Erneute Beziehungsaufnahme zum Text</li> <li>• Deutung über Re-Inszenierung durch "Gruppe im Text" und "Text in der Gruppe"</li> <li>• Vorbereitung des nächsten Arbeitsschritts: Wahl von Textstellen für die Feinanalyse</li> </ul>

**Abbildung IV.2:** Übersicht des Auswertungsprozesses orientiert an den Vorschlägen zur Organisation der Auswertungsarbeit gemäß der "Projektwerkstatt qualitativen Arbeitens" (Mruck & Mey 1998) unter Verwendung folgender Auswertungsverfahren: Methode des Zirkulären Dekonstruierens (ZD) nach Jaeggi, Faas & Mruck (1998); Globalanalyse (GA) nach Böhm, Legewie & Muhr (1992); Auswertung problemzentrierter Interviews (ApI) nach Witzel (1996); Grounded Theory (GT) nach Glaser & Strauss (1967), Strauss (1991), Strauss & Corbin (1995); Objektive Hermeneutik (OH) nach Rosenthal (1987)

	Bezugnahme	Teilelement	Textbezug	Arbeitsprozeß	Arbeitsform	Ziel/Ergebnisse
Zweite Auswertungsphase: Entfaltung und Systematisierung	GT	Feinanalyse	Ausgewählte Textstellen, Segmente mit Wort-für-Wort- bzw. Satz- für Satz-Analyse	"Aufbrechen des Textes" mittels Kodierparadigma	Einzelarbeit und Arbeitsgruppe: Besprechung gleicher und verschiedener analysierter Textstellen	<ul style="list-style-type: none"> <li>• Sammeln von Ideen</li> <li>• Interpretations- und Deutungsperspektiven</li> <li>• Überführen von Textteilen in Codes (Vor-Kategorien)</li> </ul>
	OH	Sequenzanalyse	Ausgewählte Textpassagen, Sequenzbildung über Redewechsel bzw. Sachverhaltsdarstellung (Änderung der Textsorte oder thematische Verschiebungen)	Ausschließen von Textdeutungen über Alternativdeutungen		
	GT	Ordnen (Sortieren) der Zwischenergebnisse (Erstellen eines Begriffsnetzes)	Kodes	Herausarbeiten von Anwärtern auf Konzepte durch Ordnen der Kodes	Einzelarbeit und Arbeitsgruppe: Besprechung und Versuch der Einigung auf Themenschwerpunkte	Vorbereitung des nächsten Auswertungsschrittes (axiales Kodieren) durch Ergebniszusammenfassung
	ZD	<ul style="list-style-type: none"> <li>• Organisation der Stichwortliste als Themenkatalog</li> <li>• Paraphasierung (erweiterte Zusammenfassung)</li> </ul>		Festlegen von Metathemen, Hauptthemen		Interpretation vorantreiben
Dritte Auswertungsphase	GT	Axiales Kodieren	Gesamttext	Vergleich einschlägiger und nicht einschlägiger Textteile	Einzelarbeit und Arbeitsgruppe: Vergleich der Arbeitsschritte	Ausarbeitung/ Differenzierung der Achsenkategorien
	GT	Selektives Kodieren	Kategorien	Relationale Beziehungen zwischen den Kern- und ihren Achsenkategorien herstellen		Bestimmung der Kernkategorie und Zuordnung der Achsenkategorien (Verdichtung)
	ZD	Paraphrasierung (überarbeitete Zusammenfassung)	Kategoriennetz	Zusammenführung aller Einzelergebnisse		Abschließende Interpretation

Durch die hier skizzierte Vorgehensweise und die darin vorgenommene Kombination mehrerer Verfahren(selemente) sollen die drei Phasen der Auswertungsarbeit einander in der Weise ergänzen, daß durch die erste Auswertungsphase eine emotionale Annäherung erreicht wird, die zweite vor allem der Systematisierung und Dekonstruierung dient und die dritte schließlich – gleichermaßen intuitionsgeleitet *und* systematisierend – auf eine theoretische Integration der Befunde zielt. Das Hin-und-Her-Springen zwischen – in die-

sem Fall zwei verwandten Verfahren mit unterschiedlichen Akzentuierungen – berücksichtigt die Notwendigkeit, sich mit dem Material emotional *und* systematisch auseinanderzusetzen, zumal zumindest in der auswertungsvorbereitenden Phase, Interpret(inn)en mit unterschiedlichen Erfahrungen in die Auswertungsarbeit einbezogen wurden (eine Übersicht der Auswertungsphasen gibt Abbildung IV.2).

Nach den bisher vorgetragenen Überlegungen scheint mir zusätzlich wichtig hervorzuheben, daß ich nicht auf *ein* etabliertes Auswertungsverfahren zurückgreife (bzw. nicht zurückgreifen kann), werden Auswertungsverfahren unter einer qualitativen Forschungsperspektive doch immer nur als ein Grundgerüst verstanden, das – so auch aus dem Prinzip der Offenheit ableitbar – je nach Forschungskontext (konkreter Forschungsfrage, konkreter Untersuchungssituation, konkreten beteiligten Personen) adaptiert werden muß. Auch wenn mittlerweile eine Fülle von Forschungsarbeiten und Auswertungsverfahren vorliegen, erscheint es mir sinnvoll, keines davon lediglich zu "kopieren", da sie für die jeweilige Anwendung Stärken (das meint aber auch: Schwächen) haben. Mit der angesprochenen Kombination versuche ich, ein praktikables Vorgehen zusammenzustellen; gleichwohl bedeutet eine solche Rezeption und Kombination aus Vorliegendem nicht, daß hier eine neue Auswertungsmethode entwickelt wurde. Diese Zurückhaltung besteht zum einen, weil ich auf Teilelemente unterschiedlicher Verfahren zurückgreife und diese lediglich neu aufeinander beziehe, zum anderen bin ich skeptisch, ob jede neue (bzw. neu kombinierte) Vorgehensweise gleich mit einem neuen Label versehen werden muß.<sup>65</sup> Auch scheint mir, daß, wenn dies in jüngster Zeit versucht wurde – etwa von Flick (1995), der das von ihm als "thematisches Kodieren" bezeichnete Auswertungsverfahren als wesentliche Erweiterung des theoretischen Kodierens sensu Glaser und Strauss begreift – erhebliche Abgrenzungsprobleme zu den ursprünglichen methodischen Vorschlägen bestehen, die mehr oder weniger gewaltsam gelöst werden (müssen).<sup>66</sup>

### 2.2.2 Zur Arbeit in Auswertungsgruppen

Besonderen Wert legte ich in der konkreten Forschungsarbeit darauf, die Text-Interpretation zumindest teilweise in Rahmen von Auswertungsgruppen zu leisten, um zu einer Perspektiven-Triangulation zu gelangen und die Deutungen konsensuell abzusichern (vgl. dazu Kapitel IV.1.4). Dabei besteht der Anspruch jedoch nicht darin, auch

---

<sup>65</sup> In diesem Zusammenhang folge ich der kritischen Anmerkung von Jürgen Straub, die er im Zusammenhang mit seiner – sehr lesenswerten – Rezension zu dem Buch "Qualitative Forschung" von Uwe Flick (1995) bezüglich der Globalanalyse nach Böhm et al. macht, die aber auch für einige andere Verfahren bzw. deren "Erfindung" gilt: "Die unter dem Stichwort 'Globalauswertung' unterbreiteten Vorschläge für die 'Auswahl' und 'Aufbereitung von Texten vor ihrer eigentlichen Interpretation' (Flick 1995, S.216) mögen gerade für den Anfänger hilfreich sein. Ob man es gleich als eigene Methode betrachten muß, wenn man 'Stichworte am Rand notiert und eine grobe Gliederung großer Passagen des Textes' vornimmt, wenn man 'zentrale Begriffe oder Aussagen markiert', 'Gliederungsschritte' und ein 'Inhaltsverzeichnis' formuliert und dergleichen mehr, mag dabei allerdings dahingestellt bleiben" (Straub 1995, S.127).

<sup>66</sup> Jürgen Straub schreibt dazu: "Schaut man sich an, wie Flick sein eigenes Verfahren von Strauss' Ansatz abgrenzt, so offenbaren sich da in der Tat einige gravierende Unterschiede, daneben aber auch ziemlich künstlich wirkende Absetzbemühungen des Autors. Alles in allem habe ich mich eher schwer getan, die Pointe und Originalität der Methode des 'thematischen Kodierens' auszumachen" (1995, S.130).

in der qualitativen Sozialforschung durch die intersubjektive "Hintertür" doch noch zu objektiven Aussagen kommen zu wollen, sondern darin, entgegen subjektiver Selbstverständlichkeiten im Lichte unterschiedlicher Auslegungen von Material und durch die "Irritation durch andere Stimmen" der potentiellen Vieldeutigkeit von (textlichem) Material überhaupt gewahr werden zu können (vgl. dazu die in Mruck und Mey [1998] ausführlicher dargelegten Vorschläge zur Arbeit in Forschungsgruppen, die auch auf Erfahrungen im Rahmen der hier vorgestellten Studien zurückgehen). Auch aus diesem Grund wurden die zentralen Phasen der Auswertungsarbeit – also die erste und zweite Phase – in kleinen Auswertungsgruppen organisiert. Ich bezeichne diese Phasen deshalb als zentral, weil sich in der Beziehungsaufnahme mit dem Interview erste Eindrücke, erste Auswertungsrichtungen, erste Interpretationsperspektiven abzeichnen, die dann in der Regel mehr oder weniger reflektiert die gesamte weitere Auswertungsarbeit durchziehen. Erst durch die Arbeit in und mit Deutungsgruppen kann die Vielgestaltigkeit des Materials auch in die weitere Auswertungsarbeit eingehen, sonst besteht bei "einsamer" Textnäherung und -deutung die Gefahr, daß der (zu Recht oder zu Unrecht bestehende) Ersteindruck keine Relativierung erfährt, da ein Transkript keine Stimme hat – "Vielstimmigkeit" kann nach Abschluß der Erhebung nur durch den Einbezug von anderen Auswertenden erreicht werden. Das Transkript kann keinen Widerspruch gegen die vorgenommene Deutung erheben, es kann aber in Widerspruch zu vorgenommenen Deutungen geraten – dies aufdecken zu helfen ist eine Aufgabe von Deutungsgemeinschaften.

Im Rahmen meiner Forschungsarbeiten habe ich auch versucht, einige zentrale Postulate der qualitativen Forschung – vor allem die Forderung, das "Vorverständnis zu Beginn der Analyse offenzulegen" (Mayring 1993<sup>2</sup>, S.17) – durch das Vorschalten einer Erzählwerkstatt (in unterschiedlichen Phasen der Studie, so auch) vor der eigentlichen Auswertungsarbeit umzusetzen, um den expliziten und impliziten Wissenshintergrund, die Vorstellungen von und die eigenen Erfahrungen mit Jugend zu explorieren.<sup>67</sup> Damit sollte berücksichtigt werden, daß Subjektivität nicht erst während eines Interviews oder bei der Auswertung von Textmaterial zum Tragen kommt, sondern bereits vor dem Eintritt in die Studie wirksam ist.

Das Kernstück der Auswertungsarbeit bilden dann aber die Auswertungsgruppen, die in gemeinsamen "Fall-Konferenzen" ihre Ergebnisse vorstellen und diskutieren. Da ich gemeinsam mit Katja Mruck diese Art des Vorgehens unter der Bezeichnung "Pro-

---

<sup>67</sup> Erzählwerkstatt meint eine Arbeitsform, in deren Rahmen fünf Teilnehmende unterschiedliche Rollen einnehmen. Neben einer/einem Moderator(in), sind dies ein(e) Interviewer(in) und ein(e) Interviewte(r) sowie zwei Beobachter(innen). Im Zentrum der Erzählwerkstatt steht ein bis zu 30 Minuten langes Interview, bei dem – vor dem Hintergrund von Befunden aus Studien zur Jugendentwicklung – exploriert werden sollte, wie das eigene Jugendlichsein erlebt wurde. Gefragt waren zentrale Erlebnisse, schöne Erinnerungen, schlechte Erfahrungen, Anfang und Ende der eigenen Jugend, welche Vorstellungen von Jugend (Kindsein, Jugendsein, Erwachsenensein) vorherrschen und welche Bilder über die Jugend (Sympathie, Antipathie, zentrale Probleme, Interessen) bestehen. Die in dem Interview von dem bzw. der Befragten abgegebenen Äußerungen werden im Verlauf der Kleingruppenarbeit dazu genutzt, das Thema weiter zu diskutieren und wesentliche Aspekte der Thematik zu erkunden, indem nun auch die anderen Teilnehmenden ihre persönlichen Erfahrungen ergänzen (z.B. in Kontrast oder Übereinstimmung zu den Äußerungen des/der Interviewten). Ziel dieses Vorgehens ist besonders, den Themenbereich durch das Zusammenführen von (heterogenen) Perspektiven aufzudeckern und zentrale Dimensionen eines Phänomenbereichs herauszuarbeiten. Es sei hier nur angemerkt, daß über eine Erzählwerkstatt auch ein ersten Herantasten an das methodische Vorgehen – hier Interview – vorbereitet werden kann.



jektwerkstatt qualitativen Arbeitens" (Mruck & Mey 1998) ausführlicher beschrieben und dort auch dessen "Grundregeln" in Anlehnung an die von Ruth Cohn entwickelte "Themenzentrierte Interaktion" (Cohn 1991<sup>10</sup>) dargelegt habe, sei hier nur angemerkt, daß die Projektarbeit im Kontext der hier vorgestellten Studien sich vor allem auf die dort von uns beschriebene zweite Phase – die "Projektwerkstatt als Interpretationsgemeinschaft" – und auf die dritte Phase – "Verdichtung der Quellen: Supervision und Interpretation" – bezieht. Ziel der zweiten Phase ist es, den Deutungsraum möglichst breit zu eröffnen und dabei "ohne Konsistenz- und Vollständigkeitsdruck" (Mruck & Mey 1998, S.293) sich dem Phänomen/Material zu nähern und unterschiedliche Perspektiven zusammenzutragen, wobei subjektive Reaktionen und Erfahrungen explizit erwünscht sind (statt diese "außen vor zu lassen"). In der nächsten Phase gilt es dann, die sehr unterschiedlichen Ideen, Einfälle und Lesarten für die Verstehensarbeit zu systematisieren, aufeinander zu beziehen und zu verdichten. Im wesentlichen versuche ich also in der Arbeit mit Auswertungsgruppen und im Rahmen der hier organisierten Fall-Konferenzen, in denen die Annäherung an den Text erfolgt und unterschiedliche Phasen des Kodierens vorgenommen werden, sicherzustellen, daß – obschon die Studie nicht in einen größeren Projektzusammenhang eingebunden war – die Ansprüche nach Geltungsbegründung und interpretativer Absicherung soweit möglich eingehalten bzw. überhaupt erst angemessen umgesetzt werden.

### *2.2.3 Erste Auswertungsphase – Annäherung an das Material*

In diesem und den folgenden Abschnitten soll das bisher nur kurz skizzierte Auswertungsvorgehen anhand eines Interviews ausführlich vorgestellt werden. Dazu habe ich das Interview mit Joy ausgewählt, die zum Zeitpunkt des Erstinterviews 19 Jahre alt war. Um die weiteren Darlegungen besser verständlich zu machen, sei zunächst eine kurze inhaltliche Zusammenfassung des Gesprächs und eine zusammenfassende Charakterisierung der Erzählweise vorangestellt.

Joy ist als Einzelkind aufgewachsen und lebt bei ihren Eltern. Die Eltern besitzen eine Firma, die seit drei Generationen als Familienbetrieb geführt und aktuell von ihrer Mutter geleitet wird. Mit 13 Jahren hat Joy einen Suizidversuch unternommen, zur gleichen Zeit litt sie an mehreren Krankheiten. Mit 15 Jahren wurde sie als *eßgestört* diagnostiziert, mit 16 Jahren folgte eine Fehlgeburt. Ihre erste Beziehung begann sie mit 14 Jahren, nach fast vier Jahren beendete sie diese, ein halbes Jahr später folgte ihre zweite Beziehung. Die 9. Klasse wiederholte sie, nachdem sie nicht versetzt worden war. Aktuell befindet sie sich in therapeutischer Behandlung.

Joy markiert das Ende ihrer Kindheit mit 13 Jahren, ein Zeitpunkt, den sie selbst als Übergang zum Erwachsensein bezeichnet. Sie sieht sich selbst als eine Person, die große Probleme mit sich hat, die immer "die Schönste, Beste, Tollste" sein möchte, aber fürchtet, daß Dritte sie im Vergleich zu anderen als nicht schön oder klug bewerten. Auch fehle es ihr an Willensstärke, sie glaubt, daß sie trotz einer Vielfalt an Angeboten wie Klavier- und Ballettunterricht nichts "richtig" beherrscht und sich "überall nur durchgemogelt" habe. Ihre Schulleistungen bezeichnet sie als durchschnittlich; besondere Fähigkeiten vermutet sie in für sie eher weniger bedeutsamen Feldern wie einem guten Wahrnehmungsvermögen und einer anziehenden Wirkung auf Männer. An anderen bewundert sie deren "Intellekt", woran es ihr mangle; positiv hebt sie für sich noch hervor, "für andere da" und "verständnisvoll" zu sein, ist sich aber ihres Wertes für die anderen nicht sicher.

Vorbild für sie sind die Mütter ihrer Freund(inn)e(n), die über einen eigenen Lebensplan verfügen und Krisen hinter sich gebracht haben. Sie selbst weiß noch nicht genau, was sie beruflich machen möchte. Zunächst ist ihr wichtig, sich "anzustrengen" und das Abitur zu absolvieren; sie hat Interesse an Psychologie und Medizin, letzteres traut sie sich jedoch aufgrund der Anforde-

rungen nicht zu, und sie strebt deshalb eher eine berufliche Zukunft in den Bereichen Medien oder Werbung an. Perspektivisch kann sie sich auch vorstellen – z.T. finanziell unterstützt durch die Eltern – eine AIDS-Hospiz aufzumachen. Auch weil sie sich nicht sicher ist, ob sie aufgrund der Fehlgeburt noch schwanger werden kann, kann sie sich vorstellen, ein Kind zu adoptieren; die Frage nach einem (eigenen oder adoptierten) Kind sieht sie aber – da sich Arbeit und Familie für sie nicht ohne Probleme integrieren lassen – als eine Frage, die sich nicht vor der zweiten Hälfte des nächsten Lebensjahrzehnts stellen wird.

So weit die kurze inhaltliche Skizze. Es soll nun noch eine knappe Zusammenfassung der Erzählweise von Joy gegeben werden: Besonders markant an der Interviewsituation ist, daß Joy ausgehend von der Eingangsfrage in einem Bogen ihr Erwachsenwerden schildert und dabei eine Reihe von Gründen nennt, die sie für ihre Entwicklung bzw. richtiger: für ihr heutiges So-Sein als verantwortlich sieht (ihr Einzelkindsein, daß sie ihre "kichernden" Mitschülerinnen abgelehnt und sich Männern zugewendet habe, ihre erste, lange Liebesbeziehung), ohne daß die Interviewenden einhaken müssen, sondern diese werden ganz in der Rolle der interessiert Zuhörenden belassen. Nach fast zwanzig Minuten rückversichert sich Joy, ob sie "einfach so weiter" erzählen solle. Als eine der Interviewenden zustimmt, führt sie einiges zu ihrer Beziehung aus, um zu verdeutlichen, was für ein "starker" und "super labiler" Mensch sie sei, um wiederum einige Minuten später anzumerken, daß sie die Frage "nich' ganz beantwortet" habe, eine etwas merkwürdige Wendung, weil bis auf die Einstiegsfrage bis zu diesem Zeitpunkt keine weitere Frage gestellt wurde. Auffallend ist zudem an der Darstellungsweise von Joy, daß sie immer wieder in Schilderungen von Negativem "abrutscht" bzw. auch nach positiven Beschreibungen ein "aber" hinzufügt, sei es sprachlich direkt oder indirekt durch die anschließenden Ausführungen, die das zuvor Gesagte in einem anderen bzw. in einem negativ-unzureichenden Licht erscheinen lassen. Insgesamt erzählt Joy schnell, sie wirkt ein wenig gehetzt. Sie hat auch Sorge um die Richtigkeit ihrer Erinnerung – "ich glaub' ich vergeß' 'ne ganze Menge" und fordert die Interviewenden auf, "vielleicht müßt [ihr] dann zwischendurch mal zurückgreifen". Auch als sie von ihren Freund(inn)en erzählt, erwähnt sie, es sei ihr "peinlich daß ich das vergessen hab' \* wen ich im Prinzip alles hab'" und wiederholt kurz darauf nochmals, "wobei ich jetzt bestimmt schon jemand vergessen habe". Joy führt das Gespräch, nicht nur dadurch, daß sie unentwegt erzählt und in ihren Schilderungen vorrangig Erklärungen für die eigene Person und deren Handeln anbietet, sondern auch indem sie verhindert, daß Nachfragen weitergehen könnten, als sie es ohnehin schon weiß und vorsieht, ein Eindruck, den sie auch den Interviewenden am Ende des über dreistündigen Gesprächs vermittelt: "Was hat's mir gebracht? Ich hab' 'nen leckeren zufriedenen Keks(magen [I1: Ist das alles (lächelt) \* ja?]) Doch irgendwie schon". Sie lenkt das Gespräch auch direkt, z.B. indem sie aus dem Themenblock zu Vorstellungen zu Kindern heraus vorschlägt, "wir könn' auch erstmal zu BERUFSziel und sowas herkommen [I1: hja doch gerne gerne] weil äh [I2 SCHMUNZELT] dis [ist] ja auch mein Problem". Es folgen dann einige Ausführungen, nun aber nicht zum (selbst thematisch forcierten) Beruflichen, sondern Joy fügt an, daß sie "ja noch was ganz Wichtiges verschwiegen" habe, nämlich daß sie sich wegen Klaustrophobie in psychologischer Behandlung befunden hat (befindet?). Am Ende der Schilderung hat sie den Faden verloren – "und wo waren wir?" – und kommt dann durch das Wieder-in-Erinnerung-rufen, daß davor das Thema Kinder angerissen war, zurück: "doch, genau, Kinder. Mit 'm Beruf". Hervorhebenswert scheint mir, daß so, wie sie das Thema Therapie nachreicht, sie auch andere Themen in ihre Erzählung einschleibt und sprachlich besonders unterstreicht: Mit "Ja eine ganz wichtige Sache hab' ich noch vergessen" eröffnet sie, daß sie mit 13 Jahren einen Suizidversuch unternommen habe; mit "dis war sehr amüsan", daß sie mit 16 eine Fehlgeburt hatte und schließlich mit "widerum verschwiegen, dis kommt dann irgendwie alles", daß sie mit 15 Jahren eßgestört war.

Mit diesen letzten Anmerkungen zu Joys Erzählweise sei noch einmal an einen mir wichtigen Aspekt erinnert. Nach der in Kapitel III.5 vorgenommenen Präzisierung meiner Fragestellung hat die Anlage eines Interviews als veränderungsoffener Rahmen, in dem zwar Fragen gestellt werden, ein bloßes Abfragen aber vermieden wird, einige weitreichende Konsequenzen für die weitere Bearbeitung. Hier kann und soll der Interviewtext nicht nur unter dem Aspekt der inhaltlichen Äußerungen betrachtet werden, sondern die Modi des (Sich-) Erzählens haben ebenso hervorragende Bedeu-

tung. In die Auswertung wird also gleichberechtigt einbezogen, wie jemand sich und anderen die eigene Geschichte erzählt: Dazu gehört die Frage, wie eine Person die Erzählung (über sich selbst) aufbaut, wie diese gefächert und strukturiert wird, welche Gestaltungsmittel benutzt werden. Das konkrete Interaktionsgeschehen wird unter der Perspektive eines (gemeinsamen) Herstellungsprozesses begriffen, in dem die Interviewten aktiv handeln und (mit-) gestalten zum Beispiel in Bezug auf den Raum, den sie den Interviewenden geben, um Einfluß zu nehmen, ob sie selbst die (Gesprächs-) Führung übernehmen oder sie den Forschenden überlassen, ob Fragen zugelassen und in die Ausfächerung der Geschichte einbezogen werden oder ob eine Abriegelung gegen Fragen vorgenommen wird bzw. die Interviewten sich gar mehr oder weniger hermetisch gegen mögliche Nachfragen abschirmen. In der folgenden Auswertung der Texte werden unter der gewählten Auswertungsperspektive beide Akzente, also die Inhalte der Erzählung und ihre Darstellung, verschränkt werden.

### 2.2.3.1 *Mottofindung*

In Anlehnung an die Vorschläge zur Datenauswertung und Interpretation von Texten nach Jaeggi et al. (1998) wurden in einem ersten Auswertungsschritt Mottos für die Interviews in Form eines treffenden Satzes aus dem Text oder eines treffenden Eindrucks von dem Text formuliert. Um zu einem Motto zu gelangen, wird zunächst das Transkript aufmerksam gelesen, d.h. die Aufmerksamkeit soll – wie Jaeggi et al. dies bereits für die Interviewführung fordern – "gleichschwebend, offen für alles [sein und] ... möglichst unzensuriert auch die scheinbaren Brüche, Umwege, Widersprüche und Störungen [registrieren]" (1998, S.6; von Jaeggi et al. nicht erwähnt, aber hilfreich ist es, Böhm et al. [1992] zu folgen und einige Wörter zu unterstreichen oder sich einige Notizen am Textrand zu machen<sup>68</sup>). Ziel dieses Schrittes ist es, sich den (Erst-) Eindruck und die durch das Lesen ausgelösten Gefühle zu vergegenwärtigen und eigener (Alltags-) Vorstellungen sowie des jeweils hinzugezogenen Theoriewissens gewahr zu werden, indem diese prägnant in einem Motto verdichtet werden. (Hiermit sind einige der in Kapitel IV.1.3 für qualitative Forschung zentralen Prinzipien angesprochen: vor allem der Einbezug und das Offenlegen des Vorverständnisses). Diesen eigenen Hintergrund zu explizieren ist ebenso wichtig wie die "offizielle(n)" an das Material herangetragene(n) Forschungsfrage(n), da das Material auf jede Frage unterschiedlich "antwortet".

Für die Arbeit an der Mottofindung innerhalb der Arbeitsgruppe stellte jede(r) der Teilnehmer(innen) zunächst ein Motto als verdichtete Gesamtdeutung vor und begründete kurz, warum das jeweilige Motto in Form eines Zitates bzw. als Paraphrase gewählt wurde. Im Anschluß an diese Einzelvorstellungen, die von den anderen Teilnehmer(inne)n nicht unterbrochen werden sollte, wurden die (unterschiedlichen bzw. ähnlichen) Auslegungen diskutiert.

• *Darstellung am Beispiel des Interviews mit Joy*: Auffallend ist zunächst, daß in den Mottos der Teilnehmenden negative Akzentuierungen überwogen, sei es "die negative Welt bei mir ist so riesig", oder "die Unfähigkeit, allein zu sein" (anders formuliert als

---

<sup>68</sup> Die Empfehlung von Böhm et al., wichtige Wörter und Aussagen zu unterstreichen und Stichworte sowie Einfälle am Rand zu notieren, hat auch für die weitere Auswertungsarbeit Bedeutung, denn sie können für die "Stichwortliste" (entsprechend dem dritten Arbeitsschritt nach Jaeggi et al.) bzw. für die "Themenliste" (der nächste Auswertungsschritt bei Böhm et al.) und in einem weiteren Durchlauf zum Erstellen von sog. Memos genutzt werden.

"Wunsch, geliebt zu werden"). Im Vordergrund standen für die meisten Interpret(inn)en vor allem Selbstzweifel – festgemacht an Joys Neigung, positive Züge abzuwerten – und ihre (vergebliche) Suche nach Orientierung.

Nur eine Teilnehmerin betonte mit ihrer Mottowahl "Widerspruch zwischen Aufbegehren und Selbstzweifeln" Ambivalentes, allerdings, wie sie später anmerkte, z.T. auch der Diskussion um mögliche positive Potentiale von Jugend geschuldet. Hintergrund für die von den Teilnehmer(inne)n recht einhellig negativ formulierten Mottos war die scheinbar orientierungslose Suche der Interviewten, die z.T. als "Konfusion" bezeichnet wurde und die sich – worauf einige Interpret(inn)en explizit hinwiesen – auch sprachlich manifestierte, etwa darin, daß im Laufe des Interviews die Sätze mehr und mehr zerrissen wirkten. (Das kann aber zumindest teilweise der Besonderheit von Transkripten geschuldet sein, denn viele zeigten sich überrascht, nachdem die Audioaufnahme vorgespielt worden war, wie flüssig die Interviewte gesprochen hat und vor allem über ihre "gehetzte" Sprechweise.) Ein weiterer Grund für die Auswahl negativer Mottos stützte sich auf den Eindruck, daß die Erzählung der Interviewten von einem selbstbewußten Start (der sogar als Überheblichkeit bzw. "Angeberei" empfunden wurde) zu einer Vielzahl negativ besetzter Themen "umkippte". In der im Anschluß an Mottovorstellung und -begründung geführten Diskussion wurde deutlich, daß vor allem weibliche Interpretinnen Antipathien äußerten, während die männlichen Auswerter Gefühle des Mitleids oder der Sympathie artikulierten. Darüber hinaus zogen sich zwei weitere Eigenheiten durch die Diskussion: Zum einen waren sich beinahe alle einig, daß die Interviewte deutlich älter als 19 Jahre gewirkt habe, begründet über ihre Form der Selbstreflexion, zum anderen äußerten die Interpret(inn)en mit wenigen Ausnahmen, daß sie zunächst angenommen hätten, daß es sich um ein Interview mit einem Mann handeln müsse – festgemacht an der von der Interviewten erwähnten Rebellion im Elternhaus, die zudem in männlicher Sprachform ("nicht der große Punker") artikuliert wurde. Dieser Eindruck wurde erst im späteren Teil des Interviews revidiert durch Passagen, in denen die Interviewte eindeutig als Frau identifizierbar war ("mich relativ früh als Frau entwickelt"). Vor allem für die negativen Reaktionen der weiblichen Interpretinnen stellte sich die Frage, ob die (nicht nur weiblichen) Deutenden bei der Geschlechtstypisierung ihre Vorstellungen über Rebellion geschlechtsspezifisch differenzierten und damit die von der Interviewten dargelegten Ausführungen als "unweiblich" kategorisierten oder ob die Interviewte – trotz aller Betonung weiblicher Attribute wie ihrer Gefühlsbetonung, mit der sie sich von ihren männlichen Partnern abgrenzte – männliche Attitüden aufwies.

• *Mögliche Suchrichtungen für die weitere Interpretationsarbeit:* Es soll an dieser Stelle die Darstellung der Assoziationen, die in der Diskussion über die Mottos bzw. über das Transkript geäußert wurden – z.T. unter Hinzuziehung der Ergebnisse aus der Erzählwerkstatt bzw. unter Berücksichtigung der unterschiedlichen (berufs-) biographischen Perspektiven – genutzt werden, um einige erste Interpretationsrichtungen aufzuzeigen, die zu einem vorläufigen (!) Verständnis beitragen und helfen können, weitere für die Interpretationsarbeit wichtige Forschungsfragen zu formulieren.

Zunächst ist interessant, daß ähnlich einhellig wie von den Interpret(inn)en die eigene Jugendzeit als Krisenzeit und als überwiegend negativ erinnert wurde, auch bei der Mottofindung i.d.R. negative Assoziationen dominierten. Dabei lassen sich zum Zusammenhang zwischen der Abwertung von Jugend durch die Interpret(inn)en und der Selbstabwertung der Interviewten einige interessante Hypothesen aufstellen. So könnte

z.B. die übereinstimmende Reaktion der Interpretationsgruppe auf die von der Interviewten artikuliert Unsicherheit über ihre Fähigkeiten bei gleichzeitigem Hervorheben individueller Stärken, was als "Angeberei" erlebt wurde, mit einer Reaktion korrespondieren, die die Interviewte auch real in ihrer sozialen Umgebung erfährt; auch könnte die Interviewte – da sie über ihren eigenen Wert unsicher ist – aufgrund solcher (antizipierter) Reaktionen überheblich (re-) agieren, um sich zu schützen. Zudem trifft sich die in der Gruppe vorfindbare Reaktion auf Joy mit deren Angabe, trotz aller Bemühungen nie in eine Gruppe integriert gewesen zu sein; interessant ist in diesem Zusammenhang auch ihre Anmerkung, sie ähnele ihrem Vater und ihrer Großmutter, die – wie sie selbst in ihre Krankheiten – in "Exzentrik" geflüchtet seien.

In ähnlicher Weise kann – da überwiegend die weiblichen Teilnehmerinnen sich negativ äußerten, z.T. explizit mit dem Verweis, daß in den Ausführungen der Interviewten Parallelen zur eigenen Geschichte gesehen wurden – eines der Hauptergebnisse aus der Erzählwerkstatt als eine weitere mögliche Interpretationslinie hinzugezogen werden, daß nämlich gerade von den Frauen retrospektiv Jugend als "erlebte Widersprüchlichkeit" charakterisiert wurde, zusammengefaßt unter dem Thema des "permanenten Verletzens der eigenen Wünsche". Diese Diskussion blieb bei dem ersten Gespräch über Mottos unerwähnt. Daß trotz vorheriger Explikation in der Erzählwerkstatt die Interpretationen um die Mottofindung jenseits des "bereits Gewußten" verliefen, kann zusätzlich als Hinweis darauf verstanden werden, daß auch die Interviewte unterschiedlichste Ansprüche an sich selbst erlebte und formulierte, deren Zustandekommen oder deren fehlende "Erfüllung" jedoch nicht thematisierte bzw. reflektierte.

Schließlich kann der Eindruck, es handle sich um ein Interview mit einem männlichen Jugendlichen bzw. – nach Korrektur diesesindrucks – die Interviewte sei (wesentlich) älter als 19 Jahre, nicht nur verstanden werden als zufällige Außenperspektive von Interpret(inn)en, sondern auch als Hinweis auf eine Perspektive, die die Interviewte sich selbst gegenüber einnimmt. Dies hieße, daß die Interviewte an dem von den Interpret(inn)en herangetragenen Bild – einem älteren, z.T. reflexiven und selbstbewußten Habitus – sich selbst mißt und auch glaubt, gemessen zu werden, ohne jedoch den mit diesem Bild heraufbeschworenen Assoziationen genügen zu können, sowohl was ihre intellektuellen Fähigkeiten als auch was ihr äußeres Erscheinungsbild betrifft. Ein weiterer Hinweis auf die hohen Ansprüche, die die Interviewte an sich stellt, kann auch darin gesehen werden, daß sie es vermeidet, den Terminus Jugend zu verwenden, sie spricht von Kindheit – und von gerne "Kind sein wollen" als "Flucht" – bzw. vom Erwachsenwerden (wollen). Jugend stellt sich dagegen als eine Situation dar, in der sie den hohen Ansprüchen, die sie sich selbst stellt und vor die sie glaubt, gestellt zu werden, nicht gerecht werden kann. Dies betrifft sowohl ihre Rolle als Frau als auch ihr Vermögen, die eigenen Fähigkeiten genügend zur Geltung zu bringen und zu nutzen.

Vor diesem Interpretationshintergrund – und ohne die einzelnen von den Teilnehmer(inne)n vorgetragenen Mottos weiter auszuführen oder den Versuch zu unternehmen, die in den anschließenden Gruppendiskussionen aufscheinenden Facettierungen alle nachzuzeichnen – wurde als vorläufiges Motto die Paraphrase "Ich sehe mich durch die Augen der anderen – der permanente Widerspruch durch Anspruch" gewählt. Damit wurde als Hauptthema der "Selbstwiderspruch" fokussiert, da sich die deutliche Diskrepanz zwischen der eigenen Vorstellung und der (antizipierten) Vorstellung anderer als "roter Faden" durch die Ausführungen der Interviewten zieht.

### 2.2.3.2 *Nacherzählung*

Im Anschluß an den ersten Auswertungsschritt – das Finden eines Mottos, das das Interview treffend charakterisiert – wurde in einem anschließendem Auswertungsschritt eine zusammenfassende Nacherzählung erstellt. Ziel dieses Arbeitsschrittes ist es, alle wesentlichen Aspekte des Interviews zu skizzieren, wobei Jaeggi et al. davon ausgehen, "daß solche Nacherzählungen, von verschiedenen Personen angefertigt, fast immer zumindest ähnliche Haupterzählstränge aufweisen; dabei variiert das erzählerische Beiwerk je nach Subjektivität" (1998, S.8). Während die Autorinnen vorrangig intendieren, daß Material zu straffen, "so daß die Übersicht erleichtert wird", und auch nahelegen, sich bereits zu entscheiden, ob stärker der interaktive Konstruktionsprozeß in der Interviewsituation oder aber die "expliziten und impliziten Sinngehalte" (a.a.O.) fokussiert werden, sehen etwa Böhm et al. (1992) den Vorteil einer Nacherzählung darin, eine Übersicht über das Themenspektrum des zu bearbeitenden Textes zu erhalten und zu einer "Zusammenfassung und Bewertung des Textes [zu gelangen, die klären hilft], inwieweit er für die eigentliche Interpretation herangezogen werden soll" (Flick 1995, S.216).

Da die Vorschläge zur nacherzählenden Zusammenfassung von Jaeggi et al. z.T. recht allgemein gehalten sind – dies ist auch von den Autorinnen intendiert, da es ihnen primär darum geht, "erste Interpretationsschwerpunkte heraus[zuheben] und ... der Reflexion zugänglich [zu machen]" (1998, S.8) – erscheint es hilfreich, für diesen Arbeitsschritt zusätzlich auf Auswertungsgesichtspunkte der "Globalanalyse" von Böhm et al. (1992) zurückzugreifen, da diese einige "handwerkliche" Anmerkungen vornehmen. So schlagen die Autoren bei der Durcharbeitung des Transkripts vor, der Leitfrage zu folgen, was denn das Thema des Interviews oder von Interviewpassagen sein könne; dabei solle auch das Interaktionsgeschehen zwischen Interviewenden und Interviewten beachtet und Themenbrüchen wie "Leerstellen" Aufmerksamkeit geschenkt werden. Der Vorschlag von Jaeggi et al., zu Beginn bereits eine Entscheidung darüber zu treffen, entweder das Interaktionsgeschehen oder die impliziten/expliciten Sinngehalte zu bearbeiten, scheint dagegen nicht immer unmittelbar einlösbar, zuweilen auch nicht sinnvoll zu sein: dann nämlich, wenn Interviewdaten als kommunikative Lösungen betrachtet werden, wie dies für die qualitative Forschung zurecht proklamiert wird, ganz sicher aber in meinem Untersuchungsgebiet zu fordern ist mit der dort hervorgehobenen Bedeutung von Erzählung als Funktion aus Erzähltem und Erzählenden, die in einem immer schon sozial gestalteten und definierten Rahmen stattfindet.

Auch Witzel schlägt im Rahmen seiner Studien zu Berufsbiographien Jugendlicher vor, eine Zusammenfassung – von ihm als Falldarstellung bezeichnet – an den Beginn der Auswertungsarbeit zu stellen, die "eher deskriptiv" (1996, S.11) verfaßt werden sollte, um "sich mit den wesentlichen Details des Einzelfalls vertraut zu machen und sich einen Überblick über die Gestalt des Biographieverlaufs zu verschaffen" (a.a.O.). In dieser Zusammenfassung sollen die Lebensereignisse chronologisch geordnet und "die individuellen Situationsdeutungen sowie Verhaltens- und Entscheidungsbegründungen in unterschiedlichen Handlungskontexten" (a.a.O.) dargestellt werden. Marlene Bock (1991) macht zusätzlich für ihre hermeneutisch-analytisch ausgerichtete Studie – bezogen auf die Zusammenfassung, die angelehnt an das Mayringsche Verfahren

der qualitativen Inhaltsanalyse (Mayring 1988<sup>2</sup>) bei ihr die Auswertungsarbeit einleitet<sup>69</sup> – noch auf den Nutzen aufmerksam, daß eine solche Zusammenfassung

nicht nur die systematisierte Erfassung des manifesten Inhaltes, der 'harten facts' [erlaubt], sie läßt darüber hinaus auch besondere Problematiken der Befragten, z.B. Rationalisierungen, Leitgedanken etc. deutlich zutage treten ... Mit Hilfe dieser ersten Abstraktion wird die Sichtweise des Befragten deutlicher, denn: 'im Nachvollziehen der handlungsrelevanten Leitgedanken liegt die Chance, eine dem Befragten angemessene Interpretation zu liefern' (Bock 1991, S.162).

Für die zusammenfassende Nacherzählung werden aber auch unterschiedliche formale Vorschläge gemacht – so empfehlen Jaeggi et. al., "sie soll höchstens zwei Seiten umfassen" (1998, S.8), Witzel spricht von "zwei bis vier Schreibmaschinenseiten" (1996, S.11). Dementgegen scheint es mir sinnvoll, eine solche Richtzahl nicht zu strikt zu fassen – vor allem ist zu überlegen, welche Ansprüche an eine solche Darstellung und welche Ziele mit ihr im Rahmen einer konkreten Forschungsfrage verbunden werden: Soll die Zusammenfassung biographisch ausgerichtet sein, eine Wiedergabe des Interviewverlaufs beinhalten, einen Einblick in den Erzählzusammenhang geben, oder von allem etwas? Im Kontext meiner Studie – die neben einem biographischen Aspekt auch über den Leitfaden Themengebiete in das Interview einführt, die nicht relevant für die Befragten sein müssen, ihnen aber als Gesprächsangebot unterbreitet werden – habe ich darüber hinaus vorgezogen, die Zusammenfassungen thematisch auszurichten, d.h. es wird mit ihnen versucht, die wesentlichen Stationen aus Sicht der interviewten Person nachzuzeichnen und unabhängig von der Reihenfolge im Interview darzustellen. Da in meiner Untersuchung das Hauptaugenmerk der Gestaltung der Erzählungen gilt, soll eine folgende zweite Zusammenfassung eigens die Erzählsituation fokussieren.

Dem qualitativen Paradigma folgend, bedeutet für Jaeggi et al. eine Zusammenfassung bereits immer Deutungsarbeit, denn durch "die Disziplinierung zur Kürze werden bereits Interpretationsschwerpunkte gesetzt" (1998, S.8); die Autorinnen empfehlen, diese in einer Auswertungsgruppe zu reflektieren. Auch für die vorliegende Studie wurden so die erstellten Zusammenfassungen für eine intersubjektive Validierung mit den anderen Teilnehmer(inne)n der Gruppe (also den anderen Interpret[inn]en) im Genleseverfahren ausgetauscht und besprochen. Ziel dieses Arbeitsschrittes war es, auf in den Zusammenfassungen fehlende bzw. gemeinsame Punkte aufmerksam zu werden und zu diskutieren, wie es zu den vorgelegten Darstellungsvarianten gekommen ist. Fraglich erscheint mir jedoch entgegen Jaeggi et al., wenn ich meine Ausführungen in Kapitel III.4.2 zur Gestaltung von (Erzähl-) Texten Revue passieren lasse und diese auf die zusammenfassenden Texte von Interpret(inn)en beziehe, deren Vorstellung von einem "erzählerische[n] Beiwerk [, das] je nach Subjektivität [variiert]" (a.a.O.), da die Subjektivität sowohl der Forschenden wie auch der Beforschten die Re-Konstruktion nicht nur als "Beiwerk" beeinflusst. Es ist – bezogen auf den Gültigkeitsanspruch des in einer Forschungsgruppe intersubjektiv Validierten – Jaeggi et al. allerdings zuzustimmen, daß auch die Gemeinsamkeit von Deutungen nicht notwendigerweise in Merkmalen des Gegenstandes gründet, sondern daraus entstehen kann, daß "ein kol-

---

<sup>69</sup> Ähnlich den Leitfragen von Böhm et al. (1992) stellt Marlene Bock (1991, S.162) folgende Gesichtspunkte in den Vordergrund: Welche der angebotenen Themenkomplexe aus dem Interview werden von den Befragten angenommen, und wie intensiv bzw. wann wird ausweichend geantwortet; was sind "Lieblingsthemen", und welche Aspekte werden – ohne daß sie durch eine Leitfrage evoziert wurden – angesprochen.

lektiver/kultureller/subkultureller Konsens erzielt" wurde, der selbst wiederum "kritisch zu analysieren ist" (a.a.O.).

• *Darstellung am Beispiel des Interviews mit Joy:* Es muß darauf verzichtet werden, die einzelnen, von den an den Auswertungsgruppen beteiligten Teilnehmer(inne)n erstellten Zusammenfassungen hier wiederzugeben. Statt dessen sei kurz pointiert, in welcher Weise sich Ähnlichkeiten bzw. Unterschiede zeigten, und danach wird – wie schon bei der Darstellung der Mottofindung – aufgezeigt, wie diese für den weiteren Fortgang der Interpretation genutzt werden können.

Von allen Teilnehmer(inne)n wurden ähnliche Themen bei der nacherzählenden Zusammenfassung herausgestellt, etwa die "Frühreife" Joys; ihre Abneigung gegenüber "kichernd[en] und händchenhaltend[en]" gleichaltrigen Mädchen; ihre Zentrierung auf ältere Männer, insbesondere auf ihre Partner; die Unzufriedenheit der Interviewten mit sich, vor allem mit ihren Fähigkeiten; ihre Krankheiten; ihr Suizidversuch; der Familienhintergrund ausgeführt über die Hervorhebung der exzentrischen Großmutter und ihrer Ähnlichkeit mit Joys Vater. Teilweise variierten die Zusammenfassungen aber in ihren Akzentuierungen (etwa, indem der Fokus auf die [sexuellen] Beziehungen gerichtet wurde). Ebenfalls nicht einheitlich waren die Ausführungen zum Familienhintergrund (z.B. ob und in welcher Weise Ballett- und Klavierunterricht und eine dabei mit schwingende Konnotation des Großbürgerlichen erwähnt wurden).

In der Diskussion über die vorgelegten Zusammenfassungen wurden – deutlicher als bei der Mottofindung – die von der Interviewten vorgetragenen Argumentationslinien herausgestellt, insbesondere ihre rechtfertigende Darstellungsform und, z.T. damit verbunden, das Verhältnis der Interviewten zu ihrem Vater. In der Deutungsgruppe variierte der Grad an Nähe/Distanz deutlicher als bei der ersten Annäherung im Rahmen der Mottofindung. Während z.B. eine Teilnehmerin, die die Interviewte aufgrund des Transkriptlesens als äußerst unsympathisch einstufte, ihren Eindruck nach der distanzierteren Abfassung der Zusammenfassung revidierte, weil ihr dabei die zunächst "völlig chaotisch und desorientiert wirkende Interviewte" in "einem neuen Licht" erschien, zeigte sich bei einer anderen Teilnehmerin dieser Gruppe genau das entgegengesetzte Muster. Sie fand die Interviewte zunächst sympathisch, dann – nach Erstellen der nacherzählenden Zusammenfassung, einer sehr dichten, um Zusammenhänge bemühten Ausarbeitung – sehr unsympathisch (da konfus, versteckend), eine Reaktion, die sie erst nach dem Lesen anderer Zusammenfassungen wieder revidierte.

*Mögliche Interpretationsperspektiven:* Es sei hier aus Gründen der Übersichtlichkeit darauf verzichtet, Gesichtspunkte dieser Arbeitsphase, die sich mit denen aus der vorangegangenen decken, nochmals ausführlich darzustellen. Es verdichtete sich der Eindruck des (in Krankheit-) Flüchtens als Strategie gegen (Selbst-) Überforderung. Auch die wechselnden Reaktion der Interpret(innen) auf Joy bzw. ihre Beziehungsaufnahmen per Zusammenfassung lassen vermuten, daß das permanente Hin- und Herpendeln zwischen unterschiedlichen Gefühlen (bzw. den dahinter liegenden widersprüchlichen Ansprüchen an sich selbst) eine Vermeidungsstrategie sein kann, damit der "eigentliche" Kern, die "eigentliche" Geschichte von Joy nicht greifbar wird. Die erwähnte Ablehnung Joys durch eine Interpretin im Falle der nahen, an das Interviewtranskript angelehnten Zusammenfassung erinnert an Joy, die sich selbst im Interviewverlauf immer wieder abwertet und die erst, wenn sie sich von sich selbst distanziert, mit sich zufriedener zu sein scheint. Schließlich sei noch auf einen Aspekt hingewiesen, der bereits bei der Diskussion der Mottos aufschien, daß die Frauen in der Aus-



wertungsgruppe weitgehend negativ, die männlichen Interpreten dagegen deutlich positiv auf Joy reagierten. Hier ist anzumerken, daß die Deutungsarbeit in Gruppen nicht nur den für qualitative Forschung essentiellen Einbezug von Subjektivität und von Möglichkeiten der Selbstreflexion eröffnet, sondern daß die sehr persönlichen und interaktionellen Verstrickungen der Gruppenmitglieder zum einen als eine Art Niederschlag der einzelnen und "der Gruppe im Text" (Mruck & Mey 1998, S.300) zu verstehen sind, zum anderen ereignet sich im Rahmen einer mitunter sehr eindrucksvollen Dramaturgie sozusagen der "Text in der Gruppe" (a.a.O., S.301). Im Sinne einer solchen Re-Inszenierung gelesen, verweist die geschlechtsspezifisch sehr unterschiedliche Sympathie bzw. Antipathie wiederum auf Joy, die kichernde Mädchen ablehnt, insgesamt in ihren Beziehungen zu Freundinnen eher konkurrent (re-) agiert und Männer tendenziell idealisiert, indem sie deren Intellekt bewundert bzw. ihnen nacheifert.

Im Blick auf Joys sehr auffällige Erzählweise, ihre "Strategie des Geschichten-Nachreichens", sei abschließend noch angemerkt, daß diese nachgereichten Geschichten nicht zusammenhängend erzählt wurden (auch wurden zwischen den einzelnen Geschichten keine Verbindungen hergestellt); und sie wurden in unterschiedlichen thematischen Kontexten eingeführt, statt etwa im Rahmen der Eröffnungsfrage, mit der gebeten wurde, die Erlebnisse und Widerfahrnisse nach dem Ende der Kindheit zu erzählen. Auch wenn – wie in Kapitel IV.2.1.1.1 ausgeführt – mit Lenz (1991) angenommen werden kann, daß sich erst im Zuge des Interviews eine Vertrauensbasis (ein Arbeitsbündnis) herausbildet und möglicherweise prekäre Erlebnisse nicht sofort erzählt werden, erscheint mir für ein Verständnis naheliegender – gerade weil Joy keinen Hehl aus ihrer ambivalenten und mit sich unzufriedenen Situation und Selbstbewertung macht – daß die nachgereichten Episoden in ihrer Selbstdarstellung zugunsten der vielfältigen Erklärungsversuche und der damit möglicherweise verbundenen Versuche der Rationalisierung und Entschuldigung "verdrängt" werden sollten, vielleicht sogar als Geschichten abrufbar sind, die sie nicht als zu sich selbst gehörig betrachtet. Dafür spricht auch, daß sie in den konkreten Schilderungen des Suizidversuchs, der Eßstörung sowie der Tatsache, daß sie sich in psychologischer Behandlung befindet, eine sehr verharmlosende Darstellungsweise wählt: der Suizidversuch wird als "kleine[r] ich-hab-keine-Lust-mehr-auf-diese-Welt-Versuch" bezeichnet, die Eßstörung als "Experiment" deklariert, die Psychotherapie ist aus dieser Perspektive nur mehr ein "Kaffeekränzchen".

### *2.2.3.3 Anmerkungen zur ersten Auswertungsphase*

Es dürfte bereits nach dieser kurzen Darstellung der Arbeitsschritte Mottofindung und zusammenfassende Nacherzählung deutlich geworden sein, daß darin einige interessante Interpretationsperspektiven für die weitere Fallarbeit erkennbar wurden, in der diese systematischer verfolgt werden (um das bis dahin Aufgezeigte zu explizieren, zu "belegen" bzw. zu "verwerfen"). Bevor ich dies im Rahmen des offenen Kodierens der Erzählpassage, die auf die Eingangsfrage folgte, als zweite Phase der Auswertung eingehender darstelle, scheint mir – einige kritisch Lesende antizipierend, die die skizzierte erste Annäherung als (wenn wohlwollend) anekdotisch oder als (wenn weniger wohlwollend) unwissenschaftlich bezeichnen mögen – eine Anmerkung notwendig, dies vor allem auch angesichts folgender Einschätzung von Jürgen Bortz und Nicola Döring:

Sogenanntes 'impressionistisches' oder 'wildes' Deuten, bei dem der Auswerter den Interviewtext einfach überfliegt und anschließend spontan seine subjektiven Assoziationen niederlegt, einzelne

Passagen hervorhebt, andere vernachlässigt und im übrigen seine persönlichen Vorurteile bestätigt, ohne dessen Bedeutungsinhalt wirklich zu durchdringen, hat mit qualitativer Inhaltsanalyse wenig gemeinsam. Intuitive Deutungen mit dem Charakter der Beliebigkeit, die weder objektiv (als intersubjektiv nachvollziehbar) noch reliabel sind (wahrscheinlich fallen dem Forscher am nächsten Tag ganz andere Ideen ein) sollen durch regelgeleitetes, systematisches Durcharbeiten des Textes vermieden werden (Bortz & Döring 1995, S.309f).

Daß ich dem von Bortz und Döring als "impressionistisch" und "wild" abgewerteten Deuten – in meiner Darstellung und in meiner Auswertungsarbeit – soviel Platz einräume, hat mehrere Gründe. Zum einen gehe ich davon aus, daß zu einem frühen Zeitpunkt nur auf diese Weise überhaupt (psychologisch) interessante – und möglicherweise neue – Perspektiven auf das Material möglich werden, eine Position, die mit Jaeggi et al. übereinstimmt, wenn diese kritisch gegen vermeintliche "Textnähe" anmerken:

Auch erweist es sich als Illusion, nahe am Text bedeute nahe am Sinngehalt zu sein. Statt dessen erschließt sich der Sinngehalt oft leichter, wenn wir uns auf eine Art 'Wellenbewegung' einlassen: zuweilen verlassen wir den Text und vertrauen auf unsere Intuition; danach überprüfen wir unsere intuitiv gewonnenen neuen Ideen dadurch, daß wir nun wieder den Text genau befragen, inwieweit diese Gedanken noch im Einklang mit der Textgestalt sind (1998, S.7).

Noch wesentlicher scheint allerdings, daß eine emotionale Betroffenheit, ein subjektives Reagieren der Forschenden auf eine Person oder einen Text, *unumgänglich* ist. Sympathie oder Mitleid oder Ablehnung auszudrücken und in einer Deutungsgruppe zu begründen, ist ein wesentlicher Arbeitsschritt, weil erst im Laufe einer kritischen Reflexion neue (inhaltsbezogene) Textnäherungen überhaupt möglich werden. Gerade im Kontext der Jugendforschung (aber bei weitem nicht auf diese beschränkt) erscheint eine Reflexion der persönlichen Bezugnahme zu einem Thema nötig, dies schon angesichts der sehr widersprüchlichen Ergebnisse, die in diesem Forschungsfeld produziert werden. Denn obwohl vieles dafür spricht, daß eine solche Heterogenität auch von den eingesetzten Methoden (vgl. Lenz 1990), den verfolgten Forschungsfragestellungen (vgl. Peters 1988) oder von den auftraggebenden Institutionen abhängt, sollte jedoch nicht unterschätzt werden, daß die Jugendforscher(innen) selbst wesentlich an der Konstruktion der Jugendphase und der Zeichnung der Jugendlichen beteiligt sind (vgl. Janig 1985). So spricht etwa Dieter Lenzen (1991) von dem Bedürfnis der (erwachsenen) Jugendforscher(innen), eine Auseinandersetzung mit den Themen Altern und Tod zu umgehen. Hans-Jürgen Wirth (1984, S.8) weist in seiner psychoanalytischen Betrachtung jugendkultureller Phänomene darauf hin, daß sich Erwachsene "durch teilweise Identifizierung ... eine relativ schuldfreie Ersatzbefriedigung verschaffen". Neben diesem "Bedürfnis nach partizipierender Surrogat-Befriedigung in der Phantasie" (a.a.O., S.9) sieht er eine "Sündenbock-Praktik", die darin besteht, daß von Erwachsenen durch "affektive Anschuldigungen, Isolationsdrohungen ... auf bequeme Weise ihre eigenen Selbstbestrafungstendenzen ab[ge]führt und Selbstzweifel und Selbstvorwürfe beschwichtigt [werden]" (a.a.O.). Insofern können unterschiedliche Bilder am Material produziert werden, nach denen Adoleszente als "Opfer", "Zerstörer" oder "Erneuerer" erscheinen (um nur einige Extreme zu benennen). Gerade Autor(inn)en, die einer psychoanalytischen Forschungsrichtung zugehören – neben Hans-Jürgen Wirth (1984), Marlene Bock (1991) und Horst Eberhard Richter (1981) vor allem Mario Erdheim (1984, 1988, 1989, 1993<sup>7</sup>) –, betonen, daß die Erfahrung der eigenen Adoleszenz entscheidendes Material bereithält und die Formulierung der Forschungsfragen ebenso

wie das Verstehen von Jugendlichen wesentlich beeinflusst.<sup>70</sup> Dabei sieht Erdheim unter Hinweis auf Anthony unterschiedliche Formen von "Reaktionen auf Adoleszente" als möglich an:

1. die kollektive Reaktion des Erwachsenen (Stereotypen der Adoleszenz), 2. die idiosynkratische Reaktion aufgrund der in der Begegnung involvierten Personen, 3. die Übertragungsreaktion, das heißt die unbewußten Faktoren, die aus früheren Lebensphasen übrig geblieben sind und das Verhalten gegenüber den Adoleszenten bestimmen (Anthony 1969, S.468; zit. nach Erdheim 1989, S.84).

Im Blick auf das Verstehen jugendlicher Ausdrucksformen wird damit auf einen Zugang verwiesen, der zu Beginn des Jahrhunderts als legitim galt: die Introspektion. In diesem Zusammenhang zitiert Erdheim (1993<sup>2</sup>, S.94ff) Siegfried Bernfeld:

Und jedenfalls ist die Introspektion das einzige Verfahren, das uns unmittelbare Erfahrungen vom psychischen Leben vermittelt ... Ohne introspektive Erinnerung bleibt uns alles, was wissenschaftliche Beobachtung vom Kinde und dem Jugendlichen festzustellen vermag, letztlich unverständlich, oder wir sind in Gefahr, es im Sinne des erwachsenen Seelenlebens aufzufassen. Das kann eine treu bewahrte Erinnerung an die eigene Jugend und Kindheit verhindern (Bernfeld 1922, S.5).

Das läßt gerade die subjektive Bezugnahme und Beziehungsaufnahme zu dem jeweiligen Forschungsfeld und Forschungsgegenüber als notwendig erscheinen. Wie die bisher dargestellten Ergebnisse gezeigt haben, kann dieses interpretative Vorgehen mit freien Assoziationen in einer die Materialarbeit eröffnenden Phase eine besonders geeignete Variante darstellen: Denn zum einen sind die Interpret(inn)en wie erwähnt gezwungen, ihre Gedanken, Eindrücke und Gefühle zu explizieren, d.h. die Interpretationsperspektiven der einzelnen in der Deutungsgemeinschaft werden transparent; zum anderen werden durch eine solche Herangehensweise, vollzogen in einer Deutungsgruppe, neue Blickwinkel auf das zu interpretierende Material eröffnet, statt bei der zumeist nicht weiter reflektierten (aber unumgänglichen) Lesart des je individuellen Forschers oder der je individuellen Forscherin zu verbleiben. Die in diesem Arbeitsschritt vollzogenen Wechsel zwischen Materialnähe und Materialferne in der Deutungsarbeit erlauben, vielfältige Assoziationen zu explorieren, statt durch die Arbeit an einer einzelnen Textpassage, die akribisch gedeutet wird, den Gesamteindruck zu verlieren, und sie ermöglichen darüber hinaus den Ausdruck eines (zu reflektierenden und reflektierten) Gefühls für sich (als Interpret/Interpreтин) und für die jeweils konkrete Beziehungsaufnahme zum Text. Da dieser Arbeitsschritt ohnehin durch andere, materialnähere Arbeitsschritte ergänzt wird, sollte insbesondere in der Anfangsphase dieser kreative, Auswertungsideen freisetzende Akt nicht zu schnell zugunsten eines Beharren auf konkreter Textauslegung aufgegeben werden.

In dieser frühen Phase der Auswertungsarbeit nimmt das Erstellen einer Zusammenfassung (und vor allem deren Diskussion) einen zentralen Stellenwert ein, weil es zum einen zur konkreten Materialarbeit zurückführt; zum anderen verdichten sich hier mögliche Interpretationsperspektiven, da aus den vielfältigen, von den Interviewten angesprochenen Themen ein zusammenhängendes Desiderat erstellt wird, an dem eini-

---

<sup>70</sup> Im Grunde ist es immer wieder überraschend, daß es zwar zu den selbstverständlichen Gepflogenheiten gehört, für große Therapieschulen und Denker(innen) von deren persönlichen Involviertheiten zu sprechen – so sind etwa Beiträge über Erik H. Erikson immer wieder bemüht, dessen Geschichte mit dem von ihm entworfenen Theoriegebäude zusammenzubringen –, aber für die weitaus größere Zahl von Forschungsarbeiten wird diese biographische Perspektive ausgespart.

ge der sonst implizit vorgenommenen Verknüpfungen expliziert werden. Dies bedeutet zugleich, einen ersten roten Faden durch das Material zu legen, der im Falle der hier vorgelegten Untersuchung wohl eher biographisch gedacht ist, weil erste Kumulationspunkte im Entwicklungsgeschehen im Vordergrund stehen – bei Joy etwa das 13. bis 15. Lebensjahr, wohingegen auffällig ist, daß in ihrer Darstellung das 16. bis 18. Lebensjahr beinahe völlig ausgespart bleiben.

## 2.2.4 Zweite Auswertungsphase – Entfaltung und Systematisierung

Nachdem ich bisher die erste Phase der Auswertungsarbeit beschrieben habe – mittels Mottofindung noch sehr nah an der eigenen Intuition, über die nacherzählende Zusammenfassung stärker am Material im Sinne einer Wellenbewegung zwischen Intuition und Textarbeit<sup>71</sup> – folgen im weiteren Arbeitsschritte, die angelehnt an das offene Kodieren der Grounded Theory auf eine systematischere Textdeutung zielen. Während die erste Auswertungsphase als Möglichkeit verstanden wurde, zu ersten (zum Teil noch eher generellen) Eindrücken zu gelangen, ist die Aufgabe nun, diese ersten Interpretationslinien an einzelne Sequenzen anzulegen und sie zu verfeinern oder auch (teilweise oder ganz) zu verwerfen. Die – so Jaeggi, Faas und Mruck – "intuitiv gewonnenen neuen Ideen" sollen auf den Text zurückbezogen werden, um zu prüfen, "inwieweit diese Gedanken noch im Einklang mit der Textgestalt sind" (1998, S.7).

### 2.2.4.1 Das offene Kodieren

Mit dem offenen Kodieren wird im folgenden ein Weg gewählt, der von Jaeggi et al. als nur für "kleine Textpassagen sinnvoll und heuristisch fruchtbar" (a.a.O.) erachtet wird, den ich hingegen für die gesamte Intervieweröffnung – und davon ausgehend und in Abhängigkeit von dem jeweiligen Interview – für eine Fülle weiterer Textpassagen nutze. Ich tue dies entgegen dem von den Autorinnen geäußerten Vorbehalt, daß eine solche Vorgehensweise "schweißtreibenden Fleiß [erfordere] und [...] die Entdeckungsfreude erheblich [schmälere]" (a.a.O.), weil wichtige Charakteristika der Biographisierung erst auf diesem Wege zum Vorschein treten und deutlich gemacht werden können.

Das offene Kodieren läßt sich allgemein wie folgt beschreiben:

Offenes Kodieren stellt in der Grounded Theory den analytischen Prozeß dar, durch den Konzepte identifiziert und in Bezug auf ihre Eigenschaften und Dimensionen entwickelt werden. Die grund-

---

<sup>71</sup> Dies ist eine Arbeitsweise, die Strauss explizit *nicht* empfiehlt, weil sie seinen Erfahrungen zufolge "nur ein paar Ideen einbringt und nicht zur Entwicklung von konzeptueller Dichte beiträgt" (Strauss 1991, S.61). Daß ich entgegen der Strausschen Warnung zunächst mit einer dem offenen Kodieren "entgegengesetzte[n] 'Herangehensweise'" (a.a.O.) vorgegangen bin, hat mehrere Gründe, die ich teilweise bereits erwähnt habe und deshalb hier nur noch einmal kurz zusammenfasse: So kann erstens die Auswertungsarbeit mit dem offenen Kodieren zu beginnen – gerade wenn (wie in meinen Auswertungsteams auch) mit Noviz(inn)en gearbeitet wird – eine Überforderung darstellen, die auch dem Grundgedanken, daß die Auswertungsarbeit als kreativer Prozeß konzipiert werden sollte, entgegensteht. Zum zweiten scheint Strauss ein solches von mir präferiertes Vorgehen zu unterschätzen, da gerade durch die beschriebene enge Zusammenarbeit und die vielen Diskussionen ein fruchtbarer Erkundungsprozeß durch das Material angeregt wurde, wobei (nicht zuletzt auch aufgrund des offenen Klimas in den Auswertungsgruppen) viele Assoziationen und produktive Einfälle zum Material entwickelt wurden.

legenden analytischen Verfahren, mit denen das erreicht wird, sind: das Stellen von Fragen an die Daten, und das Vergleichen hinsichtlich Ähnlichkeiten und Unterschieden zwischen jedem Ereignis, Vorfall und anderen Beispielen für Phänomene. Ähnliche Ereignisse und Vorfälle werden benannt und zu Kategorien gruppiert (Strauss & Corbin 1996, S.54f).

Durch das offene Kodieren werden Daten und mögliche, hinter ihnen stehende Phänomene sukzessive in Begriffe verdichtet, ein Prozeß, bei dem – entgegen den neueren Formalisierungszwängen auch auf Seiten einiger Theoretiker(innen) der Grounded Theory – Intuition wieder eine sicher nicht zu unterschätzende Rolle spielt, was an folgenden Ausführungen von Gross (1989) deutlich wird:

Ich lasse meinen Einfällen freien Lauf, selektiere sie nicht, sobald sie auftauchen. Ich assoziiere über den Text und bilde allgemeinere Begriffe, mit denen ich kodiere. Zwischen dem Text und diesen Begriffen entstehen so assoziative Verbindungen, ... eine durchaus meditativ zu nennende Betrachtungsweise, welche die Intuition fördert (Gross 1989, zit. nach Böhm 1991, S.18).

Es geht im Rahmen der hier nötigen Verdichtung nicht darum, nur die Inhalte zu bearbeiten (diese also zusammenzustellen und zu paraphrasieren) und auf einer beschreibenden Ebene zusammenzufassen (wie dies etwa im Rahmen der qualitativen Inhaltsanalyse geschieht), sondern es soll vielmehr "der vordergründige Inhalt durch texterschließende Fragen zu den interessierenden Phänomenen 'aufgebrochen' werden" (Böhm et al. 1992, S.29), und, wie Anselm Strauss vorgibt, "nach der Relevanz für die Phänomene, auf die durch eine gegebene Kategorie verwiesen wird, kodiert werden, und zwar nach: den Bedingungen, der Interaktion zwischen den Akteuren, den Strategien und Taktiken, den Konsequenzen" (1991, S.57). Böhm et al. formulieren hierzu folgende texterschließende "W-Fragen" (1992, S.33): *Was* – welches Phänomen wird angesprochen; *wer* – welche Akteure werden benannt / welche Rollen werden ihnen zu gewiesen; *wie* – welche Aspekte des Phänomens werden benannt (welche werden ausgespart); *wann / wie lange / wo* – Zeitaspekt (biographisch bzw. Handlung: Zeit, Ort, Verlauf); *warum* – welche Begründungen werden gegeben; *womit* – welche Strategien werden benannt; *wozu* – welche Konsequenzen werden antizipiert / benannt. Die Beantwortbarkeit dieser Fragen variiert, so die Autoren, in Abhängigkeit vom untersuchten Phänomenbereich. Unabhängig davon ist zur Beantwortung jedoch immer das Hintergrundwissen der Interpret(inn)en notwendig. Deshalb "ergibt sich für die meisten W-Fragen eine doppelte Antwort: (1) im Text genannte Sinnzusammenhänge (Interpretationen des Phänomens durch den Sprecher bzw. Textproduzenten), (2) vom Interpreten aufgrund seines Hintergrundwissens vermutete oder erschlossene Sinnzusammenhänge" (a.a.O.).

Strauss seinerseits macht für das offene Kodieren folgende handwerkliche bzw. technische Vorgehensvorschläge: Nachdem die zu kodierende Passage ausgewählt wurde, soll diese in Segmente zerlegt und jedes Segment nacheinander bearbeitet werden, wobei darauf geachtet werden sollte, auf "welche Kategorie oder Eigenschaft von Kategorie oder auf welchen Teil der sich entwickelnden Theorie" (1991, S.60) das jeweilige Ergebnis hinweist. Dann sollten "die Daten sehr genau analysiert" (a.a.O., S.61) bzw. "mikroskopisch untersucht werden" (a.a.O.), indem "eine Menge spezieller Fragen zu Wörtern, Ausdrücken, Sätzen, Handlungen" (a.a.O., S.60) gestellt werden (s.v.). Darüber hinaus schlägt er vor, den Kodierprozeß häufig zu unterbrechen, "um ein Theoriememo zu schreiben" (a.a.O., S.62),<sup>72</sup> sowie schließlich aufmerksam gegen

<sup>72</sup> Während der Kodierarbeit sollen die Interpret(inn)en ihre Einfälle in sog. "Memos" festhalten. Dazu bietet sich an, ein "stop and memo-Vorgehen" zu verwenden. Zudem wird empfohlen, bei

eine mögliche Neigung zu sein, vorschnell traditionelle Merkmale wie Alter, Geschlecht etc. als relevant anzunehmen; überhaupt darf "sich der Forscher nicht zu sehr auf die ersten Kodes konzentrieren, sich nicht 'zu schnell festlegen, so verführerisch dies auch sein mag'" (a.a.O.). Als weitere Faustregeln werden genannt, jedem Kode "ob natürlich oder konstruiert, eine vorläufige Bezeichnung [zu geben]" (a.a.O.) und im Laufe des Kodierprozesses "zu den Dimensionen [überzugehen], die für bestimmte Wörter, Ausdrücke usw. relevant erscheinen" (a.a.O.). Das offene Kodieren – das "Zeile für Zeile oder sogar Wort für Wort" (a.a.O., S.58) erfolgt, hat zum Ziel, "Konzepte zu entwickeln, die den Daten angemessen erscheinen" (a.a.O.); diese können – bzw. müssen – "ganz und gar provisorisch" (a.a.O.) sein:

Aber die Reflexion darüber bringt eine Menge an Fragen und ebenso vorläufigen Antworten mit sich, die sofort zu weiteren Themen bezüglich Bedingungen, Strategien, Interaktionen und Konsequenzen überleiten. Sobald der Forscher die nächsten Wörter, die nächsten Zeilen untersucht, wächst der Prozeß lawinenartig an (a.a.O.).

Da das offene Kodieren nicht nur abhängig ist von dem jeweils zu analysierenden Datenmaterial und von der Phase im Forschungsprozeß (eher am Beginn oder bereits näher am Ende), sondern auch von der leitenden Forschungsfrage und dem je individuellen Stil der Interpretierenden – so liegt auch Strauss zufolge "das Potential an Aspekten nicht so sehr im Dokument selbst ... als vielmehr in der Qualität der Beziehung zwischen Datum und forschendem Geist" (a.a.O.) –, ist es schwierig exakt zu bestimmen, wie detailliert dieser Arbeitsschritt vorgenommen werden soll. Ungeachtet dieser Unschärfe gilt jedoch, über die Art und Weise der Arbeit zu gewährleisten, "daß die Ziele der Kodierung – einen Text aufzubrechen und zu verstehen und dabei Kategorien zu vergeben, zu entwickeln und im Lauf der Zeit in eine Ordnung zu bringen – nicht aus den Augen verloren werden" (Flick 1995, S.200).

In der hier dokumentierten Forschungsarbeit setze ich für die Anwendung des offenen Kodierens einen etwas anderen Akzent, weil – anders als in den Vorschlägen von Strauss – durch die vorgeschalteten Arbeitsschritte (Mottofindung und nacherzählende Zusammenfassung) eine auf die eigene Intuition vertrauende, die emotionale Auseinandersetzung einbeziehende und diese reflektierende auswertungseröffnende Phase schon am Beginn stand. Denn während Strauss schreibt, daß die Frage nach der "'wahr[e[n]] Bedeutung einer Zeile ... oder ... [den] 'echten' Motive[n]" (1991, S.58) im Rahmen des offenen Kodierens "völlig irrelevant" (a.a.O.) sei, da "was auch immer an der Interpretation jener Zeilen und Wörter nicht stimmig ist, ... schließlich in späteren Untersuchungsphasen berichtigt" (a.a.O.) werde, gehe ich davon aus, daß aus den Daten Wissen nicht einfach "emergieren" kann und daß spätere Arbeiten (aber auch weitere Interpretationsperspektiven und Deutungsmöglichkeiten) vorangegangene nicht "wie von selbst" korrigieren können. Übereinstimmend mit Strauss wiederum geht es auch mir bei dem Prozeß des offenen Kodierens darum, über das Sammeln von Ideen hinauszugelangen und die Interpretation untersuchter Textteile voranzutreiben.

Ergänzend scheint hier ein Blick in die Vorschläge zur Textinterpretation von Gabriele Rosenthal lohnenswert, die sich an der objektiven Hermeneutik von Ulrich Oevermann und an erzähl- und textanalytischen Verfahren orientiert, wie sie vor allem im Umfeld von Fritz Schütze erarbeitet wurden. Beiden Ansätzen ist nach Rosenthal ge-

---

dem Erstellen von Memos zwischen Theorie-, Methoden-, Forschungs- und Planungsmemo zu unterscheiden. In dieser Arbeitsphase können auch schon Kodes vergeben werden, die global sind, dazwischen werden die Eindrücke und Einfälle – unzensiert – niedergeschrieben.

meinsam, "daß sie nach hinter den Handlungen der Subjekte verborgenem Sinn fragen, d.h. die zugrundeliegenden Strukturen dieser Handlungen erschließen und damit nicht auf der Ebene subjektiver Deutungen stehen bleiben" (Rosenthal 1987, S.146). Die Ansprüche dieser Auswertungsverfahren variieren dabei, denn während in der Sequenzanalyse der objektiven Hermeneutik gefragt wird, "welche Handlungsmöglichkeiten der Akteur in einer gegebenen Situation hat" (a.a.O.), strebt die Biographieanalyse sensu Schütze "die Rekonstruktion des Ereignisablaufs und der grundlegenden biographischen Erfahrungsaufschichtung [an]" (a.a.O.). Rosenthal nutzt für ihr eigenes Vorgehen stärker die Textauslegung im Sinne der objektiven Hermeneutik, da sie in der Biographieanalyse einige Probleme ausmacht. Diese betreffen die "Konzentration auf den Erzähltext sowie die hohe Bedeutung, die der Textstruktur überhaupt für die Interpretation des Falles beigemessen wird" (a.a.O., S.147). Sie wendet sich hier insbesondere gegen die von Schütze behauptete Dominanz der Erzählung gegenüber anderen Textsorten und damit auch – wie vor allem von Heinz Bude vorgetragen – gegen die unterlegte Homologieannahme, nämlich daß "die Erzählungen unmittelbar wiedergeben, was der Erzähler als Handelnder erfahren hat, und die Deutungen den Schutzwahl mittelbarer Verarbeitungen darstellen" (Bude 1985, S.332). Als weiteren Kritikpunkt nennt Rosenthal die überschätzte Relevanz der Rahmenschaltelemente. Rosenthal zufolge "birgt die hohe Bewertung von Textstrukturen für die Analyse die Gefahr, Textkategorien als Kategorien der Falldiagnostik zu sehen" (1987, S.147).<sup>73</sup> Vor diesem Hintergrund kommt sie zu dem Schluß:

Während eine Analyse nach der objektiven Hermeneutik darauf zielt, aufzuzeigen, wo Lesarten oder bestimmte Handlungsmöglichkeiten systematisch ausgelassen worden sind und welche Einflußfaktoren dahinterstehen, fehlt es m.E. in den Arbeiten von Fritz Schütze und seinen Mitarbeitern an einem explizit formulierten theoretischen Konzept vom faktischen Ereignisablauf und den Selbstdeutungen des Biographieträgers (a.a.O., S.148).

Bei der sequentiellen Textanalyse nach Rosenthal wird der Text zunächst "in Analyse-einheiten gegliedert" (a.a.O., S.179); mögliche Anhaltspunkte oder Kriterien dafür sind "Redewechsel, die Ebenen der Sachverhaltsdarstellung (Beschreibung, Argumentation oder Erzählung ... sowie thematische Verschiebungen" (a.a.O.). Bei der dann folgenden Sequenzanalyse wird "jedes einzelne interpretationsbedürftige 'Datum' ... ohne Kenntnis über die weitere Textfolge auf seine unterschiedlichen Bedeutungsmöglichkeiten ausgelegt" (a.a.O., S.179f). Als "interpretationsbedürftig" gilt für diesen "Analyseschritt die Art und die Funktion der Darstellung im Interview und nicht die biographische Erfahrung an sich" (a.a.O., S.180), also warum jemand z.B. nicht auf eine gestellte Frage antwortet oder anders antwortet, als es diese Frage der Perspektive der Forschenden nach nahelegt. Bereits an dieser Stelle arbeitet Rosenthal anders, als dies in der biographischen Forschung sensu Schütze üblich ist, denn während Schütze

---

<sup>73</sup> Ein ähnlicher Deutungsoptimismus findet sich für die Grounded Theory, so z.B., wenn Strauss schreibt: "Bedingungen sind oft leicht zu entdecken – manchmal weisen die Interviewten oder Handelnden sogar eigens darauf hin; falls dies nicht der Fall ist, sollte der Forscher auf Schlüsselwörter achten, wie 'weil', 'da', 'wegen' oder auf Ausdrücke wie 'auf Grund von'" (1991, S.57). Diese Anmerkung legt allerdings eine Lesart nahe, die die Deutungsmacht der Forschenden vernachlässigt. Denn da es keinesfalls Ziel der Grounded Theory ist, subjektive Sichtweisen zu rekonstruieren, sondern es sollen ihnen unterliegende (soziale) Phänomene sichtbar gemacht werden, muß der schriftlich niedergelegte Text "aufgebrochen" und die "Geschichte in der Geschichte" gesucht werden – ein was die Forschenden angeht ausgesprochen aktiver Deutungsprozeß, weit über das z.B. in einem Interview Genannte hinaus.

in einem ersten Schritt alle nicht-narrativen Passagen streicht, versucht Rosenthal "zu analysieren, an welchen Stellen welche Ebene der Sachverhaltsdarstellung vom Biographen gewählt wird" (a.a.O.). Auch in diesem Zusammenhang mag sie Schütze nicht dahin folgen, "bei Argumentationsteilen sofort Verschleierungsversuche des Informanten zu wittern oder sie als Ausdruck von Verdrängungen zu registrieren" (a.a.O.).

Rosenthal spezifiziert in ihrer Sequenzanalyse das Verhältnis des Datenumfangs zum Fortschritt der Auswertungsarbeit dahingehend, daß sie "im Fortgang der Analyse immer größere Sequenzeinheiten einer Auslegung unterziehe" (a.a.O.), ein Vorgehen, das sich mit dem Verständnis des offenen Kodierens weitgehend deckt, denn im Laufe des Arbeitens "wird der Forscher die Daten automatisch schneller durchgehen, in der Zeile-für-Zeile-Analyse Wiederholungen finden und folglich die Daten überfliegen, bis etwas Neues seine Aufmerksamkeit erregt" (Strauss 1991, S.61).<sup>74</sup>

Für mein eigenes Arbeitsvorgehen werde ich Teile der Strausschen Überlegungen und Vorschläge mit einer abgewandelten Variante des von Rosenthal entwickelten Vorgehens kombinieren. Ich folge Rosenthal dabei auch in ihrer Einschätzung – die in der biographisch-orientierten qualitativen Forschung übrigens unstrittig ist – was "die extensive Auslegung des Interviewanfangs" (1987, S.180) anbelangt (vgl. etwa Bude 1990). Dieser Anspruch – in der vorliegenden Arbeit zusätzlich durch die Eingangsfrage mit dem Fokus auf den Wechsel von Kindheit auf Jugend bedeutungsvoll – kann allgemeiner begründet werden, "da in den meisten Interviews die Informanten ganz zu Anfang die Globalevaluation ihrer Darstellung verdeutlichen ... unter welcher Perspektive die Zuhörer das folgende zu verstehen haben" (Rosenthal 1987, S.180).

Mit der Vorstellung meines Arbeitsvorgehens versuche ich nachvollziehbar zu machen, wie mit Hilfe der von mir skizzierten Methodenkombination der (in Teilen schon vertraute) Interviewtext von Joy neu gelesen werden kann, so daß sich über die Fülle der Informationen auch Bezüge zwischen den in der Erzählung angebotenen Themen, Personen und Orten herstellen lassen. Obwohl ich die von mir im Folgenden vorgestellten Sequenzen bzw. deren Deutung oft schon bereits auf einige zentrale Aspekte hin gekürzt habe, dürfte die Darstellung für übliche Lesegewohnheiten recht ausführ-

---

<sup>74</sup> Wird versucht, einen Satz im Sinne von Strauss nur ansatzweise feanalytisch auszuwerten, ergeben sich in der Regel bald Schwierigkeiten. So würde ich den oben zitierten Satz zunächst in folgende Segmente einteilen: "dann<sup>1/</sup> wird der Forscher die Daten automatisch<sup>2/</sup> schneller durchgehen<sup>3/</sup>, in der Zeile-für-Zeile-Analyse Wiederholungen finden<sup>4/</sup> und folglich<sup>5/</sup> die Daten überfliegen<sup>6/</sup>, bis etwas Neues<sup>7/</sup> seine Aufmerksamkeit erregt<sup>8/</sup>". Segment 1 verweist auf eine Bedingung (im Strausschen Sinne); das Phänomen findet sich darin, daß in der Datenanalyse nichts "Neues" mehr passiert, also die "theoretische Sättigung" (eines Kodes) vorzuliegen scheint, eine Voraussetzung zugleich für einen Prozeß (Segment 2), in dem die Forschenden nicht autonom entscheiden, sondern maschinell (wie ein Automat); dies hat in Segment 3 zur Konsequenz, immer "schneller durch[zu]gehen" (wie schnell, ab wann verwischen die Eindrücke, ab wann erkenne ich aus einem fahrenden Zug noch Gegenstände, wann nur noch ihre Umrisse, wann erkenne ich nur noch etwas; aus dem Zug erkenne ich Gegenstände, die sich in einiger Entfernung befinden, besser als die in unmittelbarer Nähe; was bedeutet dies für die Sättigung der Kodes?); Segment 4: "der Forscher" findet Wiederholungen – wie (er-) findet er sie? (liegen sie da, oder meint er nur, daß sich etwas wiederholt?); "und folglich" – ein Hinweis also auf eine Konsequenz in Segment 5 – wird aus dem "schneller durchgehen" in Segment 6 "überfliegen" (wieder die gleichen Frage: wie hoch fliegen, ab wann erkenne ich keine Gegenstände mehr, wann werden unterschiedliche Gegenstände einander ähnlich usw.); Segment 7 nun verweist auf "etwas Neues", was ist hier neu (und aus welcher Perspektive); irgend etwas – Hauptsache neu? – das nun (Segment 8) die Aufmerksamkeit erregt – irgendwie erregt? warum erregt? was macht dieses "Neue" zu "Erregendem"? etc.



lich ausfallen. Ich erachte dies aber für notwendig, um im Sinne der für qualitative Forschungsarbeiten geforderten Transparenz des *Procederes* exemplarisch an einem Interview Anhaltspunkte zu geben, wie die Interviewauswertung vollzogen wurde.

Zu der ausgewählten Textpassage ist zu sagen, daß ihre Bestimmung davon geleitet war, ihr Ende durch einen Abschluß – etwa gemäß Schütze (1983, S.285) über ein Erzählcoda wie "Das war's!" oder ähnliches – zu definieren. Im vorliegenden Fall hat es dieses Erzählcoda nicht gegeben, sondern Joy erzählte, ohne daß die Interviewer(innen) bis auf redeunterstützende verbale Zustimmung (hmhm) bzw. bei Wortverzögerungen durch das Anbieten von Begriffen ihre Erzählung hätten leiten oder führen können. Insofern wurde das Ende der Erzählpassage in diesem Fall definiert durch die erste Unterbrechung der Erzählung, als Joy sich rückversichernd an die Interviewer(innen) wendet.

Sequenz 1:

II: Du bist jetzt 19 Jahre alt

J: hm

II: gut, und ich möchte Dich mal bitten auf Dein bisheriges Leben zurückzublicken, und Dich an den Moment erinnern, wenn's denn 'n Moment war, seitdem Du kein Kind mehr bist \* und dann ausführlich weiterzuerzählen wie's weiterging.

J: \* Na gut also ich glaub' erstmal es ist unheimlich schwer zu sagen wann,

II: hm

J: also selber so zu sagen wann man kein Kind mehr war wann man erwachsen war, weil teilweise wünsche ich mir immer noch Kind zu sein so als Flucht

Nachdem Joy anfänglich markiert, daß es sich um keine einfache Frage handelt ("erst einmal \* unheimlich schwer"), benutzt sie gleich mehrere interessante Wendungen: Sie wechselt von "kein Kind mehr" unmittelbar darauf, "wann man erwachsen war", d.h. sie überspringt in ihrer Antwort die Jugendphase. Der lebensgeschichtliche Schonraum, der mit Jugend assoziiert werden könnte, entfällt in ihrer Darstellung;<sup>75</sup> möglicherweise könnte dies ein Hinweis darauf sein, daß sie damit auch gleichzeitig für diese Phase wesentliche Ansprüche (Regeln, Vorschriften) negiert. Gleichzeitig erwähnt sie im zweiten Teil dieser Sequenz, sich in das Kindsein zurückziehen, in die Kindheit flüchten zu wollen. Durch die Aussparung der Jugend, die Selbstzuschreibung des Erwachsenenstatus und die Verwendung von "ich" im Zusammenhang mit der Flucht in die Kindheit – daß Joy sich also direkt von ihrem Kindsein in die Rolle der Erwachsenen hinein plazierte bzw. durch die Formulierungen "man" nahegelegt: hineinplaziert sieht – könnte vermutet werden, daß sie auf der einen Seite dieses Erwachsensein als Überforderung erlebt, keine Zeit hatte, sich in Ruhe von dem Kindsein über das Jugendlichsein in das Erwachsensein zu bewegen. Diesen Gedanken weiter verfolgend, könnte angenommen werden, daß ihr Kompetenzen fehlen, die sie als Erwachsene benötigt, aber als Kind nicht hatte und als Jugendliche nicht erwerben konnte. Die Sequenzeröffnung "also selber so sagen" legt zumindest nahe, daß nicht mehr Kindsein von ihr auch als ein Zuschreibungsprozeß verstanden wird, dem sie sich nicht entziehen kann, der von außen gesetzt wird, unentrinnbar scheint, dem sie sich zu stellen hatte, und vor dem ihr nur mehr Flucht oder Fluchtwünsche bleiben. Andererseits er-

---

<sup>75</sup> Weil in den Deutungsgruppen meine Auslegung der Aussparung immer wieder Widersprüche hervorgerufen hat, möchte ich hier nur kurz erwähnen, daß diese Fokussierung m.E. auch deshalb erlaubt ist, weil in den anderen Interviews die Befragten sehr wohl den Terminus Jugend auf sich bezogen haben.

gibt dieses "unheimlich schwer \* selber \* zu sagen" auch Hinweise auf mögliche "Abhängigkeiten" von anderen, sei es als Richtschnur oder als Bezugspunkt.

Es lassen sich – auch vor dem Hintergrund der ersten Auswertungsphase – folgende Kodes benennen: Überforderungserleben; Flucht=Sich-nicht-Stellen-wollen; Abhängigsein von der Zuschreibung anderer; Übernahme der Betrachtungsweise anderer (Internalisierung)

Sequenz 2:

II: hm

J: aber ich glaub' bei mir kam's eigentlich relativ früh, ich würd' sagen es kam mit \* 13. Da fing's dann \* na, sagen ma' kam dann so irgendwie diese Grenze dieses \* Erwachsenwerden

Die in der letzten Sequenzanalyse angesprochene Zuschreibung, die von mir im Sinne einer Außenwahrnehmung gedeutet wurde (es wird etwas erwartet, etwas eingeschätzt, etwas zugeschrieben), wird in dieser Sequenz nun deutlicher formuliert: das Aufhören der Kindheit kommt als unausweichliches Faktum, es wird als Äußeres, als Zugefügtes wahrgenommen, als "bei mir kam's"; es gibt/gab scheinbar keine Möglichkeit, diesem "es kam mit \* 13" zu entgehen. Gleichzeitig wird der Übergang zwischen Kindheit und Erwachsenwerden als Grenze vorgestellt, deren Erreichen scheint abrupt und plötzlich eingetreten und mit der Konnotation des Unumkehrbaren behaftet zu sein. Eine Grenze (lokal und nicht zeitlich betrachtet) überschreiten bedeutet, einen Ort hinter sich lassen (der dann aber als zumindest imaginierter Fluchttort bleibt) und einen anderen Ort neu zu betreten, der aber als nicht gewählter Lebensausschnitt zugleich unwirklich erscheint: hier hat das etwas Hinter-sich-lassen-müssen auch noch zusätzlich eine mögliche Wendung dahin, nichts vom diesem Zeit-Ort mit in den neuen Zeit-Ort hinüber nehmen zu können.

Kodes: Unausweichlichkeit von Ereignissen; ein-/angenommene Außenwahrnehmung (Internalisierung)

Sequenz 3:

II: hm

J: erwachsen werden woll=n, daß ich doch, ziemlich früh angefangen habe zu rebellieren, also schon mal gegen mein Elternhaus

Joy formuliert nun gegen das als passiv erlebte "bei mir kam's" ein aktives "erwachsen werden woll=n", das gleichgesetzt ist mit Rebellion, sich also nicht anpassen, sich nicht mit Ansprüchen, Regeln etc. abfinden wollen (möglicherweise das in Sequenz 1 angedeutete Negieren von Regeln). Rebellion läßt Mißstände (im Elternhaus) vermuten, gegen die rebelliert wird (und werden muß?); mit ihr verbinden sich Kraft, Macht, Entschlossenheit und eigene Ansprüche. Der Wechsel vom passiven Erfahrenmüssen zum aktiven Gestalten wird also in Extremen dargestellt. Auch werden hier implizit Vergleichsprozesse ("ziemlich früh") vollzogen, und es deutet sich in diesem Vergleich auch ein Relativieren des eigenen Erlebens an.

Kodes: Eigenansprüchlichkeit; Passiv-Aktiv-Wendung, in Extremen denken/darstellen, sozialer Vergleich (Frühentwicklung)

Sequenz 4:

II: hm

J: hab' mich sehr schnell probiert freizumachen, ich würd' sagen auf teilweise 'ne ziemlich drastische Weise also nich', daß ich jetzt hier der große Punker war oder sowas (II LACHT) aber eigentlich schon probiert so gegen alles zu protestieren

Die Entschlossenheit der Rebellion "schon mal gegen mein Elternhaus" wird nun verallgemeinert ("so gegen alles") und unterstrichen: Sie hat versucht, sich "freizuma-

chen", sich selbst zu befreien, wobei weiter unklar bleibt, was als einschränkend erlebt wurde, was diese heftige Rebellion für Joy notwendig werden ließ, wogegen also zu rebellieren war. Global wird "so gegen alles" eingeführt, gleichzeitig nimmt Joy allerdings durch einige sprachliche Relativierungen – "probiert", "teilweise \* ziemlich", nicht der "große Punker" gewesen, "eigentlich schon probiert" – zugleich etwas von der auch nahegelegten Entschlossenheit zurück, d.h. sie relativiert damit auch (sprachlich) das ebenfalls eingeführte Extreme.

Kodes: Extreme, Relativierungen (mit der Konsequenz, die Extreme aufzuheben)

Sequenz 5:

I1: hm

J: und ich hab' auch eigentlich sehr tolerante Eltern

I2: hm

J: ich bin Einzelkind,

I1: ja

J: und meine Mutter hat zwei ältere Schwestern die ist also gewohnt daß da immer viel los ist

I1: hm

J: und sie war auch diejenige die also immer, für MICH Leute, das heißt, zum Spielen arrangiert hat (I1 SCMMÜNZELT) aber sie hat darauf geachtet daß ich halt nie als typisches Einzelkind erzogen

Joy führt nun die Bedingungen ihres Aufwachsens aus. Die "toleranten Eltern" stehen zunächst der vorangegangenen Ausführung über ihre Rebellion entgegen, außer wenn unterstellt wird, daß Joy Grenzen ausprobieren wollte (wie tolerant sind meine Eltern wirklich) oder aber andeutet, daß sich in ihrem Erleben hinter Toleranz Gleichgültigkeit verbirgt (wobei diesem Gedanken die weiteren Ausführungen, daß die Mutter "Leute \* zum Spielen arrangiert hat", entgegenstehen). Der Status als Einzelkind wird genannt, ohne weiter expliziert zu werden; ein Einzelkind zu sein bedeutet möglicherweise "verzogen", "verhätschelt", aber immer auch schwierig zu sein, ohne Geschwister, ohne Konkurrenz, ohne Reibung groß geworden, war sie immer die erste, die einzige. (Dies könnte auch als erlebte Einschränkung in ihrer Haltung ihrer Eltern ihr gegenüber gelesen werden, daß es nämlich keinen anderen Grund gab, gemocht, geliebt, gestraft zu werden außer der Tatsache, das einzige Kind gewesen zu sein.) In der Verknüpfung mit "die [die Mutter] ist also gewohnt" bekommt die Erzählung eine Wendung dahin, daß Einzelkind zu sein Joy möglicherweise nicht genügt bzw. daß sie diesem Status nicht genügt haben könnte. Durch den Hinweis auf die versorgende Rolle der Mutter werden mindestens zwei Akzente eingeführt: die Mutter hat Aufgaben für das Kind bzw. des Kindes übernommen, sie hat Sozialkontakte hergestellt, Beziehungen eröffnet, eine (Über?) Protektion, die Joy scheinbar nicht nur wohlwollend berichtet, denn sie relativiert die (wohlgemeinte?) Absicht der Mutter durch die Formulierung "Leute", d.h., daß die Mutter eher wahllos agierte oder wenigstens keine für Joy treffende Wahl arrangierte. Der nachfolgende "Satz" beginnt zunächst mit einem "aber" und leitet auf einen anderen Aspekt über, nämlich kein "typisches Einzelkind" zu sein.

Kodes: abgenommene Eigenverantwortlichkeit; Grenzen ausprobieren; Angst, nicht zu genügen, Quasi-Erklärungen

Sequenz 6:

I1: hm

J: werde, weil nämlich das abschreckende Beispiel mein VATER da war (I1 UND I2 LACHEN) der ein ABSOLUTES Einzelkind ist, äm \* mhm ja ich muß kann auch eigentlich 'n

bißchen auf meinen Vater greifen weil ich glaube viel so \* Dinge von meinem Vater sagen  
wa ma' so die negativen Sachen,

Interessanterweise führt Joy ihren Vater erst nach der Vorstellung der Mutter ein, die als die Erziehende präsentiert wurde. Die "Gegnerin", die "Versorgerin" – oder auch das "Außen" (siehe Sequenz 2) – wird zunächst akzentuiert, dann folgt das Innen, das "ich", das Wollen (wie in Sequenz 3). Die Beschreibung des Vaters und – über den hergestellten Vergleich mit ihm möglicherweise die Eigenbeschreibung – wird als "abschreckende[s] Beispiel" eingeführt und nur dadurch relativiert, daß dieser, wenn er schlechte Seiten hat, eben auch gute Seiten haben muß, wobei sie an dieser Stelle nur die negativen nennt. Das Negative hat damit einen Namen – der Vater; das positive (sowohl bei dem Vater als auch bei sich selbst) bleibt unerwähnt in dieser Charakteristik, ebenso die Quelle, die diese Charakteristik schuf (sie selbst? andere? vielleicht ihre Mutter?).

Kodes: Abgrenzung; Selbstdefinition über Negatives, Nachrangigkeit von Positivem

Sequenz 7:

I1: hm

J: also ich meine eigentlich sind, klingt jetzt schon so DRASTISCH, wir sind 'ne glückliche Familie meine Eltern hatten ja gestern erst 25Jähriges \* SILBERHOCHZEIT, und sind also auch glücklich

I1: schön (SCHMUNZELND)

J: zusammen

Der Satz aus dem letzten Segment der sechsten Sequenz wird nicht beendet, sondern es folgt eine Relativierung, wobei Joy hier ansetzt zum umgangssprachlichen "25Jähriges", Jubiläum also zu ergänzen naheläge, eine Wendung, die einen Treuepreis, der für langjährige Mitarbeiter(innen) verliehen wird oder auch das 25jährige Bestehen des Betriebes hätte erwarten lassen. Diese eher formal wirkende Betrachtung wird gerahmt durch "glückliche Familie" und "glücklich" als Paarbeziehung.

Kode: Relativierung

Sequenz 8:

I1: ja

J: also klar Liebe und sowas hat andere Ebenen

I1: hmm

J: aber \* aber mein Vater, ähm, kommt aus 'ner SEHR reichen Familie,

I1: hm

J: hat halt immer bekommen was er wollte. Sein Vater ist relativ früh gestorben und sie hatten ja sehr viel Geld, mein Groß-/Urgroßvater hatte 'ne Fabrik aufgebaut,

I1: hm

J: die meine Oma dann übernommen hat und mein Vater \* und DER hat sich dann auch ähm so in seine Krankheiten und und Spinnereien soo verFLÜCHTIGT

Joy relativiert erneut und schwächt nun ihre zuvor getroffene Aussage wieder ab, indem sie zwischen Glück und Liebe unterscheidet. Und als ob dies nicht reichen würde, sucht sie nach Erklärungen, führt den Reichtum des Vaters an und verdichtet damit den Gegensatz "Geld oder Liebe". Die Verknüpfungen, die Joy in ihrer kurzen Schilderung vornimmt, tragen in ihrer Aufeinanderfolge Züge von Entschuldigungen, ohne daß jemand eine Anklage erhoben hat: die scheinbar gut funktionierende Ehe als Betriebsjubiläum wird fortgeführt in der Erwähnung der Herkunft "aus 'ner sehr reichen Familie". Der entschuldigende Charakter wird über die Eröffnung mit "aber \* aber" unterstrichen und fortgeführt mit dem "immer bekommen was er wollte". Nun führt aber die Erklärung, aus einer reichen Familie zu kommen, nicht weiter; wenn aller-

dings die Verbindung gezogen wird, daß sie – wie ihr Vater – aus einer reichen Familie kommt, daß sie – wie ihr Vater – Einzelkind ist, läßt sich dies als Hinweis verstehen, vor allem, wenn die weitere Ausführung Joys betrachtet wird, daß ihr Vater sich "in seine Krankheiten und und Spinnereien soo verFLÜCHTIGT" habe. Hier taucht bereits in kurzer Folge das Wort Flucht ein zweites Mal auf; Flucht als sich nicht stellen; Flucht als eigenen Aufgaben entgehen, um eigene Wünsche ("Spinnereien"?) erfüllen zu können. In der Konsequenz ergibt sich daraus eine zweite Geschichte: Nachdem der Urgroßvater gestorben ist, hat die Großmutter die Firma übernommen, der Sohn hat sich "verflüchtigt", und nun führt seine Frau, also die Mutter von Joy, die Firma. Unter einem solchen Gesichtspunkt ist Joy in einer Familie aufgewachsen, in der Frauen dominieren, die Führung übernehmen. Vielleicht finden sich hier erste Hinweise darauf, daß Joy in Sequenz 1 unmittelbar von Erwachsenwerden spricht, denn diese Traditionslinie Großmutter-Mutter-Joy legt nahe, daß sie sich stellen muß (und daß hieraus möglicherweise das Gefühl der Überforderung resultiert). Diese Antizipation wiederum läßt ihr nur die Möglichkeit zur Flucht, dabei mag ihr trotz aller Fluchtwünsche Flucht als ein schlechter Weg erscheinen – er ist zumindest erst an zweiter Stelle erwähnenswert –, denn zunächst werden die starken Protagonistinnen eingeführt, dann folgt der schwache Vater. Was bedeutet das für Joy? Kommen immer erst die Stärken, dann die Schwächen, geht das Sollen, die Pflicht, dem Wollen, dem eigenen Wünschen voraus?

Kodes: Flucht; Entschuldigungen suchen; starke Frauen als Vorbild und Zwang; (möglicherweise Überforderung und Selbstabwertung)

Sequenz 9:

I1: Dein Vater?

J: Mein Vater

I1: hm

J: Und das habe ich irgendwie sehr gut von ihm übernommen

I1: ah

J: merk ich immer wieder, da kämpf ich auch sehr gegen

I1: hm

I2: hm

Joy weist hier nun auf die direkte Linie zwischen ihrem Vater und sich selbst hin, aber anders als der Vater, der bis heute schwach ist, der sich verflüchtigt (hat), markiert sie als ihre Haltung "da kämpf ich auch sehr gegen" und bringt sich damit in die Linie der starken Frauen. Gleichzeitig verweist diese Stelle auf ein anderes Moment, auf das Nicht-Akzeptieren der eigenen Schwäche.

Kodes: Übernahme von Negativem; die zweite Traditionslinie (väterliche Pläne und Versagen/ "Verflüchtigen"); Widerstand/Kampf als Nicht-Akzeptieren von Schwäche; (möglicherweise Selbstabwertung, Selbstverurteilung)

Sequenz 10:

J: so hab' ich z.B. (UNVERSTÄNDLICH), so daß \* da so kleine STARALLÜREN sind,

I1: hm

J: ja, also er hatte sie wirklich, hat sie ausgelebt weil meine Großmutter das auch sehr, ich sag' jetz' mal noch, äh unterstützt hat weil sie selber 'ne relativ interessante EXZENTRIKERIN war (I1 UND I2 LACHEN) und also was ich sehr gut geerbt hab'. Ist dieses äähm \* ja extrem viel gute Pläne zu haben

Joy führt hier "Starallüren" ein, also auf der einen Seite etwas Besonders zu sein, bewundert zu werden, und gleichzeitig sich zu wichtig zu nehmen. Sie präzisiert nun die Seite der Frauen, denn die Großmutter hat den Vater in seiner "Krankheit" unterstützt,

gefördert und diesen vielleicht sogar überfordert – damit wird dem Vater (und ihr?) beinahe eine Absolution erteilt. Interessant ist auch der Perspektivenwechsel auf die Großmutter, die als "Exzentrikerin" eingeführt wird. Danach erwähnt Joy eine (großmütterlich-väterlich-eigene?) Kompetenz: "extrem viel gute Pläne zu haben". Zum einen läßt sich deren negative Seite – die mangelnde Praxis – bereits ahnen, zum anderen gibt Joy an, dies "geerbt" zu haben, eine biologistische Erklärung, während sie die negativen Seiten (des Vaters) "gut übernommen" hat (Sequenz 9). In einem übertragenen Sinne könnte vermutet werden, daß Joy davon ausgeht, für ihre negativen – nicht aber für ihre positiven – Seiten selbst verantwortlich zu sein.

Kodes: Besonderssein; Selbst- und Fremdverantwortung (schlecht=selbst, gut=fremd); Biologisierung; Absolution

Sequenz 11:

I1: hm

J: und und die auch wirklich interessant sind also auch andere mitreißen können, ähm ja irgendwie sehr gut von von seiner Person überzeugen können

I1: ja

J: aber, manchmal zuviel Energie darein zu stecken also. \* Ich hab' das schon oft irgendwie Sachen ich hab' Leute kennengelernt und ich meine ich war schon irgendwo ICH aber ich hab' alles von mir gegeben

In der weiteren Exposition führt Joy nun zunächst die positive Eigenschaft weiter aus mit einer Steigerung von "interessant" über "mitreißen" zu "überzeugen können", um dann aber auf deren Grenze hinzuweisen, und dies auch in einer sukzessiven Steigerung: von "zuviel Energie" bis zu "alles von mir gegeben". In dieser kurzen Sequenz über ihre Fähigkeiten schlägt sie sofort um in ihr Unvermögen, Ziele wirklich verfolgen zu können, oder daß ihr dies nur um den Preis der Überforderung gelingt, beinahe bis zur Selbstverleugnung (Selbstauflösung), nämlich nur noch "irgendwie ICH" gewesen zu sein. Rückbezogen auf die Linie der starken Frauen in ihrer Familie mag sich hier andeuten, daß Joy a) nicht so stark ist (wie sie sein müßte bzw. glaubt, sein zu müssen), b) nicht so stark sein möchte, weil es überfordernd ist, weil sie dann nicht mehr sie selbst ist (wer auch immer sie selbst ist) und weil Versuche, dies zu erfüllen, nach sich zogen, daß sie sich beinahe bis zur Unkenntlichkeit aufgelöst hat, nur noch "irgendwo ICH", d.h. im konkreten verschwunden war. Interessant ist diese Passage auch, weil Joy – wie schon bei der Erwähnung der "glücklichen Familie" – trotz positivem Start ins Negative gleitet.

Kodes: Extreme (Pläne und Verausgabung); Grenzenüberschreiten=sich überfordern, sich überfordert fühlen; Selbstauflösung; Positiv-Negativ-Wendung

Sequenz 12:

I1: ja

J: und dann merkte ich in 'ner Woche daß es für mich ganz schön anstrengend war und daß ich eigentlich soo, auf meine alten Freunde oder sowas zurückgegriffen hab' um mal wieder so

I1: hm

J: pffff \* also einfach mal 'ne Stunde lang schweigen zu können ne

I1: gut

Hier nun erzählt sie von sich als der kompetenten Person, die für sich zu sorgen weiß, die weiß, was gut für sie ist – "alte Freunde" und "schweigen zu können". Diese Passage hat beinahe etwas Versöhnliches, auch die Erzählung kommt – scheinbar – zur Ruhe, wenn auch in der erwähnten Episode nur für "ne Stunde" und in der Erzählsituation nur für diesen kurzen Augenblick.

Kodes: Überforderung und Selbstfürsorge; Verausgabung und Ruhe

Sequenz 13:

J: ähm ja mit den Krankheiten also da kämpf' ich sehr gut gegen an und das hab' ich also dann auch so ab 13

II: hm

Joy führt nun nahtlos von der positiven Zeichnung, dem für sich selbst sorgen können, über zu "den Krankheiten". Hier läßt sich vielleicht sogar mutmaßen, daß sie sich soeben erzählerisch in Krankheiten "verflüchtigt" hat, daß die von ihr biographisch geschilderte Handlungsweise auch vor ihrer Erzählung nicht halt macht. Der Wechsel von der positiven Zeichnung "Stärke – geben können" über "zu viel geben – sich überfordern" hin zu "für sich selbst sorgen, in Ruhe sein zu können" wird durch wie von außen hereinbrechende Krankheiten gestoppt. In Zusammenhang mit Krankheiten greift Joy auf die Formulierung "da kämpf' ich sehr gut gegen an" zurück, die sie kurz zuvor bereits für sich selbst verwendete im Unterschied zu ihrem Vater, der sich in Krankheiten und "Spinnereien" "verflüchtigt" habe. Ebenfalls auffallend ist, daß Joy "die Krankheiten" zeitlich genau dort lokalisiert, wo sie auch den Übergang vom Kind- zum Erwachsensein fixiert hat. Hiermit fallen also zwei Ereignisse in der Schilderung zusammen, Erwachsensein und Krankheit. Aber warum hat Joy ihre Ausführungen zu Krankheiten durch die Schilderung der "Starallüren" und der exzentrischen Großmutter unterbrochen, ihre Erzählung dann erst zu dem sich "Aussaugen" lassen und dann zu dem "für sich selbst sorgen können" weitergeführt? Möglicherweise flieht sie gerade vor der Selbstverantwortung; sie wendet sich von dem Positiven hin zu dem Schweren/Negativen.

Kodes: erzählerisches Sich-Verflüchtigen; Flucht=in Krankheit Halt suchen; Angst vor Selbstverantwortung

Sequenz 14:

J: \* so oft gehabt daß ich also, solche Sachen gehabt hab' die eigentlich in meinem Alter nicht hatten Zyste in=ner Brust hatte ich \* ähm ich hab' 'ne vergrößerte

II: hm

J: Galle, da hatt' ich also mehrere Gallenkoliken \* und dis für mein Alter oder war für das Alter völlig untypisch also im Krankenhaus hieß dann immer nur so \* ja \* was machen Sie (FRAGEND NACHMACHEND) \* und hmm \* ja war noch irgendwas (SICH SELBST FRAGEND) oder man hat noch so 'n Punkt (UNVERSTÄNDLICH) ähm, mh mit mit Unterleibssachen und sowas

II: hm

Hier bekommt die Erzählung von Joy eine dramatische Wendung, sie listet – in einer Mischung aus Stolz und Besorgnis – ihre Krankheiten auf, die in ihrer Vielzahl beeindruckend sind (und wofür auch der Hinweis auf das Krankenhaus stehen könnte), wenngleich es beinahe so scheint, als ob es ihr nicht reicht, nicht genug ist, was sie auflistet, wenn sie sich selbst fragt, "war noch irgendwas"? Auch zieht sie erneut, was ihre Entwicklung angeht, einen sozialen Vergleich hinzu ("für das Alter völlig untypisch").

Kodes: sozialer Vergleich (Frühreife); Ambivalenzen (Pläne und Starallüren vs. Kampf, Krankheit und Flucht)

Sequenz 15:

J: also relativ früh sagen wa mal bin ich körperlich auch 'ne Frau gewesen

II: mhmhm

II: mh

J: hab' irgendwie auch, schon im Alter von 13 14 so meine eigene Sexualität entdeckt, also ganz \* ähm, ja \* perfekt ausgefaltet also. Da war irgendwie nix mehr

Von den Krankheiten leitet Joy jetzt über zu ihrem Frauwerden, wobei auch hier interessant ist, daß sie ähnlich dem Wechsel von dem Kind auf die Erwachsene den Übergang von Mädchen- auf Frausein in einer Weise beschreibt, die wenig Transitorisches hat, sondern von ihr als Status ("Frau gewesen") festgeschrieben wird (ihre "entdeckte" und bereits "perfekt ausgefaltete" Sexualität). Ihre Erzählfigur, zwischen negativ und positiv Konnotiertem zu wechseln, wird hier ebenso deutlich wie ihre Neigung, (soziale) Vergleichsprozesse heranzuziehen. Auch läßt sich entgegen der expliziten Leichtigkeit durchaus mutmaßen, daß mit dem Frauwerden Schwierigkeiten verbunden waren, wird diese Erzählsequenz doch der Krankheitsgeschichte nachgeordnet und mit dieser über die saloppe Formulierung "so Unterleibssachen" direkt verbunden.

Kodes: Negativ-positiv-Wechsel; Übergangsprozeß ausgelassen (Mädchen-Frau); sozialer Vergleich

Sequenz 16:

I1: hm

J: hab' dann irgendwie auch aufgehört was mich 'türlich auf der einen Seite in dem Alter total, glücklich gemacht hat auf der anderen Seite irgendwie auch schockiert hat, denn wie kann man denn mit 13 oder 14 schon so 'ne \* Figur haben, weiblich

I1: hm

I2: (SCHMUNZELND) hm

Beinahe ähnlich ihrer Krankengeschichte erzählt sie nun ihr (körperliches) Erwachsen- bzw. Frauwerden als einen ambivalenten Prozeß, und es vermischt sich auch sprachlich die Außen- und Innenperspektive ("wie kann man denn mit 13 oder 14 schon so 'ne \* Figur haben"). Auch die in dieser Passage wieder aufgeführte Altersangabe wirkt rückbezogen auf meine Deutung der 1. Sequenz nun etwas erhellender: ihr Erwachsenwerden kam für sie überraschend, und möglicherweise erlebte sie in der Außenwelt – die sie mit einem Auge immer im Blick zu haben scheint – ein ähnliches Überraschtsein. Etwas überzogen kann dies nahe der Lesart gesehen werden, die ich mit dem Motto "Ich sehe mich durch die Augen der anderen" bezeichnet habe.

Kodes: Unausweichlichkeit; Ambivalenz; Außen- wird zur Innenperspektive

Sequenz 17:

J: oder \* ähm \* daß ich auch früher irgendwie gemerkt hab' wie ich auf Männer, wirken, KANN

I1: hm

Nun scheint die Außenwelt vollends in die Überlegungen von Joy einzutreten: Joy, die sich bis dahin vor allem durch negative Beschreibungen selbst dar- und vorgestellt hat, erwähnt nun eine wirkungsvolle Seite ihrer selbst. Gleichwohl deutet sich als mögliche Eingeschränkung an, daß es sich nur um eine Wirkung aufgrund von Äußerlichkeiten handelt.

Kodes: Wirkung auf andere

Sequenz 18:

J: ne \* aber irgendwie immer war's auch so \* na was wollt' ich was ganz Besonderes sein (FRAGEND) ich weiß nicht, glaub' jeder hat so 'nen Drang was ganz Besonderes sein zu wollen, oder sich 'nen bißchen abzuheben, aber irgendwie \* hab' ich's, relativ früh extrem entwickelt weil ich war halt irgendwo \* doch 'nen Einzelkind

Joy gesteht hier ihren Wunsch, "was ganz Besonderes" sein zu wollen (was zurückführt zum Star bzw. zu den Starallüren in Sequenz 10), versucht dann aber gleich zweifach, diesen Wunsch zu bagatellisieren bzw. zu relativieren, indem sie ihn zunächst als ein geläufiges, allgemeines Phänomen deklariert und dann – nachdem sie



noch zusätzlich erwähnt hat, der Wunsch sei bei ihr "relativ früh extrem entwickelt" gewesen (was auch als Brücke zu den Allüren des Starseins gesehen werden kann) – als weitere Begründung ihr Einzelkindsein hinzuzieht. Wenn die letzten Sequenzen zusammengezogen werden, ergibt sich daraus die mittlerweile vertraute Erzählfigur: erst erscheint ein von außen herangetragenenes Faktum, das sie in der Folge annimmt/ aufwertet, um dann sogleich Relativierungen vorzunehmen und es/sich abschließend zu entschuldigen.

Kodes: Relativierungen; Bagatellisieren; hohe Ansprüchlichkeit

Sequenz 19:

I1: ja

J: und immer wo ich hinkam war ich halt weil ich immer schon relativ groß und weit entwickelt war, ach is' ja faszinierend, Mensch, hätten wa S'e schon auf 18 geschätzt, 13 14

I1: ja

J: gib's ja nich'

I2: hm

J: und spricht ja schon so gut Englisch

I1: ja

J: und die is' so redegewandt und \* wir sind halt viel gereist, deswegen kam es allet auch ne,

I1: hm

Joy geht nun vollends zu einer Erzählweise aus der Außenperspektive über, und auf dem Weg der hier möglicherweise vollzogenen Selbstdistanzierung macht diese (fremde) Außenwelt sie zur 18jährigen, die nicht nur älter (reifer?) aussieht, sondern auch reifer (erwachsener) wirkt, nicht wie ein Mädchen in der Pubertät, sondern wie eine junge Frau. Auffallend ist dabei an dieser Passage zweierlei: erstens flechtet Joy wie ganz nebenbei in ihrer Erzählung Stärken ein, zweitens sind diese von außen wahrgenommen und zugeschrieben. Interessant ist nun der Abschluß, denn als ob es ihr zu viel des Guten sei und sie die positiven Zuschreibungen beenden möchte, fügt sie erklärend an bzw. nimmt zurück, "wir sind halt viel gereist, deswegen kam es allet auch". Ein wenig scheint sie also für ihre Stärken nicht verantwortlich, sie wiegelt den auch unüberhörbaren, beinahe leicht bewundernden Ton ab. Was hier als Interaktion mit den Interviewer(inne)n bzw. deren Reaktionen antizipierend gelesen werden könnte, kann gleichzeitig auch auf eine Umgangsweise mit sich selbst hindeuten, nämlich das eigene Können nicht ernstzunehmen (eine Interpretationsperspektive, die daran erinnert, daß sie "das Schlechte" übernommen hat, während "das Gute" ihr genetisch – bzw. in diesem Falle: ökonomisch – zugetragen wurde).

Kodes: Wirkung auf andere; (nicht gelungene) Selbstdistanzierung durch Einnehmen der Außenperspektive; sozialer Vergleich (Frühreife)

Sequenz 20:

J: ich hab' schnell ich hatte halt mehr mit Älteren Kontakt als mit Gleichaltrigen \* und so in 'ner \* Schule war ich eigentlich auch immer mehr also ich war nie 'n Außenseiter ich

I1: hm

J: war immer eigentlich jemand, der in der Gruppe mit DRIN war ich hab' immer so beste Freundinnen abgelehnt

I1: ahem (ERSTAUNT)

J: wobei ich's irgendwo auch wieder wollte (AMÜSIERT) aber ich's 's hat sich nicht ergeben, weil ich wollte dieses \* ich fand dieses KICHERNDE Händchenhalten ne (I1 LACHT LEISE) immer blöde, ja

I1: ja (AMÜSIERT)

Dem ersten Anschein nach kündigt die Eröffnung der Passage beinahe von ihrem Außenseiterinnen- und Grenzgängerinntum, das aber keines wird, denn der (gesuchte)

Kontakt zu Älteren hat nicht zur Folge, daß sie Außenseiterin geworden ist. Möglicherweise fehlt ihr damit eine für sie bündige Selbstdefinition zumindest durch das Außenseiterinsein. Sie hatte keine beste Freundin (als Sinnbild für Nähe, Vertrauen, Geheimnisse oder auch Leidens- und Lustgenossin auf dem Weg zum Frauwerden), sondern sie hat sich auf die Seite der Älteren geschlagen. Dies war aber anscheinend nicht so einfach, denn sie wollte eine enge Freundin, es hat sich jedoch "nicht ergeben". Von den vielen dafür möglichen Gründen führt sie nur einen an, daß Mädchen in dem Alter unreif seien – "kichern", "Händchenhalten" – eine Unreife, die sie vielleicht auch sich selbst nicht gestattet hat. Sie wählt in diesem Zusammenhang jedoch entgegen ihrer sonstigen Darstellungsweise eine einfache – und durchaus "mädchenhafte" – Erklärung, nämlich daß sie deren Verhalten "blöde" fand.

Kodes: Distanzierung (von Jugend); Frühreife; Rechtfertigung (des eigenen Status)

Sequenz 21:

J: und dann war halt no'mal 'ne Phase zwischen 13 und 16 bei mir auf'm Gymnasium wo's halt extREM war

I1: hm

J: hatte halt jede ihre beste Freundin und die beide ham sich dann irgendwie zusammen durch die Gegend gegackert, und dis fand ich halt immer blöde (I2 SCHMUNZELT) und stand halt mit den Älteren \* da da \* und dann hab' ich mit 14 auch meinen ersten richtig festen Freund kennengelernt, dis war dann

Daß Joy die Passage wiederholt – und nun etwas ausführlicher beschreibt – kann durchaus auf deren Wichtigkeit hindeuten, und interessanterweise schildert sie zum ersten mal eine längere Phase ("zwischen 13 und 16") und damit nicht wie sonst einen Fixpunkt ("das war"; "da kam's"). Es wirkt beinahe trotzig, daß sie in einer Zeit, wo andere noch "gegackert" haben, ihren ersten Freund kennengelernt hat, und es klingt zugleich ein wenig schmerzlich, denn nicht nur, daß Joy auch gerne eine enge Freundin gehabt hätte, auch ihre Erzählung rutscht unmittelbar von dem allgemeinen ("hatte halt jede") auf vermutlich konkrete – aber nicht benannte – Mitschülerinnen ("und die beide ham sich"). Joy erzählt hier von einer Zwangsläufigkeit ihrer Entwicklung, und obschon sie ansonsten dazu neigt, Erklärungen nachzureichen, verbleibt es bei dieser Episode im Ungenauen und Vagen. Es entsteht hier der Eindruck, daß Joy gar nicht so sehr genaue Begebenheiten schildert, sondern lediglich Stichworte gibt, die ihr Verhalten nachvollziehbar machen, rechtfertigen sollen.

Kodes: Zwangsläufigkeit; Rechtfertigung

Sequenz 22:

I1: hm

J: dis ging dann über vier Jahre sind wir zusammengeblieben

I2: hm

J: \* er war zwei Jahre älter als ich \* jo wir waren Feuer und Wasser \* er war das Wasser, ich war das Feuer (SCHMUNZELT, ALLE LACHEN). Weil \* ich bin auf jeden Fall 'n ABSOLUT gefühlsbetonter Mensch, \* was mir auch teilweise große Probleme macht,

I1: hm

Wiederum führt Joy zunächst sprachlich Gegensätze ein ("Feuer und Wasser") und weist dem Freund mit dem Wasser das abkühlende Element zu, das sich antagonistisch zu ihrer Leidenschaft verhalte. Die eigene Gefühlsbetontheit wird, kaum genannt, sofort ebenfalls als zumindest teilweise problematisch identifiziert, ein weiterer Hinweis darauf, daß Joy dazu neigt, alles Aufkeimende, alle (potentiellen) Fähigkeiten, schlecht zu reden.

Kodes: Umschwenken zur negativen (Problem-) Seite

Sequenz 23:

- J: also daß ich \* auf KEINEN Fall Gefühle verstecken kann oder auch will \* daß ich ähm \* Menschen brauche, ohne Menschen kann ich nich'
- I1: hm
- J: ich kann auch überHAUPT nich' gut alleine sein \* was, momentan, oder jetzt mittlerweile in meinem Alter auch ein Problem für mich ist wenn man's eigentlich schoon \* KÖNNEN sollte oder so, und ich glaub' einfach dadurch daß ich halt so früh 'ne richtig feste Bindung hatte
- I1: hm
- J: hab' ich etwas verpaßt, irgendwie mich selber soo \*
- I2: hm
- J: zu finden oder aufzubauen
- I1: ja (LEISE)

Neben der von Joy wieder genutzten Beschreibungslogik des negativen, mangelbehafteten Blicks auf sich selbst werden hier zum ersten Mal von ihr Entwicklungsziele (und damit einhergehend Entwicklungsnormen) angeführt, wieder in deutlicher Unzufriedenheit mit sich und ihrer Entwicklung, bezogen auf ihre Vorstellung von einer jungen Frau, die idealer Weise für sich steht, andere nicht benötigt. In dieser Anspruchformulierung schwingt etwas Maßloses mit (aber auch etwas Endgültiges). In der traurigen Selbstbeschreibung der eigenen ("Fehl"-) Entwicklung wirkt sie zugleich schonungslos, verurteilend, selbstbestrafend.

Kodes: sozialer Vergleich; Entwicklungsnormen; eigene Mangelhaftigkeit

Sequenz 24:

- J: oder entwickeln 'ne \* weil war'n dann auch unzertrennlich, jeden Tag zusammen und \* hm \* mja irgendwie \* dann kam eigentlich so 'ne Zeit \* mit 14 15 wo ich anfang so \* an mir selbst so'n bißchen zu zweifeln am Intellekt, was ich kann, was ich will
- I1: ja

Joy führt eine neue Dimension ein, was ihre Fähigkeiten betrifft, nachdem sie bislang über ihre körperliche Entwicklung gesprochen hat – mit all den darin vorfindbaren positiven und negativen Assoziationen. Nun kommt sie auf einen anderen – möglicherweise einen zentralen? – Punkt zu sprechen: auf ihre intellektuellen Fähigkeiten und auf die Frage, wer sie jenseits der auf Männer wirkenden (begehrten) Frau ist. Ihre Anmerkung "was ich kann, was ich will" trifft einen sehr grundsätzlichen Zweifel an sich, an dem eigenen Wert und Vermögen trotz des zuvor relativierend (verkleinernd) eingeschobenen "so'n bißchen" zu zweifeln.

Kodes: Selbstzweifel; Relativierung/Verkleinerung

Sequenz 25:

- J: also ich hab' zumal neun Jahre Ballett gemacht und zwischendurch mal 'n halbes Jahr Klavier gespielt
- I1: ja
- J: und mal irgendwie 'n dreiviertel Jahr Fünfkampf modern gemacht und und und (12 SCHMUNZELT), aber ich hab' nichts was ich wirklich KANN. Also so wie manch anderer Klavier spielen kann supergut oder soo \* und dja irgendwo dadurch daß ich halt, relativ früh wie gesagt also nicht nur dann als ich gemerkt hab' ich bin kein Kind mehr sondern werd' erwachsen und auch schon davor, halt rebelliert hab'
- I1: ja
- J: und \* also nie mich hingesetzt und gelernt hab' wie meine Mutter das wollte oder gesagt hat \* und weil's ja auch alles relativ antiautoritär war
- I1: hm
- J: ähm, war da irgendwo einfach ma' nix mehr wo ich mich so drauf \* ja, mich berufen konnte ja das kann ich, das ist meins
- I1: hm hm

Ein wenig erinnert diese Passage an jene, als sie anführt, daß sie gut Englisch sprechen könne (Sequenz 19). Diese Analogie ist darin begründet, daß Joy zwar von ihren Leistungen erzählt, aber dies geschieht auf eine eher abfällige Weise; auch handelt es sich um eher körperbetonte Tätigkeiten (und damit nicht um die in Frage stehenden intellektuellen). Interessant ist die Kontextbeschreibung, denn hier wird die Mutter als Antreiberin für Aktivitäten sichtbar, gegen die Joy sich zur Wehr gesetzt hat und gegen die sie sich auch durchgesetzt zu haben scheint, allerdings mit der Konsequenz, mit leeren Händen (und leerem Kopf?) dazustehen. Auch hier scheint es sich um "vorge-setzte" Aktivitäten gehandelt zu haben, die sie sich nicht zueigen gemacht hat (machen wollte), weshalb sie in der Konsequenz – hier folgt eine sprachlich auffallende Bemerkung – sich auf nichts "berufen konnte", auf das sie hätte stolz sein können.

Kodes: Abwertung von Kompetenz, Aufwertung von Defiziten; Rechtfertigung; Außenperspektive

Sequenz 26:

- J: und, eigentlich seit 14 wußte ich so, das brauche ich irgendwie oder das suche ich oder das will ich, aber es hat irgendwie \* nie geklappt ich war dann doch immer zu FAUL (I1 LACHT LEISE) also ich hab' immer so viel Energie und wollt' dann immer was anfangen und dann is' es wieder irgendwie verPUFFT, diese \* diese Blase von Energie das war dann
- I1: An//Anfangsfreude an hm (VERHALTEN)
- J: genau, genau \* und dann halt wenn's auch mit dem Klavierspielen war's halt auch so, also \* mir wurde irgendwie immer alles zu leicht gemacht ich hab' dann irgendwie auch 'n Klavier für'n halbes Jahr bekommen so
- I1: hm
- J: wurde dann halt geliehen \* und dann war ich halt sehr gut am Anfang
- I1: hm
- J: hab' wahnsinnig schnell kapiert und so, hab' aber natürlich nie die Noten gelernt
- I1: ja
- J: sondern alles aus dem Gehör gespielt ne
- I2: hm
- J: \* und als es dann nach 'nem halben Jahr zu dem Punkt kam wo ich aber hätte Noten lernen müssen weil dann kam's halt zum Punkt wo fremde Stücke halt einfach gespielt werden sollten, na dann konnte ich's halt nich' ne weil bis jetzt' mich wunderbar mit meinem Gehör durchgemogelt, was halt sehr gut war
- I1: ja
- I2: hm

Daß Joy zusammenfassend bemerkt, bereits mit 14 Jahren gewußt zu haben, daß sie ein Ziel braucht, daß sie dieses suchte und wollte, wirkt vor dem Hintergrund, daß sie es nicht erreicht hat, wie eine schwer zu ertragende und lange Zeit. In ihrem Erleben dürften dies mehr als vier schmerzhafteste Jahre sein, in denen sie das Gefühl hatte, nichts zu können, nichts darzustellen. Joy wirkt in diesem Moment als Person, die ihr Leben bilanziert und auf nichts stolz sein kann, zumindest nicht auf irgendetwas, was in ihren Augen bedeutungsvoll wäre, was sie nicht einfach bekommen hat und zu dem sie nicht gezwungen wurde (oder werden sollte). Daß sie heute nichts hat und kann, schreibt sie neben einer nicht genügenden Durchsetzungskraft der Mutter vor allem sich selbst zu, weil sie mit ihren Talenten nichts anzufangen wußte, zu wenig Energie und Willen aufbrachte. (Auch spricht ihr Beispiel des Klavierspielens neben ihrem guten Gehör vor allem von ihrem Talent, sich "durchzumogeln".) Hier deutet sich wieder die bereits erwähnte Diskrepanz zwischen (vermuteter) Außensicht und Innensicht an: von außen wird ihr viel zugesprochen, erlebt sie Bewunderung (Sequenz 19), doch sie selbst sieht das anders/weiß es besser. Auf ein anderes Moment sei hier nur hingewiesen, daß sie nämlich bereits mit 13, 14 Jahren Zuschreibungen des Erwachsen- und

Weiblichseins erhielt, daß sie sich nicht engagieren mußte, und daß sie nun rückblickend nach diesen Jahren nicht mehr hat bzw. ist, als sie damals bereits hatte bzw. war. (Inwieweit die globale Abwertung der zurückliegenden "Erwachsenen"-Jahre von Joy auch so gelesen werden kann, daß sie implizit die erste langjährige Beziehung dafür mitverantwortlich macht, bleibt hier zunächst offen; dies könnte möglicherweise angenommen werden, würde es doch auch helfen, sich über dieses "andere" – die Beziehung – zu entschuldigen.)

Kodes: väterliche Traditionslinie (Pläne, Energie und Faulheit); Rechtfertigung; Disrepanz Innen-/Außensicht; "Durchmogeln" als Strategie; Selbstabwertung

Sequenz 27:

J: \* und \* hja ich weiß nich', also \* hhh, pfff dis fehlt noch zu sagen \* also noch zu meiner Person also all die Dinge, die ich früh entdeckt hab', was ich irgendwie doch kann womit ich waahnsinnig viel anfangen könnte aber es nie geschafft wirklich was draus zu machen, als z.B. als ich ein unheimlich gutes WAHRNEHMUNGS \* vermögen hab'

II: hm

J: also ich kann sehr gut RIECHEN

II: hm

II: ja

J: und die meisten Leute riechen überhaupt nich' das was ich rieche (I2 SCHMUNZELT)

II: hm

J: ein lustiger kleineres Beispiel so als wir gestern im Flugzeug nach Hause geflogen sind, da hab' ich gerochen, irgendwo ist hier Alkohol

II: ja

J: na wir hatten 'ne Flasche Wodka gekauft und also ich meine das hat natürlich KEIN Mensch von meiner Familie gerochen aber ich wußte ganz genau, da is' irgendwo was mit dem Wodka, bin nach oben im Flugzeug an dieses Ding und dann war tatsächlich 'nen bißchen ausgefallen

II: ähäh

J: oder hören kann ich sehr gut \* als z.B. so so \* na ich kann dir jetzt bestimmt gerade sechs verschiedene Geräusche hier in dem Raum irgendwie \* zeigen dann kann ich Farben sehr gut sehen \* äh 's sind eigentlich super Voraussetzungen

II: hm

J: für verschiedene Dinge ob das nun Kunst oder Musik oder irgendwas is' \* aber irgendwie hab' ich's halt echt niiiie irgendwie \* ausgeweitet, oder \* ja manifestiert und und damit hab' ich jetzt echt Probleme

II: hm

Bereits zum dritten Mal in dieser Eröffnungserzählung beginnt Joy relativ abrupt mit einer Auflistung ihrer Fähigkeiten, nun sind es die der Wahrnehmung. Gemeinsam ist dieser mit den anderen Auflistungen, daß Joy a) für diese nicht wirklich verantwortlich ist, es sind (genetische?) Mitgaben und b) für den Bereich, der ihrer Verantwortung obliegen würde, eine wieder negative Zuschreibung wählt, sie nutzt diese nicht (ist zu "faul"). Auch ist auffällig, daß sie nun bereits zum zweiten Mal angemerkt hat, sie habe aktuell "echt Probleme" (dies findet sich zuerst im Zusammenhang mit ihrem ersten Freund und daß sie in der Folge nicht alleine sein könne in Sequenz 22). Joy markiert also einen für sie aktuellen Stand ihrer Entwicklung: Zum einen liest sich ihr bisheriges Leben als weniger mit Problemen behaftet, zum anderen verweist sie auf einen neuen Lebensabschnitt, der möglicherweise auch das in knapp einem Jahr bevorstehende Abitur und die daran anschließenden Berufswahl einschließen könnte.

Kodes: Positives von außen zugeschrieben, Negatives ist selbst verantwortet/Schuld

Sequenz 28:

J: weil ich schwimm' soo und will irgendwas gut können aber \* jetzt sind so viele Sachen, die ich interessant finde ob's nun Cello spielen is' (I1 UND I2 SCHMUNZELN) oder ob das besonders gut Zeichnen is' oder ob das 'n Bildhauerkurs is'

I1: hm

J: oder \* weiß ich nich', irgendwie im Theater also jetzt nicht als Schauspieler aber irgendwie \* so in Richtung der \* naja \* generell so Regie oder sowas is'

I1: hm

In dieser Passage wirkt Joy nun entschlossen und unentschlossen zugleich: unentschlossen, weil ihr angesichts der interessanten Möglichkeiten eine Auswahl schwer fällt, weil zu viele interessante Berufs- oder Betätigungsfelder denkbar scheinen, als daß eine Entscheidung möglich wäre; entschlossen und anspruchlich durch das in ihrem Erläuterungen einzig benennbare Feld Theaterregie.

Kodes: Unentschlossenheit; Eigenanspruchlichkeit

Sequenz 29:

J: ja \* aber am Kuddel (UNVERSTÄNDLICH) hapert's halt

I1: Woran, was meinst Du?

J: An Willensstärke \* weil bis jetzt hab' ich mit'm winzigkleinen Aufwand vom nicht mal Willen, sondern

I1: hm

J: nur Äußern eines Wunsches irgendwie alles bekommen, und jetzt wo ich wirklich meine eigene Kraft und Ausdauer und

I1: hm

J: Stärke reinlegen müßte, dann \* versagt's halt \*

I1: hm

Joy negiert hier ihre Leistungen vollends; alles bislang Erreichte ist ihr zugetragen worden ("Äußern eines Wunsches"), ist für sie nicht rückführbar auf eigenes Engagement, wobei sie dieses noch stärker "nach innen" verlagert, denn es geht nicht nur um Anstrengung, sondern um einen Charakterzug, um Willensstärke, die jemand habe oder – wie sie – eben nicht habe. So sehr sich diese Sequenz auch wie eine Selbstanklage liest, so beinhaltet der Rekurs auf Willensstärke im gleichen Atemzug aber möglicherweise auch eine Erleichterung, ein Freisprechen von Verantwortung (ich lese hier Willensstärke ähnlich ihrer biologistischen, auf Genen beruhenden Erklärungsweise). Und sie erzählt wieder in Extremen, wobei eine nicht unerhebliche Verschiebung stattfindet, denn aus dem "zu wenig" machen wird "gar nichts selbst machen" bzw. einfach nur "bekommen".

Kodes: Extreme; Verschiebung; Verschärfung

Sequenz 30:

J: also da kann ich hunderttausend Beispiele nennen also Schule schon mal also ich mach' ja schon hoffentlich, nächstes Jahr mein Abitur (I2 SCHMUNZELT) und also ich meine \* ich hoffe wirklich daß ich's endlich schaffe mich hinzusetzen und zu lernen, weil weil meine Noten sind Durch'nitt weil ich hab' halt nie was getan

I1: ja

J: und dann ohne was zu tun kann man halt kein sehr guter Schüler sein

I2: ja

J: auch wenn ich's immer sein wollte, ich wollt' halt immer sehr gut sein

I1: ja

J: aber \* ich seh' immer alle die gute Noten sind und dann erzählt auch jeder 'türlich er macht nichts (I2 LACHT) und dann denk ich mir ja wie machen die das denn

I1: hm

J: und dann mm \* na k// habs auch 'n Zweifel (UNVERSTÄNDLICH) bis' du doof un' soo und und und ja oder heißt nicht doof, aber,

I1: hm

J: bis du einfach nich' so intelligent (FRAGEND) und ja aber irgendwo \* kriege ich halt diesen Schritt nich'

I1: hm

Interessanter noch als Joys scheinbar selbstverständliches Ziel, ein gutes Abitur machen bzw. überhaupt "sehr gut" sein zu wollen, scheint mir, daß sie, obschon sie Zweifel anmeldet, ob (auch andere) ohne Anstrengung gute Leistungen erbringen, dies unmittelbar dahin überführt, ihren Intellekt in Zweifel zu ziehen. Joy formuliert insgesamt relative hohe Ziele für bzw. einen hohen Anspruch an sich, dem dann sofort ein eher verächtliches Sich-selbstabwerten folgt. Hier wirkt die Kluft zwischen erwünschtem Selbstbild und (antizipiertem/abwertendem, abgewertetem) Selbst besonders groß, was auch noch dadurch unterstrichen wird, daß sie für das Negative "hunderttausend Beispiele nennen" könnte.

Kodes: hohes Selbstziel (Eigenansprüchlichkeit); Dominanz des negativen Selbstgefühls; Selbstabwertung

Sequenz 31:

J: wo ich's schaff' mich zu überwinden okay du muß' hinsetzen und dir's 'arbeiten, es gibt einfach kein Menschen wo's einfach so kommt

I1: dja

J: oder's gibt einfach von 10 Millionen Menschen auf der Erde drei \* und sind wirklich AUSNAHMEN \* na und dann bin ich in der Neunten das is' ja dann so mit \* 14 (FRAGEND) oder \* 13 14

I2: denke auch

I1: gewesen

I2: oder?

J: ja? bin ich in der Neunten auch einmal sitzengeblieben, hhh \* wobei dis nich' \* ganz berechtigt war. Also ZWEI Fünfen waren wirklich berechtigt

I1: hm

Die Ausführungen Joys führen zunächst in eine Selbstaufmunterung und damit auch zu einer Relativierung ihres mangelnden Intellekts, da Anstrengung die Regel, Genie die Ausnahme zu sein scheint. Die sehr weitläufige Erklärung führt nun ganz konkret in ihre Vergangenheit, zu ihrem Nichtversetztwerden, das aber ungerechtfertigt gewesen sei. Diese Passage weist eine besondere Brisanz in der lebensgeschichtlichen Verortung auf, denn bei ihrem Versuch, ihre Nichtversetzung an das Lebensalter zu binden, greift sie nun wieder auf den Marker zurück, den sie bereits gewählt hatte, um das Ende ihres Kindseins zu spezifizieren. Daß Joy erneut einen biographisch bedeutsamen Kulminationspunkt in die frühen Jahre verlegt, wird hier unterstrichen: es häufen sich in ihrer Erinnerung Geschehnisse und Erlebnisse, die den Abschied von der Kindheit (und den Abschied aus dem kindlichen Paradies, sofern es denn eines war) und den Eintritt in das Erwachsenenalter u.a. mit körperlicher Reife, Krankheiten, Anerkennung als Frau und dem Beginn einer vierjährigen Freundschaft markieren. Die Altersbenennung im Zusammenhang mit dem geschilderten Ereignis Nichtversetzung hat hier wohl auch dramaturgischen Charakter im Sinne der (Selbst-) Konstruktion einer biographischen Kulmination (wobei sie sogar ihre anfängliche Setzung "mit \* 14" nachträglich vorverlagert "oder \* 13 14", denn in der neunten Klasse war Joy vermutlich älter).

Kodes: Entschuldigung; Relativierung/Rechtfertigung; biographischer Kulminationspunkt

Sequenz 32:

J: das waren Mathe und Physik (I1 UND I2 LACHEN) mir noch NIE gelegen (I1 LACHT LAUT) und dann war's aber so ich da 'ne Lateinlehrerin

I1: hm

J: und wir haben uns wahnsinnig gehaßt haben auch diesen Haß öffentlich ausgespielt (I2 SCHMUNZELT) \* und ich hatte dann da war ich auch ganz stolz, weil ich nie was dafür getan, und hatte in beiden Klausuren 'ne vier geschrieben (I2 SCHMUNZELT)

I1: hm

J: mal KEINE Fünf und sie hat mir halt trotzdem 'ne Fünf gegeben und damit war der Fall erledigt

I1: hmhm

J: und dis dann schnell also dies dann durch Zufall a' noch genau als sie mir dann na diese Fünf gegeben hat, trotz der geschriebenen Vier

I1: hm

J: is' sie nach Hamburg also war sie auch nicht mehr in Berlin, da konnt' man nichts mehr anfechten da dacht' ich mir, naja \* Pech (LEISE) \* ja und ähm \* soll ich einfach so weiter so (LEISE FRAGEND) \*

I1: weiter so, ist wirklich wunderschön (I1 UND I2 LACHEN)

Das nun Folgende hat etwas von Beiläufigkeit: Bestimmte Fächer haben ihr "noch NIE gelegen", und sie hat sich nichts gefallen lassen, hat ihre Angelegenheiten und (Ab-)Neigungen (auch zu ihrem Nachteil) vertreten. Auch kehrt sich hier plötzlich um, was sie zuvor selbst angeprangert hatte: Ihre Faulheit erscheint in diesem Kontext als Stolz, "nie was dafür getan" zu haben. (Ich möchte hier nochmals explizit darauf hinweisen, daß ich die Aussagen Joys nicht auf ihren Wahrheitsgehalt hin beurteile [z.B. warum die Nicht-Versetzung erst durch drei Fächer mit "mangelhaft" in Kraft tritt, und auch ihre sehr knappe Bemerkung nicht werten, daß durch den Wechsel der Lehrerin nach Hamburg eine Anfechtung aussichtslos erschien]. Ich verstehe die Erzählweise vielmehr als Versuch Joys, sich entlang von ausgewählten Geschichten zu präsentieren.) Daß Joy nun nach diesen langen Ausführungen und konkret nach dieser Geschichte sich an die Interviewer(innen) wendet und nachfragt, ob sie so weitererzählen solle, ist deshalb interessant, weil sie gerade mit ihren letzten Ausführungen möglicherweise mehr als zuvor in die Konstruktion ihrer Lebensgeschichte hineingeraten ist bzw. begonnen hat, sich inhaltlich zu widersprechen, aber auch, und das zeigt der Fortgang der Geschichte, sich rückversichert, eine Beziehungsaufnahme probiert, um danach über ihre Liebesbeziehungen zu berichten und an denen zu verdeutlichen, daß sie "auf der einen Seite eine unheimlich starke auf der anderen Seite super [I1: hm] labile Person" sei.

Kodes: Unabwendbarkeit des Negativen; Rechtfertigung

#### 2.2.4.2 *Zwischenergebnis des offenen Kodierens und Vorbereitung des axialen Kodierens*

Ich stoppe hier zunächst meine ausführliche Betrachtung der Eingangspassage und möchte nun entlang der von mir beschriebenen und analysierten 32 Sequenzen aus dem Interview mit Joy eine erste Zusammenfassung geben. Im Forschungsprozeß der Grounded Theory dient dieses Ordnen der Zwischenergebnisse, die Aufbereitung des offenen Kodierens zur Vorbereitung des axialen Kodierens. Böhmer, Legewie und Muhr (1992, S.43) empfehlen, die Zwischenergebnisse in Form einer "größere[n] Zahl von Kodes, die zunächst vorläufige Anwärter auf Konzepte der sich bildenden Theorie darstellen", zusammenzufassen. Zusammenfassen heißt in diesem Falle, Memos und Kodenotizen zu überarbeiten und neu zu verknüpfen. Ziel dabei ist es, die Kodes nach



Kodefamilien zu sortieren und ein (erstes vorläufiges) Begriffsnetz zu erstellen. Im Grunde geht es darum, Kodes so zu ordnen, "daß ein allen [zusammengestellten] Kodes gemeinsamer Aspekt deutlich wird" (a.a.O., S.44), der abschließend in einem Oberbegriff festgehalten werden soll. Bezeichnungen für diesen können entweder Fachbegriffe (sog. "konstruierte Kodes") oder aber aus den Aussagen des Interviews entlehnte Formulierungen (sog. "in-vivo-Kodes") sein. Dieser Arbeitsschritt weist wieder Ähnlichkeiten zum Vorgehen via Stichwortliste und Themenkatalog nach Jaeggi, Faas und Mruck (1998) auf (siehe Tabelle IV.2).<sup>76</sup>

Obschon eine Themen- bzw. Kodeliste bereits Anmutungsqualität aufweist und durch das Ordnen der Zwischenergebnisse spezifische Themen bzw. Umgehensweisen (Strategien) pointiert werden, empfiehlt es sich – und nicht nur im Kontext dieser Arbeit aus Gründen der besseren Nachvollziehbarkeit – den Arbeitsschritt mit dem erneuten Abfassen einer Zusammenfassung zu beschließen. Denn wenn auch im Rahmen der Grounded Theory eine "Identifikation der 'Geschichte' [, die] ... in den Daten enthalten ist" (Böhm et al. 1992, S.60), erst nach Abschluß aller Kodierproceduren vorgehen ist, erscheint es mir dennoch notwendig, nicht nur mit als Themenkatalog zusammengefaßten Stichworten zu operieren, da – möglicherweise auch eine Idiosynkrasie von mir – das damit Gemeinte verblaßt, während es in einer Geschichte doch eher bewahrt bleiben kann. Für die Gestaltung einer solchen zusammenfassenden Geschichte finden sich variierende Hinweise: Schlagen Böhm et al. vor, "in wenigen Sätzen" (a.a.O.) das Wesentliche zusammenzustellen (genauer: in "max. 20 Zeilen", a.a.O.), sehen Jaeggi et al. in dieser Arbeitsform – ebenfalls am Ende der Interviewauswertung vorzunehmen und als Paraphrasierung bezeichnet – eine "im Vergleich zur Nacherzählung ... andersgeartete Interpretationsleistung" (1998, S.12), bei der nun nochmals Themen zusammengezogen werden und sich "Meta-Themen ergeben könnten" (a.a.O.) oder aber angezielt werde, "nur eines der Themen in den Mittelpunkt" zu stellen und dieses entsprechend zu differenzieren. Gerade an den letzten Bemerkungen wird deutlich, daß eine Paraphasierung in dem Sinne der Autorinnen nicht lediglich eine Verdopplung der Arbeit ist (also ein erzählerisches Zusammenfassen der Kategorien), sondern ein Vorantreiben der Interpretation.

- Zusammenfassende Geschichte

In ihrer Ersterzählung schildert sich Joy als eine Person, die zwar mit einigen "Talenten" (z.B. einem guten "Wahrnehmungsvermögen") ausgestattet ist, diese aber nicht zu nutzen weiß. Sie konstruiert sich als eine erwachsene Frau, die bereits viel erlebt hat

---

<sup>76</sup> Nachdem Kodes vergeben wurden, geht es im folgenden darum, ein Beziehungsnetz zwischen den Kodes bzw. Kodefamilien herzustellen. Dies kann nach Böhm et al. über sich alternativ ergänzende Vorgehensweisen ("Kärtchen-" oder "Kringelmethode" bzw. "Mind mapping") erreicht werden. Bei der Kärtchenmethode wird z.B. "die Zusammengehörigkeit von Begriffen durch räumliche Nähe von Karten deutlich gemacht ... Je nach Fragestellung lassen sich hierarchische und andersartige Begriffsnetze formulieren. Wenn die Karten befriedigend positioniert sind, werden die Relationen zwischen den Begriffen als Linien ... eingetragen ... [wobei sich] zu Anfang empfiehlt ... die Relationen unbenannt zu lassen (A ist "irgendwie" verknüpft mit B). Später können die Relationen benannt werden [z.B. illustrieren Pfeilspitzen die Gerichtetheit von Beziehungen])" (1992, S.45). Zum Arbeitsschritt "Ordnen der Zwischenergebnisse" gehört auch, die angefallenen Methoden-, Theorie-, Planungs- und Forschungsmemos zu sortieren, um i.S. der Grounded Theory festlegen zu können, welche weiteren Arbeitsschritte vorzubereiten sind (etwa: welches Material zusätzlich in die Erhebung einzubeziehen ist, welche Theoriestränge aufzugreifen sind, welche alternativen methodischen Umsetzungen angezeigt sein können).

und nun in einer Bilanzierungsphase steckt, wobei sie sich (und teilweise auch andere) sehr kritisch beurteilt. Häufig findet sich bei ihr ein Changieren zwischen Ansprüchen der Außenwelt, die nolens volens als eigene Ansprüche übernommen und vertreten werden. Am Ausgangspunkt von Joys Erzählung scheint ein Überfordertsein bzw. ein sich Überfordertfühlen zu stehen. Daß sie sich die mögliche Entlastung, die ein Selbstverständnis als Jugendliche hätte bieten können, nicht zugestanden hat und sich sehr früh als Erwachsene und erwachsene Frau gesehen und präsentiert hat, führt in der Folge dazu, daß das eigene Handeln und die eigene Person von ihr negativ, teilweise sogar ein wenig abfällig bewertet werden. Im Rahmen der Selbstdefinition und -verortung in der (familiären) Linie der starken Frauen bei gleichzeitigem Eingeständnis von Schwäche erzählt Joy sich als ungenügend und auf eher abwertende Weise, wobei potentiell positive Züge wie ohne eigenes Zutun entstanden berichtet werden (z.B. durch biologistische Metaphern), negative Züge obliegen jedoch ihrer eigenen Verantwortung (sind "übernommen"). In diesem Zusammenhang findet sich eine enorme Diskrepanz zwischen Ich-Ideal und Real-Ich, unterschiedlichen Formen der Selbstabwertung folgen ebenfalls unterschiedliche Begründungsversuche, Rechtfertigungspraktiken und Strategien wie Verharmlosung und Relativierung, die allerdings dem Gefühl des Versagens kaum Einhalt gebieten können. Auch geht das Gefühl der Überforderung (und Joys Neigung, sich selbst zu überfordern) immer wieder mit einem sich Ausgeliefertfühlen (und einem realen sich ausliefern?) an andere einher. Zusammenfassend scheint für die Geschichte und Erzählweise von Joy zentral, daß sie starke Selbstzweifel hat, nicht weiß, was sie kann und will, gerade weil positive Charakteristika von ihr als weniger wichtig markiert, als von außen zugeschrieben erlebt werden, während das Negative deutlich überwiegt: ihr Nicht-können, ihr Versagen, daß sie lediglich in der Außenwirkung einige Pluspunkte machen kann, etwa wenn sie sich "durchmogelt". Ein möglicher Grund hierfür könnte sein, daß sie sich durch ihren Blick auf sich selbst – indem sie sich und ihr Verhalten mit den Augen der Erwachsenen mißt – als reale Person überfordert.

## 2.2.5 Dritte Auswertungsphase – Verdichtung und abschließende Interpretation

Nachdem ich eine erste begründete Geschichte über Joy aufgrund der Deutung der Eingangserzählung skizziert habe, seien weitere Teile des Interviews und meiner Auswertungsweise vorgestellt. Methodisch gesprochen geht es nun darum, mich dem axialen Kodieren zu nähern.

### 2.2.5.1 Das axiale Kodieren

Ausgangspunkt hierfür sind die Ergebnisse des offenen Kodierens (insbesondere aus dem Arbeitsschritt "Ordnen der Zwischenergebnisse"), die nun mittels axialem und selektivem Kodieren verfeinert und weiter verdichtet werden sollen. Ziel des axialen Kodierens ist es, das Wissen über die Beziehungen zwischen den Kategorien bzw. Subkategorien zu klären: "Der Begriff *axiales Kodieren* ist für diesen Vorgang zutreffend, weil sich die Analyse an einem bestimmten Punkt um die 'Achse' einer Kategorie

**Tabelle IV.2:** Ergebniszusammenfassung des ersten Auswertungsschrittes in Form von einer Kode-Sammlung und dem daraus resultierenden Themenkatalog

## Kode-Sammlung

Überforderungserleben; Flucht=Sich-nicht-Stellen-wollen; Abhängigsein von der Zuschreibung anderer; Übernahme der Betrachtungsweise anderer (Internalisierung); Unausweichlichkeit von Ereignissen; ein-/angenommene Außenwahrnehmung (Internalisierung); Eigenansprüchlichkeit; Passiv-Aktiv-Wendung; in Extremen denken/darstellen; sozialer Vergleich (Frühentwicklung); Extreme; Relativierungen (mit der Konsequenz, die Extreme aufzuheben); abgenommene Eigenverantwortlichkeit; Grenzen ausprobieren; Angst nicht zu genügen; Quasi-Erklärungen; Abgrenzung; Selbstdefinition über Negatives; Nachrangigkeit von Positivem; Relativierung; Flucht; Entschuldigungen suchen; starke Frauen als Vorbild und Zwang; (Überforderung und Selbstabwertung); Übernahme von Negativem, die zweite Traditionslinie (väterliche Pläne und Versagen/"Verflüchtigen"); Widerstand als Nicht-Akzeptieren von Schwäche; (Selbstabwertung, Selbstverurteilung); Besonderssein; Selbst- und Fremdverantwortung/schlecht=selbst, gut=fremd; Biologisierung; Absolution; Extreme; Pläne und Verausgabung; Grenzenüberschreiten=sich überfordern; Überfordertfühlen; Selbstauflösung; Positiv-Negativ-Wendung; Überforderung und Selbstfürsorge; Verausgabung und Ruhe; erzählerisches Sich-Verflüchtigen; Flucht=in Krankheit Halt suchen; Angst vor Selbstverantwortung; sozialer Vergleich (Frühreife); Ambivalenzen (Pläne und Starallüren vs. Kampf, Krankheit und Flucht); Negativ-positiv-Wechsel; Übergangsprozeß ausgelassen (Mädchen-Frau); sozialer Vergleich; Unausweichlichkeit; Ambivalenz; Außen-wird-zur-Innen-Perspektive; Wirkung auf andere; Relativierungen; Bagatellisieren; hohe Ansprüchlichkeit; Wirkung auf andere; (nicht gelungene) Selbstdistanzierung durch Einnehmen der Außenperspektive; sozialer Vergleich (Frühreife); Distanzierung (von Jugend); Frühreife; Rechtfertigung (des eigenen Status); Zwangsläufigkeit; Rechtfertigung; Umschwenken zur negativen (Problem-) Seite; sozialer Vergleich; Entwicklungsnormen; eigene Mangelhaftigkeit; Selbstzweifel; Relativierung/Verkleinerung; Abwertung von Kompetenz; Aufwertung von Defiziten; Rechtfertigung; Außenperspektive; väterliche Traditionslinie (Pläne, Energie und Faulheit); Rechtfertigung; Diskrepanz Innen-/Außen-sicht; "Durchmogeln" als Strategie; Selbstabwertung; Positives von außen zugeschrieben, Negatives ist selbst verantwortet/Schuld; Unentschlossenheit; Eigenansprüchlichkeit; Extreme; Verschiebung; Verschärfung; hohes Selbstziel (Eigenansprüchlichkeit); Dominanz des negativen Selbstgefühls; Selbstabwertung; Entschuldigung; Relativierung/Rechtfertigung; biographischer Kulminationspunkt; Unabwendbarkeit des Negativen; Rechtfertigung

## Themenkatalog

Bei der Verdichtung der Codes bietet es sich an, entlang der Analyse der 32 Sequenzen und vor dem Hintergrund der Schritte Mottofindung und nacherzählende Zusammenfassung zunächst die Traditionslinien väterlicher- und mütterlicherseits zu kontrastieren:

mütterliche/weibliche Traditionslinie	väterliche/männliche Traditionslinie
Verantwortungsübernahme	Abhängigkeit
Stärke und Durchsetzungsvermögen	Energie, Spinnereien und Faulheit
Kampf	Flucht
(starke Frauen als Vorbild und Zwang)	(abgenommene Eigenverantwortlichkeit väterliche Pläne und Versagen/"Verflüchtigen" Pläne, Energie und Faulheit)

Diese widersprüchlichen und polarisierenden Zuschreibungen, über die Joy (sich) erzählt, und die sie auch bedingt als sich selbst zugehörig erkennt und – als "erworben" oder als "bekommen" – in unterschiedlichem Ausmaß (nicht) akzeptiert, lassen die anderen Codes in folgen-

dem Sinnzusammenhang erscheinen bzw. werden entlang der Rekonstruktion wie folgt systematisiert:

Kategorie/Dimension	Kodes
Internalisierung der Widersprüche in einem biographischen Kulminationspunkt "frühreif und krank"	<ul style="list-style-type: none"> <li>• Übergangsprozeß Mädchen-Frau ausgelassen</li> <li>• Abhängigsein von der Zuschreibung anderer</li> <li>• Übernahme der Betrachtungsweise anderer</li> <li>• Entwicklungsnormen</li> <li>• Blick auf Wirkung auf andere</li> <li>• ein-/angenommene Außenwahrnehmung</li> <li>• sozialer Vergleich und Diagnose der "Frühentwicklung"</li> </ul>
"Aufbewahren" und Fortschreiben der Extreme byzwl. der Polarisierungen	<ul style="list-style-type: none"> <li>• vermutete Diskrepanz Innen-/Außensicht</li> <li>• in Extremen denken/darstellen</li> <li>• Pläne und Verausgabung</li> <li>• Überforderung und Selbstfürsorge</li> <li>• Verausgabung und Ruhe</li> </ul>
Verschärfende Bedingungen	<ul style="list-style-type: none"> <li>• erlebte Unausweichlichkeit von Ereignissen, Unabwendbarkeit des Negativen</li> <li>• hohe Ziele, Eigenansprüchlichkeit, Wünsche nach Besondersein</li> </ul>
Konsequenzen für Joys Selbstbild und -erleben	<ul style="list-style-type: none"> <li>• Ambivalenz stark-schwach, innen-außen (Pläne und Starallüren vs. Kampf, Krankheit und Flucht)</li> <li>• Überforderungserleben: sich überfordern und sich überfordert fühlen</li> <li>• eigene Mangelhaftigkeit, Angst nicht zu genügen, selbst Verantwortung zu übernehmen</li> <li>• Selbstzweifel, Selbstabwertung, Selbstverurteilung, Selbstauflösung</li> </ul>
Konsequenzen für Joys Selbst-Darstellung: (Erzähl-) Strategien	<ul style="list-style-type: none"> <li>• Grenzen ausprobieren</li> <li>• Rechtfertigung, Relativierung, Entschuldigung, Verkleinerung, Bagatellisieren</li> <li>• Quasi-Erklärungen, Verschiebung (mit der Konsequenz, die Extreme aufzuheben)</li> <li>• Unentschlossenheit</li> <li>• Positiv-Negativ-, Passiv-Aktiv-Wechsel</li> <li>• Abwertung von Kompetenz, Aufwertung von Defiziten: Selbstdefinition über Negatives/Nachrangigkeit von Positivem (als von außen zugeschrieben bzw. Reichtum oder Biologisierung)</li> <li>• Distanzierung, Abgrenzung (Einnehmen der Außenperspektive, Abwertung von Jugend)</li> <li>• "Durchmogeln"</li> <li>• Flucht (sich nicht stellen wollen, erzählerisches Sich-Verflüchtigen, in Krankheit Halt suchen)</li> </ul>

dreht" (Strauss 1991, S.63).<sup>77</sup> An dieser Stelle ist hinzuzufügen, daß die Kodierprozeduren (wie vielleicht am vorangegangenen ausführlichen Beispiel schon ersichtlich) ineinander übergreifen, denn "während der normalerweise langen Phase des offenen Kodierens rückt das axiale Kodieren zunehmend in den Vordergrund, dann nämlich, wenn sich der Forscher allmählich auf eine Schlüsselkategorie (-kategorien) festlegt und somit entschieden auf das selektive Kodieren ... zusteuert" (a.a.O.). Insoweit sollten das offene, axiale und selektive Kodieren

weder als klar voneinander trennbare Vorgehensweisen noch als zeitlich eindeutig getrennte Phasen des Prozesses (miß-)verstanden werden. Sie stellen vielmehr verschiedene Umgangsweisen mit textuellem Material dar, zwischen denen der Forscher bei Bedarf hin- und herspringt und die er miteinander kombiniert (Flick 1995, S.197).<sup>78</sup>

Zur Verdeutlichung der folgenden Arbeitsschritte des axialen und selektiven Kodierens ist es notwendig, noch einmal kurz einige Aspekte der Forschungslogik des Grounded Theory hervorzuheben: Die Grounded Theory läßt sich als wiederholender Prozeß verstehen, der spiralförmig, d.h. jeweils auf höherem Niveau, voranschreitet: Während über das offene Kodieren vornehmlich ein "Entdecken" von Kodes und Kategorien intendiert ist, das mit einem vorläufigen Ordnen der Zwischenergebnisse beendet wird, kann das axiale Kodieren als dessen Fortführung verstanden werden, bei dem vor allem beabsichtigt ist, die angefallenen Kodes und Kategorien so zu ordnen, daß Achsenkategorien bestimmt werden können, die durch Heranziehen weiterer Textstellen ausgearbeitet und in ein Kategoriennetz überführt werden sollen. Das die Auswertungsarbeit abschließende selektive Kodieren zielt auf die Herausarbeitung einer Kernkategorie, die durch relationale Bezüge zwischen den Achsenkategorien definiert ist. Entsprechend ähneln sich auch die Kodierformen, wobei sich der Kodierprozeß von einer relativen Textnähe beim offenen Kodieren hin zum – letztlich nur noch auf die entwickelten Kategorien bezogenen – selektiven Kodieren bewegt, welches wiederum "das axiale Kodieren auf einem höheren Abstraktionsniveau fort[setzt]" (Flick

---

<sup>77</sup> Strauss und Corbin (1996, S.92f) schreiben zusammenfassend: "Axiales Kodieren ist der Prozeß des In-Beziehung-Setzens der Subkategorien zu einer Kategorie. Es stellt einen komplexen Prozeß induktivem und deduktiven Denkens dar, der aus mehreren Schritten besteht. Diese werden wie beim offenen Kodieren durch Anstellen von Vergleichen und Stellen von Fragen durchgeführt. Beim axialen Kodieren ist der Einsatz dieser Vorgehensweisen fokussierter und auf das Entwickeln und In-Beziehung-Setzen von Kategorien nach dem paradigmatischen Modell ausgerichtet". Dabei meint nach Flick induktives Denken die "Entwicklung von Begriffen, Kategorien und Beziehungen aus dem Text", deduktives Denken bedeutet in diesem Zusammenhang die "Überprüfung gefundener Begriffe, Kategorien und Beziehungen am Text, vornehmlich an anderen Passagen oder Fällen als denjenigen, aus denen sie entwickelt wurden" (1995, S.202).

<sup>78</sup> Die interpretativen Verfahren, denen auch die Grounded Theory zugeordnet werden kann, unterscheiden sich in ihrem Anspruch deutlich von eher deskriptiven Vorgehensweisen wie z.B. der qualitativen Inhaltsanalyse: Denn bei der letztgenannten "werden den vorgegebenen Kategorien Textstellen zugeordnet, deren gemeinsamer Inhalt deskriptiv ermittelt werden soll. Beim axialen Kodieren sollen demgegenüber die Kategorien in ihrem theoretischem Beziehungsnetz ausgearbeitet und verfeinert werden" (Böhm et al. 1992, S.52). Entgegen der auch von Böhm et al. nahegelegten Option, die Kodierprozeduren seien arbeitstechnisch mehr oder weniger strikt separierbar, gehe ich davon aus, daß sie oft bestenfalls terminologisch unterschieden werden können. Für diese These sei ebenfalls auf Böhm et al. verwiesen, die nur noch vom axialen Kodieren sprechen; das selektive Kodieren findet sich dort in dem Verweis, daß "die Textinterpretation ... schließlich in der Formulierung einer gegenstandsverankerten Theorie bzw. eines Modells des untersuchten Phänomenbereichs [endet]" (a.a.O., S.58); das selektive Kodieren wird hier mit der "Integration der Ergebnisse zu einer Theorie" (a.a.O.) gleichgesetzt.

1995, S.202): Selektiv kodieren heißt also, "daß der Forscher den Kodierprozeß auf solche Variablen begrenzt, die einen hinreichend signifikanten Bezug zu den Schlüsselkategorien aufweisen" (Strauss 1991, S.63), d.h. "die anderen Codes werden dem im Fokus stehenden Kode untergeordnet" (a.a.O.).

Am Ausgangspunkt des axialen Kodierens werden die Kategorien, die aufgrund der vorhergehenden Arbeitsschritte "für die weitere Ausarbeitung lohnend" (Böhm et al. 1992, S.48) scheinen bzw. von denen angenommen wird, daß sie den Phänomenbereich am adäquatesten repräsentieren, als Achsenkategorie definiert, ein Arbeitsschritt, bei dem es, wie Jaeggi et al. betonen, "auf der Hand [liegt], daß hier schon 'sensibilisierende Konzepte'<sup>79</sup> ihren Herrschaftsanspruch geltend machen" (1998, S.10). Nach der Definition der Achsenkategorien werden Textstellen, die den Achsenkategorien als zugehörig erkannt werden, herangezogen: Unterschieden wird dabei zwischen dem axialen Kodieren im weiteren Sinne, bei dem "einschlägige" Textstellen gesucht werden, und dem daran anschließenden axialen Kodieren im engeren Sinne, bei dem "weniger einschlägige Textstellen [herangezogen werden]" (Böhm et al. 1992, S.50). "Einschlägige" Textstellen sind solche, in denen das Phänomen direkt angesprochen ist, in "weniger einschlägigen" Textstellen finden sich Hinweise, mit denen auf das Phänomen geschlossen werden kann.<sup>80</sup>

Angelagert an die Ausarbeitung der Achsenkategorien ist nun als nächster Schritt das "Herausarbeiten von Beziehungen (Relationen) zwischen der Achsenkategorie und den damit in Beziehung stehenden Konzepten in ihren formalen und inhaltlichen Aspekten" (a.a.O., S.50). Entsprechend dem Kodier-Paradigma nach Glaser und Strauss, das "dazu verhelfen [soll], systematisch über die Daten (Texte, Textstellen) nachzudenken und komplexe Beziehungen herauszuarbeiten" (a.a.O., S.51), sollen die Ursachen, die Konsequenzen, die Handlungen (Strategien, Taktiken) und die Kontextbedingungen (Zeit, Ort, Dauer, kulturelles Umfeld, individuelle Biographie) für den untersuchten Phänomenbereich (oder genauer: für die definierte Achsenkategorie) ermittelt werden. Nachdem z.B. zwei Kategorien als Achsenkategorien (im folgenden als A und B bezeichnet) gewählt wurden, werden danach "Textstellen aufgesucht, in denen von A und B die Rede ist, ebenso ... benachbarte Textstellen, die Hinweise auf eine Relation zwischen A und B liefern können" (a.a.O., S.54). Dies gilt auch, wenn in der Untersuchung auf vorgegebene Achsenkategorien (z.B. den Leitfragen des Interviews folgend) zurückgegriffen wird: Dann werden "die vorgegebenen Kategorien bzw. Codes ... anhand des Datenmaterials überprüft ... [und] die Relationen zwischen den vorgegebenen Kategorien werden herausgearbeitet" (a.a.O.).

Im Laufe der weiteren Forschungsarbeit wird diese Prozedur für alle Achsenkategorien wiederholt, bis das Material insgesamt erschlossen ist und es zu keinem weiteren Erkenntnisgewinn kommt. Es sei hier vielleicht auch warnend gesagt, daß, obschon

---

<sup>79</sup> Unter sensibilisierenden Konzepten verstehen die Autorinnen "alle (Vor-) Urteile, Erlebnisse, Meinungen, Theorienbestandteile, die die Urteilsbildung der Auswertenden wesentlich beeinflussen" (Jaeggi et al. 1998, S.10).

<sup>80</sup> Im Grunde ähneln sich textanalytische Verfahren in diesem Schritt. So geht es etwa im Rahmen der strukturalen Rekonstruktion nach Heinz Bude ebenfalls darum – nachdem in einem ersten Schritt die Frage leitend war, "nach welcher Logik die einzelnen Äußerungen aneinander anschließen, nach welcher inneren Notwendigkeit hier ein Wort das andere gibt" (Bude 1984, S.20) – weitere Textsequenzen zusammenzuziehen und damit zu prüfen, ob auch diese Textstellen "sich der Sinnregel fügen, oder ob Relationen zwischen einzelnen Stellen, die verstreut im Text liegen, auf ihrer Folie verständlich werden" (a.a.O., S.21).

ein solches Vorgehen suggeriert, die Kategorien und ihre Beziehungen würden in den Texten "entdeckt", dies relativierungsbedürftig erscheint: Denn "andere Auswerterinnen und Auswerter [können]", so Jaeggi et al., "wieder andere Kategorien extrahieren, 'richtig' oder 'falsch' gibt es dabei nicht" (1998, S.13), wobei die Autorinnen versichernd, beinahe beschwörend hinzufügen: "obwohl die Auswertung wiederum auch nicht willkürlich ist" (a.a.O.).

#### 2.2.5.2 *Ergebnisse des axialen Kodierens*

Im Zentrum der weiteren Betrachtung seien vier für das Interview mit Joy herausgearbeitete Achsenkategorien vorgestellt. Kategorie 1 betrifft Joys Selbstabwertung und die damit in Verbindung stehende Strategie des Verharmlosens und Relativierens, mittels derer sie anscheinend versucht, die Schärfe der – ansonsten vielfältig und male-risch beschriebenen – Konflikte abzuschwächen, wobei ich zusätzlich davon ausgehe, daß möglicherweise das malerische Ausgestalten bereits selbst als Strategie verstanden werden kann. Die zweite Kategorie "Verinselung der Katastrophen" verweist auf eine Zuspitzung, die resultiert, wenn Prozesse oder Ereignisse als so bedrohlich erlebt werden, das sonst ausreichende – "schwächere" – Strategien nicht mehr genügen. Während die Kategorien 1 und 2 für Joy zentrale Phänomene und mit diesen verbundene Strategien betreffen, zielt Kategorie 3 auf relevante Kontextbedingungen, welche diese Phänomene bzw. Strategien teilweise fast im Sinne eines Teufelskreises verstärken. Sie sind zentriert um Joys Tendenz, sich und das eigene Handeln aus der vermuteten Sicht Dritter zu betrachten und abzuwerten. Die 4. Kategorie schließlich behandelt Joys gleichermaßen stabilen und fragilen Identitätsentwurf, der eine Versöhnung des biographisch und aktuell Widersprüchlichen für eine ferne Zukunft vorsieht.

#### • Erste Achsenkategorie: Selbstabwertung und Strategien der Verharmlosung

Bereits in der Eingangserzählung war für Joys Erleben und ihre Darstellung eine Tendenz zur Selbstabwertung deutlich geworden, häufig verknüpft mit Strategien der Verharmlosung wie Rechtfertigung, Relativierung, Entschuldigung, Verkleinerung, Bagatellisieren. Zur Präzisierung und Explikation bietet sich an, zunächst die im Interview angesprochene Passage über Joys Suizidversuch näher zu betrachten. Joy kommt darauf zu sprechen, nachdem sie kurz ihren Selbstzweifel *innerhalb ihrer Beziehung* ausgeführt hat und daß sie überrascht war, daß ihr Freund, der sich für einige Wochen außerhalb von Berlin aufhielt, sie bereits nach fünf Tagen anrief, was sie nicht erwartet habe, da sie immer das Eintreten vom Schlechtem vermute (in diesem Falle also, daß der Freund keine Sehnsucht verspürt), eine Neigung, die sie mit "die negative Welt bei mir is' so RIESIG" (416)<sup>81</sup> kommentiert. In diesem Kontext kommt sie nun auf ihren Suizidversuch zu sprechen: "Ja eine ganz wichtige Sache hab' ich noch vergessen mit dem zarten Alter von 13 \* hatt' ich dann auch mein'n ersten kleinen ich-hab-keine-Lust-mehr-auf-diese-Welt-Versuch" (424-427). Nicht nur, daß sie mit der Formulie-

---

<sup>81</sup> In der folgenden Darstellung der weiteren Auswertungsschritte sowie in den drei Falldarstellungen in Kapitel V. habe ich die Zeilennummern aus den Interviewtranskripten hinter den Originalzitate angeben; Zitate aus den Zweitinterviews sind mit einem Z vor der Zeilennummer versehen. Es sei hier angemerkt, daß die Angaben nicht der direkten Überprüfbarkeit dienen, sondern z.T. die Möglichkeit eröffnen sollen, nachzuvollziehen, ob die verwandten Zitationen sequentiell zu lesen sind oder ob (im Zuge des axialen Kodierens) weit auseinanderliegende Textteile interpretativ aufeinanderbezogen wurden.

rung "im zarten Alter" eine Distanz zu der "wichtige[n] Sache" herstellt, auch ihre Umschreibung als "mein'n ersten kleinen ich-hab-keine-Lust-mehr-auf-diese-Welt-Versuch" negiert in zunächst unverständlicher Weise die Tat und ihre Gründe dafür, die sie wiederum als gewichtig anführt: nämlich daß sie "nicht die SCHÖNSTE die BESTE und die TOLLSTE war" (453) und an depressiven Zuständen litt – daß damals "von vier Wochen ähm \* ja, 20 Tage Weinen und ein Tag Lachen war" (456-457). Auch als sie gegen Ende des Interviews noch einmal auf den Suizidversuch angesprochen wird, summiert sie erneut: "Dis war halt irgendwie davor wochenlang irgendwie wieder traurich und depressiv sein und dann 'ne Fete und einfach alles Scheiße finden und so viel toll aussehende Frau'n und trallala" (2118-2221), bleibt aber bei der konkreten Darstellung des Selbstmordversuches wieder ähnlich distanziert, indem sie erwähnt, daß sie an ihrem Arm "rumschnippelte" (2091), dabei von einem Freund beobachtet wurde, dies aber später nicht "groß ausdiskutiert oder geredet [wurde und] daß es so'n[e] \* Randsache" (2097) gewesen sei. Dieser Eindruck verstärkt sich auch dadurch, daß sie auf die Frage, ob ihre Eltern von dem Suizidversuch wußten, antwortet, sie glaube, ihre Mutter könne es vielleicht vermuten – "ich hab's ma' irgendwie so \* na also nicht ernsthaft nur probiert oder so" (2100).

In ihrer Beschreibung verwischen sich einige Elemente oder sie heben sich gegenseitig auf: Auf der einen Seite stehen Bedrohungsängste, Selbstabwertung und Selbstzweifel bis hin zur Destruktion, auf der anderen Seite Verharmlosungen ("Randsache") und Verniedlichungen, die ihre Absichten als unernst bzw. nicht ernst zu nehmend erscheinen lassen (sollen?), aber auch dafür stehen können, daß sie selbst sich in ihren Wünschen und Kränkungen nicht ernst nimmt, diese (und sich) nicht akzeptiert. Und es vermischen sich letztlich auch die Perspektiven, denn obwohl der Suizidversuch als "Kinderkram" in seiner Bedeutung abgewertet scheint, bleibt gleichzeitig eine erzählerische Aktualität bestehen, wenn sie – damals 13jährig – erwähnt, daß da "so viel toll aussehende Frau'n" gewesen seien. Welche Brisanz hinter ihren teilweise saloppen Formulierungen liegen mag, wird auch darin deutlich, daß Joy nach Erwähnung des Suizidversuchs als erstes markiert: "Was mich erschreckt ich kann nich' sagen ob ich froh bin daß es nich' geklappt hat" (429-430). Auch ihre Andeutung des "mein'n ersten" läßt offen, ob es weitere Suizidversuche gab (zumindest spricht sie nicht darüber); ebenfalls unklar ist, ob Suizid als Option für sie weiterhin denkbar bleibt.

Joy selbst erwähnt dann im Interview explizit zwei Strategien, die ein wenig den Charakter von Rettungsversuchen haben und mit denen sie scheinbar destruktiven Gedanken entgegen wollte. Zum einen sei sie aus "Selbstschutz" (444) – und wie es scheint halbherzig – "in die Richtung des Buddhismus gegangen" (435): Sie erzählt diese Passage sehr distanziert, präzisiert inhaltlich kaum und resümiert nur für sich, sie könne es "nich' erklären also sag' ma' einfach irgendjemand hat da'n Sinn reingesetzt und äh \* ich muß'n einfach ausleben" (448-449). Der Eindruck der Halbherzigkeit dieser Strategie verstärkt sich noch, als sie – nachdem die Interviewer(innen) kurz das Thema Religiosität gestreift haben – nur anmerkt, es habe in dieser Hinsicht keine weitergehende oder tiefere Beschäftigung gegeben: "hab' halt auch wiederum da, wie ich bei allem dis mache, so'n paar positive Sachen rausgeschnappt irgendwie, und die halt für mich auch positiv verwendet" (2376-2377).

Eine zweite Strategie kann als Kompromiß verstanden werden, mit dem Joy zwischen (von ihr so erlebten) mangelnden Gestaltungsmöglichkeiten bei gleichzeitig sehr hohen Ansprüchen an sich selbst zu vermitteln sucht. Joy erwähnt diesen Erklärungs-



versuch, den sie mit dem Begriff "Smarsch" belegt, ganz am Ende des Interviews. Demzufolge gibt es kein Schicksal bzw.

Smarsch is' für mich schon so 'ne Art Schicksal, aber beim Schicksal is' dein Lebensweg ganz genau vorgeschrieben, ich glaub', daß du mehrere Lebenswege hast und je nachdem, wieviel du daran arbeitest und welchen Lebensweg du einschlagen willst, erreichst du's. Deswegen, da sind so lustige Kleinigkeiten: als ich den Selbstmordversuch hinter mich gebracht hatte, dann dachte ich mir, ich will jetzt=n Freund haben. Zack, hat ich mein' Jens, vier Jahre lang. Und die Beziehung hat gehalten, hat mich weitergebracht. So, dann meinte ich, ich will jetzt' ein' Nordafrikaner, weil Araber haben mich immer schon int'ressiert, so kam Karim in mein Leben (2453-2459).

Auch hier verharmlost Joy sprachlich mit "lustige Kleinigkeiten", wenn sie in der Folge wesentliche Thematiken kurz benennt, ihren Suizidversuch und ihre Beziehungen. Von letzteren sagt sie an anderer Stelle, daß diese der "Mittelpunkt in meinem Leben" (1612) seien, den sie "viel zu wichtig" nehme, da ihr Ziel und ihre Hoffnung sei, "in paar Jahren geschafft [zu] haben mich als Mittelpunkt zu sehen" (1616-1617). Nimmt man ihre selbst genannten Lebensperspektiven hinzu, so läßt sich ein nur geringer Gestaltungsspielraum erkennen, denn nicht sie stellt den Sinn her, sondern "irgendjemand hat da'n Sinn reingesetzt". Dies erinnert ein wenig an all die von Joy unternommenen Versuche, über die Nutzung biologischer Metaphern bzw. durch die Betonung ihrer ökonomisch herausgehobenen und gesicherten Position für das eigene Handeln und Können nicht verantwortlich zu sein.

#### • Zweite Achsenkategorie: "Glück im Unglück" – Verinselung der Katastrophen

Je bedeutsamer und dramatischer Ereignisse in Joys Biographie zu sein scheinen, desto notwendiger wird über deren Verharmlosung hinaus eine Strategie, die ich als "Verinselung" bezeichnen möchte. Neben ihrem Suizidversuch können auch die anderen von ihr nachgereichten (schwierigen) Passagen – ihre Fehlgeburt, ihre Eßstörung, daß sie (wohl wegen Klaustrophobie) in psychologischer Behandlung ist – im Sinne einer solchen Verinselung verstanden werden, denn es eint sie nicht nur, daß Joy diese Geschichten nachreicht, sondern auch, daß Joy sich selbst in ihrer Darstellung nicht ernst zu nehmen scheint, sich und ihr Erleben abwertet, wobei diese Geschichten dennoch immer einen dramatischen Kern beinhalten.

So erwähnt sie im Zusammenhang mit der Frage, ob sie Kinder möchte, eine Fehlgeburt – "dis war se amüsant weil ich wußte nicht daß ich schwanger war [I1: oops!] dis war 'ne ganz tolle Sache ja, hab' ich Glück im Unglück gehabt" (1413-1415) – um damit die Frage dahingehend zu beantworten, daß es nicht sicher sei, ob sie Kinder bekommen könne. Sie löst diese Unsicherheit zunächst pragmatisch, indem sie angibt, daß sie sich auch vorstellen könne, ein Kind zu adoptieren. Aber auch hier folgt ihr Schwanken zwischen Negativem und Positivem, wenn sie erst fragend anmerkt, ob es angesichts des "Zustandes der Welt" überhaupt "sinnvoll" (verantwortbar?) sei, Kinder zu bekommen, um dann ihre Ausführungen etwas hoffnungsvoller damit zu beantworten, sie wisse "nicht vielleicht trägt mein Kind dazu bei daß wir's schaffen im Jahre 2090 äh, irgendwo im Weltall auf'n anderen Planeten [zu] leben" (1470-1471).

Im Kontext der Frage nach ihrem Verständnis von sich als Frau (bzw. nach ihren Vorstellungen von einer "perfekten Frau") kommt sie auf ihre "Eßstörung" zu sprechen, daß sie

nämlich mit 15 's wahnsinnig interessant fand auszuprobieren, wie lange ich ohne Nahrung auskommen auskommen kann, also bestimmt über'n dreiviertel Jahr heftig eßgestört war. Und also da schon sehr magersüchtig war, muß man schon sagen [I1: hups] dja, war janZ KLASSE (2023-2027).

Joy schwankt auch in diesem Zusammenhang beständig zwischen (ihrer Perspektive folgend) negativen und positiven Polen der Bewertung ihrer Eßstörung hin und her. In ihrer aktuellen Erklärung für die Eßstörung, bei der sie eine Mischung aus vergangener und heutiger Betrachtung anbietet, nennt sie als Grund "ich fand mich zu dick" (2036) und deklariert ihr Vorgehen "als Experiment" (2037), und sie kann sich – auch heute – kaum eingestehen, daß es sich um eine "Störung" (2038) handelte. So antwortet sie auf die Frage, wie sie sich damals gefühlt habe, sie sei "stolz [gewesen] ich hab' endlich mal was durchgehalten" (2049). Und weiter: "'s war ganz erschreckend, weil ich hab' wirklich mit mei'm eignen Willen, ähm mir über'n halbes Jahr lang ganz extrem die Nahrungs die normale Nahrungsaufnahme verweigert. Hab's supergut durchgehalten (LÄCHELT)" (2051-2052). Auch wenn es ein Spezifikum der Magersucht bzw. von "gewollten" Eßstörungen zu sein scheint, daß mit ihnen auch Stolz einhergeht, eine Grenze zu spüren oder über Grenzen zu gehen, ist bezogen auf Joy über die spezifische Krankheit hinaus interessant, daß sie wieder in dem Negativen eine Positivierung vornimmt, sich über dieses Negative nun sogar so weit definiert, daß es zum eigentlich Sinnstiftenden wird.

Auf ihre psychologische Behandlung kommt sie zu sprechen, als es um die Frage nach ihren beruflichen Perspektiven und Wünschen geht. Sie hebt an, daß sie auch Interesse an Psychologie habe, bricht dann aber ab: "Oh ich hab' euch ja noch was ganz wichtiges verschwiegen [I1: her damit (LEICHT LACHEND)] ich bin selber bei einer Psychiaterin (LEICHT LACHEND) äh Psycho// 'ne Psychologin [I1: aha] Psychiaterin ist falsch" (1495-1499). Daß Joy, die bekundet, Interesse an Psychologie zu haben und sich selbst in therapeutischer Behandlung befindet, zunächst Schwierigkeiten hat, den Berufsstand anzugeben und den vermeintlich schärferen Begriff der Psychiaterin einführt, mag vielleicht auch so gelesen werden, daß sie zwar um die Schwere ihrer Probleme weiß, diese aber versucht abzuschwächen. Dieser Eindruck wird auch dadurch vermittelt, daß sie – in einem nächsten Schritt selbst überlenkend zu den Gründen der Behandlung – zunächst nur angibt: "weil ich äh \* den Grund weiß ich eigentlich" (1501). Sie kommt dann zu Problemen mit ihrem eigenen Selbstverständnis und daß sie

bloß nich' [wußte] wie ich gegen ankämpfen soll, weil ich halt aufgrund meine selber so unzufrieden zu sein und mich nun entscheiden konnte, wenn ich jetzt' wegfahre oder irgendwo so oder mit mir alleine bin mit mich, mit mir konfrontiert fühle \* halt dann so 'ne kleinen klaustrophobischen (MIT VERHARMLOSENDER KINDERSTIMME) Anfälle bekommen habe, und doch unter extremer Klaustrophobie eigentlich leide (1501-1505).

Auch hier versucht sie zunächst zu verharmlosen, ihr Problem zu verkleinern, sich beinahe etwas ahnungslos zu geben. Es wirkt fast so, als ob Joy keine für sich adäquate Weise findet, sich angesichts ihrer mannigfaltigen Schwierigkeiten auszudrücken, als laufe sie Gefahr, ohne diese Verkleinerungen im Gespräch selber von der Schwere überwältigt zu werden. Dies wird auch deutlich, als sie zu umreißen versucht, welche Ziele sie mit der Therapie verfolgt: "ähm ne also, ich muß jetzt' # Psychologin's probieren (AB # WORTE UNSICHER) mich da irgendwo zu bekämpfen oder zu, HEILEN oder zu \* klären was auch" (1512-1513). Dahinter verbirgt sich dann in den weiteren Ausführungen, daß sie sich wieder als Person nicht ernstzunehmen scheint, denn über die Therapie sagt sie, daß diese "eigentlich mehr Kaffeekränzchen geworden" (1517) sei, und sie habe

'n bißchen falsche Vorstellung vom Psychologen, ähm weil ich doch oder tu' ich eigentlich immer noch, [I1: hm] ich erhoffe mir immer noch das Patentrezept (I2 LÄCHELT) [I1: ja] wie liebe ich

mich selbst? Wie werd' ich selbstzufriedener, [I2: hm] und äh \* wie kann ich mit mir klarkommen mein Leben leben meine Ziele erreichen. [I1: ja] boa (!), ne. [I1: aha] Anhand dis geht ja nun leider nich' und ich würd' ma' sagen soo \* hab' einfach jetz' schon Schritte, zu den hingetan was ich erreichen wollte oder sollte \* was jetz' noch kommt dis werd' ich sehen (1546-1558).

Hier scheint allerdings auch – verglichen mit anderen Passagen – eine Besonderheit in der Gestaltung von Joys Erzählweise auf, denn die Erzählung endet mit einer versöhnlichen Bilanzierung, was sowohl das aktuell Erreichte anbelangt als auch das Antizipierte, Zukünftige, lediglich ihre Formulierung "was ich erreichen wollte oder sollte" wirkt wieder etwas barsch.

Wenn neben den inhaltlichen Besonderheiten der Erzählungen und Erzählweise – den Verharmlosungsversuchen durch Bagatellisierung (Suizidversuch als Experiment), durch Aufwertung (Stolzsein auf Magersucht) oder durch Abwertung (Therapie als "Kaffeekränzchen") – das formal Gemeinsame betrachtet wird, so fällt auf, daß diese Berichte allesamt nur eingeflochten werden (evoziert durch das in Frage stehende Thema [Kinderwunsch] oder aber bei dem Versuch, einen Entwurf vorzulegen [wie beim Thema Berufswunsch bzw. -ziel]). Fast wirkt es so, als ob sich diese Geschichten förmlich in die Erzählung hineindrängen. Ich möchte sogar soweit gehen zu vermuten, daß diese Geschichten von Joy möglicherweise als gar nicht zu sich gehörig akzeptiert werden – zumindest würde diese Interpretation verstehen helfen, warum Joy die Geschichten erst im Laufe des Interviews, nicht aber in der biographischen Rahmung, die durch die erzähleröffnende Frage erbeten war, miteinbezieht. Damit wende ich mich gegen eine mögliche Interpretation, daß sie aufgrund eines fehlenden Arbeitsbündnisses bzw. einer nicht ausreichend hergestellten Vertrauensbasis zunächst zurückgehalten wurden, denn Joy markiert in dem Interview sehr schnell, daß sie Probleme hat, und berichtet auch ausführlich, wenn auch zu Beginn des Interviews – wie beim offenen Kodieren schon hervorgehoben – immer verbunden mit dem Versuch, sich oder die damit transportierten Sachverhalte zu entschuldigen und zu rechtfertigen. Dabei scheint ihre Bemühung, den Gehalt und die Schwere dieser Geschichten herunterzuspielen, gleicherweise zu gelingen wie zu mißlingen, denn den Verharmlosungen und (Selbst-) Beschwichtigungen folgen am Ende doch immer die scharfen Töne.

Darüber hinaus eint alle Geschichten, daß sich in ihnen die Perspektiven von damaliger und heutiger Betrachtung vermischen, wobei letztlich die heutige Erlebensperspektive so stark ist, daß die Relativierungen zwecklos erscheinen. Wie sehr dieses Muster die Erzählungen von Joy auszeichnet, zeigt sich etwa an einer Szene, die sie ausführlich schildert, bei der sie "zu spät nach Hause gekommen" war: Die Mutter wird als sehr besorgt gezeichnet, sie habe die ganze Nacht geweint, während der Vater Joy wegen ihrer Rücksichtslosigkeit heftig kritisierte. Sie beendet diese Erzählepisode damit, daß sie auch nachträglich ihr Recht reklamiert mit den Worten "war ja MEIN dreizehnjähriges vierzehnjähriges Erwachsenenleben" (1230-1231) und damit auch hier in der heutigen Erzählperspektive (und Erlebensperspektive) verbleibt.

- Dritte Achsenkategorie: Soziale Vergleiche – der antizipierte abwertende Blick "durch andere Augen"

Wenn ich bisher in der Analyse vor allem Joys Darstellungsweise ihr wichtiger Erlebnisse fokussiert habe, um daran ihre (sprachlich-darstellerischen) Formen des Umgangs verständlich zu machen (in der Terminologie der Grounded Theory mich mit dem Bereich Phänomen – Strategie beschäftigt habe), möchte ich mich im folgenden Schritt den hier vermutlich wirksamen Bedingungen zuwenden. In diesem Zusammenhang bietet sich aufgrund der Ergebnisse aus dem offenen Kodieren an, jene Stellen

heranzuziehen, in denen es um Joys Selbstverständnis geht und um ihre Neigung, sich durch die Augen (kritischer) Anderer zu sehen.

Joy selbst benennt dieses Problem sehr klar, als sie etwa auf die Frage einer Interviewerin im Anschluß an die Erwähnung ihres Suizidversuchs – "hast Du Dich da selber gemocht?" (480) – antwortet:

Nee das ist auch mein Problem, also im Prinzip [...] seitdem ich \* so diesen Übergang von vom Kind und Erwachsene hab' [I2: hm] äh, kann ich eigentlich nich' sagen daß ich mich sehr mag oder. \* Also weißt Du, das is' halt immer so, ich betrachte mich nie alleine, also ich bin irgendwie immer 'n Mensch der für jemand anders DA is', also bin halt gern für meine Freunde da (481-487).

Auch hier zeigt sich, daß Joy – obwohl sie ihr Problem umreißt, es zeitlich lokalisiert und präzisiert – ohne äußeren Anlaß aus (der Stringenz) ihrer Erklärung ausbricht und konkretistisch antwortet, indem sie von der Ebene des sich Beobachtetfühlens darauf wechselt, daß sie gerne für ihre Freunde präsent ist und damit wieder ablenkt von ihrer Perspektive der Problemsicht, die sie an anderer Stelle äußert, daß sie nämlich befürchtet, andere (vor allem ihr Freund) könnten jene Frauen, die dem Stereotyp einer perfekten Frau ähnlich scheinen – eine die "blonde Haare hat 'ne großen Busen und wunderschöne lange Beine" (518-519) – attraktiver, anziehender finden als sie. Auch wenn sie für sich festhält, daß sie andere Kriterien anlegt und daß Frauen, die sie attraktiv findet, "dann halt, meistens nie 'ne perfekte Frau" (512-513) seien, nutzt ihr dies wenig, weil sie selbst sich durch die anderen scheinbar perfekten Frauen – bzw. durch das von ihr diesen zugesprochene Interesse von Dritten – in ihrem Wert bedroht fühlt.

Insoweit scheint hier eine Diskrepanz auf zwischen dem, wie sie sich selbst sieht, dem, wie sie andere sieht (denen sie alles erdenklich Positive zuschreiben kann), und dem, wie sie glaubt, von anderen gesehen zu werden. Ihr Selbstbild ist das einer Person, die kaum etwas kann, und das wenige Können wird zurückgeführt auf äußere Umstände. Demgegenüber scheinen ihrer Erzählung nach konkurrente Frauen als perfekt, ihren Freund und ihre Freund(inn)e(n) beschreibt sie als intelligent bzw. intellektuell. Die Art und Weise schließlich, wie sie selbst von anderen gesehen wird, thematisiert zwei Ebenen: Zum einen spricht sie diesen anderen zu, daß diese sie besser beurteilen können als sie sich selbst, zum anderen kann sie keine Gründe anführen, was andere an ihr schätzen könnten.

Das wird in einer langen Passage besonders deutlich, in der sie – nachdem sie erzählt hatte, warum ihr andere bzw. Freund(inn)e(n) wichtig sind – gefragt wurde, was sie den Freund(inn)en bedeute, "was Du ihnen gibst" (830). Was folgt, ist, daß Joy unsicher ist, ob (bzw. richtiger: sie zieht über die Gesamtpassage in Zweifel, daß) sie ein "ernstzunehmender (RÄUSPERT SICH) Diskussionspartner" (880) ist. Es folgen dann doch "so Kleinigkeiten" (917), die sie erwähnt und mit denen sie die anderen "beeindruckt \* was heißt beeindruckt, also dis dis finden sie auch gut an mir" (917-918), wozu sie u.a. ihr "GUTES Englisch" (915) rechnet und damit in jener Perspektive verhaftet bleibt, die ich bereits beim offenen Kodieren angesprochen habe, als Joy quasi als guten Leumund für sich die Betrachtung anderer heranzieht, um ihre – in ihrer Perspektive – wenigen positiven Züge zu charakterisieren.

In ihren weiteren Ausführungen markiert sie die Bedeutung der anderen für sich selbst genauer:

Also ich seh' mich nie [...] also mich immer andere d-durch durch andere Augen sehe \* [I2: hm] also und und und auch andere durch die Augen anderer [I2: hmhm] sehe \* [I1: hmmm] und ich

meine dis is' falsch dis geht so nich' ich hab' da – also ich mach' mich glaub' ich so kaputt oder ich tu' mir so weh (928-936).

Was andere sehen oder sehen könnten, würden sie ihren "Mogeleyen" nicht folgen, ist extrem bzw. wird von ihr sehr extrem beschrieben, auch wenn der Ausgang ein wenig verständlich stimmt:

Ich hab' noch nich' so=n Saublöden gefunden wie mich, der sich selber so runtermacht, obwohl er überhaupt kein Grund hat [...] da is' niemand, der sich von der Substanz her kaputt macht. Alle nur, die sich halt so'n bißchen bemitleiden. Also eine wie ich habe ich echt noch nich' getroffen. [I1: Du machst Dich von der Substanz her kaputt?] Ich glaub, ja \* ich bin jetz' nich' jemand, der sich vor den Spiegel stellt und sagt, boah der Pickel oder was, das is' mir schon wieder zu banal \* das is' mehr das Gesamte und der allgemeine Wert \* [I1: Glaubst Du, daß Du gar nich' so gut bist, wie and're Dich sehen?] \* Nee, ich glaub, daß ich gar nich' so schlecht bin, wie ich mich sehe \* und das and're mich vielleicht viel besser sehen, als ich denke" (2598-2606).

Insgesamt stehen bei ihr zwei Pole einander wohl antagonistisch gegenüber: ein abstraktes Wissen um sich als eine Frau, die Schwierigkeiten hat einerseits, und ihr Unvermögen (ihre Unlust?), an dieser Einschätzung und Situation auch praktisch etwas zu verändern andererseits. Sie ist in einem sehr hohen Maße für sich und ihre Umgebung aufmerksam und reagiert empfindlich, wozu auch gehört, daß sie sich permanent als auf dem Prüfstand befindlich erlebt und nicht mit sich in Ruhe sein kann, weil sie die (vermeintlichen) Erwartungen der anderen und deren Urteile antizipatorisch "aufsaugt". Gleichzeitig scheint sie nicht in der Lage, sich von diesem (Selbst- und Welt-) Bild zu distanzieren, bis sie letztlich beinahe ohnmächtig versucht, sich dieser damit auch faktisch gewordenen Selbstansprüchlichkeit zu entledigen.

Wie schwer es Joy fällt, die (vermutete) Außenperspektive aufzugeben, und wie sehr ihr starker Selbstzweifel das gesamte Interview wie ein roter Faden durchzieht – mit dem darin liegenden Potential an Selbstdestruktion, dem Wunsch nach Anerkennung, der mangelnden Selbstliebe bzw. Selbstakzeptanz (weshalb sie auch meint, keine Akzeptanz von anderen erwarten zu können), der Unsicherheit, wer sie in den eigenen Augen und in den Augen der anderen ist –, zeigt sich auch, als die Interviewerinnen mit einem "Trick" versuchen, Joy zu einer anderen Darstellungsweise zu veranlassen, und ihr anbieten, sich vorzustellen, sie sei "ganz allein auf der Welt" (955) und würde in einen Spiegel schauen, ob sie sich dann gefallen würde, was von den Interviewenden aufgrund der von ihnen wahrgenommenen Attraktivität Joys und auch für ihre Fähigkeiten unabhängig der von Joy als zentral erachteten und bemängelten Sicht auf das Äußere, angenommen wurde. Doch dieser Trick verfehlte seine Wirkung, denn nach einer langen Pause folgte:

Ich glaub' die Frage kann ich so nich' beantworten weil ich mein' dann wär sowieso alles anders [I1 LACHT; I2: em – stimmt (LACHT)] meine dann hätt' ich halt – da hätt' ich ja niemanden – meine da hätt' ich MICH und ich müßte mir geFAllen und is' okay aber ich hätt' ja keinen d-dem ich gefallen muß. (I1: hmhm) Ich meine ob ich da nun 'ne große oder 'ne kleine Nase hab' ich meine \* ja mir dann eigentlich egal (957-963).

In der Folge fällt es Joy nicht nur schwer, weitere Ausführungen zu machen, sondern sie mißversteht auch die folgende Aufforderung "und wenn Du einfach ma' die andern außen läßt?" (964) und bleibt beharrlich, indem sie bei der Auflistung guter Eigenschaften es kaum schafft, direkt von sich zu erzählen:

Also wenn man's so wie'n Kind einteilt: dis [I1: hm] is'n gute Mensch weil er is' lieb und er mag Tiere [I1: hm] und er hilft anderen [I1: ja, I2: hmhm] und sowas – dann bin ich'n guter Mensch

auf jeden Fall \* und und das mag ich halt schon an mir daß ich \* weiß ich bin für andere DA und und \* ja [I1: hmhm] ich kann auch and're glücklich machen 'ne (970-981).

Joy's Neigung, anderen, für die sie da ist (bzw. sein will), Macht über sich einzuräumen, sich ihnen auszuliefern und sich als Akteurin beinahe bis zur Unkenntlichkeit zurückzunehmen, spitzt sich am Ende des Interviews drastisch zu. In der Bilanzierungsfrage, in der gebeten wurde, sich vorzustellen, es würde ein Film über sie gedreht, antwortet Joy zunächst summierend, es wäre

schon eigentlich ein ziemlich int'ressanter Film \* da sind viele verschiedene Orte der Welt drin, wahnsinnig viele Menschen, vom gleichen Alter wie ich jeweils hab', bis 50 Jahre älter. \* Sehr wichtige Menschen auf jeden Fall sind immer meine Partner, Beziehungspartner \* meine Eltern eigentlich auch, die müßten auch auf jeden Fall mit drin sein, aber auf jeden Fall komischerweise nicht als Hauptfiguren (2629-2632).

Bis hierher also bildet die Antwort eine Zusammenschau wesentlicher Akteur(inn)e(n) ihrer Erzählungen, sie bezieht die vielen Reisen ein, die besondere Rolle ihres Freundes und ihre Eltern. Doch dann nimmt die Antwort eine negative Wendung, denn Joy fährt – sich nun selbst einbeziehend – fort:

Klingt jetzt sehr komisch, aber ich glaub' die Hauptfigur wär' doch ich und äh \* mein kleiner böser Geist neben mir oder zerstörender Geist. [I1: Aha, wie das?] Ja, das will meine Psychologin ja auch die ganze Zeit aus mir herausbekommen (I2 LACHT, I1 UND J SCHMUNZELN). Also wir haben uns darauf geeinigt, daß ich hier hinten (ZEIGT AUF EINE STELLE AM NACKEN, OBERER HALSBEREICH), weil ich auch hier immer Schmerzen hab', ein großes schwarzes Ding is'. Das is' groß und schwarz und saugt alle negativen Dinge auf und läßt die positiven Dinge nich' rein. Dis is' es (LACHT). Ich hab's auch schon mal gemalt, sieht eklig aus, langweilig. \* [I1: Also ihr zwei, sozusagen, tingelt durch die Welt.] Ich weiß halt immer nich', wer mit wem tingelt (ALLE LACHEN), ich glaub' ich tingle zwar mit ihm, aber er führt mich" (2633-2643).

Joy gelingt es mit dieser Antwort, daß sie sich als Hauptprotagonistin ihres eigenen Lebens zeichnet und sich im gleichem Atemzug davon befreit, indem sie nun vollends ihre Verantwortung für sich und ihr Handeln an ein "großes schwarzes Ding" delegiert. Und auch auf die Nachfrage, ob "der Film ein Happy End" (2652) habe, entwirft sie ein Bild von sich "mit grauen langen Haaren, 'ne alte Hippiebraut oder Möchtegern-Hippiebraut, Lebensfrau (I1 UND I2 SCHMUNZELN) und 100 000 Enkeln irgendwo \* und helf' einfach Menschen mit irgendwelchen tollen Ideen" (2655-2657), wobei der schwarze Fleck (und damit der böse Geist) "zumindest von den meisten Haaren verdeckt" (2659-2660) ist, d.h., "er is' nich' so sichtbar, wie sonst" (2660). Und auch dieser Makel wird zuletzt zum "Glück im Unglück" umgedeutet: Denn es ist zwar der sichtbarste Ausdruck für eine Selbst- und Welthaltung, mit der sie sich, wie zuvor erwähnt, "von der Substanz her kaputt macht"; nun aber wird es kurzer Hand redefiniert als Schutz, als Materialisierung der positiven Essenz der selbst-destruktiven "Selbstzweifel" (2662): "Ich glaub', die brauch' man, um nich' zu überzeugt und zu eingebildet zu werden und zu egoistisch" (2662-2663).

Damit endet die Geschichte von Joy mit dem, was bereits in der ersten Auswertungsphase zur Sprache gekommen war, als erste Mutmaßungen dahingehend geäußert wurden, daß ihre Darstellung als "Überheblichkeit" und "Angeberei" verstanden werden könnte. Es bleibt der Eindruck, daß Joy ihren eigenen Fähigkeiten mißtraut und eine Fülle an Erzählungen aufbietet, diesen Eindruck ebenso hervorzurufen wie zu verwischen. So betont sie im Interview neben ihrer negativen Selbststilisierung immer wieder, doch nicht (als) das typische Einzelkind (erzogen worden) zu sein, und sie macht darauf aufmerksam, sie sei – trotz des elterlichen Vermögens (und damit ihrer

potentiellen Erbschaft) und den damit verbundenen Annehmlichkeiten – "bodenständig" (1763) und froh darüber, daß ihre Mutter darauf geachtet habe, daß sie keine "verwöhnte Zicke" (1788) wird (u.a. habe sie, seit sie 16 Jahre alt ist, "immer wieder gejobbt"). Die gleichwohl überwiegende starke Form der Selbstabwertung fungiert möglicherweise als Schutz vor einer starken Abwertung durch andere oder aus der Angst davor, von anderen in vernichtender Weise wahrgenommen und bewertet zu werden. Es ist eine Flucht nach vorn.

- Vierte Achsenkategorie: Abenteurerinnen, "die ihren Mann stehen" – Identität als in die Zukunft projizierte Integration des Widersprüchlichen

Vor dem Hintergrund der bislang zusammengetragenen Überlegungen soll nun abschließend der Blick auf einige zusätzliche Beschreibungs- und Entwurfskategorien gerichtet werden, die aus der erlebten Dichotomie starke Frauen – schwache Männer resultieren und Joys schwierige Suche nach Identität kennzeichnen. So nimmt sie, bezogen auf ihre Leitvorstellungen, wie sie "einmal werden möchte", Bezug auf Frauen Vorbilder, die sie in den Müttern von Freund(inn)en verkörpert sieht. Dabei versucht sie zwar mühevoll, den Begriff des Vorbilds zu relativieren, aber sie kommt doch immer wieder auf diese Bilder und Vorstellungen von Frauen zurück, die "ebend nicht ideal sind im allgemeinen Fall" (1313-1324) und "bißchen chaotisch" (1316); es sind Frauen, die "auf jeden Fall ihr eigen't Leben" (1316) leben und "seehr unkonventionell sind" (1318), "Frauen die ihren Mann stehen" (1322). Sie konkretisiert dies u.a. am Beispiel von Frauen, die eine Scheidung produktiv verarbeitet hätten, zwar auch in längeren Beziehungen leben, aber "vor allem sich als erstes sehen" (1327). Diese Frauen lesen viel, verfügen Joy zufolge über ein breites Wissen, sind berufstätig und neigen zu Abenteurerintennentum, indem sie "einfach nach Venezuela oder sowas alleine gehen" (1331).

In dieser Zeichnung des Vorbildhaften und den in ihr transportierten Wunschbildern vereint Joy möglicherweise väterliche und mütterliche Anteile bzw. deren von ihr positiv bewertete Charakteristika (eine nach Joys eigener Aussage nicht ganz untypische Vorgehensweise). Denn auf der einen Seite äußert sie zwar, daß sie nie wie ihre Mutter werden möchte, wobei sie dies fast ausschließlich an äußeren Merkmalen festmacht ("Chanel-Kostüm"). In einem direkten Vergleich betont sie, sie seien "halt zwei verschiedene FRAUEN" (1263), wobei Joy sich selbst als "Typ Italienerin" einschätzt, die Mutter als "Typ Engländerin", um zu akzentuieren, sie selbst sei gefühl- und temperamentvoll, während die Mutter – "korrekt angezogen" (1269) und "arbeitet fleißich" (1270) – ein "ganz bißchen reserviert" (1272) wirke. Gleichzeitig ist aber in einigen mütterlichen Zügen auch jene Stärke ausgedrückt, die Joy bei den Vorbildfrauen bewundert (so ist es die Mutter, die die Firma leitet, und nicht ihr Vater). Von dem Vater wiederum hat Joy den eigenen Angaben (und Wünschen) zufolge den "Geschmack geerbt" (1345); sie zeichnet ihn als Lebemann, "der's Leben doch \* genießt" (1352) und dem sie zuspricht, daß er "sein Ding halt macht" (1369). In ihrer aktuellen Eigendefinition sieht Joy sich als

'ne erwachsene Frau, die aber ihren Weg noch nich' richtig gefunden hat [11: hmhm] woBEI sie=n im Prinzip schon geht. \* Na sie braucht diese gewissen Leidens-Lebensabschnitte oder Erfahrungsabschnitte, um im Endeffekt dis zu werden was sie was sie werden WILL oder gutfindet. Weil ähm \* sie hat geseh'n daß halt bei DEN Frauen oder Menschen \* die halt irgendwie dem Gefühl geben dis dis so wie du's willst dis muß du gut dis Gefühl wolltest du (2144-2150).

Hier rekurriert sie auf Stärken, die sie sich im gesamten Interview abgesprochen hat: In der Projektion auf eine ferne Zukunft will es ihr scheinbar gelingen, sich als jene zu präsentieren, die stark ist, die weiß, was sie will, die weiß, was für sie gut ist. Doch zwei Merkmale fallen auf: Zunächst die innere Distanz, die Joy hier auch sprachlich zum Ausdruck bringt, denn sie spricht über sich in einer Weise, als handle es sich um eine andere. Möglicherweise bezweifelt sie nicht nur, daß sie aktuell diesem Entwurf genügt, sondern auch, ihn zukünftig erfüllen zu können. Dazu paßt, daß sie eine Art Entwicklungs-Krisenideologie vorträgt, nämlich daß Glück und Zufriedenheit nur um den Preis von Leiden möglich sein können; sie selbst wird in dieser Ideologie im besten Falle zur Krisenmanagerin, und es scheint ein langer Weg, der dorthin zurückzulegen ist: Das wirkliche Leben heißt "richtich bewußt \* zu leben" (2166), und es ist erst mit vierzig oder fünfzig Jahren erreichbar; davor liegende Lebensphasen versteht sie als "Vorstufen" zum Sammeln von Erfahrungen, um "aus[zu]probieren, welcher Weg oder wie man was macht" (2169-2170). Ein wenig scheint es gerade an dieser Stelle, als habe die biographische Kulmination, die Joy als unmittelbaren Austritt aus der Kindheit beschreibt und die sie "frühreif und krank" ins Erwachsensein stolpern läßt, die Chance auf ein "richtiges" Leben weit in die Zukunft katapultiert – als "spät-reif und gesund" läßt sich diese Utopie umgekehrt zusammenfassen. Wo keine Zeit für Jugend war (bzw. sie sich keine Zeit, keinen Raum genommen hat und/oder nehmen konnte), resultieren zwei Erwachsenenleben, ein mangelhaftes der Gegenwart und ein ideales in einer fernen Zukunft.

Diesem idealen Leben wie ihrer Vorstellung von diesem Leben, in dem sie perspektivisch "ihren Mann stehen" und "sich als erstes sehen" möchte, steht einiges entgegen, was sie erwähnt, als sie auf ihre Zukunft konkreter eingeht und entwirft, wie ein Leben mit Mann und Familie möglicherweise aussehen könnte. Der Mann bringt in diesem Zusammenhang für Joy "diese gewisse Autorität in die Ehe oder dann die Partner- oder Lebensgemeinschaft \* die ich vielleicht nich' mit reinbringen würde" (2438-2440), so auch gerade in bezug auf die Schulaufgabenbetreuung der Kinder (sie erwähnt dabei die naturwissenschaftlichen Fächer), ihre Aufgabe sieht sie darin, ihren Kindern "Liebe bei[zu]bringen (I2 LÄCHELT) und Natur" (2445). Als einer der Interviewenden das Angebot macht "und Du machst dann bei Kunst weiter" (2443), verneint sie dies mit dem Hinweis, daß ihr Freund das auch besser könne (obwohl sie an anderer Stelle erwähnt hat, daß ihr Freund auf ihre Initiative hin Museen besucht und daß sie ihr zukünftiges Berufsfeld in diesem Bereich ansiedelt).

Wenn ich diese beiden Passagen gegenüberstelle, fällt auf, daß Joy sich scheinbar – sobald sie sich nicht nur singular, sondern auf andere bezogen entwirft – nicht über jene von ihr als schwach empfundene bzw. dargestellte Rolle hinaus denken und entwerfen kann; statt dessen nimmt sie wieder die Rolle ein, die sie sich im Interview selbst immer wieder zugewiesen hat und an der sie nach eigenen Ausführungen leidet. Deutlich ist dieses Gefälle, das sie zwischen sich und anderen konstruiert, sobald diese ins Spiel kommen – ich erwähne dies noch einmal abschließend und exemplarisch für viele andere Beziehungen – wenn sie bezogen auf ihre Freund(inn)e(n) ausführt und hervorhebt, sie schätze an diesen vor allem, daß sie ihr "neue Anreize geben, mich zum Denken \* bringen" (792). Im gleichen Atemzug stellt sie in Frage, daß sie gleiches auch zurückgeben kann, und sie vermutet (und befürchtet), "nur" gemocht zu werden, weil sie "zärtlich und liebevoll" (885) ist, nicht aber, was sie sich wünschen würde, weil "andere auch was von meinem Intellekt nehmen können" (885-886).



Daß Joy entgegen der Zielvorstellung und dem Ideal einer reflektierten jungen Frau sehr in Rollenstereotypen verhaftet bleibt, zieht sich wie ein zweiter roter Faden durch das Gespräch. Im Zusammenhang mit ihren Freund(inn)en fällt dies in ihrer Darstellung auf, denn zunächst sei sie bis "siebzehn achtzehn eigentlich immer rumgeschlingert" (591-592), nur mit männlichen Freunden, von denen sie gemocht (bewundert) wurde; ansonsten nennt sie einige enge Freunde, markiert aber gleichzeitig, daß es schwierig sei "mit Männern", weil "dann doch die Sexualität 'ne Rolle spielt" (607), mit Freundinnen gerate umgekehrt das (belastende) Thema Konkurrenz leicht in den Vordergrund – "ja, warum gucken die sie jetzt an und dich nicht" (642-643). Als Schwerpunkt ihres Interesses an Männern nennt sie, daß sie "immer sehr irgendwie interessiert war Dinge zu erfahren und zu wissen" (654), womit sie Frauen tendenziell diese Fähigkeit abspricht und damit dem Bild verhaftet bleibt, das sich schon bei ihrer Vorstellung von "den blonden Frauen" andeutete: Auch bei der Beschreibung ihrer Freundinnen überwiegen oft im Konkreten negative Konnotationen, so wenn Joy erwähnt, sie verurteile "in mir drin sehr", sich mit einer Freundin zu treffen und "über belangloses \* Zeug irgendwie zu reden" (679), was sie selbst auch als "abfälliges" (683) Verhalten bezeichnet und sieht.

### 2.2.5.3 *Selektives Kodieren*

Das selektive Kodieren, mit dem die Auswertung abgeschlossen wird, findet nicht mehr auf der Ebene der unmittelbaren Materialarbeit (also der Arbeit mit dem Primärtext, z.B. einem Interview) statt, sondern es werden die Ergebnisse des axialen Kodierens herangezogen und in ihren Beziehungen zueinander ausgearbeitet. "Die Integration all dieser Kategorien zu einer Theorie erfordert als ersten Schritt die *Ermittlung* des für den Geltungsbereich der Theorie *zentralen Phänomens* und die Benennung der diesem Phänomen entsprechenden Kernkategorie" (Böhm et al. 1992, S.59; Herv. im Orig.). Es geht darum, "eine Gewichtung vorzunehmen, welche Kategorien, Dimensionen, Eigenschaften und Relationen für die Konstruktion der Theorie notwendig erscheinen" (a.a.O.).

Die Kernkategorie zeichnet sich formal durch ihre "vielfältigen Relationen zu allen anderen wichtigen Kategorien" und durch ihre "zentrale Stellung im Begriffsnetz" (a.a.O.) aus. Sie kann auf zwei Wegen ermittelt werden: Entweder kann eine Achsenkategorie zu einer Kernkategorie erhoben bzw. umformuliert werden, wenn sie "inhaltliche Kriterien wie die Bedeutsamkeit und der Erklärungswert eines Konzepts für den in Frage stehenden Phänomenbereich" (a.a.O.) erfüllt, oder es kann als zweite Möglichkeit durch das Zusammenfassen der vorhandenen Kategorien eine neue Kategorie formuliert werden. Zur leichteren Herausarbeitung einer Kernkategorie und ihrer Explikation wird es als hilfreich angesehen zu versuchen, entlang der vorliegenden Ergebnisse (dem Beziehungsnetz) eine "Geschichte" zu erzählen, die sich auf das *zentrale Phänomen konzentriert* und andere Phänomene einbezieht, ohne sich auf "eine additive Zusammenfassung" (a.a.O., S.60) zu beschränken. Abgeschlossen ist der Auswertungsprozeß, wenn "nach Festlegung der Kernkategorie, ihrer Eigenschaften und Dimensionen ... andere relevante Kategorien systematisch und schemageleitet ... in Beziehung zur Kernkategorie gesetzt [wurden]" (a.a.O., S.63).

Es sei allerdings darauf verwiesen, daß die in der Schlußphase der Grounded Theory vorgesehenen Arbeitsschritte nicht nur zur Ausformulierung einer (neuen Teil-) Theorie bzw. – wie Breuer (1999b) dies zurückhaltender formuliert – einer "Theorie-Skizze" beitragen können, sondern daß durch eine zu starre Verwendung des paradig-

matischen Modells auch die Gefahr besteht, die konkreten Personen aus den Augen zu verlieren, deren Lebensgeschichte und deren Konzepte gedeutet und rekonstruiert werden sollten. In diesem Zusammenhang können die Empfehlungen von Jaeggi et al. für die Schlußphase des Zirkulären Dekonstruierens – insbesondere für den systematischen Vergleich mehrerer Interviews – wieder hilfreich sein. Die Autorinnen führen aus, daß der Fokus bei der "Verdichtung" (bei ihnen der zweite Schritt in der zweiten Auswertungsphase) vor allem darauf gerichtet sein sollte, sich der vorangegangenen Arbeitsschritte zu vergewissern (in ihrer Terminologie: sich durch diese "anmuten" zu lassen), da "dieser Schritt ... vor allem genuin psychologisches Denken [erfordere]" (1998, S.15). Entsprechend verstehen sie auch ihre weiteren Empfehlungen:

Die Benennung [der Kernkategorie] ist weniger als logischer Oberbegriff gemeint, denn als Versuch der Akzentuierung einer psychologischen Gestalt. Diese Gestalt skizzieren wir dadurch, daß wir uns empathisch von allen bisherigen Arbeitsschritten anmuten lassen. Diese Anmutungsqualität darf allerdings nicht auf der Ebene der Intuition verbleiben, sondern braucht die Rückkopplung (Zirkularität!) zum Ausgangsmaterial, so daß die konkreten Personen lebendig bleiben (a.a.O.).

#### *2.2.5.4 Ergebnisse des selektiven Kodierens: "Dazwischen-Sein" – Leben und Erzählen in Widersprüchen*

Betrachtet man die zuvor entfalteten Achsenkategorien auf mögliche Bezüge und auf sie einende Dimensionen, so fällt als das Gemeinsame, was Joys von ihr berichtete Biographie ebenso wie ihre Erzählweise durchzieht, deren Verfassung in Extremen, in Polen, in Widersprüchen auf. Für die sozialen Vergleiche, die Joy kontinuierlich zur Bewertung ihres eigenen Handelns unternimmt und hinzuzieht, ist dies ein sehr grundsätzliches Zerrissensein zwischen einem (mangelhaften) Ich und den (kritischen, sie potentiell abwertenden) Anderen, ein Zerrissensein, das sich biographisch aus ihrer Orientierung an starken Frauen/Mutter oder schwachen Männern/Vater nährt. Von hier ausgehend, schwankt Joy in ihrer Darstellung (und vermutlich auch in ihrem [Er-] Leben) zwischen einer ausgeprägten Selbstabwertung und diese begleitenden Versuchen der Selbst-(Wieder-) Errichtung, vor allem erkennbar in erzählerischen Strategien wie der Verharmlosung, Rechtfertigung, Verkleinerung, Bagatellisierung. Allerdings gibt es auch Ereignisse und Erlebensweisen, in denen das Schwanken zwischen den Polen Selbstabwertung und Verharmlosung nicht mehr zu genügen scheint: Wenn (Selbst-) Abwertung in Katastrophen mündet, reicht Verharmlosung nicht, sondern diese – nicht nur Joys Identität bedrohenden, sondern ihre leib-seelische Unversehrtheit affizierenden – Ereignisse (Suizidversuch, Klaustrophobie, Magersucht, Fehlgeburt) werden zusätzlich "verinselt", sie stehen in dem Lebens- und Erzählfluß nur mehr eruptiv und ohne Bezüge. Es wundert nicht, daß vor diesem Hintergrund eine Versöhnung von Mutter und Vater, von Stärke/Kompetenzen und Schwäche/Makeln, von Kindheitswünschen und Erwachsenenpflichten in eine ferne Zukunft projiziert werden muß. Joy, die bei dem Entwurf von sich als Subjekt in erhebliche Schwierigkeiten gerät, formuliert einen Zielzustand bzw. ein Ideal, dem sie bereits heute entsprechen möchte und an dem sie sich in einer Weise mißt, daß es – an einen Teufelskreis erinnernd – zu ungeheuren Diskrepanzen der Selbstbewertung kommt: Ihr Blick begnügt sich nicht mit dem, was sie kann und ist, sondern sie beurteilt sich bereits in der Gegenwart entlang dem, was sie glaubt, sein bzw. können zu müssen. Daß sie sich dabei immer wieder mit den Augen anderer zu sehen versucht und antizipatorisch abwertet, verweist auf einen Grundkonflikt, der ihre Ausführungen durchzieht. Denn in ihrer Zielvorstellung vereint sie vielfältige Anforderungen an das "moderne" Subjekt im allgemeinen

und an "die moderne Frau" im besonderen: es ist die überfordernde Vision der Einheit von Schönheit (hier als Schlanksein) und Erfolg (intelligent zu sein) in Familie und Beruf und die Doppelaufgabe in der Partnerschaft, sowohl emotionale Stütze als auch gleichberechtigte Gesprächspartnerin sein zu wollen. Joy reagiert darauf mit einer Doppelbewegung. Auf der einen Seite folgt sie dem Credo und der Illusion dieses perfekten Individuums, auf der anderen Seite quittiert sie ihr Scheitern mit Selbstabwertung und Autoaggression. Es stehen in ihrem Entwurf unverbunden zwei Bilder (bzw. Erzählungen) nebeneinander: Das erste ist das von der kompetent handelnden jungen Frau, die ohne Transition vom Kind zur Erwachsenen, vom Mädchen zur Frau geworden ist, die vieles kann und für ihr Können bewundert wird, die aktiv und aktiv gestaltend als Planerin ihres Lebens gefordert ist und die sich auch biographisch in eine Reihe der starken Frauen "hineingeboren" sieht. Das zweite Bild (und die zweite Erzählweise) handelt hingegen von dem (an sich selbst) Scheitern, dem eigenen Ungenügen, und dies in allen Bereichen, in denen es mißlingt, die "Schönste, Tollste, Beste" zu sein, ein Mißlingen, das sie als Grund für ihren Suizidversuch mit 13 Jahren anführt und dessen Wahrnehmung sich bis heute wenig verändert zu haben scheint. In ihrer Erzählung gibt es nur dieses Überborden von Anspruch und Versagen.

Joy ist in ihrer Bewertung ganz und gar in der Jetztperspektive gebunden: Bereits mit 13 Jahren hat sie nach ihrer Darstellung ein Erwachsenenleben geführt und all die Last dieses Erwachsenseins gespürt, sei es in der körperlichen Reife oder in dem Zwang zum sicheren Auftreten. Durch den Überhang dieser Perspektive entwirft sich Joy als die eine, die sie immer schon war, während sie prospektiv versucht, sich zu der anderen hinzuentwickeln, die sie werden möchte (und immer schon werden sollte?). Damit ihr dies gelingt, entwirft sie das Szenario der notwendigen Krisen (und rückversichert sich damit auch der Notwendigkeiten ihrer Geschichte, die in die Zukunft führen); ein Szenario, in dem der Start des "richtigen Lebens" erst mit Abschluß der Schulzeit erwartet wird, da es dann möglich scheint, sich des Eingebundenseins zu entledigen, in ihren Augen einer Hauptquelle ihrer Schwächen. Damit teilt sie dann auch ihr Leben: Im ersten Teil war bzw. ist sie die, die versagt, der es an Schönheit und an Willen fehlte; in dem noch kommenden Teil wird sie dann jene sein, die das Leben meistern wird.

#### *2.2.6 Zusammenfassung der Ergebnisse des Zweitinterviews*

Nachdem die hier gewählte Arbeitsweise am Beispiel des Erstinterviews mit Joy sehr ausführlich erläutert wurde, soll dies in der Hoffnung, daß dazu bislang Vorgestellte hinreichend transparent wurde, für das knapp 1½ Jahre später geführte Zweitinterview nicht wiederholt werden. Im folgenden werde ich, um die Ergebnisdarstellung für die Interviews mit Joy zu vervollständigen, vor allem darauf abheben, in welchem Ausmaß die für das Erstinterview herausgearbeiteten Kategorien gleich geblieben sind oder sich verändert haben bzw. welche neuen Themen vorgetragen oder im Zweitinterview nicht mehr erzählt wurden. Wie bereits in Kap. IV.2.1.2 bei der Darstellung des Interviewleitfadens erwähnt, wurde für das Zweitinterview ein lediglich um einige Fragen erweiterter Fragenkatalog zugrunde gelegt, so daß sich die beiden Interviews sehr gut dazu eignen, mögliche Veränderungen und veränderte Darstellungsweisen miteinander in Beziehung zu setzen. Vor diesem Hintergrund sei auch nicht mehr das gesamte Interview wiedergegeben, sondern nur in einigen wesentlichen Partien heran-

gezogen, um die Momente der Identitätsdarstellung und – entlang möglicher Umschriften – der Neudarstellung von Identität zu pointieren.

Joy markiert nun das Ende der Kindheit im Vergleich zum Erstinterview etwas früher, verlegt es auf "zwölf, dreizehn" Jahre, fragt kurz rückversichernd "seid ihr damit einverstanden" (Z6) und begründet dies damit, daß dort all jenes begann, "was Erwachsenwerden ausmacht" (Z9) – vor allem "Sexualität und so'n Kram" (Z9). Ihre Eröffnung fällt im Vergleich zum Erstinterview knapper aus, sie umreißt in Stichworten, daß sie, da sie "ziemlich dick" (Z11) war, sich nicht "akzeptiert" (Z11) und "geschätzt" (Z12) fühlte und keinen Anschluß in der Klasse gefunden habe. Auch habe sie "eigentlich nie so'n richtiges Mädchen sein" (Z13-14) wollen und sich nicht integrieren können, sondern sie sei "so'n bißchen Außenseiterin" (Z15) gewesen. Die Schule habe sie kaum interessiert, auch kann sie, "wenn ich so zurückblicke \* nicht sagen WAS meine richtigen Interessen waren" (Z21-22), z.B. sei sie zum Ballettunterricht "gezwungen" worden, von den neun Jahren hätten ihr nur drei Jahre "Spaß gemacht". Bezüglich ihrer Erziehung merkt sie an, daß ihr Vater sich "herausgehalten" habe; insgesamt sei die elterliche Erziehung sowohl "überbehütend" (Z34) als auch durch Laissez-faire gekennzeichnet gewesen, und entsprechend habe sie ihre "eigenen Grenzen erkämpfen [müssen] und das fand ich halt immer wahnsinnig schwer" (Z35-36). Sie vermutet, daß daraus auch ihr "Problem" resultiert: "Also ich überfordere mich, ich stell' immer zu hohe Anforderungen an mich" (Z36-37). Als Beispiel führt sie an, sie habe sich zwar auf der einen Seite gewünscht, daß die Eltern sie mehr anhalten, ihre Schulaufgaben zu machen, gleichzeitig habe sie aber "lieber so sechs Stunden schweige// schweigend und heulend vorm Schreibtisch oder vorm Klavier gesessen" (Z42-43), als zu lernen. Was ihr fehlt, sei das Gefühl, "man ist auch alleine stark \* mhm \* man ist nicht von Männern abhängig" (Z51-52). In diesem Zusammenhang kommt sie auf ihre erste lange Beziehung zu sprechen, aufgrund derer sie es versäumt habe, eigene Interessen zu entwickeln. Als weiteren wichtigen Marker erwähnt sie ihre Nichtversetzung in der 9. Klasse, die sie nun kommentiert mit: "war für mich vielleicht glaub' ich gar nicht so schlecht" (Z68-69), da sie in einen neuen Klassenverbund gekommen sei und dort ihre "ersten richtigen Freunde gefunden habe" (69-70). Eine ebenfalls "wichtige Sache" (Z78) sei gewesen, daß sie früh (mit 13 Jahren) ihre ersten sexuellen Erfahrungen gemacht habe, ein in ihrer Darstellung nun positiv konnotierter Aspekt, denn auf diese Weise sei das Thema Sexualität sehr früh und freizügig thematisierbar gewesen, weshalb sie dann auch "noch nichts [...] mit 'ner Abtreibung oder irgendwas also" (Z81-82) – gemeint sind "Geschlechtskrankheiten und sowas" (Z85) – zu tun gehabt habe. Infolge dieser Vorgeschichte erlebe sie "Sex schon als Bestätigung \* ähm meiner Weiblichkeit (LEISE UND SICH SELBST FRAGEND), nee, nich' meiner Weiblichkeit \* aber meiner Person irgendwie" (Z88-89), ein Resümee, von dem aus sie zu ihrer "Partnerhypothese" (Z103) überleitet, die sie mit 16 Jahren entwickelt habe: Sie fürchte, daß "alle die Menschen, die mir wichtig sind, denken, DIESE Frau könnte ihnen besser gefallen als ich es tue [I2: hm] und daß sie also so mehr wert ist, 'ne Konkurrenz ist" (Z108-111). Ursache hierfür sei ihre "starke Verlustangst" (Z121) bzw. ihre "WAHNSinnige Angst verlassen zu werden" (Z121-122), was sie weiter darauf zurückführt, daß sie "in der Zeit, wo ich denken, wo man sich eigentlich soo stark und selbständig macht das halt verpaßt habe weil da WAR immer jemand, ich war nie alleine" (Z122-124). Vor diesem Hintergrund bewertet sie es als Erfolg, daß sie es "geschafft [hat] \* geschafft? (SICH SELBST FRAGEND) ja doch geschafft eigentlich, mich von meinem damaligen Freund zu trennen" (Z126-127). Es sei "wunderschÖN"

(Z128) gewesen und sehr positiv, "egoistisch" (Z129) zu sein, auch habe sie danach eine "lustigere und wildere Zeit" (Z136-137) erlebt, in der sie "viele lockere Beziehungen" (Z138-139) einging und dann ihren neuen Freund kennenlernte. Hier hält Joy kurz inne – "mit der Zeitrechnung is' gerade falsch" (Z139-140) – und korrigiert den Beginn der Beziehung von 19 Jahren auf "achtzehneinhalb, dreiviertel ungefähr" (Z140-141). Es habe sich im Verlauf dieser Beziehung "leider muß ich sagen DURCH ihn \* 'ne ganze Menge verändert, weil eigentlich würd' ich lieber sagen durch mich hat sich 'ne ganze Menge verändert" (Z142-143). Die Veränderung bestehe darin – so Joy nach einem kurzen Exkurs, in dem sie ihren Freund dahingehend charakterisiert, daß er aus einer "ARmen Familie" (Z149) komme, während sie "mehr so'n verwöhntes Bonzenkind" (Z150) gewesen sei – daß sie ihrem Freund zu verdanken bzw. durch ihn "gelernt [habe] 'n bißchen selbstbewußter zu werden [...] und irgendwie doch 'n bißchen daran zu glauben, daß ich liebenswert bin und und daß ich \* ähm ähm \* ja in irgend'ner Weise doch was Besonderes sein muß" (Z165-165).

Dann – immer noch im Rahmen ihrer Erzählung auf die Eingangsfrage – kommt sie darauf zu sprechen, daß sie eine Ausbildung als Fotografin begonnen habe, nachdem sie ihr Abitur "mit 'ner mittelmäßigen Note" (Z178) absolviert hatte. Sie habe sich für eine Ausbildung entschieden, statt "orientierungslos [zu] studieren" (Z179-180), da sie trotz vieler "Träume und Ideen und Gedanken" (Z180-181) keine genauen Vorstellungen entwickelt habe und sich auch noch nicht festlegen, sondern "mehr so flexibel" (Z182) bleiben wolle. Sie erhofft sich besonders durch die Ausbildung, daß sich "noch etwas" herauskristallisiere; möglichen (antizipierten?) Zweifeln begegnet sie mit der Überlegung, sie sei bei Abschluß der Ausbildung "erst dreißig Jahre" alt und "dann fangen die meisten eh erst ernsthaft an zu studieren" (Z186-187). Die Ausbildung selbst bewertet sie – trotz einiger Mängel – als positiv, da sie nun lerne, sich auseinander- und durchzusetzen, eine Entwicklung, die sie mit "das tut mir ganz gut" (Z202) kommentiert.

Hier stoppt – im Vergleich etwas früher als bei dem Ersttermin – ihre Eingangszählung, weil sie sich an die Interviewer(innen) wendet und diese dann auch eine Frage formulieren. An der von ihr gegebenen einführenden Schilderung fällt auf, daß es einige Festschreibungen von bereits aus dem Erstinterview Bekanntem bei ihrer Biographisierung gibt: Hierzu gehören das frühe Erwachsenwerden, Schwierigkeiten mit Freund(inn)en (und mit Frauen überhaupt, die als Konkurrenz erlebt werden), ihre Vorstellung, ab dem dreizehnten Lebensjahr nicht genug (für sich) getan zu haben, weil sie sich verweigerte, von den Eltern nicht genug gefordert wurde und sich schließlich zu sehr in eine Abhängigkeit von ihrem ersten Freund begeben habe. In ihrer Darstellung – verglichen mit dem Erstinterview eine Mischung aus der erneuten Erwähnung zentraler Erlebnisse und einer teilweise veränderten Lesart und Erzählweise – lagern sich wie bei dem Erstinterview Erklärungsversuche an die jeweils geschilderten (problematischen) Episoden an. Nun erwähnt sie jedoch von Anfang an (potentielle) Makel als etwas, was in der Vergangenheit liegt, was dazugehört, wenn sie ihr Leben reflektiert, aber diese werden nicht mehr als so bestimmend charakterisiert, stattdessen hebt sie – wenn auch fragend – darauf ab, das sie etwas "geschafft" hat. Gleichwohl sei dieses "Geschaffte", die Veränderung, allerdings nicht selbstverantwortet, sondern ihrem Freund geschuldet. Damit bleibt sie – auch wenn sie sich selbst sehr viel positiver zeichnet – in ihrer Wahrnehmung der Außenperspektive und der hervorgehobenen Bedeutung anderer verhaftet. Interessanterweise enthält ihr Bericht

nun auch – über die Aufforderung der Frage hinaus – einen Blick in die nahe Zukunft, der wohl auch unterstreichen soll, daß sie nicht mehr im Leiden verhaftet ist.

Mehr als im Erstinterview aber entwirft Joy sich als Gestalterin ihres Lebens: Von den Interviewer(inne)n auf ihre Art des sich über andere Definierens angesprochen, schildert sie zwar wie bereits im Erstinterview, daß sie selbst, ihr Vater und dessen Mutter "Leute [seien] die nich' richtig fähig sind, sich selber glücklich zu machen" (Z218-219), und sie greift auch auf die gleiche Formulierung zurück wie im Erstinterview, indem sie sagt, daß sie "stark probiere dagegen anzukämpfen" (Z227) bzw. daß sie – die bereits bekannte biologistische Methapher nutzend – für diese Kämpfe von ihrer Mutter "glücklicherweise \* 'n paar Gene geerbt habe" (Z226). Danach aber schildert sie, daß sie mit 14 Jahren bei einer Psychologin war "und zwar ging's darum, daß ich, im Endeffekt war's so Mittel zum Zweck, ich wollt' meiner Mutter eigentlich, also ich bin da eigentlich hingegangen weil ich meiner Mutter beweisen wollte: so ich bin erwachsen genug, ich kann auf mich selber aufpassen" (Z231-233). Wie sehr Joy hier auf ihren eigenen Willen pocht, wird auch daran deutlich, daß sie die psychologische Behandlung nun im Lichte des Widerstandes gegen die Überbehütung durch die Mutter hervorhebt, und es bleiben alle im Erstinterview für diese Lebensphase und über sie hinaus bedeutsamen problematischen Ereignisse und Umstände unerwähnt: Suizidversuch, Magersucht, Klaustrophobie und Fehlgeburt sind im ganzen zweiten Interview kein Thema. Das Aufsuchen einer Therapie erscheint nun als ein von ihr gewollter und herbeigeführter Akt, andere mögliche herbeiführenden Umstände werden bagatellisiert oder dahingehend zusammengefaßt, "daß ich halt mit mir selber auch unglücklich war, deswegen war ich da, aber im Endeffekt wie gesagt Mittel zum Zweck" (Z238-239). Auch im weiteren Interviewverlauf scheint es für Joy von hervorgehobener Bedeutung zu sein, ihren Willen zu unterstreichen, so etwa, wenn sie erwähnt, sie habe ein zweites Mal eine Therapie aufgesucht in der Trennungsphase von ihrem ersten Freund, als sie "merkte halt: Mensch, du bleibst irgendwo stehen, bin ich selber nochmal zur PsychoLOGIN gegangen" (Z245-246). Ihre Schilderung der Gründe für eine neuerliche Therapie wirken auch deutlich selbstbewußter, Joy scheint von den damaligen Problemen distanzierter zu sein als im Erstinterview:

Was heißt richtig starke Depression? (SICH SELBST FRAGEND) es ist immer alles so relativ, also für mich war's 'n Schmerz und waren's Depressionen, aber ich war (UNVERSTÄNDLICH) nich' manisch-depressiv oder sowas, es war halt nur, die Probleme, die ich genannt habe, daß ich mich selber nich' lieben und akzeptieren konnte, mich durch andere definiert habe, nich' durch mich selber \* und ähm \* unheimlich oft krank war deswegen, also is' die Seele krank dann [I2: ja, ja, klar] is' auch der Körper krank irgendwie so, und das geFIEL mir halt nicht (Z247-252).

Während die erste Therapie aus Joys heutiger Perspektive vor allem der Mutter die eigene Funktionstüchtigkeit belegen sollte – "Frau [Name], machen Sie sich keine Sorgen, ihre Tochter ist ein ganz normaler Mensch" (Z240-241) – und insoweit erfolgreich war, bleibt Joy auch in diesem zweiten Interview mit der zweiten Therapie unzufrieden, die wieder abfällig mit "Quatschstunden" (Z257) charakterisiert wird. Sie erzählt nun auch noch von einem weiteren Therapiewechsel in eine Atemtherapie, die sie aber abgebrochen habe, weil sie "durch die Ausbildung keine Zeit mehr \* für MICH" (Z260-261) hatte. Auch habe sie keine "Fortschritte" (Z266) mehr gesehen, aber "auf der anderen Seite hab' ich auch gekniffen: und zwar ich hätte eigentlich Fortschritte sehn können, wenn ich mich hätte mehr reingekniet" (Z267-268). Hier scheint zum einen die bereits bekannte "fehlende Willensstärke" auf, zum anderen erwähnt Joy zusätzlich einen ihr bedeutsamen inhaltlichen Punkt, der ihr unangenehm war,

nämlich daß die Therapeutin den Konflikt mit ihrer Mutter fokussierte: "Da war ich halt erst gar nich' mit einverstanden, meine Mutter un' ich HAM eigentlich 'n sehr gutes Verhältnis" (Z270-271). Das einschränkende "eigentlich" präzisiert sie vor allem durch den "Konkurrenzdruck" (Z272) der Mutter, der darin bestehe, daß diese "das Gegenteil von mir [ist], also diese Frau macht alles und kann alles" (Z272-273). Sie habe allerdings dieses Konkurrenzverhältnis "nicht so extrem gesehen wie die Atemtherapeutin" (Z281-283) und sich auch nicht veranlaßt gefühlt, "in die Vergangenheit einzutauchen" (Z283), "weil ich glaub' dazu sind dann meinen PROBLEME, die ich mit mir hab, dann wieder zu trivial" (Z285). Auch müsse sie keine "Rückschritte" (Z289) machen, denn sie sei – hier zieht sie den Vergleich zu den älteren Frauen hinzu, die sie im ersten Interview als Vorbilder bezeichnete – "jetzt mit zwanzig eventuell schon so positiv// oder so ähm selbstBEWUßT also meiner selbst bewußt wie die mit dreißig" (Z301-302).

Neben der – im ersten Interview ähnlichen – Strategie der Verharmlosung und des Herunterspielens als wichtige Umgehensweisen mit ihr unangenehmen Sachverhalten wird an der Thematisierung der Therapie wie an vielen anderen Interviewsequenzen deutlich, daß Joy einen anderen Ausgang der Geschichten wählt, denn während sie im ersten Interview immer wieder auf das (eigene) Negative abgehoben hatte, gilt nun ihre Erzählweise der Hervorhebung des Erreichten. Dies gelingt u.a., indem Joy sich durch die Differenzierung von Zeitformen von Erlebtem distanziert. So merkt sie z.B. relativierend zu ihren früheren Freundschaften an, insbesondere zu männlichen: "Dann irgendwie mit 13 oder mit 12 fing's halt an, daß es halt dann irgendwie ähm entweder gute Freunde waren oder es waren dann halt Männer mit denen man 'ne Beziehung haben konnte, oder was heißt Männer, damals war'n=s auch noch Jungs und ich war noch 'n kleines Mädel" (Z420-422). Anders als im Erstinterview zentriert sich Joy damit nicht auf die Gegenwart – im Erstinterview hatte sie Erwachsensein pauschal seit dem 13. Lebensjahr definiert, von der davor liegenden Kindheit abgegrenzt und als Beurteilungsperspektive auf alle Lebenssituationen verallgemeinernd angewendet –, sondern sie erinnert die Zeit um das 13. Lebensjahr nun als eine Gesamtphase, die sich von ihrem heutigen Status und Erleben deutlich (auch sprachlich) unterscheidet. Auf die Frage, ob sie sich denn als Jugendliche fühle, sagt sie: "Ich würde mich gerne wieder als Kind seh'n, fühle mich als Erwachsene \* und sehe mich als \* Mensch, der noch viel zu lernen hat" (Z655-656). Sie spart auch hier wieder eine explizite Verwendung des Jugendbegriffs aus, aber diesmal wird Kindheit nicht mehr als Fluchort verwandt, sondern ihre Umschreibung scheint, ebenso wie die anschließende Exemplifikation, weicher, denn gemeint ist nun ein kindliches Sich-Freuen "auch über Kleinigkeiten" und eine in ihren Augen ebenfalls kindliche Gelassenheit. Auch als sie ganz am Schluß explizit auf den Begriff "Jugend" angesprochen wird (auch dadurch veranlaßt, daß eine zweite Bilanzierungsfrage in das Zweitinterview aufgenommen worden war, wie "ein Film über die Jugend" auszusehen hätte), gibt sie zunächst zu bedenken, sie sehe sich "ja schon gar nicht mehr als gerade so ganz krass zur Jugend gehörend also da distanzieren ich mich schon so'n bißchen würde ich sagen" (Z1470-1471). Eine folgende Nachfrage beantwortet sie so, daß sie sich zwar selbst als Jugendliche gefühlt habe, "aber es war was was Negati// also 'ne negative Zeit für mich deswegen wurde das halt weggehoben" (Z1512). Grund hierfür sei gewesen, daß "ich halt immer in=ner erwachseneren oder Erwachsenenengesellschaft eigentlich war und äh deswegen also mich eigentlich mehr an denen gemessen oder mit denen identifiziert habe" (Z1533-1535). Bezogen auf das Älterwerden führt sie aus, daß sie sich auf die damit

verbundenen Erfahrungen freue, aber Angst davor habe, körperlich zu altern, relativiert dies aber dann dahingehend, daß "wenn ich so weiter mache, wie jetzt, dann werd' ich mit vierzig nich' nur den Erfahrungswert schätzen, sondern auch schätzen, daß ich Falten kriegen kriege" (Z685-686).

Häufig erwähnt Joy nun auch Schlüsselsituationen – an einer Stelle im Interview sagt sie, "Schlüsselerlebnis \* is' glaub' ich momentan mein Lieblingswort" (Z1135-1136). Hierzu gehört z.B. eine Episode, mit der sie verdeutlichen möchte, warum sie Schwierigkeiten mit Freundinnen hatte – und über die sie auch ihre Abneigung gegenüber anderen – blonden, aus ihrer Sicht schöneren – Frauen erklärt: Sie habe mit einer Freundin gestritten, die dann vor Enttäuschung und Wut an die Wand ihrer Spielzimmers geschrieben habe: "Joy is=ne dumme Sau und du blöde fette, häßliche Kuh und und und" (Z345-346). In diesem Zusammenhang führt sie – die verallgemeinernde Trennung zwischen Kind- und Erwachsensein weiter differenzierend – eine vorpubertäre "Phase zwischen sieben und neun oder zehn" (Z434) ein und erwähnt, daß sie schon überlegt habe, unter Hypnose dem möglicherweise "ganz extremen Schlüsselerlebnis" (Z450) auf die Spur zu kommen. Einschränkend merkt sie allerdings sofort an, es gehe ihr nicht um ein therapeutisches Aufarbeiten, sondern um ein sukzessives Weiterentwickeln ihrer neu erworbenen Kompetenzen.

Insgesamt schildert sie sich – verglichen mit dem Erstinterview – deutlich verändert. So resümiert sie bei einem von ihr selbst eingeführten, direkten Vergleich mit der Situation des Erstinterviews und ihrer damaligen Selbstdarstellung: "Früher war das vielleicht auch so 'n bißchen, daß ich mich wenn ich gerne als Leidende gesehen habe" (Z1078) – heute sieht sie sich "auf jeden Fall kämpferischer" (Z1079), auch ein "bißchen glücklicher" (Z1074), "bewußt meiner selbst" (Z1083) und "ruhiger" (Z1074), weil "ich's [gemeint sind ihr Leben bzw. für ihr Leben notwendige Entscheidungen] in die Hand nehme" (Z1072). An einer anderen Stelle unterstreicht sie, wiederum sich abgrenzend von dem Erstinterview, daß sie "vor eineinhalb Jahren \* halt darüber geredet [habe], wie immer, und jetzt mach ich's glaub' ich mehr" (Z618). Sie verbindet damit auch ihren Versuch, eine andere Einstellung zum Leben zu gewinnen, das sie, wenn sie "heute aufstehe", als positiv erlebe "oder ZWING mich teilweise auch einfach da \* zu ähm anders zu denken" (649-650). Diese veränderte Haltung und positivere Zeichnung drückt sie nun auch aus, als sie gebeten wird, sich als Frau einzuschätzen: Sie sei "'ne Frau die glaub' ich Männer und Frauen glaub' ich sympathisch finden (NACHDENKLICH) die eigentlich relativ unkompliziert is' auf Menschen gerne zugeht, Menschen liebt, Menschen aber genauso fürchtet und verachten kann also es kriegen Leute glaub' ich auch mit irgendwie so also \* und ähm ja eigentlich ziemlich emanzipiert" (Z1173-1179). Auch sei sie sich als Frau "bewußt, daß man äh 'ne gewisse Macht auf Männer ausstrahlen kann" (Z1195-1196), während sie Frauen umgekehrt positiver als Männer bewertet, denn Frauen seien "belastbarer" (Z1219), was teilweise über das (antizipierte) Muttersein erklärt werden könne, den dies impliziere, mehrere Dinge gleichzeitig zu tun oder tun zu können. Allerdings bleibt ihre Sorge, sich abzugrenzen bzw. sich (z.B. etwa bei häuslichen Aufgaben) von ihrem Freund nicht ausnutzen zu lassen.

Gerade mit dieser Orientierung an anderen schließt Joy – trotz vieler hier nur grob skizzierter Veränderungen – auch wieder an aus dem Erstinterview bekannte Muster an. Es ist die bereits vertraute Verunsicherung, wenn sie auf die Frage, wie sie sich in ihrer Beziehung erfährt, die Gegenfrage stellt: "Wie ich mich sehe, oder wie ich denke, daß ich gesehen werde?" (Z779); auch gesteht sie, als es um "Geben und Nehmen" in



ihrer Beziehung geht, zunächst, daß sie "den Faden verloren habe" (Z811-812), um dann doch wieder bei dem anzugelangen, was sie ihrem Freund gibt und für ihn darstellt. Auch würde sie "intuitiv \* eigentlich jetz' sagen wollen ich hab' nich' mehr so 'ne große Angst vor~m allein sein" (Z1364-1365), andererseits verbringe sie häufig Zeit mit ihrem Freund oder einer Freundin, denn sie sei ein "Gesellschaftstier" (Z1377) – eine andere Bezeichnung für das "Hordenvieh", das sie im Erstinterview erwähnt –, ein "Gesellschaftstier" jedoch, das zugleich "super gesellschaftsbeschädigt" (Z1244) sei, womit sie auf den Konflikt zwischen dem sich selbst Sehen und dem sich permanent Betrachtetfühlen bzw. sich in den Augen anderer als ungenügend Empfinden anspielt.

Ebenfalls deutlich ist das Fortdauern zuweilen sehr hoher Ansprüche und Erwartungen (vor allem an sich selbst gerichtet) im Zusammenhang mit ihren Vorstellungen von einer möglichen Zukunft. Als "oberstes Gebot" nennt sie, "weiter an mir zu arbeiten und glücklich werden" (Z863). Für ihre Berufswahl und berufliche Entwicklung bedeute dies, nicht unbedingt einen Weg einzuschlagen, der ein hohes Gehalt verspricht (auch weil sie um die finanzielle Absicherung durch das elterliche Vermögen weiß), sondern für sie und andere "Sinn gibt" (Z868) und mit dem sie sich "identifizieren kann" (Z869). Hier scheint ihre Überzeugung von einer "inneren Bestimmtheit" (Z920) wirksam, mit der ein Beruf angegangen werden sollte, weil erst dann "hundert Prozent [ge]geben" (Z921) würden. Auch schlage sich die "innere Bestimmtheit" und die aus ihr folgende Güte weniger "in guten Noten" nieder, "sondern gut sein heißt, daß du für DICH das Gefühl hast, daß alles in bester Ordnung ist" (Z823-824).

Werden in ihrer Darstellung ihrer persönlichen beruflichen Ambitionen Verunsicherung und Zweifel spürbar, so z.B., wenn sie erst erwähnt, ihre "einzige Sorge is' momentan, daß ich nach der Ausbildung immer noch nicht richtig weiß was ich machen will" (Z869-870), dann schickt sie (beschwörend, sich zur Rason rufend) hinterher: "wenn's so weitergeht wie jetzt dann schaff' ich es auch" (Z874-875). Inhaltlich schwebt ihr vor, Fotojournalistin zu werden, sie gibt aber einschränkend zu bedenken, daß dieser Beruf hohe Anforderungen stelle und Flexibilität verlange (was sie als ihre "Hauptprobleme" [Z884] bezeichnet), auch mag sie sich (noch) nicht festlegen, sondern sie kann sich – wie ihre Vorbild-Frauen – vorstellen, "auch noch mal was anderes zu machen", aber nicht in völlig neuen Bereichen wie Jura oder Medizin, sondern eher "Visuelle Kommunikation" zu studieren u.ä. Die hier angedeutete und gewünschte Offenheit scheint Joy zugleich auch potentiell belastend, sie ist "insofern 'n Problem, daß ich Angst habe, daß es offen bleibt" (Z911).

Für eine mögliche familiäre Zukunft sagt sie, sie habe momentan eine "Kinderaversion" (Z829) und wolle den mit der Kindererziehung verbundenen "Druck \* noch nicht ertragen" (Z839); auch seien Kinder in der Lage, eine Person "einfach" zu "durchSCHAUN \* und Kinder können eigentlich auch sehr BOShaft sein" (Z846-848). Umgekehrt glaubt sie von sich, sie sei "selber noch so unfertig eigentlich ich könnte so 'nem Knirps nicht zutrauen irgendwie meine Launen zu ertragen" (Z943-944). Ein Kind zu haben setzt für Joy zudem eine Familie und insbesondere eine intakte Beziehung voraus, eine aufgrund von Joys Erfahrungen vermutlich etwas ambivalente Aussicht, die sie mit einiger Konsequenz in ihrem "Traum" formuliert, nämlich "eigentlich so zwanzig Jahre verLOBT zu sein" (Z954), um erst dann zu heiraten und solange eben "immer noch diese Freiheit" (Z957) genießen zu können.

Das Auffallendste ist, daß Joy sich im Zweitinterview positiver zeichnet, daß ihre Darstellung ruhiger vorgetragen wird und auch geschlossener erscheint, sie sich nicht so "zerfranst". Ihre Erzählweise wirkt reflektierter, knapper und distanzierter; teilweise liefert sie bündige Berichte ab, sehr deutlich vor allem in ihrer auf das ihr Wesentliche zugespitzten Personskizze zu Beginn des Zweitinterviews. Mit dieser Erzählweise kreiert sie eine Joy, die "selbstbewußter", "liebenswert" ist, "in irgend'ner Weise" eben doch "was Besonderes". Im Vordergrund steht nun im Unterschied zum Erstinterview das Gelungene (auch der eigenen Person): Sie ist stolz auf Erreichtes und Errungenes (Führerschein und Abitur). Die mehrmals thematisierten Erfahrungen mit Therapie nutzt sie, um ihre Eigenverantwortung zu akzentuieren; das Ende der Kindheit wird sogar noch früher markiert als beim Erstinterview.

Diesen bündigen und positiv gezeichneten Blick auf sich selbst erreicht Joy durch verschiedene Strategien. Zwar finden sich, wie schon im Erstinterview, Relativierungen – sie ist ein "*bißchen selbstbewußter*", sie hat angefangen "*irgendwie doch 'n bißchen daran zu glauben*", daß sie liebenswert sei, sie "*muß*" angesichts der Zuwendung des Freundes "*in irgend'ner Weise doch was Besonderes sein*". Während jedoch Zweifel, Unsicherheit und Selbstabwertung zuvor im Zentrum ihrer Erzählungen standen, wirken sie jetzt eher wie ein Nachhall, ein zögerndes Nebengeräusch im überwiegend positiven Grundton. Auch scheint, was jeweils vorausgeht und folgt, nun in gewisser Weise umgekehrt komponiert: Es gibt zwar auch im Zweitinterview immer wieder Passagen, in denen eine Problemerkennung durch eine relativierende Anmerkung entschärft wird, aber während im Erstinterview dann doch meist jedem Guten ein Böses folgte, folgt hier jedem Problem – so z.B. ihrer Angst vor körperlichen Alterungsprozessen oder vor dem Ausbleiben einer beruflichen Entscheidungsfindung – dessen zumindest potentielle (Aussicht auf) Lösung: "*Wenn's so weitergeht wie jetzt dann schaff' ich es auch*". Und auch im Erstinterview eher beiläufig Behandeltes kann – im Lichte der von Joy vollzogenen positiven Umschrift – nun bedeutungsvoll werden. So merkt sie, auf die Veränderungen zwischen den Interviews angesprochen (dies war – zur Erinnerung – die zweite standardisierte erzählungsgenerierende Frage), zunächst etwas verwundert an, der dazwischenliegende Zeitraum komme ihr "*viel länger vor*", obwohl sie zum Zeitpunkt des Erstinterviews bereits mit ihrem jetzigen Freund zusammen war und doch mit ihm die Verbesserung ihrer Situation verbindet (bzw., wie am Anfang dargestellt, diese über ihn auch explizit erklärt). Als wesentlichste Veränderungen führt sie dann an "a) der Führerschein b) das Abitur das wollte ich und habe ich auch beim ersten Versuch geschafft" (Z1067-1068). Als Begründung nennt sie, sie habe mit diesen beiden Situationen "*das erste Mal erfahren wenn du für eine Sache was tust kriegst du auch was zurück*" (Z1072-1073), und auch auf eine von den Interviewer(inne)n angebotene Zusammenfassung hin bilanziert sie später noch einmal: "*Also im nachhinein sind sie für mich super trivial aber ähm es is' einfach, daß ich bei diesen Sachen das erste Mal gesehen habe wenn ich für etwas was mache dann schaff' ich's*" (Z1103-1104). Auch der hier nahegelegten, als unmittelbar erlebten und erfahrenen Wirksamkeit steht – wie schon im Falle ihres Freundes – entgegen, daß sie den Führerschein bereits zum Zeitpunkt des Erstinterviews hätte als positiven Bezugspunkt anführen können. Es wird aber scheinbar erst im Lichte der vollzogenen Umerzählung zu einer Erfolgsgeschichte nötig und sinnvoll, auf ihn als Beleg dieses Erfolgs zu rekurrieren.

Wichtig für den Eindruck einer überwiegend positiven Zeichnung ist darüber hinaus, daß Joy – wie bereits erwähnt und in deutlichem Unterschied zum Erstinterview –

mehrere, voneinander abgegrenzte Phasen differenziert: Nach der Kindheit folgt im Rahmen dieser Neu-Erzählung eine vorpubertäre "Phase zwischen sieben und neun oder zehn", dann die Zeit um das 13. Lebensjahr, nun, wenn auch zögerlich, als Jugend bezeichnet, denn "es war \* 'ne negative Zeit für mich deswegen wurde das halt weggeschoben". Gegen diese Vergangenheiten steht die als positiv gekennzeichnete Jetztzeit, die Joy auch mit Blick auf die Zukunft optimistisch sein läßt. Was Joy für die Jugend erwähnt, daß das Negative "halt weggeschoben" wurde, trifft im Sinne einer Strategie der "Aussparung" mehrere, im Erstinterview zentrale Erzählungen: Joy verliert kein Wort über ihre Eßstörung, ihren Suizidversuch, ihre Klaustrophobie, ihre Fehlgeburt, obschon alle Themen in die Darstellung hätten einfließen können, da auch während des Zweitinterviews teilweise ausführlich über Kinder, ihre früheren Gewichtsprobleme, ihre Unzufriedenheit mit ihrem Äußeren und die verschiedenen Therapien gesprochen wurde. Wenn überhaupt, erscheinen problematische Aspekte ihrer Vergangenheit als normalisiert bzw. entpathologisiert: So habe sie zwar an Depressionen gelitten, "aber ich war \* nich' manisch-depressiv oder sowas, es war halt nur, die Probleme, die ich genannt habe".

Diese Aussparungen ausschließlich auf die Interviewsituationen zurückzuführen, wäre m.E. zu kurz gegriffen, denn Joy wurde bei der Kontaktherstellung und ihrer Zusage mitgeteilt, daß ein Zweitinterview auf der Basis des Erstinterviews geführt werden würde, und die Interviewer(innen) nahmen auch bei dem Zweitinterview mehrmals explizit auf das Erstinterview Bezug. Insofern ist es durchaus gerechtfertigt anzunehmen, daß diese Geschichten, die sich im Verlauf des Erstinterviews in die Erzählung "hineingedrängt" hatten, nun "abgedrängt" bzw. nicht mehr als dazugehörig erlebt (erinnert), sondern dem neuen Topos der weitgehend gelingenden Eigengestaltung geopfert wurden. Das bedeutet aber auch, daß die unterliegenden Themen – Erfolg vs. Mißerfolg, Eigenständigkeit vs. Abhängigkeit etc. – zwar überwiegend als anders entschieden dargestellt werden, aber als in der Darstellung relevante Dimensionen weiter wirksam bleiben. Es sind insoweit auch die "alten Kämpfe", von denen Joy – allerdings mit einem im Vergleich zu dem Erstinterview positiven Ausgang – erzählt: Der in ihrem Sinne problematischen Seite – schwach, verträumt, unglücklich und ohne Willenskraft sein, mithin der väterlichen Traditionslinie – steht die mütterliche nach wie vor entgegen: stark sein, für sich sorgen können, Dinge aus eigener Willenskraft tun, auseinandersetzung- und durchsetzungsfähig sein, Anforderungen erfüllen, flexibel sein. Zwar sind die beiden zuletzt genannten Punkte, so war im Zweitinterview zu erfahren, zur Zeit Joys "Hauptprobleme", und noch immer erscheint die Mutter, die in Joys Perspektive alles kann und macht, als das starke Leit- und Gegenbild. Im Unterschied zum Erstinterview verlaufen ihre durch mütterliche Gene unterstützten Kämpfe – die alte biologistische Metapher ist hier ebenso wirksam wie ihr Bemühen, "stark" gegen das väterliche Erbe "anzukämpfen" – nun aber erfolgreicher; und wenn sie anmerkt, sie sei "jetzt mit zwanzig eventuell schon so positiv \* oder \* meiner selbst bewußt wie die" – ihre alten Vorbilder – "mit dreißig", dann scheint es fast, als wäre Joy zwischenzeitlich zu ihrem eigenen Vorbild geworden. Ganz sicher scheint aber die Diskrepanz zwischen Selbstbild und Ichideal wohl auch wegen der zuvor erwähnten Strategien nicht mehr so (selbst-destruktiv) wirksam wie zuvor.

## V. Ergebnisse

Nachdem ich im vorangegangenen Kapitel am Beispiel von Joy aufgezeigt habe, wie ich mich dem Material nähere und es Schritt für Schritt verdichte, folgen nun die Falldarstellungen von Susi, Marion und Johannes, die zwar nicht entlang dem an Joy veranschaulichten Auswertungsvorgehen ausbuchstabiert werden, gleichwohl sind auch diese drei, verglichen mit den Einzelfalldarstellungen anderer Autor(inn)en, immer noch sehr ausführlich gestaltet. Dies begründet sich zum einen darin, daß ich versuchen möchte, die Jugendlichen in ihren Themen, ihren Schwerpunktsetzungen und Erzählweisen möglichst lebendig zu halten, zum anderen soll auch ein Einblick in die soziale Situation des Interviews – verstanden als gemeinsame Herstellungsarbeit – gegeben werden, und schließlich hoffe ich, daß meine Interpretationen – so weit möglich – vor der Gesamtgestalt des Interviews verständlich werden. Es sei angemerkt, daß ich für die Einzelfalldarstellungen zwar einen tendenziell ähnlichen Aufbau gewählt, diesen aber nur bis zu einem gewissen Punkt eingehalten habe. Ich bemühte mich, möglichst der Logik des jeweiligen Einzelfalles nahe zu bleiben, was unweigerlich dazu führt, auch je unterschiedliche Gewichtungen vorzunehmen.

In der Regel beginnt die Einzelfalldarstellung mit einer kurzen Skizze der Kontaktaufnahme und einigen Anmerkungen zum Interviewkontext, gefolgt von einer knappen Zusammenfassung zur Person und einer summarischen Darlegung ihres Erzählverhaltens. Erst danach folgt die ausführliche Exposition des Erstinterviews nach (aus-)gewählten Themen und ihrer Vermittlung im Interview. Abgeschlossen wird die Darstellung des Erstinterviews mit einer zusammenfassenden Geschichte. Auch für die Darstellung des Zweitinterviews wird zunächst kurz zum Interviewkontext ausgeführt, um dann die wesentlichen Themen ausführlicher – und zum Teil bereits im Vergleich zum Erstinterview – vorzustellen. Am Ende steht ein kurzer Vergleich von Erst- und Zweitinterview im Hinblick auf wesentliche Gemeinsamkeiten und/ oder Unterschiede bzw. Umschriften der (Selbst-) Darstellung und Präsentation.

Abschließend sei angemerkt, daß ich bei der Verwendung bzw. Zitation des Materials (insgesamt ca. 950 Transkriptseiten [bei 30 Zeilen a 60 Zeichen]) weitgehend versucht habe, den Kontext der Erzählung (etwa den Bezug zu eingeführten Fragen) zu erhalten, stand doch im Vordergrund zumeist die Geschichte bzw. deren jeweils vorgenommene Gestaltung (lediglich bei einigen zusammenfassenden Passagen habe ich im Sinne einer "dichten Beschreibung" [Geertz 1991<sup>2</sup>] auf den Erhalt des unmittelbaren Erzählkontextes verzichtet). Damit habe ich eingedenk der in Kapitel IV.1.1 vorgenommenen Anmerkungen versucht, mein Arbeiten und meine am Material gewonnenen und vorgenommenen Interpretationen – also mein wissenschaftliches Handeln – im Haupttext darzulegen, und dies nicht, wie gemeinhin üblich und zum Teil auch von qualitativen Autor(inn)en, z.B. von Böhm et al. (1992, S.67), gefordert, in den Anhang verschwinden lassen.

## 1 Susi

Der Kontakt zu Susi wurde über eine Interviewerin hergestellt. Da im Sinne der in Kapitel IV.2.1.3 erwähnten Zusammenstellung der Untersuchungsgruppe ein Kriterium die unterschiedliche (jugend-/sozio-) kulturelle Eingebundenheit der zu befragenden Jugendlichen sein sollte, erkundigte jene sich in dem Berliner Bezirk, in dem sie wohnte, bei der zuständigen Pfarrei, ob sich Jugendliche aus dem weiteren Kreis der Gemeindearbeit für ein Interview zur Verfügung stellen würden. Über die Pfarrerin entstand dann der Kontakt zu Susi und es wurde ein Interviewtermin vereinbart. Das Interview fand an einem Vormittag in der Kapelle des Gemeindehauses statt und dauerte eineinhalb Stunden.

Vor und nach Einschalten des Bandes beschränkte sich das Gespräch auf einige wenige Sätze; das Interview selbst verläuft in weiten Teilen in einem Frage-Antwort-Schema und gleitet an einigen Stellen ab, an denen dann eine Mischung aus Informations- und Meinungsfragen gestellt wird, um das Gespräch in Gang zu bringen (bzw. zu halten). Susi antwortet sehr ruhig und überlegt (kontrolliert?), lediglich in einer Passage, als es um Familienstreitigkeiten geht, erzählt sie etwas lebhafter, und es entsteht der Eindruck einer etwas "plauderigen" Schilderung.

Susi ist zum Zeitpunkt des Erstinterviews 16 Jahre alt, sie wohnt bei ihren Eltern gemeinsam mit einer zwei Jahre jüngeren Schwester; eine 13 Jahre ältere Halbschwester aus der ersten Ehe der Mutter ist bereits vor längerer Zeit ausgezogen. Susi beabsichtigt, kurz nach dem Interviewtermin für ein Jahr nach England zu gehen und dort die 11. Klasse zu absolvieren. Nicht nur bezogen auf dieses bevorstehende Ereignisses, sondern insgesamt wirkt es so, als ob die Schule einen zentralen Stellenwert im Denken von Susi einnimmt, gegenüber dem andere Lebensbereiche mehr und mehr in den Hintergrund treten. Susi äußert Desinteresse an den Aktivitäten ihrer Mitschüler(innen), seien es beginnende Freundschaften, die Teilnahme an Parties oder der Besuch von Discotheken. Von den drei Freundinnen, die sie im Interview erwähnt, besucht nur eine die gleiche Schule, ansonsten unterhält sie keine persönlichen Beziehungen dorthin. Susi trifft sich unregelmäßig mit den Freundinnen, der Kontakt wird durch Briefe oder Telefonate aufrechterhalten. Musische und sportliche Aktivitäten, an denen sie teilnimmt, gehen von der Schule aus, jedoch hat sie einige zwischenzeitlich wieder aufgeben oder sie läßt sie wegen des herannahenden Englandaufenthalts ruhen.

### 1.1 Das Erstinterview

- Aktivitäten, die "nicht schaden" für eine, die fast immer "übrig bleibt"

Auf die Eröffnungsfrage wählt sie – die Aufforderung "ja, ausführlich erzählen" (3) wiederholend – für das Ende der Kindheit den Übergang von der Grundschule auf das Gymnasium. Sie habe damals "Ferienprojekte" "so selbst gemacht" (5), so z.B. einen Schreibmaschinenkurs, "weil ich eben so dachte, noch 'nen bißchen was dazu lernen das kann nicht schaden" (6-7). Im Jahr nach diesem Kurs habe sie dann noch mit Hornunterricht begonnen – auch dies von Susi mit dem etwas lakonischen "naja kann ja nicht schaden" (10) versehen – und "bis jetzt mehr oder weniger durchgehalten" (11), nun aber unterbrochen, da sie nach England will, wobei sie kurz darauf zusätzlich anmerkt, daß sich die schulische Musik-Arbeitsgemeinschaft, in deren Rahmen der Unterricht stattfand, aufgelöst habe.

Susi akzentuiert bereits bei dieser knappen Auflistung einiger Fixpunkte das ihr notwendig Erscheinende, das (für das Leben) Lernen (-müssen). Mit ihrer Englandreise verbindet sie vor allem, daß sie die dadurch ermöglichten (Sprach-) Erfahrungen "nachher auch sehr gut verwenden kann" (48), wobei sie das Englischlernen in den Vordergrund stellt, den Aspekt der Selbständigkeit später im Interview auf "ne praktische Zugabe" (1007) reduziert. Diese immer gleichwirkende Argumentation und Erzählweise, die das Ernsthafte, Pragmatische betont, ohne daß sich – beim Lesen des Transkripts oder beim Hören der Bänder – so recht ein Eindruck von Spaß vermitteln könnte, findet sich quer durch das Interview für unterschiedliche Aktivitäten. So erwähnt sie etwa, sie gehe nicht zu Parties oder könne nicht zu Parties gehen, weil sie nicht tanzen kann. Ihre ältere Schwester habe ihr jedoch einige Schritte gezeigt und ihr vorgeschlagen, Tanzunterricht zu nehmen, ein Vorschlag, den sie zunächst quittiert mit "so'n bißchen für die Allgemeinbildung" (950), um dann wiederum anzufügen "kann nicht schaden" (952). Auch den Hinweis, daß sie Altblockflöte spielt, versteht sie mit der Anmerkung "das bot sich eben gut an" (9). An späterer Stelle im Interview erzählt sie noch etwas genauer, was unter diesem Angebot zu verstehen bzw. in welchem Kontext es zustande gekommen ist, daß nämlich ihre Schwester nicht mehr Altblockflöte spielen wollte und "auf Gitarre gewechselt" sei, nachdem sie zuvor "eben Altblockflöte gespielt [hat], weil eben Blockflöte \*\*\* ha (LACHT) langweilig, irgendwann wollte sie auch mal was anderes spielen" (272-274). Susi lenkt in dieser Darstellung das Augenmerk auf die Wahlen der Schwester und auf deren Befindlichkeit und Interessen; ihr eigenes Anliegen ist bestenfalls indirekt eingeflochten (oder sie scheint zu nehmen, was übrig bleibt) und sie ist an dieser, aber auch an vielen anderen Stellen ihres Berichts als Wählende und Agierende (auch sprachlich) kaum kenntlich.

Dies gilt auch für die Darstellung ihrer sportlichen Aktivitäten. Zwar hat Susi nach eigenem Bekunden "ganz viel rumprobiert" (299), das je konkrete Engagement resultiert aber wiederum aus Äußerem, wenn sie z.B. ihre Teilnahme am Judo-Training daraus begründet, daß dies "eben auch meine Schule an[geboten hat]" (287-288). Dieser Eindruck des nicht selbst Wählens stellt sich nicht nur für das Zustandekommen ein, auch der Fortgang scheint eher von Durchhalten und Folgen als von Wollen gekennzeichnet, ebenso wie das Beenden der Aktivitäten nicht Susis Entscheidung unterliegt: Mit dem Hornunterricht hat sie aufgehört, weil sich die Musikgruppe aufgelöst hat, "da war ich dann als einzige noch übrig" (24). Das Judo-Training endete, als "Anfang der Zehnten [...] dann auch noch die letzte weggehen [wollte], und dann hatte ich keinen Partner mehr" (290-291). Sie fügt dann jeweils hinzu, sie habe auch "keine Lust mehr gehabt" (ohne allerdings von sich aus eine Aktivität zu beenden) und die durch den Wegfall dieser Verpflichtungen gewonnene Zeit für die Erledigung der Arbeiten für die Schule benötigt.

Auch die Letzte zu sein, taucht als Thema in Susis Erzählungen mehrmals auf. Sie folgt einer sich gerade abzeichnenden Option, so, wenn sie die Altblockflöte ihrer jüngeren Schwester übernimmt, andere wenden sich irgendwann ab, gehen anderen Aktivitäten nach, sie "bleibt übrig". Zu Beginn der Auswertungsarbeit wurde dieser Eindruck in die Paraphrase "Ich bin die kleine, ältere Schwester" übersetzt. Dies wurde zusätzlich durch eine Schilderung angeregt, die folgte, nachdem Susi auf Religion angesprochen erzählt, sie sei u.a. auch zum Kindergottesdienst gegangen, aber "irgendwie irgendwann war ich dann zu alt, weil die meisten waren eben alle viel jünger als ich" (487-488); kurz zuvor hatte sie erwähnt, daß ihre ältere Schwester sich in kirchli-

chen Fragen engagiert und dies mit dem Hinweis versehen: "Vielleicht kommen die Gedanken erst später so" (477-478). Die älteren seien schon lange nicht mehr zum Kindergottesdienst gegangen, "und dann irgendwie bin [ich] dann nicht mehr hingegangen" (490). Wie sehr Susi das Bild, die letzte zu sein, verinnerlicht hat, wird deutlich, als die Interviewer(innen) nachfragen, ob sie sich gefalle. Susi antwortet: "Irgendwie ich hab' keine Lust und keinen Mut, irgendwas zu ändern so jetzt so wenn es 'nen Auslöser gäbe, vielleicht" (727-728) und kommt dann von sich aus auf das Thema Makeup zu sprechen: "Und irgendwann werd' ich vielleicht sicherlich die einzige sein, die sich nicht schminkt oder irgendwann mal, vielleicht mach' ich's dann, zur Zeit aber nicht" (732-733). Bezogen auf das Schminken könnte für Susi ein möglicher Auslöser und damit eine Konkretion des "irgendwie" und "irgendwann" mit ihrem bevorstehenden Englandsaufenthalt verbunden sein: "Irgendwie komm' ich da rein und dann bin da eben so drin, daß ich dann eben mitmache, was die da jetzt so machen" (738-739). In dieser Passage findet sich auch – wenn man die Chronologie der Erzählung leicht verändert – die Grundgeschichte verdichtet, die Susi quer durch alle ihre Aktivitäten erzählt: Sie kommt erst "irgend wie [...] da rein" und ist "dann [...] eben so drin, daß ich dann eben mitmache, was die da jetzt so machen". Einmal "drinnen", hat sie "irgendwie [...] keine Lust und keinen Mut, irgendwas zu ändern", es sei denn, es gäbe "'nen Auslöser"; dieser findet sich spätestens, wenn Susi alleine übrig bleibt und dann "vielleicht sicherlich" wieder "die einzige" ist.

#### • Das familiäre Wir als Orientierung und Schutz

Mögliche Gründe, warum sich kaum Anzeichen für ein aktives Selbstgestalten finden lassen, sondern das sich Hineinbegeben und Überlassen in Situationen überwiegt, aus denen sich dann weitere Handlungsoptionen ergeben (oder auch nicht), finden sich in ihrer Schilderung nur in vereinzelten Anmerkungen. Sie werden etwas konkreter, als Susi erzählt, warum sie – im Zuge ihres Ausprobierens – auch mit Fechtunterricht begonnen, aber bald wieder abgebrochen hat bzw. wegen eines wieder außerhalb liegenden Grundes abbrechen mußte: Der Fechtlehrer hatte eine eigene Ausrüstung gefordert,

das hätte dann eben geheißen, daß ich dann eben richtig da mitmache, und naja das wollte ich dann nicht so unbedingt, erstens wach's ich, da kann ich nach ein zwei Jahren die wieder verkaufen, zweitens gleich soviel Geld ausgeben oder so, und ich war eben nicht ganz sicher, ob ich das wirklich die ganze Zeit machen wollte. Ich war da mit einer aus meiner Klasse zusammen, und die machte eben richtig auch auf allen Turnieren mit und ging zweimal in der Woche hin, da hatten meine Eltern gesagt, das geht nicht, also sie fahren mich nicht zweimal in der Woche dahin, sie mußten mich immer hinfahren, weil das zu weit war, und das würde auch zuviel Zeit und so in Anspruch nehmen. Ich sollte auch Zeit für mich haben, und dann schließlich kamen eben auch noch andere aus meiner Klasse dazu, und dann war ich dann irgendwie so dieses dritte Rad am Wagen und hab' (LACHT) dann eben aufgehört und hab' dann 'nen paar andere Sportarten so gewählt (307-317).

Hier wird Susi im Spiel zwischen den eigenen Wünschen, dem Fechtlehrer, den Mitschüler(inne)n und den Eltern zum "dritte[n] Rad am Wagen", wobei die schließlich (nicht) gewählte Option die von den Eltern (nicht) gewollte Option ist, denn Susi selbst und ihre Wünsche sind wiederum nur in Umrissen erkennbar, wenn sie ganz mit den Argumenten der Eltern spricht oder diese auflistet. Dabei trägt Susis Folgsamkeit nicht den Charakter eines Vorwurfs, sondern eher den einer Selbstverständlichkeit, und diese findet sich auch, als Susi erwähnt, daß der ursprüngliche Anstoß zum Musizieren ebenfalls von der Mutter ausgegangen sei, "weil die dann nie richtig gelernt hat

Blockflöte zu spielen, also kein Instrument zu spielen, und da meint sie eben, wir sollten das machen" (255-257). Es wirkt ein wenig leidenschaftslos, wie Susi (sich) hier erzählt, und diese Leidenschaftslosigkeit ist gleichzeitig erstaunlich und naheliegend, denn Susi ist zwar bereit, etwa musische Aktivitäten und Tanzen als nicht schädlich zu akzeptieren und auszuüben, allerdings merkt sie bezogen auf das Tanzen an, sie sei sehr ungeschickt, im Zusammenhang mit ihrem Musikunterricht schätzt sie sich selbst als unmusikalisch ein: "Ich kann nicht mal Dur oder Moll unterscheiden" (280), auch habe sie "kein richtiges Taktgefühl" (284-285).

Daß Susi die Argumente ihrer Eltern – ob Fechtunterricht oder Musizieren – übernimmt und sich in ihrer Darstellung viel Verständnis und kein Ärger findet, kann als Hinweis auf die zentrale Rolle verstanden werden, die den Eltern zukommt bzw. die Susi ihnen zuspricht. Bereits früh im Interviews sagt sie auf die Frage, an wen sie sich bei Problemen wendet: "Wenn ich keine Lösung sehe oder so, dann besprech' ich eigentlich alle Probleme mit meinen Eltern" (162-163). Und auch auf die Bitte, sich vorzustellen, was sie mit einem fiktiven Lottogewinn unternehmen würde, fällt ihr als erstes ein "mit meinen Eltern diskutieren" (772). (Inhaltlich folgen dann – ganz im Einklang mit ihrer Betonung des Vernünftigen – zuvorderst den Gewinn als Geldanlage nutzen und das Haus der Eltern abbezahlen zu wollen, erst danach nennt sie den Wunsch zu reisen.)

Die Eltern werden dabei positiv charakterisiert durch "Geduld" (335) und "Erfahrung" (336), und "die Erfahrung, das Wissen" (1107) sind für Susi auch die zentralen Marker, die den Unterschied zwischen Jugendlich- und Erwachsensein kennzeichnen. Die Kompetenz, die Susi den Erwachsenen und insbesondere den Eltern zubilligt, geht soweit, daß sie voraussetzt und akzeptiert, diese könnten und sollten selbst ihre (Susis) privaten Dinge regeln:

Wenn ich da eben keine Lust hab', mich// selbst zu überlegen oder mich anzustrengen, dann frag' ich sie [die Mutter] einfach, dann hilft sie mir. Sie hat auch ganz tolle Ideen auch, wenn ich jemanden was zum Geburtstag schenken muß, hat sie, fällt mir meistens nie was ein, und irgendwann weiß sie dann immer schon, was zu tun ist (338-341).

Auch in dieser Passage findet sich eine für Susis (Nicht-) Aktivität charakteristische Erzähllogik: Susis eigene Befindlichkeit wird nur am Rande erwähnt (Unlust selbst zu überlegen, sich selbst anzustrengen), sie wendet sich selbstverständlich – "einfach" – an die Mutter, und diese ist kompetent, hilft, weiß eine Lösung, hat "ganz tolle Ideen", während Susi "meistens nie was" einfällt, was wohl auch nicht notwendig ist, denn die Mutter weiß ohnehin "immer schon, was zu tun ist". Susi wird und macht sich hier ganz zum Kind, sie ist Befehlsempfängerin und Ausführende, die andere regeln läßt, was sie vielleicht auch selbst regeln könnte/sollte, andere (die Mutter) aber besser können, ihr abnehmen. In diesem Zusammenhang scheint – wie bereits bei ihrer Erzählung über das Fechten eingeflochten – ein zusätzliches Moment auf, nämlich daß Susi keine Verantwortung für sich übernimmt, durch die Eltern und deren kompetente Übermacht dabei entlastet wird, für sich selbst Sorge zu tragen oder zu fragen, was sie selbst möchte.

Als die Interviewer(innen) nach möglichen Konflikten in der Familie und nach Umgangsweisen mit diesen fragen, versteht Susi die Frage zunächst nicht: "Streit, wie inwiefern" (167). Danach räumt sie wieder ein, die Eltern wüßten "eben besser Bescheid" (170); zwar seien sie und ihre Geschwister manchmal "sauer, daß sie [die Eltern] mal wieder Recht hatten, aber ham=wa uns damit dann abgefunden" (170-171). Daß in der Familie überhaupt unterschiedliche Positionen zustandekommen, begründet



sie abwertend damit, "daß wir [die "Kinder"] uns irgendwie in etwas reinsteigern" (178). Wie sehr sie sich dabei die elterlichen Wahlen zu eigen macht, wird auch daran deutlich, daß sie, nach der Erwähnung möglicher Konfliktthemen – Sonntagsspaziergang oder Wahl von Urlaubsorten – im Zusammenhang mit einer Bildungsreise erwähnt, sie sei sehr wissbegierig und verlasse als letzte die Museen.

Mit ihren Darstellungen entwirft Susi sich als eine Person, die kaum eigene Interessen entwickelt (hat) und den guten Rat von Besserwissenden in einem Ausmaß einholt, daß die Eltern fast idolisiert erscheinen, während sie selbst zugleich vernünftig und infantilisiert wirkt. Die Eltern und deren Entscheidungen bleiben unhinterfragt, und selbst ihre jüngere Schwester scheint eher und besser als Susi zu wissen, was sie will. Susi bleibt – auch wenn sie an einigen Stellen (etwa am Beispiel Museum oder bezogen auf ihr schulisches Engagement) ihr Interesse markiert – in der Rolle der Folgsamen; eigene Ansprüche werden, sofern sie sie überhaupt erwähnt, zurückgewiesen und abgewertet, während sie die elterliche Vernunft sehr uneingeschränkt hervorhebt und festschreibt. Es ist dies, so kann vermutet werden, auch eine Strategie, die dem Erhalt familiärer Harmonie dient und die Familie als funktionierende Instanz sichert. Mit am Rande aufscheinenden Dissonanzen hat Susi sich abgefunden, oder sie hat sich – so der von ihr im Zweitinterview häufig verwendete Terminus – an dieses funktionierende Reglement "gewöhnt" und es in ihrem Sinne und zur eigenen Orientierung zu nutzen gelernt. So antwortet sie im Kontext der Frage nach Religion und Religiosität, daß sie am Sonntagsgottesdienst teilnehmen würde, "wenn vielleicht irgendwie oder so meine Eltern immer gehen würden" (472-473), ansonsten habe sie "kein[en] Ansporn" (474).

Damit ist eine weitere Figur angedeutet, nämlich daß Susi für die Gegenwart keine Eigeninteressen umreißt und den von den Eltern nahegelegten Vorstellungen folgt (bzw. sich diesen nicht verweigert), während sie zusätzliche Themen, die dann ihrer Entscheidung obliegen, in der Zukunft ansiedelt. Dieses Verschieben auf später findet sich u.a. bei der Thematisierung von Politik – "wenn ich 18 bin und eben wählen darf, dann müßte ich mich eben gut politisch informiert haben" (536-537) bzw. "ich hab' da auch eine Verantwortung" (537-538) – wo sie, dem von der Gesetzgebung gewählten Zeitpunkt wie zuvor den Eltern folgend anmerkt, sie finde "es sinnvoll, wenn ich eben erst mit 18 na een gewissen Alter erreicht hab'" (538-539). Ähnlich könnte auch ihr zuvor erwähnter Verweis auf "später" bei dem Thema Makeup mit einer vergleichbaren Vorstellung von einer – in diesem Falle weiblichen – Rolle und Reife zusammenhängen.

Das Hoffen und Verschieben auf Später und dessen Begründung über das Alter (verstanden als Zunahme an Reife, Kompetenz, Erfahrung) sind Anker ihrer zukünftigen Selbstverortung. Demgegenüber fungiert ihre Jetztzeit als eine vorbereitende Phase, in der sie alle anstehenden Entscheidungen suspendiert oder ihr Schicksal in die Hände von anderen legt, deren Wissen und Wahlen sie vertraut. Diese Haltung wird besonders deutlich bei der Thematisierung ihrer bevorstehenden Reise nach England. In der gesamten Passage spricht sie in der Wir-Form – "wir wollten" (61), "wir ham" (61) –, und sie bleibt auch in der dann folgenden Beschreibung der familiären Situation dieser Darstellungsform verhaftet, sei es, daß sie den Umstand, daß ihre ältere Schwester häufig die Familie besucht, mit "was wir sehr schön finden" (89-90) kommentiert oder daß sie von einer Freundin der Mutter spricht und davon, daß "sie [...] uns jetzt auch 'nen bißchen geholfen [hat]" (187-188). Diese Rede von dem familiären Wir dauert fort, wenn sie mögliche Unterschiede zwischen sich und ihrer jüngeren Schwester aus-

räumt mit der Bemerkung "wir waren, als ob wir gleichaltrig wären" (93) oder als es um die Beziehung zu ihrer Halbschwester geht, die Bezeichnung Halbschwester zurückweist, weil diese Benennung "irgendwie so trennend" (656-657) sei. Auch wird dem Umstand, daß ihre Mutter bereits verheiratet war, keinerlei Aufmerksamkeit geschenkt, und sie kann auf Nachfragen der Interviewer(innen) nur Mutmaßungen äußern, denn darüber werde "nicht so viel in meiner Familie erzählt" (662), und "ich hab' meine Mutter auch noch nie gefragt" (663-664). Einige wenige Informationen hat sie von ihrer Halbschwester erhalten, sonst folgt ihr Bericht dann ganz der mütterlichen Perspektive. Ein bißchen wirken diese Erzählpassagen so, als handele es sich hier um Themen, über die nicht gesprochen werden sollte und von denen sie – auch wegen der in ihnen möglicherweise liegenden Konflikthaftigkeit und Bedrohlichkeit für die familiäre Harmonie – lieber nichts wissen möchte.

Das Moment der Darstellung aus der Perspektive anderer, das die Erzählung der Halbschwester über die erste Ehe der Mutter auszeichnet, findet sich teilweise auch für Susis Darstellung ihrer eigenen Geschichte. Mitunter entsteht sogar fast der Eindruck, sie sei – was ihre eigenen Belange, ihre Ansprüche, ihr Wollen angeht – recht uninformiert. So spricht sie im Zusammenhang mit dem Erhalt des eigenen Zimmers davon, sie habe "vielleicht [...] mal meine Privatphäre haben [wollen]" (696) oder "es kann auch sein, daß ich eben von woanders gehört hab', daß die Geschwister so eben, daß man auch so Einzelräume hat" (701-702). Eigene Wünsche sind hier kaum kenntlich, es wirkt so, als hätten andere ihr mögliche Gründe genannt, als ob sie ihren Eltern beim Reden über sie und die Raumfrage zugehört hätte. Auch scheint sie an einigen Stellen, ohne daß dies erwähnenswert wäre, aus den Erzählungen anderer zu berichten, so etwa, als es um ihre Großeltern geht und sie im Unterschied zu ihrer sonstigen Darstellungsweise ausführlich von den Eigenarten des Großvaters erzählt, daß dieser nicht zur Taufe ihrer jüngeren Schwester kommen wollte und es Streit gab wegen dem Nichtverlobtsein der Eltern; Ereignisse somit, die sich allesamt vor ungefähr 15 Jahren zutragen. In welchem Ausmaß Susi sich die elterliche Perspektive – und insbesondere mütterliche Vorlieben und Abneigungen – zu eigen gemacht hat, wird deutlich an einer kurzen Episode, in der sie erzählt, daß sie kein Obst und Gemüse ißt: "Ich glaub', ich würd' Ekel empfinden oder so, und ich könnt' es gar nicht schlucken, und mir würde schlecht werden und so" (752-753). Ihre Mutter, so Susi, habe dafür aber Verständnis, da sie selbst früher auch kein Gemüse/Obst gegessen habe. (Naheliegender, wenn auch etwas "brachial" gedeutet, könnte diese Passage auch so verstanden werden, daß Susi sich hier – sich im Schutzraum der Mutter wägend – dem all zu Vernünftigen verweigert.)

- Unsicherheit als Kehrseite leidenschaftslosen Sich-Fügens

Diese Geschichten aus der Vergangenheit wirken gegenüber Susis auf sich selbst bezogener Darstellung lebendiger; mitunter entsteht der Eindruck, als ob es ihr leichter fällt, das andere (und von den anderen) zu erzählen als (von) sich selbst. Ein zumeist normierter und normativer Rahmen, Pflicht, Fügsamkeit und Harmonie sind die zentralen Anker, auf die hin sie ihre Geschichten erzählt und durch die diese verständlich werden. Als verinnerlichte Modi der Gestaltung ihrer Erzählung durchziehen sie auch ihre Schilderung der schulischen Situation, ihre dortige Rolle und mögliche Konflikte. Deutlich wird dies an einer längeren Passage, in der Susi ausgehend von ihrer Position in der Schule erzählt:

Eben bißchen so als Außenseiterin oder so ham=se mich so aufgenommen, und eben, naja ich war eben recht gut oder bin recht gut und lerne eben auch und mach' eben auch immer meine Hausaufgaben und so, und manche eben so Schlechtere oder so sind dann eher so unter sich und nehmen mich dann irgendwie nur so manchmal für Hausaufgaben oder so, und da blocken wir Besseren eben manchmal so 'n bißchen ab. Und wir Besseren sind so 'n bißchen manchmal zusammen, wenn es sich irgendwie manchmal so ergibt oder so. Weil es is' auch schon einfach nur so, wenn man immer jemanden Hausaufgaben geben muß oder so, das ist nicht gerade die ideale Situation. Es sollte eben jeder seine Hausaufgaben machen und so, und da ist, stellt sich ja eigentlich immer die Frage, ob man eben denen jetzt die Hausaufgabe geben soll oder sagen soll, 'Nein, mach mal Deine selbst' (900-909).

Der hier vollzogene Rückgriff auf Moral, Recht und allgemeine Maßstäbe zeichnet auch ihre weitere Darstellung und Selbstverortung als eine der Besseren oder – in Anlehnung an ihre Selbst-Präsentation als brave Tochter – als brave Schülerin. So berichtet sie, gefragt nach ihren sozialen Kontakten in der Schule: "Ja also, ich bin jetzt so mit einer oder zwei Lehrerinnen so nen biß// also mehr so ham wir uns nach'm Unterricht oder so eben 'nen bißchen unterhalten" (210-211). Susi wollte – so klingt es jedenfalls, als sie sich selbst unterbricht – wohl befreundet sagen. Auf jeden Fall wählte sie Lehrerinnen, nicht Schüler(innen) als ihren sozialen Bezugspunkt, der für ihre konkreten Handlungs- und Erlebensweisen in der Schule bestimmend scheint – "wir gehen eben immer so als letzte aus dem Klassenraum" (214-215) – und den sie gegen potentielle Konkurrenz bewacht, wenn sie beispielsweise moniert, daß eine Lehrerin ihre Aufmerksamkeit "den Jungen oder so, die nicht mitmachen wollten [gibt], da war das 'nen bißchen langweilig, wenn sie dann die ganze Zeit diskutierten" (225-226).

Insgesamt präsentiert sie sich als fleißige, ernsthafte Schülerin, die zwar auch ein "flaues Gefühl im Magen" (203) hat bei Wissensabfragen, aber sonst zu anderen eine große Distanz zeigt, sich ausgeschlossen fühlt und sich als eine der Besseren selbst ausschließt. Sie grenzt sich (und ihre Freundinnen) von ihren Mitschüler(inne)n und deren Verhalten ab – "ich hab' eben meinen Freundinnenkreis, und wir haben 'nen paar andere Interessen" (383-384) – und wird umgekehrt auch "ausgegrenzt" (385). Mit den Freundinnen teilt sie die Zurückhaltung gegen "Tratschen" und Unterhaltungen über Jungen ebenso wie den Verzicht auf wie das Ablehnen von Zigaretten, Alkohol oder Drogen; auch hält sie sich von Parties und Diskotheken fern. Allerdings werden durch die Nachfragen der Interviewenden auch andere Akzente sichtbar, und im Zusammenhang mit dem Thema Jungen/Freunde/Beziehungen verwickelt sie sich mitunter (von ihr aber unbemerkt?) in Widersprüche. So erwähnt sie auf die Frage nach Freundschaften mit Jungen: "Also darüber ham wir [sie und ihre Freundinnen] noch nicht so viel gesprochen" (138), oder wenn, dann "nicht so todernst, manchmal 'nen bißchen so lustig aufgeheitert, damit es nicht so deprimierend wird" (139-140), so daß zu vermuten ist, daß dieses Thema emotional bedeutsamer (belastender?) ist, als sie (sich?) glauben machen will. Ähnlich der im Kontext anderer Begebenheiten stehenden Erzählungen taucht dann aber auch hier wieder Susis Unsicherheit, ihr "Nicht-Wissen" auf, denn sie hat keinerlei konkrete Vorstellungen über eine Liebesbeziehung. Auf den Wunsch nach einer Beziehung angesprochen, markiert sie "ich bin noch zu jung dafür" (372) und erzählt dann als einzige Erfahrung von einem Jungen in der Grundschule, der ihr eine Rose geschenkt habe, was "ganz niedlich" (375) gewesen sei – "aber [das] war eben so zwischen kleinen Kindern" (376). Auch könne sie sich nur vorstellen, mit Jungen etwas zu unternehmen, "wenn ich die irgendwie kennen würde" (394); die Kennlernsituation antizipiert sie als "'nen bißchen befremdet sein oder nicht so recht wissen, was man so sagt, macht mit denen" (396-397).

Auch findet sich jenseits des faktischen Fernhaltens ein vorsichtiger Wunsch nach, aber auch Furcht vor jugendtypischen Lebenswelten. Als die Interviewenden sie auf den Besuch von Discotheken ansprechen, äußert sie zwar Interesse, "aber ich hätte eben ganz gerne jemanden dabei" (932-933), um dann (ihrer [Erzähl-] Logik treubleibend) für das Aufsuchen von Discotheken als notwendig erachtete Fähigkeiten und daß sie nicht tanzen kann anzuführen. Noch deutlicher wird das Pendeln zwischen Wünschen und Faktizität bei der Frage nach der Teilnahme an Parties: Bislang wurde sie nicht eingeladen, ist zu erfahren, "und ich wollte da eigentlich auch nicht hingehen" (955-956). Es folgen dann Begründungen, so etwa daß sie nicht wisse, "was ich anziehen sollte, oder ich wußt' auch gar nicht, was ich da machen sollte" (957-958). Auch hier antizipiert sie eine ihr fremde Welt, vor der sie eine "Hemmschwelle" (963) spürt, da man sich dort – sie zieht hier wieder das Kleidungsproblem hinzu – "ja auch ein bißchen anders" (961) anzieht und sie "kein so großes Selbstbewußtsein [habe], daß es mir egal wäre, was ich da trage, wenn alle sich herausgeputzt haben oder so" (970-971).

Die hier angedeutete Spannung zwischen Wunsch und Furcht, das Sichtbarwerden von Unsicherheit und der Angst, abgelehnt zu werden, lassen die im vorangegangenen herausgearbeitete Leidenschaftslosigkeit im Umgang mit ihren Wünschen in einem zusätzlichen Licht erscheinen. Zurückhaltung, Fernhalten und Rückzug wären so auch als Versuche oder Formen von Selbstschutz zu verstehen: Susi versteckt sich – wie bei der Frage nach dem Makeup – hinter Nicht-Kennen, Nicht-Können und Nicht-Wissen und hofft, mit der Zeit (in der Zukunft) kompetenter, sicherer zu werden.

Daß diese Überlegung zumindest teilweise auch Susis Selbstwahrnehmung treffen dürfte, entnehme ich auch daraus, daß sie sich (aber auch eine ihrer Freundinnen) als "zu schüchtern" (426) bezeichnet. Auch deckt sich ihre Selbstsicht mit der von ihr antizipierten Fremdsicht, denn auch andere, so vermutet sie, sehen sie als "sehr nett" (987) und ein "bißchen schüchtern" (988), wobei sie letzteres sofort korrigiert: ein "bißchen zurückhaltend" (988). Als die Interviewenden insbesondere mit Blick auf die elterliche Erziehung und die Verantwortungsübernahme durch die Mutter nach möglichen Gründen fragen, schätzt Susi ihre Schüchternheit jedoch als eine Charaktereigenschaft (und damit als gegeben) ein, während sie eine andere Eigenschaft – ihre Höflichkeit – als Resultat der elterlichen Erziehung versteht. Daß ihre Schüchternheit für sie von herausgehobener Bedeutung im Umgang mit sich und anderen ist, wird deutlich, als sie, gefragt, ob sie etwas an sich ändern möchte, antwortet:

Ich würd' vielleicht versuchen, meinen Charakter ein bißchen zu ändern, eben, daß ich nicht mehr so schüchtern bin, und daß ich viel aufgeschlossener bin und auf alle zugehen würde oder so. [I: Hm] Und dann auch mit allen mich über Themen unterhalten könnte, über die neusten Klatschgeschichten von dem und dem, und daß die ihren Freund verlassen hat und so weiter (993-997).

Mit diesen Wünschen formuliert sie sich nun nicht nur als eine, die anders sein möchte, als sie gerade ist, sondern sie entwirft entgegen der zuvor erwähnten Zeichnung von sich (und ihren Freundinnen) genau jenes Profil, mit dem sie sich gegen Mitschüler(innen), deren Interesse an Freundschaften und deren Tratsch abgegrenzt hat. Insoweit scheint die aktuelle Situation von Susi durch (Selbst-) Isolation und Rückzug auf das ungefährliche, aber wenig spannende Vertraute gekennzeichnet. Hinter der Überantwortung eigener Interessen an erwachsene (elterliche) Verfügungsmacht – und durch diese wohl auch forciert – wird so ein unverbundenes Pendeln zwischen zurückgehaltenen Wünschen und angedeuteten Ängsten und Unsicherheiten erkennbar.

- Berufsorientierung als Zukunftsentwurf und die Hoffnung auf Integration und Sinn  
In der Projektion auf ihre Zukunft nennt Susi als Leitvorstellung für eine Beziehung "Treue" (378) und ein "bißchen so die große Liebe" (378), und ähnlich ihrer konkreten Lebenssituation mit der Dominanz schulischer Belange über alle anderen Lebensbereiche entwirft sie auch für die ferne Zukunft, es gelte zunächst, zu studieren und das Studium erfolgreich abzuschließen, bevor sie sich danach den privaten Fragen nach Beziehung und Familie widmen will. Eine ähnliche Tendenz und Aufteilung findet sich, als sie gebeten wird, ihre Lebensziele zu umreißen: Neben Vorstellungen vom Sinn des Lebens und davon, "sein eigenes Leben [...] schön zu leben" (508) und "anderen zu helfen" (509), betont sie, sie habe "schon fest geplant, daß ich schon arbeiten werde und so, das ist sozusagen mein Sinn" (510-511), und sie verwehrt sich gegen die Rolle der Hausfrau.

Auch kann sie sich in ihren beruflichen Wünschen und Vorstellungen konkreter äußern als zu ihrer privaten Zukunft und ihren damit verbundenen Wünschen: "Ich hab' schon so ziemlich vorausgesetzt, daß ich studieren werde" (519-520); und ebenfalls entschieden ist für sie, daß sie Jura wählen möchte, obschon sie sich für Geschichte interessiert, "aber da gibt's ja nicht all zu viel Berufsaussichten" (521-522). Und auch wenn sie dieses Interesse an Geschichte und auch an Archäologie zu einem späteren Zeitpunkt des Interviews dahingehend präzisiert, daß sie auf keinen Fall Geschichtslehrerin werden möchte, sondern eher eine Forschungstätigkeit vorziehen würde (wobei sie sofort Zweifel anmeldet, ob sie das "so die ganze Zeit mein ganzes Leben lang so interessieren würde" [875]), präferiert sie ein Jura-Studium – und konkreter: will sich auf EU-Recht spezialisieren – zumal sie in diesem Arbeitsfeld "meine Sprachkenntnisse" (564) hofft, nutzen zu können.

Susis Zentrierung auf Leistung und auf ihre berufliche Zukunft kommt auch in ihrer Antwort auf die Frage zum Ausdruck, wie denn ihre Zukunft in 20 Jahren aussehen könnte (oder sollte). Sie hofft, mit ihrem zukünftigen Beruf "recht zufrieden" (553) zu werden und will versuchen, "noch erfolgreicher zu sein, irgendwie noch weiter hochzusteigen" (554). Dabei liebäugelt sie mit einem gesicherten Arbeitsplatz – möglicherweise verbindet sie damit eine Beamtinnenlaufbahn – weil gegen eine Perspektive in der freien Wirtschaft spreche, daß "ich nicht so Ellenbogen einsetzen kann" (568). Und auch die Frage nach einem Lebenstraum beantwortet sie damit, daß sie "erfolgreich [...] in meinem Beruf" (791) sein wolle und "genug Geld verdienen müßte" (792).

An diesen Entwürfen fällt auf, daß Susi sich – teilweise durch die Fragenkomplexe evoziert, denn der Blick in die fernere Zukunft zielte darauf, den je individuellen Entwurf in seiner Mannigfaltigkeit (Entschränkung der Perspektiven) oder in seiner Gradlinigkeit (Eingrenzung der Perspektive) auszuloten – auf einige Stichworte beschränkt, die um Erfolg, Karriere und Sicherheit kreisen. Susi wiederholt diese Ziele sehr konsistent, aber wenig variantenreich an unterschiedlichen Stellen des Interviews. Allerdings richtet sie ihren Blick in die Ferne, ohne daß konkretere Vorstellungen über den Weg dorthin oder über mögliche Verbindungen zwischen der Gegenwart und der erhofften Zukunft hergestellt werden würden; es handelt sich eher um aus der Jetztzeit heraus definierte Fixpunkte. Mit Sicht auf die Erreichbarkeit läßt sich mutmaßen, daß sie mit ihren Vorstellungen einem impliziten Ablaufplan folgt: Erst die Arbeit, und dann ..., entsprechend kann ihr schulisches Engagement als notwendiger Schritt für ihre Lebenslaufplanung verstanden werden.

Insgesamt steht in ihrer Erzählung auf der einen Seite das Bild einer pflichtbewußten, zurückhaltenden und vernünftigen Jugendlichen, die die Eltern und deren Werte

anerkennt und von diesen für diese Anerkennung umgekehrt vermutlich akzeptiert wird. Dementgegen steht ihre Selbstzeichnung als unsicher, zurückgezogen, unentschlossen, eine Lage, aus der sich zwar durch die Fügsamkeit den Eltern und deren Erfahrung und Wissen gegenüber Auswege ergeben könnten (und sollten?), allerdings scheint die Selbstzuschreibung des Unvermögens und Nichtkönnens und die Zuschreibung des Könnens an die Eltern diese Unsicherheit eher zu verfestigen. Susi dreht sich zwischen Gehorsam und Verunsicherung über eigene Werte und Wünsche im Kreis: Durch ein Anbinden an die elterlichen Vorgaben – und durch die damit erhoffte Sicherheit – bleibt sie verhaftet in ihrer Unsicherheit. In ihre Erzählung von dem gradlinigen und vernünftigen Gang mischt sich eine zweite Erzählung von dem vorsichtigen Wunsch nach Unvernünftigem, nach "Tratschen", nach Verbotenem und Beunruhigendem, die allerdings gleich wieder gefangen genommen wird. Wie sehr diese Vermutung der beiden gegenläufigen Geschichten zutrifft, läßt sich nicht genau sagen, finden sich in dem Interview mit Susi doch nur Fixpunkte und Auflistungen – von Erzählungen (aus der Vergangenheit, der Gegenwart oder von Antizipationen für die Zukunft) fehlt fast jede Spur. Statt dessen liefert Susi eine Wiedergabe von Ereignispunkten, die aber noch keine Geschichte ausmachen, so daß der Eindruck entsteht, daß sie ihre Geschichte noch gar nicht verfügbar hat, vielmehr ein Tableau aus in der Vergangenheit und Gegenwart selbst geschaffenen Abhängigkeiten und deren vermutete Fortschreibung in der näheren Zukunft (England) und für eine fernere Zukunft, eingesponnen in einen Kokon aus elterlichen Vorgaben und einen Kreis von Freundinnen, die wie sie "anders" – vernünftig und brav – sind.

Sehr deutlich wird die Spannung zwischen einer veröffentlichten (und veröffentlichbaren) Erzählung und einer anderen, die nur kurz und am Rande aufscheint, im Kontext der Bilanzierungsfrage, bei der – wie in den anderen Interviews auch – gebeten wurde, einen fiktiven Film zu erzählen. Zunächst fragt Susi zurück: "Gibt es so Außenpersonen, oder so, oder?" (1055) Nachdem die Interviewenden erwidern: "Du kannst Dir was frei vorstellen" (1056), führt Susi nach einer Pause von 15 Sekunden aus:

Ich weiß nicht, vielleicht soll' ich nicht mich selbst verkörpern, sondern jemand anders spielen, damit Distanz da ist, wahrscheinlich sollte auch jemand anders das Drehbuch schreiben und so, und ich könnte vielleicht sagen, was stimmt und so weiter eben und dabei helfen, aber ich weiß nicht, ob ich Lust und irgendwie das könnte, ein Drehbuch selbst zu schreiben und das eigentlich auch halt nicht zu autobiographisch wäre oder, daß eben, ich will ja nicht so, beim Film will ich ja nicht irgendwie wirklich mein ganzes Leben, mein ganzes Innerstes allen Leuten zeigen, mal eben so ja vielleicht, weiß nicht, die sind da wahrscheinlich auch nicht so d'r an interessiert, die sind eher so vielleicht, wenn es ein tiefgründiger Film ist, eben so mit tieferen Gestalten und wirklich irgendwie, daß ja mein Leben, so meine Tagesabläufe und so mit reinkommen, aber, daß dann vielleicht, daß ich dann eben auch noch was anderes erlebe, denn naja, daß die Person, die mich spielt, irgendwie noch andere Abenteuer bestehen muß oder irgendwie, weiß ich nicht. [I: Hm] Ich weiß nicht, ich fänd' es vielleicht 'nen bißchen triste, mein Leben so als Film zu zeigen (1061-1073).

Ihre Antwort zeichnet anschaulich und gerafft, was für das gesamte Interview – aufgrund ihrer oft nur knappen Antworten – vermutet wurde, nämlich eine Jugendliche, die zugleich ganz handfest und realistisch argumentiert und sich im Laufe dieses Argumentierens nach und nach entzieht und sichtbar wird: 1. möchte sie sich nicht selbst verkörpern, um dann 2. eine andere Person das Drehbuch (also die Inhalte, Fixpunkte etc.) schreiben zu lassen; die bereits bekannte starke Form der Verantwortungsabgabe. Ihre eigene Rolle sieht sie 3. im Assistieren (analog zu dem von der Mutter für Susis

Freundin ausgesuchten Geschenk, wo sie möglicherweise beim Einpacken geholfen hat); danach erwähnt sie 4. erst ihre Unlust und dann ihr Nicht-Können (beide treten hier – wie an anderen Stellen des Interviews – in Union auf), wodurch sie 5. sichtbar wird vor allem auch in ihrer Angst, abgelehnt zu werden (ein Hintergrund wohl auch für ihre Scheu, sich zu öffnen und die eigene Geschichte zu erzählen). Begleitet wird dies 6. von Mutmaßungen über das Desinteresse anderer an ihrer Person (der Vergleich zwischen einem antizipierten Wunsch nach Tiefgründigkeit entgegen den – wie gleich zu erfahren sein wird: tristen – Routinen ihrer Tagesabläufe), um 7. von dort anderes als das von ihr Erlebte einführen zu wollen: "Abenteuer") und der Tristesse des eigenen Lebens zu entkommen (vorsichtige Andeutung von Änderungs-/Ausbruchswünschen).

Der Fortgang der Erzählung gilt dann – den Wunsch nach einem anderen Film aufgreifend und angestoßen durch die Frage: "Dann mal' ihn Dir einfach aus. Was würdest Du denn gerne 'reinnehen?'" (1074) – der Explikation des Abenteuerlichen:

- S: Vielleicht irgendwie, weiß ich nicht, irgendeine große Reise oder irgendein großes Abenteuer, aber das, dann wär' der Film wahrscheinlich schon verfälscht, also das wär' dann nicht mehr richtig über mich selbst, in den Film soll dann noch 'nen bißchen Phantasie mit reingebracht werden und so.
- II: Ja, Du drehst ihn ja auch für Dich, dann kannst Du ihn ja auch selber beschreiben, brauchst jetzt nicht denken, daß Du ihn einem großen Publikum präsentieren mußt, Du kannst ihn wirklich frei gestalten.
- S: Ja, also, wenn ich dann schon die Gelegenheit hab', so 'n Film zu drehen, dann würd' ich vielleicht auch irgendwie ganz verrückte Sachen oder irgendwie so 'n Drehbuch machen oder machen lassen, daß eben, so Sachen, daß 'ne große Weltreise, wo dann Abenteuer passieren, die es überhaupt nicht mehr gibt, wo die eben ganz unglaublich sind, eben so Sachen, die eh sonst naja nicht passieren würden und die auch, wonach ich sonst eigentlich so in meinem Leben nicht so das Bedürfnis hätte, aber, wenn man schon mal die Gelegenheit dazu hat eben so was irgendwie darzustellen.
- II: Was würde Dir denn jetzt spontan dazu einfallen?
- S: Eh spontan irgendwie, ja, vielleicht jetzt so nach Ägypten mal so fahr'n, zu den Pyramiden und dann auch durch die Sahara bißchen zu ziehen oder so. Also, das ist jetzt so ganz spontan.
- II: Jo.
- S: Vielleicht auch an ganz verschiedenen Orten dreh'n, da kommt man dann so selbst bißchen durch die Welt, das wird natürlich teuer (1075-1094).

Ich habe diese Passage ganz gewählt, weil hier – und zwar das einzige Mal im gesamten Interview – die Spannung gut sichtbar wird zwischen der Verantwortungsabgabe einerseits und den heimlichen Wünschen und dem Sich-Zurücknehmen andererseits. Zunächst fällt auf, daß Susi Schwierigkeiten hat, das Nicht-selbst-Gelebte, aber Gewünschte in ihre Geschichte hereinzulassen, selbst wenn sie gebeten wird, gar die "Erlaubnis" erhält, sich etwas vorzustellen, zu wünschen, zu phantasieren. Die Möglichkeit, etwas zu ändern, wird von ihr nur zögerlich aufgenommen: Die Passage wird eingeleitet und abgeschlossen mit wenn sie schon "die Gelegenheit" habe. Dazwischen findet sich der Versuch einer Verkopplung von Phantasie und Realität, mit dem Susi sich schwertut: Ihre Ausbruchversuche – "wenn man schon die Gelegenheit hat" – beschränken sich darauf, eine Weltreise machen zu wollen; sie haben ein Pendant in ihrer realen Welt, in ihrem Vater, von dem sie an einer anderen Stelle im Interview – als die Frage nach einem fiktiven Lottogewinn gestellt wurde – erzählt: "Das war so ganz lustig und mein Vater hat auch mal Lotto gespielt, so einmal, der macht so einmal in, einmal im Jahr oder so, macht der das immer aus Gag" (784-785).

- Zusammenfassende Geschichte:

Betrachtet man Susis Geschichten zusammenfassend, so findet sich mit einiger Montonie die immer gleiche Grundstruktur: Eigene Wünsche/Aktionen fehlen oder sind bestenfalls kaum kennbar angedeutet, sondern am Beginn steht eine (An-) Forderung, ein Angebot, ein Vorschlag, den sie annimmt und übernimmt und dem sie folgt, um am Ende wieder angestoßen durch außen, häufig weil niemand außer ihr mehr mitmacht, die jeweilige Aktivität aufzugeben, also wie schon der Beginn, ist auch die (Er-) Lösung durch Außen initiiert. Richtschnur für die (Nicht-) Wahlen sind die Eltern und deren Werte und Überzeugungen, und es hat eine gewisse Folgerichtigkeit, daß Susi immer wieder deren Argumente zitiert oder mit deren Worten spricht. Sie fügt sich in eine verordnete Welt und in ihr nahegelegte Aktivitäten, die zumindest nicht schaden (aber auch nichts nutzen?), und höchstens in ihrem Verweis auf ihr Ungeschick- und Unmusikalisch-Sein bleibt kenntlich, daß es sich nicht so recht um ihre Welt und ihre Aktivitäten handelt.

Der auf diese Weise herausgehobene Modus der braven Tochter und Schülerin scheint mir zum Verstehen von Susi zentral zu sein, wobei sie sich ganz und gar aus der Erzählperspektive der Mutter/des Vaters erzählt, sich eben als das präsentiert, was sie sein zu sollen antizipiert. Ihr Bravsein ist verbunden mit der Verleugnung, dem Hintanstellen und dem Nichtwissen eigener Wünsche, die eigene Rolle wird durch Verantwortungsabgabe aufrechterhalten. Indem sie Regeln befolgt, kann sie Fehler vermeiden, allerdings um den Preis, daß sie kaum schafft, ein Eigenverständnis zu entwickeln: Sie ist in einem sehr hohen Maß unsicher über sich, die eigenen Bedürfnisse und das eigene Können und begibt sich von hier aus in einen Kreislauf aus Situationen, in denen sie durch Folgsamkeit ihre Sicherheit (wieder) herstellen möchte oder verunsichernde Situationen meidet mit der Folge, daß sie sich mit einigen Vertrauten isoliert und das Eigene suspendiert oder auf "später" verschiebt. Zwar ist mitunter auch Neugier und ein vorsichtiges Interesse, (sich) auszuprobieren, erkennbar, aber sie scheint nicht zu wissen, wie sie dies umsetzen und mit den (verinnerlichten) elterlichen Regeln in Einklang bringen kann. So bleibt sie bei dem selbst gezeichneten Bild der braven Tochter, der Vernünftigen, die das Praktische, Notwendige will und lebt.

In Susis Erzählverhalten finden sich nur wenige Irritationen, vor allem sich wiederholende Fixpunkte, die für den Gegenwarts- und Zukunftsentwurf helfen, Orientierung geben sollen, sowie Regeln, die sehr selbstverständlich aufgestellt und befolgt werden in einem insgesamt harmonischen Horizont und Kontext, der eben auch gerade durch Selbstbescheidung wie Abwertung eigener Ansprüche und Ansprüchlichkeit möglich und aufrechterhalten wird. Das Andere, eigene Wünsche tauchen (wenn auch selten) als Phantasie auf, sie finden aber keinen Eingang in die Haupte Erzählung, die wohl auch aus diesem Grund monoton und – mit dem immer wiederkehrenden "irgendwie" und "irgendwann" – vage bleibt.

## 1.2 Das Zweitinterview

Der Kontakt zu Susi wurde telefonisch hergestellt und nachgefragt, ob Interesse an einer Zweitbefragung besteht. Sie willigte sofort ein, stellte keine Nachfragen und machte keine Anmerkungen, sondern gab sich mit den zunächst knappen Hinweisen zufrieden, so daß ein wenig der Eindruck entstand, sie hätte überhaupt nicht in Betracht gezogen, auch ablehnen zu können, sondern das Ansinnen und dessen Erfüllung



als selbstverständlich aufgefaßt. Die konkrete Vereinbarung bezüglich Termin und Ort wurde – da Susi bei einem zweiten Anruf nicht anwesend war – zwischen den Interviewenden und der Mutter von Susi getroffen, die über die Termine ihrer Tochter gut informiert war; die kontaktherstellende Interviewerin hinterließ ihrerseits ihre Telefonnummer, falls Susi einen anderen Termin wünschte. Dies war nicht der Fall, so daß das Interview wie mit der Mutter vereinbart in der elterlichen Wohnung an einem späten Nachmittag durchgeführt wurde. Wie bereits beim Erstinterview beschränkte sich die Interviewvorphase und -nachphase auf einen kurzen Wortwechsel, das Interview selbst dauerte zwei Stunden. Interessant ist noch eine kleine Begebenheit: Nach Ankunft der Interviewenden fragte Susi, ob sie Tee oder Kaffee wünschten, und als diese sich für Tee entschieden, holte Susi sofort Tee. Es darf angenommen werden, daß, wäre die Wahl auf Kaffee gefallen, dieser ebenfalls bereitstand; ein Hinweis auf Susis (und den familiären) Perfektionismus, auf ihre Bemühung, nichts falsch zu machen, auf alles vorbereitet zu sein, und dies selbst in kleinen Dingen.

Susi, zum Zweitpunkt des Zweitinterviews 18 Jahre alt, ist nach dem Aufenthalt in England im Herbst nach Berlin zurückgekehrt, besucht die 12. Klasse und wohnt – da sich ihre jüngere Schwester im Ausland aufhält – zur Zeit allein mit ihren Eltern. Ansonsten hat sich an den Rahmendaten wenig verändert. Sie hat keine Beziehung, private Kontakte beschränken sich weitgehend auf den Kreis der drei Freundinnen, diese sind aber weniger geworden, da Susi viel Zeit für die Schule investiert.

Auch das Zweitinterview verlief nach einem Frage-Antwort-Schema. Zwar fielen Susis Antworten ausführlicher als im Erstinterview aus, gleichwohl beantwortete sie jede Frage so, daß keine Antwort über den jeweils vermuteten Rahmen der Frage hinausging, d.h., sie führte selbst keine Themen ein, auch entwickelte sie den Erzählgang nicht aus eigenen Stücken weiter, sondern wartete auf eine Anschlußfrage, beantwortete diese dann und sofort. Sie folgte den Interviewenden, wenn diese zu einem Thema an anderer Stelle erneut nachfragten, bereitwillig, wobei die Interviewenden auf Konkretionen drängen mußten.

Die im Zweitinterview nochmals gestellte Eröffnungsfrage nach dem Ende der Kindheit beantwortete sie wieder mit dem Marker des Übergangs auf das Gymnasium, um dann – die dazwischen liegenden Jahre überspringend – hervorzuheben, daß sie in England war. Nach dieser Mitteilung wechselte sie die Erzählperspektive, denn sie berichtet nicht von sich, sondern über ihre Schwestern: Davon, daß ihre jüngere Schwester derzeit ein Auslandsjahr absolviert und ihre ältere Halbschwester eines absolviert hat, wenn auch kürzer (nur für drei Monate); schließlich beendet sie die Auflistung mit "das ist so wahrscheinlich der wichtigste Teil" (Z17). Als Susi sich dann im weiteren Interviewverlauf über den Englandaufenthalt äußert, erinnert dies an die bereits im Erstinterview erwähnten Hoffnungen: Die Zeit in England hebt sie vor dem Hintergrund des Englischlernens und der Erfahrungen in der Schule als positiv heraus; dazu führt sie, als es um die wichtigsten Ereignisse seit dem Erstinterview geht, aus, es sei ihr wichtig gewesen, "gleich Erfolge" (Z403) zu haben und die Schule habe ihr "wirklich Spaß gemacht" (Z403). Auch sei das englische Schulsystem besser als das deutsche, zudem "gefielen mir eben alle Lehrer" (Z1044), und sie stand weniger "unter dem Druck [...] gute Noten zu bekommen" (Z1045), wie sie später im Interview sagt, als sie noch einmal die zurückliegenden Erfahrungen mit ihrer aktuellen Situation vergleicht, im Rahmen einer rundum positiven Darstellung.

Demgegenüber sei es im privaten Bereich eher schwierig gewesen, sie fühlte sich zu Beginn "'n bißchen isoliert" (Z29), da sich keine Freundschaften "rausgebildet" (Z32)

haben und sie sich nicht in bestehende "Cliques" (Z33) integrieren konnte, dies auch gar nicht versucht habe. Nach diesem "schlimmen" Beginn sei sie jedoch "später [...] etwas abgestumpft oder so" (Z347), Bezugspunkt bleibt neben der Schule die Heimat – die Mutter hatte "Heimweh nach mir" (Z351) –, und Susi lebt weitgehend zurückgezogen, musiziert ein wenig, schreibt Briefe (an die Familie) und liest – "mehr hab' ich dann auch nicht gemacht" (Z444). Diese relative Ruhe scheint erst möglich gewesen zu sein, nachdem Susi nach Schwierigkeiten mit der ersten Gastfamilie diese nach drei Monaten verläßt. Den Wechsel in eine andere Familie hat sie durch ihre Betreuungsperson organisieren lassen, weil "offene Auseinandersetzungen \* weiß ich nicht, fürchte ich mich vor (LACHT VERLEGEN, SEHR LEISE) trau' mich wohl nicht so recht" (Z303-304). Als Grund für ihr Unbehagen gibt sie an, es sei in der ersten Familie, die sie mit dem Begriff "Unterschicht" (Z270) klassifiziert, nicht zu Gesprächen gekommen, und sie habe sich mehr und mehr zurückgezogen, denn der älteste Sohn der Gastfamilie war "schon vorbestraft" (Z283-284) und konnte "nicht auf eigenen Beinen stehen" (Z282), außerdem flogen "Staubflusen durch die Gegend [...] und der Hund hatte laufend Flöhe" (Z291). Demgegenüber habe sie sich in der zweiten Familie aufgehobener gefühlt, sie sei dort eingebunden gewesen, so "wurden mir auch gleich die Großeltern vorgestellt" (Z331), sie nahm teil an Familienessen, gemeinsamen Ausflügen und Theaterbesuchen (allerdings eher Unterhaltung/Musicals, wie Susi einschränkend anmerkt).

Neben dem Englandbesuch im Erstinterview erwähnte Aktivitäten werden im Laufe des Zweitinterviews von den Interviewenden eingeführt, da Susi weder in der Anfangsphase noch später im Verlauf des Interviews von sich auf diese zu sprechen kommt. Ihr zentrales Thema ist wieder die Schule, alle anderen Themen werden nachrangig behandelt; ein zweites Thema, das – nachdem es in das Gespräch eingeführt wurde – immer wieder zur Sprache kommt, ist verbunden mit dem Englandaufenthalt und dem antizipatorisch entworfenen weiteren Lebensweg: Es behandelt das beabsichtigte Studium, den damit möglicherweise verbundenen Auszug aus dem Elternhaus und die Chance/Notwendigkeit der Distanzierung (Abnabelung) von den Eltern.

- Nicht für das Leben, sondern für die Schule lernen wir

Noch mehr als in dem ersten Interview findet sich im Zweitinterview eine Zuspitzung auf die Schule und damit verbunden eine Einschränkung aller anderen Lebensbereiche. Gefragt nach einem Freund antwortet Susi: "Ich denk' mir mal ich hab' noch genügend Zeit, und \* zur Zeit will ich mich erstmal auf die Schule konzentrieren. (WIEDER LAUTER) Ich hab' ja auch keine Zeit für meine Freundinnen, und dann noch mit einem Freund \*\*\* (LACHEND) ich glaube, das würd' etwas zu viel" (Z578-581). Mit den Freundinnen ist sie zwar immer noch zusammen, aber die gemeinsamen Aktivitäten sind wegen der schulischen Anforderungen reduziert und beschränken sich auf gelegentliche Treffen zu dritt – bezüglich der vierten Person, die zu diesem Kreis gehörte, werden Spannungen angedeutet, aber nicht weiter ausgeführt – und auf die Überlegung, einmal gemeinsam zu verreisen, aber "bei uns dauert das immer bis eine Idee sich durchsetzt" (Z136-137), auch kollidiert dies mit ihrem Wunsch, einen Führerschein zu machen. Und obwohl sie unter Freundschaft versteht, über Probleme zu reden und für einander da zu sein, reduziert sich dies in ihrer konkreten Darstellung auf "eben so gut wie möglich mit dem anderen auszukommen" (Z983). Obwohl sie sich mit einer der Freundinnen besonders gut versteht – sie seien "vielleicht seelisch gleich veranlagt" (Z120) und "beide sehr rührselig" (Z120-121) – erzählt sie wenig

von sich selbst und vermeidet konfrontative Gespräche, da ihre Freundin eine "sehr starke Persönlichkeit" (Z175) sei und sie selbst "meistens, wenn wir diskutieren unterliege" (Z175-176).

Die Zentrierung auf die Schule hat jedoch nicht nur ihr Engagement in anderen Bereichen weitgehend eingeschränkt – was bleibt, sind gelegentliche Theaterbesuche "eben, etwas Kultur" (Z236), Lesen und Versuche, das Flötenspiel nicht aufzugeben: "Da will ich eben auch nicht aufhören" (Z240-214), zumal sie stolz erzählt, daß sie "eben auch schwierigere Stücke" (Z244) spielt. Auch ihre schwierige Position in der Schule scheint sich verschärft zu haben: Zwar war "die Klassengemeinschaft [...] nie sehr gut" (Z56), aber es häufen sich Erlebnisse, "wo man merkt, daß man eben nicht Teil der Klassengemeinschaft ist" (Z1029-1030). Mitschüler(innen) neigten dazu, zu ihr "recht hämisch [zu] sein" (Z1057), sie fühle sich "persönlich dann auch ausgeschlossen" (Z1031), "da gibt es für Außenseiter eben keinen Platz mehr" (Z1036-1037), während bei dem ersten Interview der Ausschluß eher doppelseitig gewesen zu sein scheint, was auch in ihrer rückblickenden Anmerkung deutlich wird: "Ich glaube wir war'n auch 'n bißchen so Außenseiter, wir waren eben mit uns zufrieden, hatten kein Interesse an den anderen" (Z104-105). Vergleichbar dem Familienwechsel in England ist der Ausgang, der ihr aus dieser schwierigen Situation möglich scheint, der Wechsel in die "Parallelklasse", was sie damit begründet, diese sei "immer eine bessere Klasse gewesen als wir und [die] haben auch eine Klassengemeinschaft" (Z161-162).

Doch trotz dieser Problematik bringt Susi das Gespräch immer wieder auf die Schule zurück, allerdings nicht auf ihr Leiden in der Klasse, sondern auf die Schule als Ort der Selbstbestätigung und als Garant zukünftigen beruflichen Erfolges. Zwar erwähnt sie, daß sie insgesamt einen sehr hohen Aufwand betreibt – "wahrscheinlich manchmal zu viel" (Z200) – aber sie schätzt den Lohn eben höher: "Wenn ich eben viel für die Schule mache und wenn ich sehe, daß sich dann irgendwie lohnt, un' wenn es sich dann nachher die guten Noten bekomme" (Z203-205). Als kurzzeitig "deprimierend" (Z206) bezeichnet sie, wenn andere ohne Anstrengung die gleichen Ergebnisse erhalten, "aber meistens ist mein Ehrgeiz doch da" (Z216), und sie "denke und hoffe, daß es sich irgendwann mal auszahlt" (Z218).

Dieser Hoffnung ordnet sie auch ihre Planung für die Zeit nach dem Abitur unter. So ist das Abitur zwar "irgendwie ein Einschnitt" (Z564-565), und sie überlegt, danach "sozusagen als Abschluß" (Z554) gemeinsam mit ihrer älteren Schwester nach Südamerika zu reisen, denn "in der nächsten Zeit", so glaubt sie, "werde ich nicht mehr dazu kommen, so eine weite Reise zu machen" (Z554-555). Unmittelbar nach der Reise möchte sie mit ihrem Studium beginnen – "sonst verplempert man zu viel Zeit" (Z545), das sie spätestens (inklusive einer Promotion) mit 30 Jahren beendet haben möchte.

Susi hält zwar, wie schon bei dem Erstinterview, an ihrem Wunsch fest, Jura zu studieren, wobei sie ihre Wahl für Jura durch den sukzessiven Ausschluß anderer, potentieller Wahlen begründet: Medizin würde für sie wegen ihrer Furcht vorm Sezieren nicht in Frage kommen, Pfarrerin bzw. Lehrerin zu werden, lehnt sie wegen Erfahrungen aus ihrem persönlichen Umfeld ab, und – im Falle des Lehrerberufs – konkreter noch damit, daß "die Schüler [...] schrecklich geworden [seien]" (Z776). Auch will sie "was Anspruchsvolles machen, als jetzt irgendwie Tischlerin zu werden" (Z1074-1075), auch will sie gerne "schwierigere Aufgaben übernehmen" (Z1077) und ein "nützlicher Teil der Gesellschaft" (Z1331) sein. Persönlich ist ihr wichtig und möchte

sie "glaub' ich [...] eben höher steigen" (Z1344), und im Berufsinformationszentrum wurde ihr Jura als Berufsrichtung empfohlen. Allerdings finden sich, was das Jura-Studium angeht – und entgegen der hoffnungsvollen Zeichnung im Erstinterview und auch der Klarheit, mit der sie sich in diese Zukunft projizierte – einige unsichere Töne. So führt sie etwa an, es sei ihr unklar, welchen inhaltlichen Schwerpunkt sie im Rahmen des EU-Rechts wählen wolle: "Muß ich mal sehen. Ich weiß noch nicht so genau" (Z92). Später im Interview zeigt sie sich allerdings grundsätzlich unsicher, wenn sie laut darüber nachdenkt, was geschieht, "wenn ich eben dann plötzlich entdecke, daß mir das Jurastudium nicht so viel Spaß macht \*\*\* ich glaub', das könnte etwas problematisch werden" (Z604-606), und, kurz danach ausführt: "Ich hab' eben Angst, auch 'n bißchen, daß \* Jura vielleicht nicht das is' wo ich mit glücklich werden kann, aber \* ich weiß eben auch nich', ob ich das jetzt schon so voraussehen kann \*\*\* ob es nicht nur einfach Angst ist sich auf 'was festzulegen" (Z607-610). Auf eine Zwischenfrage hin problematisiert sie zunächst, daß es für sie sehr wesentlich sei, zu welchem Zeitpunkt sie – wenn dies eintreten sollte – bemerkt, nicht das für sie Richtige zu studieren: "Ich werd' wahrscheinlich dann irgendwie traurig sein oder sauer, daß mir das so spät aufgefallen ist; wenn es eben so gegen Ende ist. Und, daß ich eben so viel Zeit umsonst da was studiert habe, was mir nicht gefällt" (Z623-625). Als sie sich dann aber antizipierend in die Situation bringt, sich zu entscheiden, ob sie etwas anderes studieren oder bei der einmal getroffenen Festlegung bleiben würde, endet sie vorsichtig optimistisch, daß sie "eben hoffe, daß es mir doch mal wieder gefällt" (Z627-628).

Trotz der hier erkennbaren Verunsicherung und der Zweifel verblasen wie bereits im Erstinterview gegenüber den beruflichen Aspirationen Vorstellungen über ihre private und persönliche Zukunft. Sie greift auf einige Stichworte dahingehend zurück, daß sie nicht nur "erfolgreich im Beruf" (Z640) sein möchte, sondern auch ein "glückliches Leben zu führen" (Z642) sich wünscht. Mit einer Familiengründung verbindet sie über den Wunsch nach Harmonie hinaus keine weiteren Vorstellungen, das einzige konkretere Szenario, das sie schildert, lehnt sich vermutlich an die Beziehungsgeschichte der Eltern an, denn sie hofft einen Kommilitonen "in der Mensa oder sonst irgendwo" (Z591-592) zu treffen; Heirat und Familie hat sie für die Zeit nach dem Studienabschluß (also nach dem 30. Lebensjahr) vorgesehen.

- Das schwierige Ringen zwischen Kindheit und Erwachsensein

Ebenfalls deutlicher als im Erstinterview wird im Zweitinterview, wie weit die elterliche Fürsorge in Susis Leben und Denken reicht, vielleicht auch, weil sich nun kleine Schritte aus der Umklammerung der Eltern abzeichnen, die das Ausmaß der Verantwortungsübernahme bzw. -abgabe erst nachvollziehbar machen. Sie sei, so sagt sie, durch den Englandaufenthalt "doch auch selbständiger geworden" (Z494), womit sie meint, daß sie nun auch Kleidung für sich selbst aussucht und kauft: "Ich entscheide eben einfach selber über was für mich und frag' dann nicht bei bei meinen Eltern nach" (Z498-499). Ob Kleidung, Geschenke, musische oder sportliche Aktivitäten, Obst oder Gemüse: Susi ist den elterlichen Wünschen und Abneigungen gefolgt, hat sie zu ihren eigenen gemacht. Dies gilt, und das wird nun faßbarer, auch für den Englandaufenthalt selbst, der Teil der elterlichen "Verschickpraxis" zu sein scheint, um allen Kindern eine entsprechende Bildungsaufwertung zukommen zu lassen. Gefragt nach dem Zustandekommen des Auslandsaufenthalts antwortet Susi, sie habe "da irgendwie auch nich' so \* d'rüber nachgedacht" (Z474), und auf die Anmerkung eines Interviewenden, daß so ein Schritt doch ganz mutig sei, folgt nach einer kurzen Pause: "Ja irgendwie,

es war eben schon vorausgeplant, und da stell' ich das nicht so in Frage. Dachte es ist vielleicht auch ganz gut, wenn ich mal von der Familie wegkomme" (Z488-490). An dieser Stelle wird Susis Einsilbigkeit, die sich unabhängig vom je konkreten Thema immer dann einstellt, wenn es um Interessen geht, verständlich: Eine Explikation, ein Nachvollziehbarmachen von möglichen Beweggründen ist schwer, wenn es doch scheinbar immer um fremde Gründe geht. Susi folgt den Eltern in allen Punkten, und sie folgt ihnen auch in die für sie vorgesehene Zukunft, so etwa als sie, nachdem die Interviewenden nach dem Wunsch-Studienort gefragt haben, auf das elterliche Wir zurückgreift: "Aber ich weiß nicht, ob ich zum Studium hierbleiben will. Da haben wir mal an Trier gedacht, aber \* wir wissen es noch nicht [...] wir haben nur mal so'n bißchen rumguckt" (Z511-514).

Susi sieht zwar durch die Trennung von den Eltern durch ihre Englandreise, daß sie "vorher [...] doch sehr auf meine Eltern angewiesen" (Z501) war, und sie ahnt – vermutlich sogar von den Eltern forciert, die auch einen Entwicklungs- oder Ablösungsplan für ihre Kinder haben und anbieten dürften – daß Erwachsenwerden als Aufgabe ansteht, bedroht von der eigenen Schwere, alle Entscheidungen doch wieder der elterlichen Kompetenz zu überlassen:

Weil ich doch denke \* ich muß irgendwann mal versuchen jetzt alleine auf \* naja, dann Verantwortung zu übernehmen (LEISE) und nicht mehr so mit meinen Eltern zusammen; weil ich merk' doch, wenn ich wieder hier im Haus bin, daß ich doch eben wieder dann tue was meine Eltern wollen und \* eben, dann nich' mehr so viel alleine mache. Und ich denke mir jetzt irgendwann wird's langsam Zeit, daß ich selbst mal was ausprobiere und dann merke, wenn's schief geht, daß es nicht so gut war, aber \* ich muß es eben selbst mal ausprobieren (Z503-509).

In dieser Passage mit der in ihr enthaltenen Logik und Programmatik des Selbständigwerdens zeichnet Susi sehr deutlich die Angst vor der eigenen Schwäche und Inkompetenz. Sie wirkt nicht froh über die Aussicht, "selbst mal was aus[zu]probiere[n]", und sie scheint dem Prozeß der selbstverständlichen Unterordnung fast ein wenig nachzutauern, die Zukunft bleibt im Vagen des "irgendwann" und "irgendwann wird's langsam Zeit". Denn etwas Ausprobieren bedeutet auch, daß es "schiefgeh[en]" kann, ein (potentielles) Mißlingen, das der scheinbar erwünschten Perfektion und der bisherigen Sicherheit, nichts falsch zu machen, wenn sie den allwissenden Eltern folgt, entgegensteht. Selbständigkeit bedeutet hiernach unmittelbare Verantwortungsübernahme – ein im Erst- und auch im Zweitinterview dem Erwachsensein zugesprochenes Kennzeichen –, ohne daß Susi tatsächlich gewagt hätte, eigene (!) Erfahrungen zu sammeln. Die hier sich selbst zugestandene und für die nahe Zukunft erwartete Autonomie scheint für Susi sehr angstaussend zu sein, und sie wirkt zerrissen zwischen eigenen (und elterlichen?) Ansprüchen nach Selbständigkeit und dem Wunsch nach Abhängigkeit. Ich vermute – auch weil Susi nach dieser Passage im Interview darauf zu sprechen kommt, daß sie und ihre Eltern (von ihr als "wir" vorgetragen) über die Wahl eines Studienortes nachdenken – daß sie hier aufgrund der Verunsicherung auf ihre (auch sprachliche) Sicherungsstrategie zurückgreift und bei den Eltern Zuflucht sucht. Ebenso steht diese Passage dafür, daß der Auszug, die Distanz zu den Eltern, weniger ein innerer Wunsch Susis als der Wunsch/Vorschlag der Eltern zu sein scheint, der an sie herangetragen wird und mit dem sie sich auseinandersetzt – was bei ihr heißt: dem sie zu folgen hat.

Das Changieren zwischen Selbstständigkeitsansprüchen und Abhängigkeitswunsch kommt auch zum Ausdruck in Susis "Frage, ob ich dann Mut dazu haben [werde], und es doch dann nicht dann vielleicht bequemer finde hier in Berlin denn zu sein" (Z518-

519). Indem Susi hier Mut und Bequemlichkeit gegeneinander führt, meidet sie ein zumindest implizites drittes, nämlich Angst, bzw. sie bannt diese zumindest sprachlich. Ähnlich verkleinert sie die von ihr antizipierten Herausforderungen, die mit einem Auszug verbunden sein könnten, indem sie u.a. aufzählt "meinen Tag alleine einteilen" (Z525) zu können; zu kochen, also die alltagspraktischen Dinge, "sowas Einfaches, was man eben zum Leben braucht" (Z531-532). Für Susi bedeutet Selbständigkeitsein oder -werden in diesem Zusammenhang kein Ziel oder Zustand, das oder den sie erstrebt, sondern

ich denk mir, wenn ich älter werde sollte ich doch auch 'n bißchen selbständiger werden. Und \* wenn ich mein Studium beendet habe, muß ich ja einen eigenen Beruf ausüben und \* muß dann in der Lage sein, irgendwie auf eigenen Beinen zu stehen und wenn ich das vorher noch nich' gekonnt habe, ist es etwas schwierig (Z536-540).

Hier ist unumwunden die Rede vom (selbständig werden) Sollen und Müssen; Selbstständigkeit und Entwicklung stehen im Dienste des beruflichen Erfolgs, und für ihn scheint Susi denkbar, die Last der Verantwortung auf sich zu nehmen, ohne daß Lebensfreude oder mit einem Auszug möglicherweise auch verbundene Freiräume ihr denkbar oder wichtig schienen. Eine solche Perspektive würde – so läßt sich nach Susis bisherigem Bescheiden in Gegebenes und von anderen (Vor-) Geordnetes mutmaßen – überbordend erlebt werden (vielleicht aber auch als zu reizvoll, als daß sie denkbar wäre/gedacht werden dürfte), und so wird alles auf das Vernünftige hin ausgelegt/von ihr vor- und weitergedacht.

Vielleicht auch wegen diesem anstehenden Selbständigwerden (-müssen) fällt Susis Familienbeschreibung beinahe noch harmonistischer aus als im Erstinterview. Bei dem Versuch der Interviewenden zu sondieren, ob Susi zu ihrer Mutter oder zu ihrem Vater mehr Nähe verspürt, gibt Susi an, beide seien bei Konflikten und Fragen Ansprechpartner(in) für sie, wenn auch häufiger die Mutter, wobei Susi sofort nachschiebt "aber sonst, ich brauch' beide" (Z709) und konkretisiert, daß sie den Vater eher in schulisch-organisatorischen Belangen um Rat bittet. Auf eine weitere Intervention der Interviewenden hin, ob sie Unterschiede mache zwischen Mutter und Vater, verneint sie dies mit dem Grund, daß sie sich "unwohl fühlen" (Z731) würde bzw. dann das Gefühl hätte, einem von beiden "was verheimlichen zu wollen" (Z732-733). Und auch als die weibliche Interviewende (wenn auch sehr vage) das Gespräch hin zu Körperlichem und zu Menstruation lenkt und wissen möchte, ob solche Themen vielleicht leichter mit der Mutter zu besprechen seien, bejaht Susi dies zwar, begründet es aber über die leichtere Verfügbarkeit der Mutter, und ergänzt umgehend, daß es auch Themen gäbe, die sie dem Vater zuerst erzählt – "das kommt eben drauf an, wann mir es einfällt und wer gerade da ist" (Z744-745).

Die Eltern sind in ihren Augen weiterhin ausgestattet mit "mehr Erfahrung" (Z754) und sie können Sachverhalte auch "besser einschätzen" (Z754) als andere. Während sie von den Schwestern bei Problemen nicht unbedingt "Lösungen [...] erwarten [würde, ...] würde ich eben von meinen Eltern erwarten, daß sie mir da helfen" (Z755-757). Welche Autorität Susi ihren Eltern in diesem Zusammenhang zuerkennt, wird besonders deutlich daran, daß ein Versagen der Eltern für sie undenkbar scheint – "das wird nicht eintreten, oder es wird eben ein so großes Problem sein, daß ich weiß, daß es keine Lösung dazu gibt, oder die keinem einfallen würde" (Z759-761). In gewisser Weise läßt sich angesichts diesem unbedingten Festhalten an den Eltern und an deren Kompetenz mutmaßen, daß in dem Ausmaß, in dem Susi sich auf sich selbst zurückgeworfen sieht, sich allein auf ihren weiteren Weg zu begeben hat, die Eltern noch wich-

tiger werden, ihre Mächtigkeit noch bedeutsamer gezeichnet wird: Nicht nur, daß Susi die Nachfrage der Interviewenden, ob sie "im nachhinein auch sagen [würde], daß das gut für dich ist, was für sie gut war" (Z795-796) bejaht, sondern sie wird fast wieder zu dem kleinen Mädchen, in dessen Leben es "auch nichts, noch nichts so Einschneidendes [... gab] \* was ich irgendwie dann als so wichtig empfunden hätte, daß ich dann vielleicht nur selbst (UNVERSTÄNDLICH) entscheiden wollte. Weil, glaub' ich hätt' immer das Gefühl, daß ich nich' da selbst entscheiden kann" (Z799-802).

Die Bezogenheit auf die Eltern und der schwierige Versuch, sich von ihnen zu lösen, ist ein beständiges Thema, das immer wieder das Interview durchzieht, auch weil die Interviewenden es immer wieder einführen, aber Susi kommt auch selbst immer wieder darauf zurück. So stellt sie resümierend bei einem Rückblick auf ihren stark an den Eltern orientierten Lebensweg fest, sie habe sich "glaub' ich viel von ihr [der Mutter] leiten lassen auch. Wenn sie eben was gut fand, hab' ich's gemacht, weil ich da// sie hat mehr Erfahrung, sie weiß besser was vielleicht gut für mich ist, aber \* wenn ich was nicht gewollt hätte, hätt' sie's auch gesehen und eingesehen" (Z786-788). Hier wie an anderen Stellen zeigt Susi die Bereitschaft zu einer doppelten Auslieferung, dem potentiell auch kritischen Moment des sich Leitenlassens folgt unmittelbar das bereitwillige Folgen. Die Begründung dieser Aufteilung über Erfahrung und Kompetenz, die Erhöhung der mütterlichen/elterlichen Instanz wird auch darin deutlich, daß Susi der Mutter nicht nur das Recht zuspricht, Angebote zu unterbreiten, sondern auch hier rückt das eigene Wollen ganz aus ihrer Perspektive heraus, denn die Mutter hätte es "gesehen" und aus diesem Sehen wird selbstverständlich ein Einsehen, das problematisch wird, wenn diese Übermacht, so ist zu vermuten, nun Erwachsenwerden und damit Selbständigkeit und Ablösung einfordert: "Ich hab' eben immer sehr auf sie vertraut und dann \* dacht' ich auch, ja, was sie eben für gut findet, wird sicherlich auch gut für mich sein. Und da orientiere ich mich immer noch sehr stark an sie, deshalb denk' ich auch, wär's ganz gut, wenn ich mal etwas weiter weggehe, und dann \*\*\*" (Z791-794).

Die Lösung, die Susi sieht, ist durch die örtliche Distanzierung auch eine innerliche Distanzierung herzustellen. Es handelt sich um eine Einsicht in die Notwendigkeit, nicht um ein Verstehen oder Erklären, warum diese Schritte nötig scheinen; auch wird nicht deutlich, was das Eigene ist, außer daß es notwendig ist, eine eigene Perspektive zu entwickeln, eine Entwicklungsaufgabe ohne Inhalt scheinbar, eine Aufgabe, die sich eben stellt. In diesem Zusammenhang fällt auch auf, daß Susi immer wieder in ihren Antworten in die erhoffte (und befürchtete) Machbarkeit der Option Auszug ausbricht, ihre Erzählung weist immer wieder in die Zukunft und lenkt damit von der Gegenwart, ihrer Auseinandersetzung mit dieser und mit den konkreten Personen (i.d.F. ihre Eltern) ab. Den Erzählbogen immer wieder an der Zukunft zu orientieren und damit nicht im Hier und Jetzt zu handeln, war schon erkennbar im Erstinterview, als sie mit dem Aufenthalt in England die Hoffnung verbunden hat, dort vielleicht in eine Gruppe zu kommen, sich zu schminken. Wie sehr dies Ausdruck dafür zu sein scheint, daß die Gegenwart sich ihrer Eigengestaltung entzieht – und gleichzeitig auch die Vergangenheit als ungestaltbar, gar die Nichtnotwendigkeit einer Gestaltung mit einschließt, wird an der folgenden Passage deutlich, ebenso Susis Pendeln zwischen Wünschen und Notwendigkeiten und ihre tiefe Verunsicherung über die eigene Person und Persönlichkeit:

II: Ja, Du sagtest vorhin ähm \* daß Du teilweise auch nicht gerne so werden würdest wie Deine Eltern. Bezieht sich das jetzt nur auf Äußerlichkeiten wie Beruf, oder \* gibt's auch Charak-

tereigenschaften vielleicht, wo Du sagst, da bin ich doch anders. Oder möcht' ich anders sein?

- S: Mm, nee. Ich glaub' ähm Charaktereigenschaften, da hab' ich mich noch nicht so drum gekümmert, weil ich eben denk' es sind meine Eltern. Und \* ich hab' mich an ihre// an \* ihre Persönlichkeiten gewöhnt. Jeder hat eine eigene Persönlichkeit. Aber ich will sie irgendwie nicht kritisieren oder so.
- II: Nee, es kann ja höchstens sein, daß Du sagst, da und da bin ich einfach anders und will auch anders sein. Vielleicht bewußt, oder \* weil ich einfach anders bin.
- S: Ich glaub', daß=is' ein Grund weshalb ich von ihnen weg will. Deß ich eben einmal wirklich seh', wenn ich alleine bin, wie ich eigentlich bin und was ich anders machen würde. Und nicht laufend mit ihnen zusammen bin und dann eben auch von ihnen beeinflusst werde, wie jeder eben den anderen so beeinflusst. \* Dann \*\*\* aber sonst, eigentlich \* hab' ich so irgendwie möcht' ich doch so werden wie sie (Z827-840).

Potentiell kritisch zu deutende Töne werden hier sofort wieder dem Modus der Harmonisierung subsumiert. Susi entzieht sich explizit der Äußerung von Kritik und vermeidet potentielle Konflikte, lenkt dann über auf die Notwendigkeit, sich zu lösen, umschreibt allgemeine Gründe, indem sie nachreicht, dies sei eben so (z.B. "wie jeder eben den anderen so beeinflusst"), entschuldigt damit ihre Eltern, ohne eine (An-) Klage zu erheben, und aus einer solchen Perspektive macht sie sich zu der, die sich nicht entwickelt, zu einer Jugendlichen, die sich selbst ein bißchen im Wege steht – eine, die ungeschickt, unfähig, unmusikalisch ist, wie im Erstinterview zu erfahren war. An die Eltern hat sie sich "gewöhnt", will sie nicht kritisieren und sich auch nicht das Recht herausnehmen zu kritisieren. Sie versteckt sich hinter den Eltern und der Frage, "wer bin ich" jenseits ihrer Eltern, und als ob diese Verharmlosungen nicht reichen, endet sie schließlich damit, doch genau so zu werden wie die Eltern. Das Anbinden an die elterlichen Ideale (und die Angst vor deren Verlust), die Mutlosigkeit aus Angst, verstoßen zu werden, münden letztlich in dem Wunsch nach dem Einswerden mit dem (zumindest potentiellen) Aggressor.

Wird die an diese Passage anschließende noch hinzugezogen, in der die Interviewenden nachfragen, ausgehend von dem erwähnten Wunsch, auszuziehen, ob sie denn über sich nachdenke, dann verdichtet sich das Bild noch ein wenig mehr:

Ich denk' etwas über mich nach, aber ich bin mir eben nicht so sicher, ob ich immer wirklich genau weiß wie ich bin. Und \* ich bezweifle auch, daß ich meinen meine Eigenschaften richtig einschätzen kann und vertraue dann eher auch auf die Einschätzung meiner Eltern, weil sie eben mich besser ke=ä//. Ich bin immer voreingenommen, wenn ich da irgendwie wahrscheinlich über mich selbst urteilen werde. Und \* denk ich mir, daß ich das m// meinen Eltern, wenn ich sie eben frage, daß \* sie da wahrscheinlich bißchen besser Bescheid wissen und da richte ich mich immer noch sehr \* nach ihrem Urteil (Z847-853).

Es wirkt beinahe so, als ob Susi durch die im Raume stehende Thematik vollends versichert ist und sich – gerade im Kontext ihres sehr indirekten Aufbegehrens – nun wieder völlig verkleinert, hinter dem elterlichem Urteil versteckt und wieder ganz Kind wird, ein Eindruck, den auch die Interviewenden während des Gesprächs hatten und der am Ende des Interviews im Zusammenhang der Frage nach der Selbstverortung im Lebenslauf – also ob sich Susi als Jugendliche erlebt – anklingt, nachdem Susi die Entwicklung von Kindheit, Jugend und Erwachsensein als einen kontinuierlich ablaufenden Prozeß beschrieben hat:

- II: Bist Du in mancher Hinsicht noch Kind, wenn die \* Übergänge fließend sind? Würdest Du das sagen?
- S: Ja, wahrscheinlich schon. Ich orientier' mich eben noch sehr an meinen Eltern und \* habe eben auch noch Angst davor, das Haus hier zu verlassen; eben so die Sicherheit vor allem.



Weil ich hier eben immer gleich mit meinen Problemen zu meinen Eltern gehe (Z1418-1420).

Hier findet sich eine sehr komprimierte Wiedergabe von Susis Haltung vor dem Hintergrund eines Gemischs aus Angst, Bequemlichkeit, Sicherheit und elterlicher Fürsorge und Obhut. Dem entspricht auch Susis explizite Selbstbeschreibung als "etwas unsicher" (Z870) und konfliktscheu. Zielstrebig (an anderen Stellen spricht sie von ehrgeizig) ist sie immer nur dann, wenn es um schulische Belange geht: Hier mag sie sich in den Situationen, wo sie "Erfolg gehabt" (Z878), wenn sie das "Gefühl [hatte], \* daß \* äh meine Arbeiten sich eben auch aus[ge]zahlt [haben]" (Z879); entsprechend sind Situationen, in denen sie sich nicht gemocht bzw. die sie nicht gemocht hat, solche, in denen andere etwas erreichen mit "viel weniger Mühe" (Z892) oder sie trotz großer Anstrengungen etwas nicht erreicht, das "finde ich [...] ungerecht \* irgendwie hart (SEHR LEISE, LACHEND)" (Z893). Daß anderen mitunter mehr gelingt, sieht sie darin begründet, daß diese "ein ausgeprägteres Selbstbewußtsein haben" (Z897), sie selbst sei zu zurückhaltend, aber sie will sich nicht entmutigen lassen: "Es wird wahrscheinlich immer noch der Druck von mir selbst dasein un' ich will eben immer so gut wie möglich des machen" (Z1084-1085). Befragt nach möglichen Fremdsichten gibt sie an, ihre Mitschüler(innen) hätten "nicht sonderlich Interesse an mir" (Z904-905), würden aber wohl anerkennen, daß sie eine gute Schülerin sei (und auch hier schiebt sie sofort hinterher, daß sie "dafür aber auch arbeite" [Z910]). Sehr deutlich werden die hier skizzierten Selbstzuschreibungen Susis auch in ihrer Antwort auf die Filmfrage:

S: \*7\* Mm, naja. Ich würd' sa// ähm \* irgendwie die Schauspielerin müßte irgendwie \* dann sich erstmal versuchen eben meinen Charakter so gut zu verstehen und \* dann \*\*\* auch, ja eben \* so'n bißchen unsicher sein, so eben \* so Unsicherheit darstellen. Und (LEISE) dann noch vielleicht Schüchternheit \*\*\* (SEHR LEISE) dann vielleicht' auch konf// – muß auch konfliktscheu sein, oder eben sowas 'n bißchen \* sein \*\* ja, und dann müßte er wahrscheinlich sich schon an meinem Leben orientieren, oder \*4\* eben auch die ganzen Stationen meines Lebens vielleicht' nicht richtig zeigen, aber \* ähm der Drehbuchautor oder so müßte doch darüber Bescheid wissen. Und dann \* mich wahrscheinlich auch fragen, was ich denn von irgendwie einem Stück halten würde, oder wie ich des denn beurteilen würde. \* Und, ich glaub' \* ich weiß nich', wenn der zu authentisch würde, hätt' ich wahrscheinlich auch Angst davor, weil so'n Eingeständnis, wenn man dann zu selbst// also ich glaub', das// da hätt' ich Schwierigkeiten. Also mich richtig \* gleich \* zu beurteilen. \* Aber andererseits, soll der ja über mich sein, also muß der auch möglichst authentisch sein. Das würd' ich jedenfalls von ihm erwarten. Ich glaub', da hätt' ich sehr große Schwierigkeiten, (SEHR LEISE) den Film überhaupt drehen zu lassen.

II: Wovor hättest Du Angst, wenn der authentisch wäre? \*\*\* Den// \*\*\*

S: Ich glaub', ich hätte Angst einfach, irgendwie meine Charakterzüge darin wiederzuerkennen. Und \* ich glaub', ich ähm \* na// irgendwie ich bin eben voreingenommen und \* stell' sie mir eben besser vor als sie sind. Und, ich möchte eben nich' irgendwie die Wahrheit dann in einem Film sehen (LACHT). Dann das irgendwie wär' dann zu brutal für mich (Z1459-1477).

Noch selbstverständlicher als während des Erstinterviews gibt Susi hier den eigenen Film in die Hände einer fremden Schauspielerin, eines fremden Drehbuchautors. Und sehr viel markanter werden ihre Ängstlichkeit und die Abwertung des eigenen Lebens und der eigenen Persönlichkeit. Auch ihre weiteren Ausführungen kreisen immer wieder darum, daß sie (sich) über sich selbst "Illusionen" (Z1480) mache und verbreite, wenn diese "beseitigt werden, ich glaub' das würd' mich verletzen" (Z1481-1482); daß sie sich selbst nicht "richtig einschätze[n]" (Z1484) kann; daß sie mißtrauisch ist; daß sie "ohne irgendwelche Höflichkeitsfloskeln" (Z1493) "Angst" hätte, "die Meinung

dann von den anderen so \* unkaschiert zu sehen" (Z1500); daß sie zwar wissen möchte, was andere über sie denken, "aber \* alles zu wissen, glaube ich, möchte ich doch nicht" (Z1503); daß sie zwar oft darüber nachdenkt, was andere über sie denken, aber "es geht wahrscheinlich auch nur bis zu einem gewissen Grad und dann weiß ich, wenn ich jetzt mehr nachdenken würde, würde mich das wahrscheinlich verletzen" (Z1505-1507). In einer längeren Passage summiert sie noch einmal:

Ich glaub', ich hätte Angst einfach vor diesem Film. \* Weil irgendwie \* ich würd' mir doch denken, daß er mich irgendwie \* da unzufrieden lassen würde, wenn \*\*\* irgendwie ein \*\*\* sich selbst darzustellen ist glaube ich sehr schwierig und ich hätt' auch Angst, daß vielleicht nich' so darzustellen, wie ich's doch irgendwie denke, wie wie ich bin, sondern \* einfach, so \* irgendwie zu vertuschen oder so, was unbewußt. Und dann weiß ich aber doch, daß es nicht so ist. Dann bin ich doch irgendwie unzufrieden oder überhaupt \* mich selbst darzustellen. \* Ich glaub', mm, das könnt' ich überhaupt nich' schaffen. Weil ich doch immer noch denk' ich, ja das andere is' wichtiger, aber du weißt nicht, wie du's jetzt darstellen sollst, oder \* bist du so überhaupt. Dann werde ich wahrscheinlich \* noch unsicherer werden, wie ich überhaupt bin, wenn ich dann versuche eben herauszufinden, wie ich jetzt in diesem Film dargestellt werden sollte (Z1527-1537).

Es ist – ausgehend von dieser Selbstbeschreibung – plausibel, daß ihre Veränderungswünsche dahin gehen, daß sie "Ellenbogen entwickelt" (Z929-930), "rücksichtslos" (Z929) wird, versuchen möchte, sich mehr "in den Vordergrund [zu] spielen" (Z934) und nicht "so bescheiden sein" (Z934), vor allem aber möchte Susi "selbstbewußter sein" (Z943) und lernen, die eigene Meinung zu vertreten. Sich in Richtung dieser Veränderungsvorstellungen zu entwickeln, verbindet sie zum einen mit dem Auszug aus der elterlichen Wohnung, denn dann erwartet sie in Situationen zu kommen, in denen sie sich "wehren MUSS, weil des sonst nicht anders geht" (Z955), während sie sich aktuell "immer in die Familie zurückziehen, [...] meine Eltern vorschicken [kann]" (Z955-956); zum anderen vermutet sie langfristige Veränderungen über das zukünftige Berufsleben. Was ihr offensichtlich undenkbar scheint, ist, sich diese Freiräume auch zu Hause zu erstreiten, da sie hier Konflikte vermeiden, auf die Eltern zugehen, deren Rat erbitten und den Ratschlägen folgen würde.

Betrachtet man das Zweitinterview zusammenfassend, so steht im Vordergrund Susis Vorstellung, durch ihren Aufenthalt in England selbständiger geworden zu sein, ein Prozeß, dessen Fortsetzung sie vor allem mit dem anstehenden Auszug verbindet. Daneben finden sich Antizipationen und Befürchtungen des Scheiterns, vor denen sie sich (erzählerisch) auf die schulischen Erfolge und in Entwürfe einer fernerer Zukunft zurückzieht. Diese Fluchtorte werden allerdings meist auf einige wenige Stichworte oder zu erreichende Fixpunkte reduziert, um die das Interview dann immer wieder kreist.

Susi sieht sich und fühlt sich selbst als Jugendliche, auch wenn sie einige nach ihrer Meinung für Jugend zentrale Merkmale – sie meint z.B. Discobesuche – nicht erfüllt, sondern sich an ihren Eltern orientiert. Dies gelingt, weil sie Jugend als eine Phase definiert, in der eine Orientierung an den Eltern stattfindet, zwar werde "auch dagegen rebelliert, aber dann zum Schluß [macht man] doch das [...], was die Eltern sagen" (Z1367-1368). Sie begründet dies vor allem damit, "daß man eben selbst zu jung ist und noch keine so guten Erfahrungen hat wie ältere" (Z1369-1370). Den Unterschied zwischen Kindheit und Jugend markiert sie mit den Stichworten "'n bißchen mehr Verantwortung zu übernehmen" (Z1373-1374) und "'n bißchen vor auszuplanen" (Z1375), auch gehe es darum, sich im Verlauf eines langen Lernprozesses von den Eltern zu lösen, wobei sie die Eltern als wohlwollende Begleiter dieses Prozesses versteht. Die zu vollziehenden Übergänge von der Kindheit zur Jugend und von dem Jugend- zum Er-

wachsenenalter sind in ihren Augen fließend – "die Übergänge sind eben so \* so nicht deu// wirklich deutlich sichtbar. Sie vollziehen sich eben sehr langsam, aber kontinuierlich" (Z1405-1407), und sie werden forciert durch von außen wirkende Einflußfaktoren, wie etwa den Auszug aus dem Elternhaus oder "da hilft eben auch, daß man dann \* einen Beruf oder Studium machen muß" (Z1409-1410). Recht knapp und bündig umreißt sie diese Entwicklungsvorstellung bei ihrer Beantwortung der Filmfrage auf die Jugend bezogen; auch hier erzählt sie eigentlich sich, aber mit der Distanz (und dem Verstecken hinter dem Begriff der Jugend) scheint ihr dies viel leichter zu fallen, als bei dem zuvor dargestellten, unmittelbar persönlichen Bezug. Den Film

den würd' ich vielleicht so eben \* irgendwie \*\*\* dann \*\*\* die=äh, diese ähm Änderung im Leben eines Jugendlichen vielleicht \* darstellen so. Im Vordergrund, eben, wenn ma' aus der Kindheit rauskommt und bevor man eben erwachsen wird, und dann wie man sich langsam so immer mehr entscheiden muß und immer selbständiger werden muß. Ich glaub' das würde ich dann so im Vordergrund zeigen und dann vielleicht auch noch die Familie oder so, wie man sich dann langsam 'n bißchen aus der Familie rauslöst und dann vielleicht auch, wie sich da mehr Freundschaften bilden, an denen man sich da mehr orientiert. Würde ich dann wahrscheinlich zeigen (Z1540-1547).

Verglichen mit dem Erstinterview scheinen die Anforderungen noch übermächtiger geworden zu sein: Neben ihren Leistungen für die Schule ist die Aufgabe getreten, erwachsen zu werden, daß man, so Susi, "immer mehr entscheiden muß und immer selbständiger werden muß", die sie zur Zeit des Erstinterviews noch mehr oder weniger erfolgreich zu suspendieren schaffte. Mit 16 Jahren schien ihr noch möglich, behütet zu werden, das Selbständigwerden hatte sie auf später – auf 18 Jahre – verschoben. Insoweit ist es nun, 18jährig, für Susi ernst geworden, und es schwingt – gerade angesichts der von Susi mehrmals geäußerten Verunsicherung und Angst – der Versuch einer Verharmlosung mit, wenn sie, gefragt nach der Bedeutung des 18. Geburtstags, angibt, er sei nicht bedeutsam und die einzige Veränderung sei "bloß", daß sie jetzt wisse, "daß ich eben \* alle Verantwortung sel// also mm, selbst alles verantworten muß zum Beispiel auch unterschreiben darf" (Z691-692).

### *1.3 Kurzer Vergleich zwischen Erst- und Zweitinterview*

Insgesamt wirken ihre Bemühungen zum Zeitpunkt des Zweitinterviews – wohl auch in ihrer eigenen Perspektive – den veränderten und sich verändernden situativen Bedingungen nicht ganz angemessen. Dies kommt etwa bei ihrer Antwort auf die Filmfrage zum Ausdruck, wo sie zum einen – noch selbstverständlicher als im Erstinterview – das Eigene an eine fiktive Schauspielerin und einen fiktiven Drehbuchautor delegiert, abschiebt, zum anderen hilft nun aber scheinbar keine Flucht mehr in eine (und sei es bescheidene) Phantasiewelt, die sie im Erstinterview noch vorsichtig versucht hatte, sondern nun konfrontiert sie sich mit dem möglichen Publikum und den angesichts ihrer Entwicklung (und Perspektive?) überbordenden Ängsten und Zweifeln.

Auch während des Zweitinterviews greift sie, was die Gestaltung des Interviews angeht, ganz überwiegend darauf zurück, sich führen zu lassen und sich zu fügen. In keiner Frage geht sie über den gesteckten oder vermuteten Rahmen hinaus, die Frage markiert die Begrenzung, an der sie sich – ihre Geschichten entwerfend – orientiert. Dieses Sich-Orientieren scheint die einzige vertrauenswürdige Option, und wie sie in der Interviewsituation den Regeln der anderen folgt, nutzt sie bei dem Versuch, ihre

Gegenwart zu leben und ihre Zukunft zu entwerfen, die Anker des elterlichen Modells, in dem vor allem der in näherer Zukunft anstehende Auszug – als Entwicklungsaufgabe scheinbar unumgänglich – zur Chance und gleichzeitig zur eigentlichen Bedrohung für sie wird. Sie hofft, daß, was da kommen wird, gelingt, und daß es ihr gelingen wird, sich an das Veränderte zu "gewöhnen", ein Terminus, den sie in dem Zweitinterview immer wieder verwendet, vor allem wohl, wenn das jeweils Geschilderte für sie emotional bedeutsam ist, und nur sehr indirekt scheint in diesem Begriff auf, daß das, was sie als scheinbar selbstverständlich akzeptiert, nicht nur selbstverständlich war, es war gewöhnungsbedürftig.

Mit dem Überhandnehmen der Anforderungen ist auch das Spaßhaben fast ganz entfallen. Susi macht den Eindruck einer wenig fröhlichen Jugendlichen, die sich anstrengt, sich auf ein Ziel ausrichtet und dafür die Belohnung erhofft angesichts einer Konkurrenz, die – wie sie immer wieder hervorhebt – mit weniger Anstrengung und Mühe das gleiche zu erreichen sucht (und mitunter erreicht) wie sie selbst, in ihrem Falle aber unter Aufwendung aller Anstrengung und unter Verzicht auf Freizeit, Freiheit, Aktivitäten. Wenn Susi diese "Ungerechtigkeit" moniert, dann wirkt es immer wieder ein bißchen, als ob sie an eine höhere, eine moralische Instanz appelliert, die möglicherweise vergleichbar den allwissenden Eltern das Schicksal in einer für sie positiven Weise fügt.

## 2 Marion

Der Kontakt zu Marion wurde über eine Kommilitonin der Interviewenden hergestellt, die vorab klärte, ob bei Marion Interesse an einem Interview bestand. Die weiteren Vereinbarungen wurden dann zwischen einer der Interviewenden und der Befragten abgesprochen, wobei sich die konkrete Terminfindung wegen der vielen Verpflichtungen (auf Seiten Marions und der Interviewenden) etwas kompliziert gestaltete. Das Interview fand am späten Nachmittag in dem Zimmer der Befragten statt, die reine Interviewzeit betrug knapp zwei Stunden. Marion hatte einen kleinen "Imbiß" und Getränke bereitgestellt.

Marion ist zum Zeitpunkt des Erstinterviews 19 Jahre alt. Sie wohnt – nachdem die Eltern sich, als Marion 15 Jahre alt war, getrennt hatten – zusammen mit ihrer Mutter und deren Freundin sowie ihrer zwei Jahre jüngeren Schwester, die sich zu dem Zeitpunkt des Erstinterviews für ein Jahr in Kanada aufhält, in einem Berliner Randbezirk. Unmittelbar nach dem Abschluß des Gymnasiums hat Marion eine Ausbildung als Einzelhandelskauffrau in einem Reformhaus begonnen, nachdem sie sich zuvor erfolglos um eine Ausbildung als Reisekauffrau beworben hatte, die sie wegen ihres Interesses an Reisen, Sprache und Organisatorischem lieber realisiert hätte. Ihren ursprünglichen Wunsch, Lehramt für Biologie zu studieren, hat sie aufgrund unklarer Zukunftsaussichten für Lehrer(innen) und wegen der ungeklärten Finanzierung seitens der Eltern aufgegeben, zumindest nicht mehr näher in Betracht gezogen.

Ihre Freizeit verbringt sie hauptsächlich bei den Pfadfinder(inne)n, dort ist sie seit ihrem 14. Lebensjahr engagiert. Sie leitet seit über zwei Jahren eine Gruppe 10jähriger Mädchen, nimmt an Wochenendausfahrten teil und hat z.T. auch Termine während der Woche, die sie jedoch seit dem Beginn ihrer Lehre nur noch begrenzt wahrnehmen kann. Obwohl ihr beruflicher und privater Terminplan kollidieren, möchte sie auch weiterhin – so weit es ihr ihre beruflichen Verpflichtungen zulassen und auch wegen

den Rat ihrer Mutter – bei den Pfadfinder(inne)n bleiben und an deren Aktivitäten teilnehmen.

Die Bedeutsamkeit der Pfadfinder(innen) – bei denen sie auch Werte wie Toleranz und Akzeptanz schätzt und daß dort nicht "so Schicki-Micki-Sachen" wichtig seien – resultiert auch daher, daß sie dort, nicht in der Schule, ihre wichtigsten Bezugspersonen gefunden hat, so u.a. Tina, eine frühere gute Freundin und ihre bislang zwei Beziehungspartner. Ihre erste Beziehung begann einige Monate, bevor sie für ein Jahr nach Amerika ging, sie endete aber relativ rasch nach ihrer Rückkehr. Danach folgte für etwa ein Jahr eine zweite Beziehung, die bis vor einem Jahr dauerte, seitdem ist Marion Single. Was ihr nach eigenen Angaben fehlt, ist "Kuscheln", sie schätzt aber die Freiheit, die sie ohne einen Beziehungspartner hat.

#### • Anmerkungen zur Erzählweise

Nachdem Marion sich nach der Eingangsfrage zunächst rückversichert, ob sie das Alter angeben soll, seit wann sie glaubt, kein Kind mehr zu sein und von den Interviewenden gebeten wird, doch einfach ihre Einschätzung wiederzugeben und von da ab zu erzählen, markiert sie als Endpunkt der Kindheit den Wechsel in die Oberstufe und daß sie ein eigenes Zimmer (zugestanden) bekommen hat. Auch als die Interviewenden sie nochmals ermuntern, "fang einfach an zu erzählen" (14), zählt Marion – beinahe tabellarisch und mit der Angabe der jeweiligen Schulklasse verbunden – einige für sie zentrale Erlebnisse auf: die Trennung der Eltern, die Mitgliedschaft bei den Pfadfinder(inne)n, ihre beiden Beziehungen, ihren Amerika-Aufenthalt.

Entgegen dieser knappen Skizze kommt es dann im folgenden zu längeren Erzähl- bzw. Berichtspassagen, wobei Marion sich an den Vorgaben der Interviewenden orientiert. Es entsteht beinahe sogar der Eindruck, daß die Interviewenden und die Interviewte den Leitfaden gemeinsam "arbeiten". So schlagen die Interviewenden nach der Beantwortung der Eingangsfrage, und weil Marion "ne ganze Menge so an Stichworten gesagt" (25) hat, vor, mit der Wohnsituation zu beginnen. Marion gibt bereitwillig – wenn auch auf das Notwendigste reduziert – Auskunft: Sie markiert die Wohnungswechsel innerhalb von Berlin, macht Angaben zum Verhältnis zu ihrer Schwester, ihren Eltern, zu deren Scheidung und zu den dann aufgetretenen Veränderungen durch den Einzug der Freundin der Mutter. Es folgen Fragen und Antworten zu ihrer beruflichen Orientierung, der Stellensuche und zu der konkreten Tätigkeit als Einzelhandelskauffrau, dann zu Freund(inn)en, insbesondere zu ihrer Mitgliedschaft bei den Pfadfinder(inne)n und zu ihren Partnerschaften; schließlich ein Resümee über ihre aktuelle Situation und ihre Wünsche wie Vorstellungen im Hinblick auf familiäre und berufliche Zukunft/Ziele. In dem Schlußteil des Interviews werden dann noch ausstehende Themen (insbesondere Geschlechtsverständnis/Geschlechterverhältnis, Jugendlichkeit und Erwachsenwerden/-sein) eingeflochten und – als Nachtrag zu den von Marion markierten relevanten Stationen – ihr Amerika-Aufenthalt. Das Interview endet mit der Filmfrage und einem kurzen Nachfrageteil.

Marion fügt sich in die Befragungssituation, steht Rede und Antwort, reagiert teilweise aber auch mürrisch, so etwa, als es um ihre derzeitige Situation als Single geht, oder als die Interviewenden fragen, ob sie sich vorstellen könne, ohne einen Vorgesetzten zu arbeiten, unterbricht sie mit: "Wie meinst du das jetzt?" (930) Auch reagiert sie teilweise etwas ungehalten, wenn die Interviewenden auf eine Konkretion drängen. An einer Stelle im Interview, als die Interviewenden im Zusammenhang ihrer Trennung von ihrem zweiten Freund nach den Gründen fragen, markiert sie, daß sie sich

dazu nicht äußern möchte (was von den Interviewenden auch akzeptiert wird), und am Ende des Interviews – auf ihre Befindlichkeit während des Gesprächs angesprochen – sagt sie,

weiß ich nich' also, ich hab' jetzt hier nich' die großen Geheimnisse preisgegeben (LACHEN), die ich kei'm ander'n preisgegeben hätte. Eher so, also 's sind irgendwie Sachen \*\*\* naja soo zwar so persönliche Sachen von mir, aber jetz' irgendwie weiß ich 'was einige Leute von mir kennen. Also, wenn das jetzt irgendwelche Fremden oder irgendwer absolut nur persönliche Fragen gestellt hätt', dann wär's vielleicht anders gewesen (1459-1464).

Ausgehend von den Überlegungen einer Konkordanz zwischen Erzählung und Erzähltem stellt sich die Frage, wie sich diese Interaktion im Interview – jenseits der konkreten Inhalte – interpretieren läßt. Wichtig scheint mir hier, daß Marion von zwei weiblichen Interviewenden, die mit 32 und 35 Jahren wesentlich älter als sie sind, interviewt wurde, und damit vielleicht ungewollt – da nur wenige Vorinformationen zu Marions Lebenssituation bestanden – eine Situation re-inszeniert wurde, die, wie sich im Interview zeigt, ihrer aktuellen Lebenssituation und Erfahrung ähnelte, nämlich sich ihrer Mutter und deren Freundin gegenüber zu verhalten und verhalten zu müssen. Da die Studierende, die den Kontakt zu Marion hergestellt hatte, zudem mit deren Mutter befreundet ist, kann durchaus von einer besonderen Situation gesprochen werden, auch wenn im Interview, als es um die familiäre Situation geht, nochmals auf die Schweigepflicht aufmerksam gemacht wird: "Dieses Stillschweigen, was ich ganz am Anfang sagte \*\*\* gegenüber Dritten [gilt, also generell]. Was hier geredet wird, kommt hier nich' raus, auch nicht zu Deiner Mutter oder Sabine" (109-111).

Unter der Annahme, daß die Interviewkonstellation durchaus in Analogie zu der familiären Situation von Marion gedacht werden kann, könnte zunächst festgehalten werden, daß Marion zwar umgänglich und folgsam, aber auch ein wenig mißtrauisch ist, sich "bedeckt" hält und versucht, nicht all zu viel von sich preiszugeben. Für Marions Folgsamkeit und Fügsamkeit in der Interviewsituation lassen sich auch Korrespondenzen zu einigen im Interview erzählten Inhalten aufzeigen, etwa in der Phase der Trennung der Eltern, als sie entgegen ihrer ersten Absicht nicht zum Vater zieht oder später zugunsten der Schwester ein Zimmer im Keller bezieht. Die Unterordnung, die auch als eine loyale Haltung zu verstehen ist, wird aber – nochmals an die Erzählweise Marions erinnernd – von einer wenn auch leicht verdeckten Widerständigkeit und einen vorsichtigen Sich-Öffnen begleitet; nicht öffentlich sein, sich nicht veröffentlichen wollen, Vorsicht und Ängstlichkeit und mit diesen verbundene Strategien, sich nicht auszuliefern, finden sich an unterschiedlichen Stellen des Interviews wieder.

Nicht nur in der Interviewgestaltung, sondern auch bei ihrer inhaltlichen Darstellung finden sich einige Aspekte im Interviewverlauf immer wieder, die bereits in der Anfangspassage enthalten sind. Denn was sich dort als Konzept eines passiven Jugendlichen(geworden)seins ausdrückt und durch das Zugeständnis eines eigenen Zimmers bzw. den Wechsel von der Grundschule (der sechsten Klasse im Berliner Schulsystem) zum Gymnasium markiert wird, durchzieht in Marions Erzählung ihre Familiengeschichte, ihre Berufsgeschichte und ihre Beziehungsgeschichte. Im folgenden möchte ich dies zunächst an ihrer Darstellung der familiären Situation verdeutlichen, um es dann bezogen auf weitere Bereiche – vor allem Schule, Ausbildung und Beruf sowie Freundschaften/Partnerschaften – zu diskutieren.

## 2.1 Das Erstinterview

- Familiäre Überforderung und die Strategie der Kontext-Erzählung als Verklammerung von Wollen und Sollen

Im Zentrum der Schilderung zu ihrer Familie steht die Erzählung von der Trennung der Eltern, die von Marion in der Auflistung zu Beginn des Interviews bereits mit "das war noch mal 'ne große Sache" (17) hervorgehoben wurde. Dabei scheint der Kontext der Trennung nur in einer kurzen Anmerkung auf, nämlich daß sie (wie auch ihre Schwester) im Vorfeld keine Streitereien "mitgekriegt hat, es liegt irgendetwas in der Luft oder so [...] und ähm dann war's halt so, daß \* es war in den Osterferien und dann wurde uns halt gesagt, o.k. es geht nich' mehr, mein Vater zieht halt aus, und nach 'ner Woche oder anderthalb Wochen war alles schon getan" (105-106). Es blieb ihr, so Marion nachbetrachtend, "ja nichts anderes übrig" (117), als die Trennung zur Kenntnis zu nehmen und Mitgefühl mit ihrem Vater zu empfinden, "weil das stell' ich mir überhaupt ganz schön schwer vor, so als Mann verheiratet und die Frau hat irgendwelche Bettgeschichten" (122-123). Auch sei es "von Anfang an klipp und klar [... gewesen], warum er auszieht" (127), und sie war über diese Klarheit insoweit froh, als sie sich keine Illusionen über eine eventuelle Versöhnung der Eltern machen mußte. In der Folge der Trennung – was zunächst ein "komisch[es]" Gefühl war, nur noch zu dritt zu sein – hat Marion dann auch "halt automatisch" (143) "mehr Kontakt zu meiner Mutter bekommen" (141-142), mit ihr über deren Lesbischsein und die Trennung gesprochen. Den Vater hat sie "denn auch mal zwischendurch gesehen und auch einiges gesprochen" (147-148), wobei dieser dann aber "auch nich' so positiv von meiner Mutter geredet hatte" (152-153) und "das war denn halt nich' so angenehm" (153).

Marions Hilflosigkeit und Überfordertsein in der damaligen Situation wird deutlich, als sie erzählt, sie sei "natürlich auch nich' [zu ihrer Freundin] hingegangen und hab' gesagt, meine Mutter is' lesbisch und ich weiß jetzt gar nicht was los ist oder so" (168-169), erst nachdem sie "halt mehr Erklärung über meine Mutter gekrieg[t]" hat, habe sie sich mit ihrer Freundin "denn auch so unterhalten, naja ich mein, es geht einem schon viel im Kopf rum, aber nich' total viel" (172-173). Wie sehr Marion von dem Lesbischsein der Mutter und dem Umstand, daß die Freundin der Mutter bei ihnen häufig zu Gast war und später einzieht, überfordert ist, lassen auch ihre Wortwahlen im Zusammenhang mit der Trennung und der neuen Beziehung erkennen: Sie spricht von "komische[r] Situation" (177), davon, daß "wenn meine Eltern sich nur getrennt hätten" (177-178), es ihr leichter gewesen wäre, mit anderen darüber zu sprechen, und daß es nicht sei, "daß ich mich dafür schäme aber ich finde, es geht andere Leute nichts an" (187-188). Nicht nur die Definition der Freundin in der Außendarstellung für Marions Freund(inn)e(n) scheint heikel – "am Anfang war's 'ne Untermieterin, jetzt iss=es schon 'ne Freundin" (185), auch eine akzeptable Innendefinition fällt Marion schwer: "Jetzt direkt Familie oder sowas würd' ich nich' sagen \*\* oder so zur Familie wie 'ne Tante? [I2: hm] Tante? Tante? Mit meinen Tanten hab' ich keinen Kontakt" (236-239).

Marion läßt angesichts der konkreten Beziehungsgestaltung und vor dem Hintergrund der Entstehung dieser Beziehungen in ihrer Schilderung eine deutliche Distanz erkennen, so etwa wenn sie erwähnt, es habe "am Anfang wirklich viel Spannungen [gegeben]" (231-232), um unmittelbar einzuschränken: "Aber ich hab' damit weniger Probleme als meine Schwester \*\*\* bei mir war das mal laut aber nich' so toternst wie bei der Mary" (231-232). Ein bißchen wirkt es, als habe Marion für den innerfamiliä-

ren Kontakt lebbare Umgangsregeln entwickelt – "wenn Sabine das eine sacht und meine Mutter das andere sacht, würd' ich auf jeden Fall das was meine Mutter [sacht] übernehmen" (246-247) – und sich ansonsten abgefunden bzw. vor der Unabwendbarkeit des Geschehenen in das eigene Innere zurückgezogen. Die Distanz, die so möglich scheint, erlaubt ihr (mittlerweile?) sogar, sich in dem neuen alten Rollensystem – fast als wäre nichts geschehen – zurechtzufinden: Sie habe "nie den Schiß gehabt, daß mir da jemand den Vater wegnimmt" (269-270), und in der konkreten "Familien"-Situation "hat halt keiner die Vaterrolle" (277); die Erzählung beendet sie damit, "also ich hab' nich' zwei Väter und ich hab' auch nich' zwei Mütter, ich hab' genau das was ich vorher hatte" (279-280).

Die Darstellung der Familiengeschichte – als ein von Fragen unterbrochener und geleiteter Bericht, den ich hier sehr nahe seinem Erzählaufbau nachgezeichnet habe – macht deutlich, daß Marion sich in einem Kontext verortet sieht, der nur relativ begrenzte Handlungs- und Eingriffsmöglichkeiten für sie bereithält: Die Trennung war beschlossene Sache, sie wurde ihr lediglich mitgeteilt und auch in kurzer Zeit vollzogen. Als einzige Reaktion (bzw. einzig erwähnenswert aus diesem Kontext heraus) bleibt ihr Mitgefühl für den Vater und ein zurückhaltendes Verständnis für die Mutter, ansonsten überwiegt ein Sich-damit-Abfinden (-müssen), ein Sich-Arrangieren und in die Situation einpassen. In einer Zusammenschau der Situationsbeschreibung wird allerdings deutlich, wie zerrissen Marion der Trennung und der neuen Beziehung der Mutter gegenüberstand. So beendet sie die Erzählpassage, die der Frage "Und zu der Zeit, an wen hast Du Dich da gewandt?" (137) folgt, mit: "Naja ich mein, es geht einem schon viel im Kopf rum, aber nich' total viel" (172-173), womit sie sich in Widerspruch zu der kurz zuvor gewählten Charakterisierung der damaligen Situation – "und ich weiß jetzt gar nicht was los ist oder so" (168-169) – begibt. Ihre Antwort "ich hab genau das was ich vorher hatte" (279-280) setzt einen zusammenfassend etwas schön-schreiberischen Schlußpunkt auf die Frage "Wie würdest Du das, nachdem Dein Vater ausgezogen war bis jetzt so beschreiben" (194-195); sie beendet gleichzeitig Marions Ausführungen zur Scheidung und familiären Situation im Interview. Marions Sich-Abfinden mit einer Situation, in der sie wenig Chancen hatte, diese aktiv mitzugestalten, mündet in ihrer Erzählung nach einigen Hinweisen auf ihre Zerrissenheit und Verunsicherung in dem Schlußpunkt der Negation oder in dem Versuch, die Schwere der Situation durch deren schließliche Umbewertung zu leugnen. Diese Strategie wird auch an einer Sequenz deutlich, die vor der Schilderung der Scheidung auf die Frage nach ihrem Verhältnis zu den Eltern folgt:

Ich wollte am Anfang [in der Situation der Trennung] auch mit meinem Vater ziehen [I1: hm] also dann war halt auch die Frage, was is' jetzt wohin denn und so und dann war aber auch klar, daß ich mit Mary zusammenbleiben soll, also die Kinder zusammen damit irgendwie nich' die ganze Familie auseinandergerissen wird und so. Und meine Schwester hat nich' so 'nen Draht zu meinem Vater weswegen s'e denn lieber bei meiner Mutter bleiben wollte und meine Mutter ist halt hier wohnen geblieben und mein Vater ist ausgezogen und da ich mit Mary zusammenbleiben sollte wollte und ich eigentlich auch nich' weg wollte, weil ich hier alles hatte, alles kannte und so. Deswegen bin ich auch hier geblieben (84-91).

In dieser kurzen Passage fällt auf, daß Marion entgegen ihrem ursprünglichen Wollen sich dem (elterlichen) Sollen fügt. Aber mehr noch, die in der Situation bedeutsame Frage ist nicht wirklich als Frage zu verstehen, die Antwort war bereits gegeben, Marion wiederholt diese nur. Sie erzählt in dieser Sequenz keine Entscheidungssituation, sondern gute Gründe für eine bereits entschiedene Situation, in der sie die Weisung er-



hält – und sich gibt – wegen ihrer Schwester bei der Mutter zu bleiben, sie fügt sich zum Wohle der Familie, aus Sorge um die jüngere Schwester und um – soweit möglich – dem Gewohnten folgen, es aufrechterhalten zu können. In der Wiederholung der Begründung für ihr Bleiben setzt sie das Sollen vor ihr Wollen, wenn sie sagt "da ich mit Mary zusammenbleiben sollte wollte" (90-91), so wie insgesamt bei der Rückschau aus ihrem anfänglichen "ich wollte" ein "nich' wegwollte" wird.

In einer anderen Passage findet sich – ganz ähnlich der gerade beschriebenen Sequenz – eine weitere Szene. Marion erzählt, sie habe – als die Entscheidung, daß die beiden Schwestern getrennte Zimmer erhalten sollten, gefallen war – einen Raum im Keller (zugewiesen) bekommen, weil dieses "eben ruhiger und abgeschützt von der Wohnung [lag] und so ja und meine Schwester unten eher Krach machen würde" (43-45). Die zuvor genannte Figur des Sich-(Ein-) Fügens findet sich auch hier, wieder ist mit Rücksicht auf ihrer Schwester eine auch für sie bedeutsame Entscheidung getroffen worden. Doch Marion erzählt auch dies eher beiläufig, und im Interview nennt sie einige Zeit später, als sie noch einmal auf die Raumaufteilung in der Wohnung zu sprechen kommt, ihr Zimmer "unten meine Hütte" (74), eine Wortwahl, die (vielleicht bezeichnenderweise) einige Ambivalenz aufweist, da mit ihr das Zimmer einmal als etwas notgedrungen Übernommenes (eine Hundehütte?) abgewertet wird, während sie im zweiten Bedeutungskontext im Sinne einer eher liebevollen Umschreibung (auch sprachlich) das Beste aus dieser Situation gemacht zu haben scheint. Diese Auslegung scheint mir für Marion sogar fast treffender, vermittelt sie doch den Eindruck, daß sie gelernt hat, sich auch in schwierigen und von außen herbei geführten Situationen – und im Falle ihres Zimmers im wahrsten Sinne des Wortes – "einzurichten".

Anhand der Schilderungen (ihrer Position in) der familiären Situation entsteht der Eindruck, daß Marion sich in einem bzw. einen Kontext erzählt, der sich für sie als wenig variabel zeigt; ihre einzige Möglichkeit bleibt, die Situation hinzunehmen, sich damit abzufinden und im Fortgang das Beste daraus zumachen. Von dem konkreten familiären Bezugspunkt gelöst und abstrahiert ergibt sich daraus eine eigene Figur, die Marions Darstellung durchzieht und als Strategie der Kontext-Erzählung bezeichnet werden kann, d.h., daß Marion auf die Schilderung von Handlungen und deren Kontexten zurückgreift, ohne daß (eigene) Gründe, Konsequenzen oder Zielpunkte explizit mitbenannt würden, wenngleich diese implizit mitschwingen, z.B. als Loyalität-Anerkennung, Ruhe haben-Konflikte vermeiden. Diese Strategie zeigt sich in Ansätzen auch als Selbst-Zuschreibung, die Marion im Laufe des Interviews immer wieder vollzieht, etwa wenn sie sagt: "Ich kann nich' so richtig streiten, da halt' ich lieber die Klappe (LACHEND)" (592).

Daß dieses Muster in Marions Lebensentwurf und in ihren Projektierungen wirksam ist, und zwar nicht nur in der Rückschau, sondern auch im Vorausgriff, zeigt sich daran, daß Marion auch ihre nähere Zukunft an den familiären Überlegungen und Planungen ausrichtet (und wohl auch ausrichten muß):

Und wenn meine Schwester wiederkommt, also in einem Jahr, dann ist auch klar, daß sie ihr Zimmer wiederhaben will und so, und ich arbeite jetzt in der [Ort der Arbeitsstelle], und muß andert-halb Stunden, und daß wir da mehr oder weniger beschlossen hab'n, daß wenn Mary wiederkommt, daß Sabine denn hier unten schläft und ich mir dann 'ne andere Wohnung such' (335-339).

Angesichts des Akzeptierens gesetzter Rahmenbedingungen und mit diesen nicht zu vereinbarenden, eigenen Wünschen drängt sich für Marion – auch weil sie nur wenige Ansprechpartner(innen) benennt – das Bild einer inneren Immigration auf. Sie scheint

eine zu sein, die Probleme mit sich selbst ausmacht. So war sie etwa in der Trennungssituation auf ihre Mutter verwiesen (zunächst "Auslöserin" der familiären Krise und dann ihr einziger Halt), ihr Vater – tief verletzt und er "hat es halt selbst nich' verstanden" (155) – war als Gesprächspartner ebenso wenig greifbar wie ihre Schwester, die Marion zufolge noch zu jung war. Ihrer Freundin konnte sie aus Unsicherheit und Scham nur die halbe Wahrheit sagen – also zwar über die Trennung sprechen, jedoch (zunächst) nicht über deren Gründe. Dieses Mit-sich-selbst-Ausmachen und andere nicht an ihren Gefühlen teilhaben lassen, scheint für Marion charakteristisch zu sein (ich möchte hier noch einmal auf Marions Einschätzung am Ende des Interviews hinweisen, bei der sie darauf abhebt, nichts Persönliches preisgegeben zu haben). Dieser Eindruck der Isolation stellt sich auch ein, wenn Marion von anderen Lebensbereichen erzählt: Denn auch in der Schule "mit den Leuten komm' ich gut aus und so, aber das jetzt so privat was ist, eigentlich nicht, also so ganz nett" (564-565). Ähnliches gilt auch für ihre Bezugspersonen bei den Pfadfinder(inne)n, zu denen sie zunächst anmerkt: "Also die meisten Leute, die ich gut kenne, sind bei den Pfadfindern" (495), dann aber einschränkt, "also sind so \*\*\* viele Leute, mit denen ich gut reden kann aber auch nicht zu eng [...], also Freundschaften nich' unbedingt" (586-588). Hier scheint Einsamkeit auf, die aber nicht direkt formuliert wird, sondern Marion löst das Allein(gelassen)sein mit einer inneren, auch emotionalen Distanzierung. Statt des Gesprächs mit anderen finden sich häufig Formulierungen wie im "Kopf rumgeht" oder daß etwas in ihrem "Kopf ist", und besonders deutlich wird die Diskrepanz zwischen ihrer Situation und ihren Wünschen, sich mitzuteilen, als eine Interviewerin wissen möchte, wie der "ideale Freund, ideale Partner" (746) sein sollte und Marion angibt: "Er müßte reden können (LACHEN)" (747). Die zweite Interviewerin ergänzt "so über Gefühle oder// oder?" (749) und Marion bekräftigt dies mit: "Ja, also auch das, was einem im Kopf rumgeht \*" (750).

- Berufliche Umschriften und die Strategie der Ziel-Narration

Die bisher herausgestellten Momente des Sich-Darstellens – Marions Unter- und Einordnung, ihr (mit sich) Geschehenlassen und auf sich selbst Verwiesensein – können auch als wesentliche Gestaltungsprinzipien der Schilderung ihrer Berufsgeschichte vermerkt werden. Denn Marion erzählt, daß sie ursprünglich – auch angeregt durch den Vater, der Biologielehrer ist – Lehramt studieren wollte, "das [...] hat mich auch tierisch interessiert" (292), aber angesichts der damit verbundenen langen Studienzeit und der Ungewißheit einer Anstellung im öffentlichen Dienst hat sie sich von ihrem Wunsch distanziert, zumal eine Finanzierung des Studiums durch die Eltern fraglich gewesen wäre. Sie resümiert vorläufig:

Ich wollt' im Moment gern studieren, aber andererseits hatte ich in der Schule Abistreß, hatte keine Lust mehr auf Schule mehr oder weniger, und dann war alles zusammengekommen und da ich finanziell auch nich' so sicher dann irgendwie überhaupt Lehramt Sozialtick (UNVERSTÄNDLICH) und dann auch daß ich irgendwann auch nich' immer von meinen Eltern abhängig bin (311-315).

Alternativ schien ihr eine Ausbildung als Reisekauffrau vielversprechend, da sie dort vor allem ihr Interesse an Sprachen und anderen Ländern zu realisieren hoffte. Aber ihre Bemühungen, einen Ausbildungsplatz zu finden, blieben – trotz einer Fülle von Bewerbungsschreiben – erfolglos, eine für sie sehr belastende Zeit und Erfahrung:

Es war wirklich nervig, weil ich hab' halt gemerkt, langsam wird's eng, Abitur is' am Laufen und so und du mußt ja irgendwann was anfangen ja keine Zusagen keine Antwort keine Post nichts,

und das ist dann schon verflucht lang und nervig \*\*\* also Schule geht zu Ende, du merkst du kriegst nichts, wie soll's werden finanziell und überhaupt und läuft alles nicht so richtig ist alles ziemlich Scheiße gewesen (LACHEND) (365-369).

Die Realisierung des Ausbildungsplatzes als Einzelhandelskauffrau scheint dann (wohl nicht nur in der Darstellung) eher beiläufig auf und trägt alle Züge von Zufälligkeit: "Und dann hab'n wir halt einfach mal 'nen Reformhauskurier [eine Zeitschrift] zu Hause gehabt" (370-371), durch die sie (vielleicht aber noch mehr ihre Mutter und deren Freundin) auf die Ausbildungsmöglichkeit in diesem Bereich aufmerksam geworden ist. Marion begründet nun, daß "wir so bißchen in die Richtung hab'n, also nich' so übertrieben, aber so'nen bißchen, meine Schwester is' Vegetarierin, und kaufen tun wa auch ein bißchen, viel Gemüse" (374-375). Sie schiebt hinterher "und das hat mich schon interessiert" (375-376). Daß sie dann nach kurzer Zeit eine Ausbildungsstelle bekommen hat, kommentiert sie mit "ja da war ich dann auch total froh, daß ich jetzt endlich mal was habe, und Ruhe" (379). Die (Zug-) Zwänge, denen Marion sich zu dieser Zeit unterworfen fühlte, werden auch in den darauf nachfolgenden Anmerkungen gut deutlich: "Ja, was machste denn, wenn de 'nen halbes Jahr nichts hast, dann ein Jahr und ich wußte genau, daß finanzielle Unterstützung bei meinen Eltern nicht besonders gut ist" (383-384) und weil – so fügt sie an – "sie auch gesagt hab'n, such' dir was" (384-385). Diesen äußeren Druck (der Eltern, vor allem aber – aufgrund der Gesamterzählung [und auch aufgrund der Kenntnis des Zweitinterviews] – seitens der Mutter und deren Freundin) hat Marion als "ziemlich hart" (389) erlebt, aber sie ist auch "froh darüber [...], daß sie mich da auch in=nen Ars ch getreten hab'n (LACHEND)" (389-390).

Marion erzählt sich hier aus dem Kontext einer ausweglosen und bedrohlichen Situation heraus: vage und wechselnde Berufswünsche, Arbeitslosigkeit, Druck seitens der Eltern bzw. der Mutter und deren Freundin. Mit ihrer Schilderung entsteht nicht nur der Eindruck, daß sie froh ist, endlich (irgend-) eine Stelle zu haben, sondern die Erzählung wird so gestaltet, daß man mit ihr froh sein kann (soll/muß), daß sie sich gleich in mehrerlei Weise befreit zu haben scheint: Von der nicht kalkulierbaren Berufsplanung angesichts unklarer Arbeitsmarktverhältnisse, von den belastenden finanziellen Abhängigkeiten, von der Bevormundung durch die Eltern bzw. durch die Freundin der Mutter. Marion plazierte die Erzählung über die getroffene Entscheidung zwischen die Beschreibungen von Arbeitslosigkeit und Unsicherheit, damit wird die Rahmung bedeutsamer als die Entscheidung (oder richtiger: als der konkrete Beruf). Durch diese Erzählweise und aus einer solchen Perspektive geht verloren, daß Marion ihre eigenen Interessen hintangestellt (oder drastischer: verleugnet) hat. Denn nicht nur, daß aus dem "tierisch interessiert" bezogen auf ihren ursprünglichen Wunsch eine Ausbildung wurde, die sie "schon interessiert" hat; in ihrer Zusammenschau wird der gewünschte Beruf zusätzlich abgewertet ("Sozialtick"), nachdem es scheinbar nicht genügt hat, alle erdenklichen Argumente gegen die Aufnahme eines Lehramtsstudienganges anzuführen. Selbst im nachhinein gelingt es Marion nicht, eine andere Perspektive in die Darstellung einzuführen, sondern sie bleibt in der Situation verhaftet und gibt gegen alle eigenen Interessen dem Druck der Eltern nach und ist "im nachhinein" sogar "ziemlich froh" über diese Entwicklung; ebenso entfällt jede Kritik daran, daß sie sich hier (wie möglicherweise schon während der Trennung der Eltern) allein gelassen fühlte.

Aber im Zusammenhang mit der Berufsgeschichte ergibt sich nicht nur das Bild eines folgsamen, gefügigen Menschen, der sich darauf besinnt, sich in dem Machbaren

einzurichten. Auf ihre konkrete Arbeitstätigkeit angesprochen, hebt sie als erstes hervor, es sei "Glück, daß ich Abitur habe und die Ausbildung von drei Jahren auf zwei Jahre verkürzen kann" (414-415). Obschon sie die Tätigkeit als Einzelhandelskauffrau in einem Reformhaus erst seit zwei Wochen ausübt, gibt sie dann an, daß "das Thema [... zwar] interessant [sei], aber die Tätigkeit, die ich da machen werde, werde ich nicht lange machen" (433-434), um dann in Umrissen den weiteren Berufsweg zu skizzieren:

Also, jetzt hab' ich mir schon überlegt, oder hab' ich schon länger die Idee, halt diese Ausbildung fertig zu machen und 'nen Jahr zu arbeiten und dann studieren, daß ich wirklich drei oder vier Tage studiere und dann die anderen anderthalb oder sowas Tage arbeite, daß ich mich sozusagen finanziell unterstützen kann und nicht von außen darauf angewiesen bin (437-440).

Sprachlich macht Marion sich hier zur (kühlen) Planerin (zumindest) ihrer künftigen Geschichte ("schon länger die Idee"), und ihre Formulierungen legen nahe, daß sie – sobald sie selbst Macht über ihr Schicksal (und genügend Geld oder die Aussicht, sich selbst zu versorgen) hat – ihren eigenen Weg (weiter) gehen wird. Damit das Nebeneinander von In-eine-Situation-geworfen-sein einerseits und bewußter Planung andererseits funktioniert, bemüht sie sich zusätzlich um Integration, um Sinnzuschreibung auch für das nicht ganz freiwillig gewählte Aktuelle. In dieser Weise versucht Marion auch im folgenden, ihre berufliche Entscheidung zu rechtfertigen, doch die Transformation des Sollen ins Wollen gelingt ihr diesmal nicht so recht:

Also im Moment, ich meine ich bin Einzelhandelskauffrau, kann ich auch BWL studieren und kann denn irgendwo ins Management gehen also ich mein' für so Sachen hab' ich mir den Einzelhandel ausgesucht, das brauchste nicht, aber gucken kann man, das Gute dran is' halt Ernährungswissenschaft, ich meine, das brauch' man nich' aber \*\*\* für mich ist klar dort schon bleibe (LAUT; BESTIMMT) (444-448).

Ein wenig wirkt es, als sollten hier die anderen (und sie selbst?) von der Machbarkeit künftiger Wahlen im Sinne ihrer eigentlichen Interessen überzeugt werden, und in dem Ensemble des scheinbar Geplanten, Abgestimmten erhält auch die derzeitige ungeliebte Stelle ihren Sinn, will sich aber doch nicht recht fügen und wird deshalb resolut gesetzt mit "für mich ist klar [, daß ich] dort schon bleibe". So werden die Berufswahl und die aktuelle Tätigkeit, beide jenseits ihrer expliziten Wünsche, im nachhinein in einen großen Bogen eingepaßt zwischen ihrem Jetzt, dem eben Verfügbaren, und dem Morgen, das sie im Sinne des von ihr Gewollten zu gestalten hofft. Diese Strategie, der Entwurf in einem großen Erzählbogen, der das, was ist, als sinnvoll aus der Perspektive des Morgen (wenn schon nicht aus der des Gestern und Heute) erscheinen lassen will, zeichnet auch ihre Antwort auf die Frage nach der ferneren Zukunft (in 20 Jahren) aus:

[Ich habe überlegt] ob ich Fach/ ähm Quatsch Hotelfachfrau mache oder so was, hätt' mich auch noch interessiert, aber da is=ne noch schlimmere Arbeitszeit, manchmal am Wochenende arbeiten und über Nacht arbeiten und so [...] n'ja, des hab' ich mir überlegt, ich mache irgendso'n Vollkornhotel auf (LACHEN; ALLE STIMMEN EIN) irgendwo oder [...] könnte sein, oder ich mache halt irgend'was mit Ernährungswissenschaft und bin irgendwann Berufsschullehrerin oder so. [...] Das fänd' ich auch gut. Des hat 'was mit Lehrer zu tun, des hat 'was mit Ernährung zu tun, des hat viel Ferien (LACHEN) (1177-1189).

Angesichts dessen, daß eine Projektierung in die ferne Zukunft aufgrund vieler Unge-  
wißheiten immer vage sein kann (vielleicht sogar notwendigerweise sein muß), ist nicht so interessant, daß Marion zwei alternative Perspektiven entwirft. Interessant finde ich, daß sie versucht, einen berufsbiographischen Bogen aufzuspannen, der ihre Zu-

kunft mit ihrer aktuellen Situation in Einklang bringt und bei dem sie nicht in Erwägung zieht, daß sie etwas anderes wollte oder perspektivisch tun könnte. (Möglicherweise würde ein solches Aus- bzw. Aufbrechen all jene Momente des Bedrohthühlens aktualisieren, die sie zuvor bei der Stellensuche malerisch beschrieben und mit denen sie die Annahme ihrer Ausbildung begründet und gerahmt hat.) Auch inhaltlich schwankt Marion zwischen zwei Positionen, zum einen akzentuiert sie das Moment der Selbständigkeit, das ihr ebenso bedeutsam erscheint (und ja bereits als ausschlaggebend für die Aufnahme der Ausbildung angeführt wurde) wie das in der Alternative der Berufsschullehrerin enthaltene Moment der Absicherung. (Eine Lesart im Sinne eines biographischen Kompromisses, der als nicht lebbare Versöhnung gleichwohl ihre Wünsche zeichnen könnte, sei hier nur genannt: daß Marion für eine ferne Zukunft in einem Berufsbild zusammenphantasiert, was in der kindlichen Vergangenheit noch zusammengehörte, nämlich Vater [Lehrer], Mutter [Ernährung] und das Kind/ Marion, das "viel Ferien" hat.)

Interessant ist daran zum anderen aber auch, daß es so scheint, also ob Marion, die gerade den Boden der Realität betreten hat (und hart auf diesem angekommen zu sein scheint, nach der vergeblichen Suche nach einem von ihr gewünschten Tätigkeitsfeld), nun in ihrem Zukunftsentwurf wieder in die Sterne greift, sich in großen Zügen bis hin ins Management katapultiert (und auf diesem Weg das Aufgeben ihrer Träume als bloß vorübergehendes Suspendieren deklariert). Allerdings mag Marion (sich) in ihrer Schilderung dieses Suspendieren nicht eingestehen, und möglicherweise will es ihr auch deshalb nicht so recht gelingen, einen in sich stimmigen Entwurf zu skizzieren. So fällt auf, daß in der gesamten Passage, in der sie über ihre Berufssuche erzählt, einige Argumente zusammenfallen und in Widerspruch zueinander geraten: Zunächst erwähnt sie, daß sie auch wegen dem "Abistreß" ihre Lust am Lehramtsstudium verloren hat, kurz darauf führt sie aber aus, daß sie sich bereits weitaus früher – "wenn ich's jetzt richtig zusammenkrieg' war'n das in den Herbstferien, also ja anderthalb Jahre, ne' Quatsch, dreiviertel Jahr bevor die Schule zu Ende war" (353-354) – um einen Ausbildungsplatz als Reisekaffrau beworben hat. Diese Passage erstaunt schon deshalb, weil Marion an vielen anderen Stellen im Interview ihre Schilderungen zumeist sehr genau mit zeitlichen Markern versieht. Ich vermute, daß sie sich hier in die eigenen Argumente verstrickt und ihren Wunsch zu studieren möglicherweise weitaus länger aufrecht erhalten hat, als sie in diesem Moment (sich und die Interviewenden) glauben machen möchte. Ihre Befindlichkeit – eine Gemenge aus Existenzangst und elterlichem Druck – scheint an dieser Stelle verschleiert, ebenso wie dies in ihrer Abschlußbemerkung anklingt, doch froh zu sein, daß sie überhaupt etwas hat.

In ihrer Darstellung der familiären Situation und ihres beruflichen Weges finden sich mehrere gemeinsame Gestaltungsprinzipien: Den Ausgangspunkt der Erzählung bildet eine unübersichtliche und stark von außen geprägte Situation, in der der Handlungsrahmen eng abgesteckt ist; sie muß sich mit diesem Rahmen abfinden, sich in ihn fügen, und sie fügt sich auch in ihn. Dabei vollzieht sie mehrere Umschriften. Sie bewertet Ziele neu, sie rechtfertigt und verharmlost, sie unterstreicht und betont die Priorität der Klarheit. Aber anders als im Rahmen ihrer Darstellung der Familiengeschichte kündigt die Berufsgeschichte auch von dem Blick nach vorn, Marion beschreibt sich als aktiv Planende und Entwerfende im Rahmen einer Strategie der Ziel- bzw. Konsequenz-Narration. Über beide Modi – die Kontext- und die Ziel-Erzählung – gewinnt sie, wenn auch in unterschiedlichem Ausmaß, ihre Handlungsmächtigkeit zurück. Marions Erzählung von der loyalen Person, die sich einrichten kann, wird besonders deut-

lich an der Schilderung der gewünschten beruflichen Zukunft. Sie entwirft in kurzer Zeit einen festumrissenen Fahrplan, bei dem es zunächst darum geht, möglichst schnell der aktuellen Situation zu entkommen, (materiell) unabhängig von den Eltern zu werden und ihre Ausbildungszeit zu reduzieren, um dann doch noch das ersehnte Studium aufzunehmen; sie hat ihren Berufswunsch zwar suspendiert, hält aber an ihrem Plan fest. Wie sehr sie dabei bemüht ist, dies als einen kontinuierlichen, Schritt für Schritt aufeinander abgestimmten Entwurf zu präsentieren, wird deutlich, wenn sie die Ausbildung als einen notwendigen Zwischenschritt – allerdings erfolglos – einzubauen versucht und immer wieder zugeben muß: "Ich meine das braucht man nich', aber".

- **Widerständigkeit und Planung: die kompetente Pfadfinderin**

Bezogen auf Partnerschaften beschränkt Marion ihre Darstellung weitgehend auf das Ende ihrer letzten Beziehung: "Naja, das war eigentlich ein relativ schneller Entschluß (LACHEND)" (634), den sie nach einer Nacht, in der sie sich "übergangen gefühlt" (643) hatte (worüber sie aber nichts weiter ausführen will), getroffen habe. Am Tag danach habe sie mit der Freundin der Mutter gesprochen "mehr oder weniger, und hinterher hab' ich dann schon auch bei den Pfadfindern d'rüber geredet und so aber auch nich' so viel" (637-638). Die Schilderung wird aufs Kürzeste und – im Sinne der skizzierten Kontexterzählweise – auf Beiläufiges beschränkt, so etwa, daß "bei der Akupunktur [...] denn so der Entschluß \*\* [gefallen sei] und dann Sabine und ich hab'n uns noch unterhalt'n und dann hab' ich es beendet" (648-649). Ansonsten gibt sie noch an, sie habe sich nicht wohlfühlt in der Beziehung, da ihr Freund nur wenig Aktivitäten zeigte, was sie auch versucht habe, anzusprechen, "und wenn sich da halt nichts ändert, da ist es halt auch o.k. (KURZES AUFLACHEN)" (662-663). Sie erwähnt noch einige Verstrickungen, weil eine Freundin danach mit ihrem früheren Freund eine Beziehung begonnen habe und daß sie "zwar [...] ganz froh [sei], daß ich ihn los bin, aber (LAUTES LACHEN; INTERVIEWERINNEN STIMMEN EIN) naja irgendwie" (693-694). Resümierend fügt sie an: "Am Anfang fand ich's total schön, auch ohne Freund irgendwie [I2: ja] stand so auf eigenen Füßen" (698-700), auch wenn ihr nun – nach einem Jahr ohne Beziehungspartner – die "Geborgenheit" (718, 723) fehle, was sie gleich zweimal kurz hintereinander hervorhebt.

An der Darstellung fällt auf, daß Marion hier (wie schon bei der Trennung der Eltern) vor allem die Kürze der Entscheidung unterstreicht und ihren Wunsch nach Klarheit, das Vermeiden einer unerträglichen Situation der Spannung. (Im Zweitinterview erzählt sie, daß es nach Beendigung der Beziehung noch zu einer zweimonatigen Nachphase gekommen sei, ein also nicht so klares Ende, wie es im Kontext der Darstellung im Erstinterview nahegelegt wird.) Und wenn der mit der Trennung verbundene Aspekt des "auf eigenen Füßen"-Stehens fokussiert wird, scheint auch hier, ähnlich der Berufsgeschichte, vorrangig das Moment des Autonomiegewinns zu sein. Interessant ist auch, daß Marion, nachdem sie zwar auf der einen Seite die Vorteile des Singleseins hervorhebt, aber auf der anderen Seite die fehlende Geborgenheit beklagt, und die Interviewerinnen nochmals etwas konfrontativ eine Explikation anmahnen – "warum willst Du keinen Freund" (720) – etwas mürrisch reagiert. Möglicherweise fühlt sie sich mißverstanden, sie erwidert "na so direkt hab' ich das nicht gemeint" (721) und wiegelt dann ein wenig ab, zumindest wird das Thema an dieser Stelle nicht weiter behandelt, sondern Marion endet bilanzierend, daß sie sich gerade nicht in ihrer "Traumsituation" (732) befinde.

Während sich in Marions Darstellung der Beziehungsgeschichte also Bezüge zu den Modi der Erzählung ihrer Familien- und Berufsgeschichte finden, kann die Pfadfinder(innen)-Geschichte als ein Kontrapunkt gegenüber diesen großen Geschichten der Familie und des Berufes gelesen werden. Der Kontakt zu den Pfadfinder(inne)n ist durch eine Freundin zustande gekommen, die dann später ausgetreten ist: "Also is' aus=m Verein raus und irgendwie und ich bin dringeblichen" (521-522). Marion hat "dann 'ne eigene Gruppe übernommen, also hab' 'ne eigene Gruppe aufgebaut" (506-507), die sie seit über zwei Jahren leitet und bei diversen Aktivitäten begleitet: "Das is' halt einmal in der Woche trifft man sich und dann unterhalten und Spiele und auch irgendwann mal Essen machen, herumalbern [...] so einzelne Dinge wie Fahrten vorbereiten \*\*\* was einem gerade einfällt, es is' halt 'ne Jugendgruppe mehr oder weniger, nur mit anderen Idealen" (508-513). Damit meint sie "Toleranz gegenüber anderen Rassen oder so was, oder überhaupt einander zu akzeptieren [...] und es geht denn eher darum, in so Singerrunde mit dabei zu sein, als den ganzen Abend durch die Stadt zu zieh'n oder so" (526-529).

Die Pfadfinder(innen) sind – so Marion – "meine regelmäßigeste Sache" (550), und sie möchte auch entgegen dem Votum der Mutter und von deren Freundin noch weitermachen. Das elterliche Argument – "nach dem Motto: 'Kind, Du wirst jetzt älter'" (964) – weist sie zurück mit "'s gibt ja auch Ältere bei=n Pfadfindern" (965), den Blick in die (nähere) Zukunft gerichtet, will sie "meine Gruppe [...] jetzt schon noch 'nen bißchen weiterführ'n. Aber ich kann mir vorstell'n, daß ich in fünf Jahren damit gar nichts mehr zu tun hab'. Oder wirklich nur so einzelne Sachen aber nich' so richtig aktiv" (971-973).

Es finden sich hier zwar auch Aspekte, die ich zuvor für die Bereiche Familie und Beruf akzentuiert habe, so etwa, daß sie bei den Pfadfinder(inne)n eingeführt wurde und dort geblieben ist, was ein wenig an die wiederkehrende und mitunter sehr passive Selbstdarstellung von Marion erinnert, daß sie sich nämlich als eine Person zeichnet, die gelernt hat, sich aus einem vorgegebenen und von anderen definierten Rahmen heraus Gestaltungsräume zu suchen, sich dort einzurichten (so etwa bei der Zuweisung ihres Zimmers oder bei ihrer Berufswahl). Trotzdem lese ich ihre Pfadfinder(innen)geschichte zumindest ansatzweise im Sinne eines Gegenpoles, sozusagen als inhaltliches Mürrischsein. Dieser Eindruck gründet darauf, daß Marion in diesem Bereich – zumindest im Interview – unterschiedliche Akzente setzt. Am auffälligsten ist, daß sie hier versucht, sich gegen die Einmischung der Mutter (und deren Freundin) zu verwahren und auch selbst die Entscheidung zu beanspruchen, wann sie heraustreten will (etwas, was ihr in all den anderen Geschichten in/über Familie, Beruf und Partnerschaft weniger gelungen ist/gelingen konnte). Darüber hinaus wird hier ein anderes biographisches Moment erkennbar, sich nämlich Vergangenheit in der Gegenwart zu bewahren und sogar in die Zukunft zu retten. In der Auswertungsarbeit wurde als ein Motto vergeben: "Ich würde so gerne Pfadfinderin bleiben!" Dieser Ersteindruck ist – trotz einiger Relativierungen – in der weiteren Auswertungsarbeit zumindest nicht aufgehoben worden. Er verweist darauf, daß Marion in einer von Umbruch gekennzeichneten Zeit eine Konstante, deren Vertrautheit und Sicherheit beibehält.

Ein weiterer Aspekt betrifft schließlich die fürsorgerische, planende Aufgabe, die Marion im Rahmen ihrer Gruppenleitung übernimmt. Dies bedeutet ein gelebtes Gegengewicht gegen den Überhang an (Selbst-) Beschneidung und Abhängigkeit und verweist darin auf Ansprüche wie Selbstbestimmung, die Marion mit (ihrem) Erwachsensein verbindet. Wie bedeutungsvoll es für Marion ist, zumindest perspektivisch das

"Planungsbüro" ihrer eigenen Interessen zu sein, wird bei ihrer Bestimmung von Erwachsensein deutlich. Auf die Frage, "hast Du denn auch 'ne Vorstellung, wie Du denn mal sein// sein sollst, oder wie Du Dir wünscht, daß Du mal bist? So in der Zukunft?" (815-816) antwortet Marion, daß "[ich] meine Meinung und meine eigene Identität hab'" (822-823), eingerahmt von zwei weiteren Bestimmungen, nämlich "irgendwann mal verheiratet" (822) zu sein und "irgend=n Job, der mir Spaß macht" (825). Zusätzliche Bestimmungen von Erwachsensein zeichnet sie wie folgt:

Erwachsen is' man dann so was ab Achtundzwanzig oder so (LACHT). Also so wahrscheinlich auch so 'ne richtig eigene Existenz, weiß ich was so allein zu arbeiten, richtig Geld zu verdienen und nicht so gerade erst seit zwei Wochen so richtig Geld zu verdienen sondern weiß ich was schon in seinen Aufgaben gefestigt zu sein, so, in der Richtung würde ich sagen (1014-1017).

An anderen Stellen im Interview erwähnt sie noch "mit sich selber klarkommen" (1030), "innere Sicherheit gewinnen" (1095) oder "innere Einigkeit" (1341). Diese Stichworte und Definitionsversuche lassen sich als Umschreibung einer integrierten Erwachsenenpersönlichkeit verstehen. Daß Marion diese im Interview vereinzelt auftauchenden Stichworte und das darin Angezielte wünscht und für sich als erstrebenswert erachtet, wird in einer längeren Passage deutlich, als die Interviewenden fragen, ob es ein "Lebensprinzip" oder ein "Motto" (1040) gäbe, nach dem sie lebt:

Aber ich schätz' mal, daß mir mit so am wichtigsten is', daß ich mit mir selber klarkomm'. Also, daß ich nich' anfang' irgendwelche Sachen zu machen, weil das irgendjemand von mir will, was ich innerlich gar nich' will oder so, (UNVERSTÄNDLICH) also jetzt auch nich' nur das Spaßprinzip oder so sondern (UNVERSTÄNDLICH), also so irgendwie \*\* weiß' ich, ich könnt' mir für mich zum Beispiel auch nich' vorstell'n, daß ich kurz vor'm Abitur abgebrochen hätte, oder (UNVERSTÄNDLICH). So Abitur war klar, daß ich das mache, Schule hat mich da auch nich' so gestört, genauso (UNVERSTÄNDLICH) werde ich auch jetzt durchzieh'n, weil ich's mir vorgenommen habe, oder so, aber 's is' nich' so, daß ich da jetzt irgendwelche Sachen machen würde oder so, oder, daß ich mir das jemand von jemand von außen gesagt hätte (1041-1049).

Diese Passage (gerade der Anfangsteil) läßt sich aufgrund der bisherigen Erörterungen mehr als Zielformulierung lesen denn als Beschreibung ihres Status Quo. Dennoch zeichnet sie hier kurzerhand auch ihre Vergangenheit als Resultat eines autonomen Aktes und leugnet auf diese Weise ihre Situation und den Druck seitens der Mutter. In dieser Passage hebt sie ganz ihre aktive, gestaltende Rolle hervor. Möglicherweise verkehrt sie hier gerade die elterlichen/mütterlichen Vorwürfe – "such Dir was", von ihr auch als "Tritt in den Arsch" bezeichnet – indem sie diesen nun Selbstbestimmtheit, bewußte Wahlen, Aktivität entgegenstellt. Sie verwehrt sich nicht nur gegen (wahrscheinlich erlebte) Vorhaltungen über die eigene Trägheit, Bequemlichkeit und Unentslossenheit, sondern sie schreibt nun kurzer Hand ihre Geschichte (und sich) um, so daß sie immer – also früher, aktuell und in Zukunft – eine ist, die Sachen "durchzieht", nicht aufgibt.

Interessante Aspekte liefert im Interview auch Marions Antwort oder richtiger Reaktion auf die eine Bilanzierung evozierende Filmfrage, denn zunächst sagt sie, einen Film "würd' ich ablehnen" (1346), da sie damit eine neugierige – das Privatleben von Sportler(inne)n und Künstler(inne)n sezierende – Öffentlichkeit assoziiert: "alle beobachten sie" (1351), und "ich hasse es eigentlich, so irgendwie, berühmte Leute, wie denen hinterhergegaßt wird" (1354). Schließlich führt sie, doch um die Beantwortung der Frage bemüht, an, sie wolle

also [...] vielleicht irgendwas im Leben erreichen, zur Not 'n Buch schreiben, oder sicher auch nich', aber irgendwie sowas unauffällig irgendwie Aufmerksamkeit zu erreichen und nich' durch



'n Film oder (I2: jaa) irgendwas, großartige Leistung, sondern irgendwie ja, 's Leben zu beeinflussen von ander'n Leuten, aber nich' so, daß ich als Vorbild oder sonstwie dargestellt werde. Also deswegen würde ich kein' Film drehen woll'n, weil dann bist du so im Blickpunkt und weiß nich', wirst irgendwann mal ziemlich zerrissen. Also würd' ich das nich' wollen (LACHEN) (1356-1363).

Interessant ist, daß Marion entgegen der intendierten explorativen Funktion, die mit dieser Frage verbunden war, vehement reagiert (sie läßt die Überraschung nicht zu), sie lehnt es ab, daß ihr Leben publik wird, sie möchte nicht beobachtet werden, nicht im Blickpunkt stehen wegen der Gefahr des Zerissenwerdens und der darin implizierten öffentlichen Kritik. Gleichwohl markiert sie auch ihren (Leistungs-) Anspruch, etwas – wenn eben auch unauffällig – erreichen zu wollen. Diese Unauffälligkeit deckt sich mit ihrem "Abtauchen" in der Familie, sie ist unauffällig, folgsam (statt wie ihre Schwester gegen die Freundin der Mutter zu rebellieren), ein zusätzlicher Aspekt also, der auf ihre Bemühung verweist, durch Loyalität, Unterordnung und Sich-Einfügen nicht (an-) greifbar zu sein/zu werden.

• Zusammenfassende Geschichte:

Eingedenk der verschiedenen Facettierungen, die Marion in dem Erstinterview abliefern, entsteht insgesamt das Bild einer Person, die auf der einen Seite beinahe bis zur Unkenntlichkeit hinter ihrer loyalen Haltung verschwindet (bzw. für sich darin aufgeht), deren ursprünglichen Interessen allesamt in das Reich des vorläufig Realisierbaren verschoben sind, und die auf der anderen Seite ein zuweilen weit in die Zukunft gerichtetes Bild entwirft, das von dem kündigt, was sie aktuell nicht hat – innere Zufriedenheit, Gradlinigkeit, (materielle) Unabhängigkeit. Das Woher bzw. in diesem Fall das Wie des Jugendlighwerdens und das Wohin als Erwachsene als Eckpunkte des sich Selbstentwerfens verweisen so auf den Versuch eines Kompromisses, nämlich daß Marion sich passiv ihrem Lebensschicksal, erwachsen zu werden, gefügt hat und auch fügen mußte und daraus ein Lebensprinzip entwickelte: Sie möchte unauffällig bleiben, unauffällig etwas erreichen und steckt damit auch ihren Lebensplan ab, an dessen Ende "Erfolg", "es geschafft haben" stehen soll.

Marions aktuelle Lebenssituation kann durchaus als eine typische Umbruchphase charakterisiert werden, in der sie den bis dahin ordnenden Rahmen verliert und sich – nicht zuletzt wegen ihrer beruflichen Orientierung – mit den Widerfahrungen des nachschulischen Lebens auseinanderzusetzen hat. Damit verbinden sich sehr schmerzliche Erfahrungen angesichts des Verlusts liebgewonnener Freiheiten und Gewohnheiten, aber auch einer desillusionierenden Suche nach einer geeigneten Ausbildung. Sie ist aus den ihr vertrauten Lebensweltbezügen, aus dem durch die Schule klar umrissenen Orientierungsgerüst (entlang dessen sie auch ihr bisheriges Jugendlighsein umreißt, als sie im Anfangsteil alle zentralen Ereignisse nach Schulkassen auflistet), entlassen worden in einen gerade in der Anfangsphase sehr anstrengenden Beruf – "[du] wirst total reingeschmissen (LACHEND) und jetzt mach' was draus" (424) – der ihr aber inhaltlich zugleich wenig anspruchsvoll erscheinend: "Ich hab' halt angefangen die ganz normalen Putzsachen [...] zu machen] und Regale einräumen" (413-414). Dennoch wird durch diesen Beruf die Möglichkeit stark eingeschränkt, an Aktivitäten bei den Pfadfinder(inne)n teilzunehmen und sich zu engagieren, was um so schwerer wiegt, als Marion in ihrem konkreten Lebensumfeld kaum verwurzelt scheint. Es werden nur sehr wenige Ansprechpartner(innen) angeführt, eine enge und intime Bezugsperson fehlt ihr offensichtlich.

Auch läßt sich ihre Zukunft nur wenig taxieren: Es gibt keinen Beziehungspartner und auch keine Vorstellung von einem Beziehungspartner, die konkret genug wäre, daß sich aus ihr realisierbare Privatprojekte entwerfen ließen; der berufliche Bereich, den sie der befürchteten Arbeitslosigkeit entgegensetzt hat, entspricht nicht ihren Bedürfnissen und (selbst antizipierten) Möglichkeiten. Die aus der Not geborene Berufswahl nährt sich nur aus Pragmatik, eben nicht arbeitslos zu sein bzw. umgekehrt, Geld zu verdienen, damit der gewünschten (und als notwendig erachteten) finanziellen Unabhängigkeit näher zu kommen; aber nur im Sinne dieser Pragmatik bietet sie aktuell Schutz, der zwar nicht unerheblich ist, doch wenig Zuversicht dafür geben dürfte, daß es gelingen wird, eine befriedigende Perspektive zu entwickeln.

Angeichts der früheren Überlegungen und Wünsche von Marion und mit Blick auf die von ihr entworfenen Pläne mag dem notgedrungen angenommenen Beruf zudem der Beigeschmack einer bitteren Niederlage anhaften. Auch will ihr nicht so recht gelingen, eine inhaltliche Linie zwischen ihrem Gestern (und den darin zum Ausdruck kommenden Interessen) und dem Heute und Morgen zu schaffen, obwohl sie es immer wieder versucht. Marions Erzählung spinnt die Geschichte einer Jugendlichen, die ihre (großen) Hoffnungen aufgeben mußte, sich den Widrigkeiten und Widerfahrnissen früher stellen mußte, als ihr lieb war, und die sich keine Zeit nehmen kann und darf, um zu überlegen, was sie will. Sie suspendiert ihre Wünsche, verschiebt ihr Wollen auf später. Das Erwachsensein wird dabei idealisiert als "innere Reife". Aber wie dieses Ziel zu erreichen ist, bleibt unklar, außer daß es harter Arbeit und persönlicher Gradlinigkeit bedarf, den eigenen Weg zu finden. Das Leben, das sich nach der jugendlichen (kindlichen?) Ruhe ankündigt, wirkt eher trostlos, folgt man Marions weiteren Ausführungen:

Ich mein', man muß mit bestimmten Sachen einfach arschig sein, sonst wird ein'm (UNVERSTÄNDLICH), sonst is' man der, der angegriffen wird oder so. Also so Sachen, daß ein'm vorher so beigebracht wird, in der Schule, sei nett und (LACHEN) gleichberechtigt und überhaupt [...] das is' dann irgendwie verwirrend, zwangsläufig [...] man kommt mit viel mehr Sachen in Berührung (1429-1442).

"Früher hat man", so sagt sie, "sein Taschengeld bekomme", egal wie man sich verhalten hat" (1449). Heute zeigt das Leben hingegen – und jenseits der bei den Pfadfinder(inne)n erlebten kleinen Welt der Ruhe und der Träume, der Geborgenheit in "Singerrunden" und bei Lagerfeuerromantik – seine Härten; es fordert Robustheit und "Arschig"-Sein. Ein wenig wirken die zuletzt genannten Äußerungen, als erlebe Marion sich in Feindesland, in einer übermächtigen, nicht kontrollierbaren Situation, der sie ausgeliefert ist und aus der sie das Beste machen muß. Sie bemüht sich um eine Neu-Orientierung in dieser verunsichernden Welt, ein Unterfangen, das ihre gegenwärtige Situation, ihre Selbstdarstellung und ihren Blick zurück und nach vorn zeichnet: Für sich und die anderen betont sie Klarheiten, sie präsentiert geplante Wege und nennt Ziele, die sie erreichen will, durchsetzen will. Zwar werden auch "Rückschläge" erzählt, mit denen es sich zu arrangieren gilt, aber in ihrem Zukunftsblick geriert sie sich als vorausschauende Planerin, die ihre Optionen abstimmt, planend handelt und so alle (vergangenen und antizipierten) Unsicherheiten meistert.

Wie sehr die Geschichte(n) von Marion sich als der Versuch lesen läßt (lassen), durch Loyalität und Unterordnung *ihr* Ziel des Erwachsenseins zu erreichen, möchte ich abschließend an der Deutung einer Sequenz veranschaulichen, in der Marion von ihrem Aufenthalt in den USA erzählt. Sie arbeitete als Aupair-Mädchen in einer Gast-

familie, fühlte sich "allein", fand keinen Anschluß an die Familie und wollte deshalb kündigen und die Familie (möglicherweise auch das Land) vorzeitig verlassen:

M: Dann wurde meine Gastmutter aber krank [I2: mm] und war dann zwei, drei Wochen zu Hause und hat nich' gearbeitet und da haben wir dann schon ziemlich viel Kontakt gekriegt. N'ja und des war dann so über Weihnachten. Und nach Weihnachten hat s'e halt wieder angefangen zu arbeiten aber dann war ich halt auch nich' mehr so drauf irgendwie so ob ich zeitlich halt so wechseln soll, oder nich' [...]

II: Hast Du noch Kontakt [...]?

M: Wo ich wiedergekomm' bin hatt' ich mit meiner [Gast-] Familie überhaupt kein' Kontakt, (UNVERSTÄNDLICH) war schon ganz schön hart. Wenn man am Flughafen verabschiedet wurd' mit Tränen und wir werden dich so vermissen und du bist uns an's Herz gewachsen und dann kommt gar nichts (1265-1267).

In ihrer Erzählung fällt ihre Überlegung, die Familie zu verlassen, zusammen mit der Krankheit der Gastmutter, so daß sie sich gezwungen sieht, doch zu bleiben, da sie die Familie in dieser Situation nicht alleine lassen will (nicht kann und nicht darf). Hier zeigt sich wieder Marions Loyalität, ihre Neigung, eigene Interessen hintanzustellen. Doch der mir zentral erscheinende Punkt ist ein anderer: Die Passage zeichnet sich als eine der wenigen Stellen in diesem Interview dadurch aus, daß sie ihre kontrollierte Erzählweise verläßt und sich emotional erregt zeigt. Denn trotz der schönen Abschiedsworte und der Tränen am Flughafen hat es nach der Abreise keinen Kontakt mehr gegeben, was sie enttäuscht und verletzt hat, sie fühlt sich offenbar um ihre Mühe betrogen. Die Heftigkeit, mit der sie diese Szene schildert, irritiert zunächst ein wenig, da sie andere dramatische Begebenheiten (vor allem die Scheidung der Eltern und die Trennung von ihrem Freund) ruhiger und gelassener schildert. Nun ist zunächst möglich, von einer emotionalen Verschiebung zu sprechen, daß nämlich die Gefühle, die sie am eigentlichen Ort nicht auszudrücken vermag oder die dort nicht geäußert werden dürfen, (erzählerisch und emotional) Platz finden an dieser scheinbar harmloseren Szene in der Gastfamilie. Aber diese erzählte Szene steht, wie ich meine, für mehr. Wenn hinzu genommen wird, daß Marion auf der einen Seite sich als loyal entwirft und auf der anderen Seite etwas – wenn auch unauffällig – erreichen/erhalten möchte, scheint hier möglicherweise ein zusätzlicher Inhalt vermittelt zu werden: die Befürchtung, daß sich Loyalität nicht lohnt, mehr noch, daß Entbehrungen nicht die erhoffte Belohnung folgt. Unter dieser Perspektive beginnt ihr gesamtes Lebensmodell ins Wanken zu geraten, das Verleugnen ihrer eigenen Wünsche (Beruf), ihre Unterordnung in der Familie (bei der Mutter bleiben, in den Keller ziehen), alles ist auf ein Ziel hin ausgerichtet. Dieses Ziel scheint bedroht. Wenn hinzugenommen wird, daß Marion einen festumrissenen Lebensplan hat, der darin gipfelt, mit 28 Jahren erwachsen zu sein, innere Ruhe und Reife zu haben, wird verständlich, daß sie in dieser Erzählung – die durchaus an Erikson erinnert, daß nämlich am Ende des Moratoriums nicht nur die innere Reife, sondern auch eine gesellschaftlich akzeptable Position steht – beunruhigt ist.

## 2.2 Das Zweitinterview

Der Kontakt zu Marion wurde von einer der Erstinterviewerinnen hergestellt. Die Terminabsprache gestaltete sich wegen der bei der Interviewten gerade zu absolvierenden Prüfungen schwierig, und sie bat, das Interview auf das kommende Frühjahr zu verle-

gen. Da ein solcher zeitlicher Aufschub wegen des Projektkontextes jedoch nur schwer möglich war, erklärte Marion sich bereit, das Interview in den für sie ungünstigeren Zeitraum im Dezember zu verlegen. Es fand an einem Abend statt und dauerte etwa drei Stunden.

Zum Zeitpunkt des Zweitinterviews wohnt Marion in einer eigenen Wohnung, die die Mutter gekauft hat. Dieser Wohnortwechsel wird pragmatisch gezeichnet: "Also meine Mutter ist halt auch ausgezogen aus dem Haus und sie sind jetzt in eine Zweizimmerwohnung gezogen mit meiner Schwester und da wär' sowieso kein Platz gewesen also hätte ich mir mehr oder weniger sowieso was suchen müssen" (Z242-244). Daß Marion nun zwar alleine, aber im gleichen Haus lebt, folgt einem Vorschlag der Mutter, "weil irgendwie war ihr das ganz lieb, daß ich nicht ganz weg bin" (Z308-309). Der Kontakt sei jedoch auf einen Besuch je Woche reduziert, so daß es 'da irgendwie 'ne gewisse Distanz auch gibt und stört mich eigentlich auch nich'. Weil ich [habe] genug eigene Sachen, was ich mache und die sind halt auch ziemlich beschäftigt also wir verstehen uns immer noch aber es ist der Kontakt schon weniger geworden" (Z262-264). Besonders schätzt sie die "kleinen Freiheiten": "Du hast halt deine Freiheiten und kannst halt abwaschen wann du willst" (Z355-356). Vergegenwärtigt man sich, daß Marion zumindest prinzipiell unendlich viele unterschiedliche Möglichkeiten hätte, diese Geschichte ihres Umzugs (ebenso wie andere Geschichten) zu erzählen, so können ihre Begründungen, die potentiell Problematisches aufgreifen und als unproblematisch kennzeichnen – ebenso wie ihr als Person recht unsichtbar Werden – (*der Mutter* war es "ganz lieb") als Hinweis darauf gelesen werden, daß Marion jenseits der hier sprachlich vollzogenen Relativierungen vielleicht nicht ganz glücklich ist, nun alleine zu wohnen.

Damit soll nicht übergangen werden, daß der Grundton, in dem Marion erzählt, zufriedener wirkt als zum Zeitpunkt des Erstinterviews. Dies gilt auch für ihren beruflichen Weg. Sie wechselte kurz nach Beginn ihrer Lehrzeit auf eigene Initiative in ein anderes Reformhaus, und im Unterschied zu der ersten Ausbildungsstätte scheint ihr ihre Tätigkeit dort besser zu gefallen. Mittlerweile steht sie unmittelbar vor dem Abschluß der Ausbildung, und ihr ist angeboten worden, in dem Reformhaus weiter zu arbeiten:

Für mich ist es mehr oder weniger der Anfang, um mal irgendwann in die Richtung weiterzustudieren \*\* das kommt immer mehr \*\*\* mal gucken \*\*\* bin jetzt auch dabei, mich so langsam zu erkundigen, hab' jetzt auch gehört \*\*\* so mit Ernährungswissenschaft 'nen Studiengang und daß das halt in Gießen sehr gut sein soll, sich// weiß gar nicht, ob's in Berlin gibt und bin halt auch im Überlegen, ob ich jetzt, nachdem ich ein Jahr erst einmal gearbeitet habe lieber nach Gießen gehe und studiere und so bin da jetzt auch nicht mehr so berlingebunden \*\*\* mal raus hier \*\* also ich weiß' nicht, ich bin hier geboren und hab' hier die ganze Zeit gelebt bis auf dieses eine Jahr Aufenthalt in Amerika, und dann irgendwie mal was anderes finden, mal 'ne kleinere Stadt (Z197-205).

Ebenfalls im Unterschied zum Erstinterview wirkt sie weniger entschlossen – sie will "mal gucken", und einige Formulierungen legen nahe, daß sie sich nicht mehr sehr geradlinig um das Weitere kümmert ("hab jetzt auch gehört"; "weiß gar nicht, ob's in Berlin gibt"); gleichzeitig äußert sie Neugierde und den Wunsch nach Abwechslung. Alte Bedürfnisse nach Planung und nach (materieller) Sicherung scheinen allerdings auf, als sie, auf ihre weitere Zukunft angesprochen, antwortet, sie plane perspektivisch, "in der Branche [zu] bleiben erst Mal, obwohl ich hab' gehört, daß wenn man Ernährungswissenschaft studiert oder so was, kann man auch zu Krankenkassen gehen [...] Krankenkassen wäre natürlich auch gut, du bist fest angestellt und kriegst richtiges

Geld" (Z222-227). Als sie am Ende des Interviews nochmals ihre gewünschte Zukunftsgestaltung thematisiert, finden sich Beharrlichkeit, Geradlinigkeit, Planung und Vagheit, Unentschlossenheit, Vorläufigkeit eng beieinander:

Na wenn ich das wirklich mit dem Studium mache, dann ist die Frage, ob ich dann, ob ich bei der Krankenkasse oder irgendwie so wieder ins Reformhaus zurückgehen und dann irgendwann auch mal die Hoffnung, irgendwas eigenes oder irgendeinen Laden zu übernehmen, also, aber ich denke mal [die] Branche bleibt schon. Kann auch sein jetzt merke, was weiß ich, will BWL studieren und irgendein Manager werden oder so (LACHEN), keine Ahnung [...] Weiß ich nicht, also im Moment denk' ich mal so die Richtung wird es bleiben (Z2010-2015).

Auch diese Erzählung wirkt weniger starr wie im Erstinterview, Marion erzählt (sich) lockerer, so als ob sie noch überlegt und sich gleichzeitig der Zeitgebundenheit dieser Überlegungen bewußt ist ("im Moment denk' ich mal"); gleichwohl handelt es sich um die bereits bekannten beruflichen Perspektiven, die sie aufzählt; nur der Beruf der Lehrerin – ihr ursprünglicher Wunsch – wird nicht mehr erwähnt.

Seit einem halben Jahr ist Marion wieder mit ihrem ersten Freund zusammen, mit dem sie eine Wochenendbeziehung führt, da dieser wie schon zuvor außerhalb von Berlin wohnt, ein Umstand, den sie positiv hervorhebt, da dies bedeute, den Alltag nicht zu teilen und sie zudem ihr Leben führen und sich mit ihren Freundinnen treffen könne und nicht zu fixiert auf die Beziehung sei. (Auch hier wird möglicherweise potentiell Problematisches zwar erwähnt, durch die hinzugezogenen Begründungen aber als unproblematisch, sogar als vorteilhaft gezeichnet, ent-problematisiert.) Schließlich ist noch zu erwähnen, daß sie nach wie vor bei den Pfadfinder(inne)n ist, wenngleich sie ihre Anwesenheit dort reduziert und ihren Schwerpunkt dahingehend verschoben hat, daß sie sich nun eher um "Organisatorisches" als um die konkrete Gruppenarbeit kümmert.

Entlang dieser Fixpunkte läßt sich die Geschichte von Marion als Fortschreibung verstehen, und auch sie versteht diese als solche, wobei sie im Unterschied zum Erstinterview zum Zeitpunkt des Zweitinterviews zufriedener (mit sich) ist. Als hierfür wesentlichste Veränderung hebt Marion hervor, daß sie sich mehr als früher um ihre eigenen Belange bemüht. Diese Haltung schlägt sich auch in ihrer Darstellung nieder, sie behandelt alle angefragten Thematiken ausführlicher und schildert einzelne Sachverhalte detaillierter, so etwa, als eine Interviewerin nach längeren Ausführungen zur Familie und zu Marions Schwierigkeiten, Konflikte "richtig" auszutragen, genauer wissen möchte, wie das familiäre Miteinander funktioniert. Marion beschreibt nun sehr ausführlich, daß die Großmutter zu Besuch kommen wollte, was allen Familienangehörigen wegen eigener Verpflichtungen und Interessen wenig gelegen war, sie selbst wollte zu ihrem Freund fahren. Am Ende der Geschichte steht dann, daß sie die einzige war, die – unterstützt von der Freundin der Mutter – das gemacht hat, was sie wollte. Marion beendet die Passage mit

so! das Beispiel wollt' ich dann noch bringen [I1: hmhm] und das war auch so das erste Mal, wo ich wirklich für mich gesagt hab', ne, eigentlich willst du gar nicht, und dann auch wirklich gefahren bin, es war auch sinnvoll, daß ich das so gemacht hab' (LACHT) mach' du mal deinen eigenen Weg \*\* so \*\* so 'nen Beispiel (Z561-565).

Welche Bedeutung Marion diesem Ereignis beimißt, wird auch daran deutlich, daß sie im Schlußteil des Interviews, als es um eine Bilanzierung geht, nochmals diese Szene hervorhebt und resümiert, "das war ein großer Schritt" (Z2106-2107). Diese stärkere Betonung des Ich – das Changieren zwischen "mal gucken" und "mach' du mal deinen eigenen Weg" – zieht sich als Gestaltungsprinzip wie ein roter Faden durch das ge-

samte zweite Interview, entgegen dem Erstinterview, bei dem Loyalität als das charakteristische Moment der Selbstbeschreibung herausgearbeitet wurde. Zwar bleiben wesentliche Grundaussagen wie Rahmendaten und die zu ihrer Hervorhebung oder Vermeidung verwandten Strategien zum Teil unverändert, so etwa, wenn Marion die Trennungsszene der Eltern durchaus im vertrauten Licht der Kontext-Erzähl-Strategie beschreibt: "Das war in den Osterferien, was ich so mit gekriegt [habe], und wir sind gleich an dem Tag waren wir dann noch Schwimmen, das Wetter is' nich' so schlimm und danach sind [wir] in die Wohnung von meinem Vater gefahren" (Z637-639), um dann wie im Erstinterview anzumerken, daß sie "froh [war] weil ich wußte erst einmal, warum sie sich getrennt haben" (Z641-642). Gleichwohl werden viele Themen, die im Erstinterview nur skizzenhaft in ihren wesentlichen Rahmenbezügen erwähnt wurden, nun erzählerisch ausgeschmückt (schon der Hinweis auf das Wetter und auf das Schwimmen sind Konkretionen, erzählerisches Beiwerk, die bzw. das im Erstinterview nicht vorgenommen wurden) und auf diese Weise nachvollziehbarer. So beantwortet Marion nun auch jene Frage, die sie im ersten Interview nicht beantworten wollte: Sie erzählt von der Nacht, in der sie sich von ihrem zweiten Freund übergangen fühlte, weil dieser sich nach einem Streit "einfach schlafen gelegt" hatte und – obwohl er nachts wach wurde und aufstand – nicht einlenkte, sondern ignorierte, daß Marion sich demonstrativ vor das Bett gelegt hatte (sie selbst sagt, daß es im Bett zu wenig Platz gegeben hätte), was letztlich zur Beendigung der Beziehung führte.

Um Marions Akzentuierung einer aktiven Haltung zu verdeutlichen, die auch mit einer ausführlicheren Explikation von (eigenen) Gründen einhergeht, werde ich einige im Kontext der Auswertung des Erstinterviews heraus gehobenen Szenen noch einmal nachzeichnen und zeigen, wie – und in welcher Weise verändert – Marion sich in ihrer Erzählung entwirft, eine Veränderung, die auch ihre Gesamthaltung gegenüber den Interviewenden und zur Interviewsituation betrifft. So "witzelt" sie an einer Stelle: "Also (LACHEN) das sind so Fragen, was erwartet ihr hier für Antworten, ja. Vergeben Sie Punkte zwischen eins und zehn für die genannte Frage. [I2: Das versteh' ich jetzt gerade nicht.] Noch 'ne schlaue Frage. [I2: Jetzt trau' ich mich nicht mehr. (LACHEN)] Raus damit" (Z1839-1844). Bei einer Nachfrage zur Familiensituation merkt sie an: "Meine Familie wird jetzt analysiert" (Z528). Auch spricht sie direkt das hierarchische Beziehungsgefüge in der Interviewsituation an: "Was kann ich euch noch für Fragen beantworten? Ich hab so das Gefühl, ich leg' hier voll mein Leben auf den Tisch und ihr geht nach Hause und freut euch, und von euch weiß ich gar nichts (LACHEN)" (Z1495-1497). Zugleich lenkt sie das Interview nun auch erkennbar; gleich an mehreren Stellen beendet sie eine Antwort mit "nächste Frage bitte".

Auch in ihrer Darstellung der Berufstätigkeit überwiegen deutlich positive Konnotationen, die um Selbstverantwortung und Selbständigkeit kreisen. Neben dem Umstand, daß sie es war, die sich um einen Wechsel der Lehrstelle gekümmert hat, schätzt sie besonders "jetzt irgendwie so eigene Verantwortung zu kriegen" (Z39) und z.B. "Urlaubstage selber ein[zu]planen" (Z40-41), oder daß "man da wesentlich selbst daran gestalten [kann], was man so macht und so" (Z41-42). Und auch wenn sie wie im Erstinterview im Zusammenhang mit der damaligen Berufssuche darauf zu sprechen kommt, daß es die Freundin der Mutter war, die "ziemlich Dampf gemacht" (Z52) habe, worüber sie damals "ziemlich genervt" (Z52) gewesen sei, ist sie "jetzt im nachhinein [...] eigentlich froh darüber" (Z54). Auch werden einige Dilemmata – vor allem die Bevormundung durch ihre Mutter und deren Freundin – viel greifbarer beschrieben und die eigene wird gegen fremde Positionen deutlicher abgegrenzt: "Der Rat wurde

mir ja mehr oder weniger von Sabine und meiner Mutter erteilt, den ich gar nicht haben wollte" (Z1542-1543); auch sei schwierig gewesen, daß ihr damaliger Freund (und jetziger Beziehungspartner) sie ermutigte, sich "nicht so viel reinreden" (Z1562) zu lassen, während der Vater signalisierte, das Studium zu finanzieren, die Freundin der Mutter dagegen riet, Marion solle sich nicht auf die Zusagen des Vaters verlassen, und die Mutter selbst sie anhielt: "Such Dir was, Du mußt Dich bald mit selbst finanzieren" (Z1567). Ihre eigene Position beschreibt sie treffend mit: "Du sitzt halt irgendwie in der Mitte" (Z609-610).

Auch die Liebesbeziehung der Mutter wird nun ausführlicher kommentiert. Zwar bleibt der von ihr für die Trennungssituation geschilderte Eindruck – wenn auch diesmal angereichert durch die ausführliche Darstellung von einzelnen Begebenheiten – bestehen, etwa wenn sie die Mutter und deren Freundin als Liebespaar zu sehen mit "schon ziemlich merkwürdig" (Z716) charakterisiert oder zu Abenden, an denen andere lesbische Paare zu Besuch waren, anmerkt "es war schon hart" (Z718-719). Mittlerweile räumt sie aber ein, sie habe damals "schon ziemlich abgeblockt" (Z756), ein zugleich sich aktiv zeichnender und selbstkritischer Ton, der auch anklingt, als sie aus diesem Zusammenhang heraus den Beginn ihrer ersten Freundschaft erwähnt und daß sie auf Selbstschutz bedacht gewesen sei: "So Sachen, die du irgendwann nicht hören willst oder wo du sowieso nicht auf irgendwelche Fehler, also darauf gestoßen werden willst" (Z767-768). Deutlich positiver als im Erstinterview zeichnet Marion die Freundin der Mutter, die sie als aktiveren Part in deren Beziehung sieht und an der sie schätzt, daß sie Probleme offensiver angehe und damit das Schweigen – "ein Erbe der Familie" (Z501) – durchbreche. Die Freundin spielt auch eine zentrale und unterstützende Rolle bei der von Marion als Schlüsselszene markierten Episode (der Besuch der Großmutter), und teilweise greift sie im Interview explizit auf deren Erklärungsversuche zurück, so etwa, wenn sie immer wieder darauf abhebt, die "Familie als System" zu betrachten. Demgegenüber wirkt ihre Darstellung des Vaters nun zwiespältiger und negativer. Sie erwähnt, daß es ungefähr ein Jahr zuvor wegen Unterhaltszahlungen zu Streitigkeiten zwischen den Eltern gekommen sei, und betrachtet im nachhinein auch im Verlauf des Erstinterviews erwähnte Episoden teilweise in einem neuen Licht: So betont sie, daß der Vater in der Trennungsphase "sich vorher schon 'ne Wohnung schon rausgesucht und [...] uns sozusagen vor vollendete Tatsachen gestellt [hat]" (Z639-640), nachdem sie kurz zuvor im Interview das frühere, mitfühlende Auf-ihn-bezogen sein gründlich demontiert hatte:

Aber irgendwie ich denke mal, daß meine Mutter schon mehr gesagt hat was sie wollte als mein Vater \*\*\* [Er ist] teilweise sehr gefühlsbetont was ich nicht schlecht finde, aber irgendwie zuviel manchmal \*\*\* also da hat ich denn auch so bei bestimmten Situationen daß ihm die Tränen kommen wo ich das denn überhaupt nicht verstehe und sehr unpassend finde, das ist dann auch immer sehr komisch, wenn=de siehst, da ist vor dir dein Vater, der dann losweint und äh erst mal weiß ich dann nicht genau, was daran so traurig ist und \*\* das ist dann irgendwie ja 'nen Vater zum Aufblicken ist dann auch nicht mehr \*\* wenn da denn irgendwie so ein Häufchen Elend hat \*\* (Z586-592).

So sehr es naheliegen könnte, die veränderte Beschreibung und Bewertung des Vater als Nachhall auf dessen unterlassene Zahlungen zu sehen, soll – ohne daß dies vollends negiert wird – ein anderes Moment akzentuiert und im folgenden ausführlicher begründet werden, nämlich daß Marion sich im Zweitinterview auf die Seite der Starken schlägt, zumindest aber immer wieder das Schwache, Unentschlossene abwertet, das so zur Hintergrundfigur für das nun von ihr erzählerisch in den Vordergrund ge-

rückte Selbstgestalten wird. Im Sinne einer solchen Akzentuierung ihrer aktiven Rolle durch Abwertung anderer lassen sich etwa die Ausführungen zu ihrer Schwester verstehen. Anders als im Erstinterview, bei dem sie die Schwester nur im Zusammenhang mit familiär wichtigen Entscheidungen erwähnte und als diejenige schilderte, die rebellierte, sich letztlich durchsetzte und die Rücksichtnahme der Mutter erfahren hat, erzählt sie im Zweitinterview ausführlicher und ist sehr darauf bedacht, Unterschiede herauszuheben. Mehrfach verwendet sie die Umschreibung, daß jede von ihnen ihr "eigenes Leben" (Z411, Z420, Z461) lebe, die Beziehung bezeichnet sie als gleichzeitig unkompliziert und als ein "komisches Verhältnis" (Z409), das anders sei als das zu einer Freundin, aber "das is=n Problem wie vielleicht überall" (Z464-465). Den Hauptmakel der Schwester sieht sie in deren fehlender Aktivität, sie "hat 'ne langsamere Art drauf" (Z474) und versuche "immer alles nachzuäffen" (Z484). Sie beendet ihre Ausführungen, indem sie das Miteinandergehen bezeichnet als "immer irgendwie ein aneinander Vorbeileben aber wir verstehen uns gut. So möchte ich das mal beschreiben" (Z494-496). Doch jenseits dieses harmonisierenden Ausgangs überwiegen relativierende Zwischentöne, die deutlich abwertend werden, wenn es um die Dimension Aktivität vs. Passivität geht. Ganz ähnlich rekurriert sie bei einem von den Interviewenden erbetenen Vergleich ihrer beiden Beziehungspartner darauf, ihr erster (und aktueller) Freund sei aktiver, der zweite inaktiv: Sie habe ihn zu Unternehmungen immer überreden müssen, er sei eher unentschlossen gewesen – "der hat auch so überhaupt keine Ahnung gehabt, was er mal machen will, wenn er mit der Schule fertig ist" (Z1097-1098) – und habe sich "nicht so richtig nicht so am Leben beteiligt, [das ist] an ihm vorbeigerauscht" (Z1100). Ähnlich der Beschreibung der Schwester charakterisiert sie ihn als "halt wenig energiereich, also wieder so trantütig" (Z1134), wohingegen sie so "gewirkt [habe], als wenn ich genau wüßte, was ich machen würde, und das voll durchziehe" (Z1125).

Mit dieser kontrastierenden Erzählweise begibt Marion sich – was den von ihr angebotenen Entwurf ihrer Persönlichkeit angeht – ganz auf ihre im Erstinterview skizzierte, aktive und planerische Seite, während ihre Abhängigkeit, ihr Sich-Fügen entfällt oder nur mehr in den schlechten Eigenschaften der anderen aufscheint. Diese Umschrift betrifft nicht nur die eigene (und fremde) Person(en), sondern sie durchzieht – wie zuvor an Marions Berufsgeschichte ausgeführt – ganze Bereiche ihres Lebens. Im Sinne dieser Nutzbarmachung für eine Inszenierung von Selbstgestaltung und -verantwortung erscheint etwa auch ihr Amerikaaufenthalt (genauer, was ihr davon während des Zweitinterviews erwähnenswert erscheint), in einem neuen Licht. Ihre Darstellung ist weitaus ausführlicher und detaillierter. So erzählt sie nun, daß sie von ihrem damaligen Englischlehrer auf diese Möglichkeit hingewiesen wurde ("ja das hört sich ganz interessant an, mal was anders zu sehen, 'ne andere Kultur, ein paar andere Leute, so'n bißchen halt Entfernung, aber doch trotzdem so Familie" [Z873-875]) und daß sie an der Trennung von ihrem Freund anfänglich sehr gelitten habe ("ellenlang nur geheult in Amerika" [Z909]), dann aber "auf den Boden der Tatsache zurückgekommen [sei]" (Z912-913). Ebenfalls angesprochen werden, als sie darum gebeten wird, ihre Integrationsschwierigkeiten in die Gastfamilie und das anfängliche Mißtrauen der Kinder ("also ich weiß jetzt nicht mehr genau was war, jedenfalls haben die mich nur fertig gemacht" [Z1359-1360]), sie verliert aber kein Wort darüber, daß sie überlegte, die Familie zu verlassen. Zusätzlich erwähnt sie, anders als im Erstinterview, auch außerhalb der Familie stehende Personen, vor allem einen Pfarrer, der ihr viel bedeutet und mit dem sie häufig geredet habe. Interessanterweise hebt sie später – als sie gebeten



wird, den idealen Mann/Partner zu beschreiben – den Aspekt der Gefühlsbetonung hervor, grenzt diesen aber gegen den Vater ab, indem sie auf dessen von ihr nicht verstandene und nicht geschätzte Gefühlsausbrüche verweist) und kommt dann wieder auf den Pfarrer zu sprechen. Es folgt zusammenfassend ein Bild, das zuweilen im Detail mit den Attributen versehen wird, die sie im Erstinterview auf die Bilanzierungsfrage genannt hatte: Er sei eine "unscheinbare Person" (Z1492), "nicht so groß auffällig" (Z1492), sich "nicht groß in den Mittelpunkt spielend" (Z1492-1493), "eher so am Rand stehend" (Z1493) und dennoch "geistreich" (Z1495). Zuvor hatte sie resümierend betont, daß sie durch ihren Amerikaaufenthalt selbständiger geworden zu sein glaubt und auch in ihrer Außenwirkung so wahrgenommen werde:

Also mir sagen viele Leute, daß ich nach Amerika wesentlich lebhafter geworden bin, daß ich halt vorher schon so zurückhaltender, schüchterner auch war und daß das halt nach Amerika immer besser, also leichter auch geworden ist. Ich war halt nie irgendwie so die Person, die irgendwo reingeht und gleich im Mittelpunkt steht oder so, werd' ich auch nie werden und will ich auch gar nicht werden, aber zumindestens fällt es mir immer leichter halt mit den Leuten halt in Kontakt zu kommen und das war halt eine große Veränderung da (Z1406-1411).

Fast scheint es, vergleicht man diese Erzählweise mit dem Erstinterview, als würde sie aus dem Repertoire des Erlebten nun für die von ihr gewünschte Selbständigkeits-Erzählung taugliche Episoden wählen, Episoden, die in diese neue Erzählung passen oder im Sinne einer Umschrift von bereits Erzähltem passend gemacht werden. So ist im Zweitinterview der Amerikaaufenthalt, zuvor als Erzählung der Loyalität und des Scheiterns der Anstrengung erlebt und inszeniert, zu einer Erzählung über Selbstgestaltung und die Entwicklung von Selbstbewußtsein geworden. Ganz ähnlich hat sie eine Umschreibung, eine Umerzählung ihrer Beziehungsgeschichte vorgenommen: Stand im Erstinterview der Mangel an Geborgenheit ohne einen Partner markant im Vordergrund, so zeigt sie nun, wie wichtig ihr der eigene Wille und die Unabhängigkeit von dem anderen auch im Rahmen einer Liebesbeziehung ist. In diesem Sinne merkt sie an, sie sei trotz des erlebten Trennungsschmerzes von ihrem ersten Freund im Zuge der Amerikareise "total davon überzeugt [gewesen], das machen zu wollen, auch wenn ich mit Harald zusammen bin" (Z901-902), denn "du willst das für dich machen, da mußte das auch machen" (Z903); was Beziehungen zu anderen Männern angeht, unterstreicht sie, daß sie, wenn es sich während ihres Auslandsaufenthaltes "ergeben hätte, [...] ich das auch wahrgenommen [hätte]" (Z919). Einen ähnlichen Akzent erhält ihre Erläuterung des Endes ihrer ersten Beziehung, als ihr damaliger (und jetziger) Freund wegen einer Ausbildung Berlin verlassen wollte:

Das hat er mir dann halt irgendwann erzählt, daß er diese Bewerbung abgeschickt hat [...] und dann habe ich ihm gesagt, wenn du das, oder mach' es, weil erst mal willst du's und dann ist die Frage, auch wenn du hierbleibst, wer weiß, wie lange wir noch zusammen sind, also mach' das nicht davon abhängig nur von mir und er hat mir halt gesagt jetzt im nachhinein, daß ich ihn ziemlich in diese Situation reingedrängt habe, was mir in dem Moment gar nicht so bewußt war (Z943-951).

Im Lichte dieser selbstbewußten und auf die je eigenen Bedürfnisse zentrierten Umschrift deutet sie nun auch den Unterschied zwischen der früheren und der jetzigen Beziehung zu ihrem Freund:

Also erstmal ich war fünfzehn als es angefangen hat, jetzt bin ich zwanzig, sind schon mal fünf Jahre, daß man selber wesentlich weiter ist und ehm ja Harald hat drüben in [Name der Stadt] 'n ganz anderes Leben gehabt, also ist auch irgendwie'n Stück eigenständiger geworden, ich hab 'ne eigene Wohnung, ich hab jetzt 'ne Ausbildung, also ich steh' auch schon ganz anders, ich war halt wo ich mit ihm zusammen war die ganze Zeit in der Schule und er hat gearbeitet und so, was mir

zwar nie aufgefallen ist mehr oder weniger, aber du stehst halt auf 'ner ganz anderen Stufe, ob du zur Schule gehst und noch diesen geregelten Ablauf hast oder ob du schon dich um dein eigenes Geld kümmern mußt und also so. Und wir sind halt beide auch irgendwie so'n Stück älter geworden, das hat sich schon verändert. (Z1029-1038)

Zum einen scheint hier trotz der insgesamt positiven Zeichnung ihres Freundes ein Beziehungskonzept auf, das – um die Pole Aktivität/Selbständigkeit und Passivität/Abhängigkeit gruppiert – tendenziell je einem/einer das Gute (Aktive) und dem/der anderen das Schlechte (Passive) zuweist. Und wie schon die Mutter als aktiver als der Vater und die Freundin der Mutter wiederum als aktiver als diese gezeichnet wird, so ist sie selbst aktiver, verglichen mit ihrer "langsamen" Schwester und ihrem "trantütigen" zweiten Freund. Ähnliches deutet sich für den aktuellen Freund an in der feinen Differenz zwischen "selber wesentlich weiter" als Attribut für die eigene Entwicklung und "auch irgendwie'n Stück eigenständiger geworden" als Bewertung der seinen. In einer (Beziehungs-) Welt, die um diese Pole zentriert wahrgenommen und bewertet wird, ist es von essentieller Bedeutung – für das eigene Erleben und für Reaktionen aus der Umwelt – auf der "richtigen", der selbständigen Seite zu stehen. Während der intra- und intersubjektive Preis, den Marion für ihre Abhängigkeit, für ihr Sich-Fügen zu zahlen hatte, das Erstinterview durchzieht, erzählt das Zweitinterview von der Befriedigung, Herrin der eigenen Tätigkeit, der eigenen Wohnung, des eigenen Geldes und des eigenen Lebens zu sein (wenn auch diesmal um den Preis der Entwertung fremder Abhängigkeiten). In diesem Sinne betont Marion nun (auf Charakteristika einer "typischen" Frau angesprochen), wichtig sei, "schon so für sich dastehend" (Z1474) zu sein, eine Vorstellung, die sie – so in den zuvor erwähnten Feststellungen "ich steh' auch schon ganz anders [da]" bzw. "du stehst halt auf 'ner ganz anderen Stufe" erkennbar – als erfüllt reklamiert. Kriterien für deren Erfüllung entdeckt sie in Äußerlichkeiten (Arbeit, Geld, Wohnung), eine wesentliche Wirkkraft für das Erreichen dieses Zieles kommt dem Alter zu, das für Marion eine hohe Erklärungskraft besitzt (auch bei ihrem zweiten Freund hatte sie unterstrichen, daß er ein Jahr jünger und [deshalb] unreifer gewesen sei als sie selbst).

Für ihre Selbstverortung im Lebenslauf sieht sie sich nun als "heranwachsend" (Z2076) – und nennt dies "so eine schöne mittlere Bezeichnung" (Z2076) – oder auch ein "Mittelstadium. Schon so Richtung erwachsen werden" (Z2085), weil sie, was sie mit Jugendlichsein verbindet, für sich *nicht mehr*, und was Erwachsensein auszeichnet, *noch nicht zutreffend findet*. Ganz im Sinne ihrer Selbständigkeits-Erzählung hat sie auch – verglichen mit dem Erstinterview – die Marker für ihr Jugendlichsein korrigiert: Es ist nun nicht mehr eindeutig der Übergang von der Grund- auf die Oberschule, der zugleich für den Übergang von der Kindheit zur Jugend steht, sondern hervorgehoben wird ihr Eintritt bei den Pfadfinder(inne)n und der Beginn ihrer ersten Beziehung: "Also das da die ganze Eigenständigkeit mit den Pfadfindern schon von zu Hause weg so ein Stück und dann über 'nen Freund ja auch 'nen ganz anderen Freundeskreis und dann überhaupt ganz andere Sachen miterlebt" (Z24-26). Den Beginn des Erwachsenseins taxiert sie nun auch früher – "irgendwas ab 26 oder so" (Z2077) – als im Erstinterview (28 Jahre), und dessen wesentliche Bestimmungsstücke sind jetzt

naja schon zu wissen, was man will oder welche Richtung man einschlägt, (4 WORTE UNVERSTÄNDLICH) gewisse Sicherheiten an Geld, so in die Richtung, daß es schon so eine nicht nur grobe Vorstellung von der Zukunft, obwohl ich weiß genau, daß wenn man auch erwachsen ist, daß sich alles noch einmal umstößt, also so ist es ja nun nicht. Weiß nicht, vielleicht auch so eine gewisse Selbstsicherheit mit sich selber, also ich merke, daß [ich] jetzt auch wesentlich selbstsi-

cherer bin als vor drei Jahren und wenn ich noch einmal drei Jahre älter bin werde ich auch noch mal ein ganz anderes Sicher// oder Gefühl haben, wie ich halt da stehe (Z2087-2093).

Es ist vor diesem Hintergrund naheliegend, daß Marion nun im Kontext der Filmfrage und anspielend auf die entsprechende Sequenz im Erstinterview ausführt:

Wahrscheinlich würde ich mich jetzt schon eher zu einem Film trauen als das letzte Mal, aber ehm, er sollte nicht irgendwie so, es gibt ja solche Filme wo irgendwie so Held, Heldentaten oder irgendwie so was. Ich denke mal, daß das immer noch irgendwie so was Zurückhaltendes sein sollte, aber nicht mehr ganz, also schon zwar mehr mutiger, weiß ich was, in drei Jahren erzähl' ich vielleicht sonst was von Heldentaten, aber, ich weiß es nicht (Z2125-2129).

Und entgegen der früheren Zurückhaltung nutzt sie auch die Frage nach einem Film über die Jugend selbstreferenziell für die Explikation und Kennzeichnung ihres eigenen Entwicklungsprozesses:

Ich denke mal, ich war halt selbst auch so eine Person, die eher so am Rand stand und mit dazu gehören wollte, wo, weiß ich was, ich mir früher auch gedacht hab', ja mal so eine kurze Beziehung und dann wieder in die nächste Beziehung und da noch Mal ausprobieren oder so was, das würd' ich gern machen, andererseits weiß ich genau, es haben mich viele darum beneidet, daß ich halt schon so lange, also gleich so eine richtige Beziehung hatte und ich denke mal, es hat mir auch mehr gegeben als wenn ich drei kurze gehabt hätte, also irgendwie so, man will mit dazu gehören oder will auch das so machen wie die anderen halt oder es sieht immer alles so spannend aus und es sieht alles so spaßig aus, aber eigentlich sind die viel unsicherer als man selber, obwohl man so eigentlich, so als graue Maus am Rand steht. Und das müßte dann auch in so einen Film da rein kommen (LACHEN) (Z2172-2181).

Marion erzählt hier auch die Geschichte einer Desillusionierung, in deren Bogen "das Andere" bzw. die anderen an Wert verloren haben, entwertet werden, und sie selbst an Wert gewonnen hat, sich selbst aufwertet. Was früher "spaßig" und "spannend" schien, hat sich für die, die zwar beneidet, aber "als graue Maus am Rand" stand, als unwahr entpuppt, weil "eigentlich sind die viel unsicherer als man selber". Und wie der Vater nun nur noch "ein Häufchen Elend" ist, keiner mehr "zum Aufblicken", so hat das Erwachsensein und haben die Erwachsenen ihre Onnipotenz, ihre Geradlinigkeit, ihre (Selbst-) Gewißheit, eingeübt: "Ich weiß genau, daß wenn man auch erwachsen ist, daß sich alles noch einmal umstößt, also so ist es ja nun nicht". Hier ist neben Aktivität vs. Passivität und Selbständigkeit vs. Abhängigkeit eine weitere Dimension mit den Polen Sicherheit vs. Unsicherheit gut sichtbar, und bei dieser Dimension ist im Unterschied zum Erstinterview nicht mehr Sicherheit das per se Bessere und Angestrebte, sondern es geht nun um den kleinen Überschuß des Wissens um das Nichtwissen vor einem vermeintlich sicheren Wissen, das sich auch in Marions "mal gucken" für ihre berufliche Perspektive und in ihrem eher offensiven Gebrauch des "ich weiß es nicht" im Zweitinterview andeutet. Neben die Betonung zielstrebigter Planung tritt nun ein selbstbewußtes Konzept der Entwicklungsoffenheit:

Ja, kommt ja immer drauf an, was man für Leute kennenlernt, was die schon für Erfahrungen gemacht haben, dann, was weiß ich, vielleicht mach' ich irgendwann mal eine Reise und merke gemacht ist es und bleib' da hängen und dann werd' ich bestimmt nicht anfangen ein Reformhaus aufzumachen oder, weiß ich was, werd' ich nicht bei einer Krankenkasse arbeiten können. Vielleicht merk' ich da, daß wirklich was wie Schafzucht das ist. Also wenn man die Frage, wo es einen im Leben hintreibt und was man für Leute kennenlernt. Oder wer weiß wie lange das überhaupt geht, also es kann ja auch sein, daß es (LACHEN) du über die Straße läufst und totgefahren wirst, das kann ja auch mal passieren, also es hat ja nichts mit dir selbst zu tun, hängt ja auch von anderen Aspekten, die kommen, also das ist das, was ich mir denke, was schön wäre, aber ich meine, ob das ganz genau nach dem Plan läuft ist ja auch noch eine Frage, also wenn ich jetzt

schon sage, was ich mit Sechzig mache, das ist doch irgendwie öde (LACHEN), brauch ich ja gar nicht mehr leben (Z2039-2049).

Was ihre persönliche Zukunft angeht, verknüpft sie mögliche Optionen jedoch traditioneller, als mit dem Vagen und Fiktiven der Portugalreise angedeutet. Mit Familie und Kindern "könnte man", überlegt sie, "vielleicht Dreißig [...] schon so einen Anfang drin gemacht haben" (Z1999). Sie möchte "ein gewisses Familienleben" (Z2002) genießen und, was die Erziehung der Kinder angeht, einen "gewissen Zeitraum" – gemeint ist die Zeit bis zur Einschulung – "zu Hause sein" (Z2003). Eine Balance von Familie und Beruf erscheint ihr zwar wünschenswert, aber es ist "die Frage, wie sich das vereinigen läßt, so mit Studium und Familie und dann im Notfall noch mit Geld verdienen und Arbeiten, aber irgendwie so was (LACHEN). So die angedachte Idee" (Z2006-2008). Nach ihren Lebenszielen befragt, antwortet sie, sie habe

was großes Weltbewegendes [...] eigentlich nicht vor, denn ich bin mit mir eigentlich zufrieden, also so fühl' mich so in meiner Haut ganz wohl und ich will nur, daß ich bei mir, dabei bleibt, also daß ich mir sozusagen selbst noch in die Augen gucken kann, also nicht irgendwelche Scheiße baue, wo ich denke, was hast du da gemacht. Und ehm ja so Ziele, also immer so=ne gewisse Zufriedenheit mit einem selber, daß man, mit sich selbst im Reinen zu sein [...] Auf der einen Seite würd' ich schon ganz gerne ein bißchen Geld machen, auf der anderen Seite denk' ich mir, wenn ich glücklich wäre und, was weiß ich was, nur von irgendwelchen Aushilfsjobs lebe ist das auch okay. Also wahrscheinlich dieser Glücksaspekt ist da das größte im Moment" (Z2020-2027),

nicht mehr, wie am Ende des Erstinterviews, der Zwang "arschig" zu sein in einer feindlichen Welt, in der auch ein langer, mühevoller Weg der Entbehrungen kein sicherer Garant mehr zu sein schien, daß sich irgendwann ein Lohn einstellen würde.

### 2.3 Vergleich von Erst- und Zweitinterview

Zusammenfassend ist festzuhalten, daß es zwischen Erst- und Zweitinterview zu teilweise gravierenden Umschriften gekommen ist – damit meine ich eine veränderte Selbstwahrnehmung und Selbstdarstellung. Zentral für das Erstinterview war der Fortfall verbindlicher Rahmenbedingungen, den Marion einschneidend erlebt und erfahren hat. Aus dieser bedrohlichen, weil ausweglosen Situation rettete sie sich in die relative Ruhe eines (wenn auch zunächst ungeliebten) Ausbildungsplatzes. Sich selbst und ihre Gründe erzählte sie dabei fast ein bißchen verstohlen, versteckt in ihren Kontext-Erzählungen oder entrückt in den Ziel-Erzählungen einer fernen Zukunft, beide weitgehend unverbunden außer in Marions kontinuierlichem Ringen um einen verlässlichen Plan. Ihr Zukunftsentwurf enthielt wenig Unfertiges, Überraschendes, sondern Marion plante ihr Leben, ihr Lebensziel einer integrierten Person fest vor Augen; sie konstruierte sich als eine Person, die keine Überraschungen zulassen darf, da dies potentiell den Verlust des "Planungsmonopols" hätte bedeuten können. Formulierungen wie "mal sehen" fanden sich nicht, sie wären wohl zu bedrohlich gewesen.

Es ist anzunehmen, daß Marions Streben nach Planung und Planbarkeit aus einer für sie gerade nicht planbaren Situation erwachsen war. Die Geschichte, die sie erzählte, war durchzogen von sich Überfordert-Fühlen, von Überfordert- und Überfahren-Werden: Von der Trennung der Eltern wurde sie überrascht, die Freundin der Mutter zog ein, als sie in Amerika war, dort wieder war sie abhängig von Gasteltern, die kaum Zeit für sie hatten, der Arbeitsmarkt war unkalkulierbar. Einziger Ort des Bewährten und der Bewährung waren die Pfadfinder(innen), und daß auch dies verloren gehen

könnte, daß auch dort nicht alles bleiben würde, wie es früher war, hatte Marion während des Erstinterviews mitunter befürchtet.

Die hier skizzierten Muster waren teilweise auch in Marions Interviewgestaltung erkennbar, vor allem, daß sie – so wie sie sich inhaltlich an erreichbaren Vorgaben (Institutionenkarriere) orientierte – einem antizipierten Frage-Antwort-Schema zwar ab und zu mürrisch, aber doch bereitwillig folgte und mögliche Gestaltungsspielräume kaum nutzte. Und wie sie sich gleich zu Beginn des Interviews nach der Eröffnungsfrage mit einer Gegenfrage rückversicherte, ob sie die Frage verstanden habe, um sie "richtig" beantworten zu können – oder allgemeiner: nichts falsch zu machen – merkt sie am Ende ihrer Bilanzierungsantwort an, sie würde nicht (wie die Stars) "zerrissen" werden wollen. Auch hier ist das Thema, nichts falsch zu machen (und als Nachschlag nach dem Interview: nichts Privates preisgegeben zu haben).

Zum Zeitpunkt des Zweitinterviews nun befindet sich Marion in einer Situation, die sich durch vorläufige Verbindlichkeiten auszeichnet: Sie hat das Angebot, nach absolvierter Abschlußprüfung eine Anstellung in dem Reformhaus zu bekommen, die ihr auch finanziell Bewegungsspielraum erlaubt (das in beiden Interviews anklingende Bedürfnis nach und die Wichtigkeit von finanzieller Unabhängigkeit); sie befindet sich in einer Beziehung und unterhält – neben ihrem Bezugsrahmen bei den Pfadfinder(inne)n – auch Kontakte zu einer Berufsschulmitschülerin, so daß sie auch sozial eingebunden wirkt.

Die für das Zweitinterview zentrale Umschrift lautet, daß sie eine ist, die immer schon aktiv war und sich nichts hat vorschreiben lassen, eine Umschrift, die ihre Erzählung und ihre Erzählweise durchzieht, auch erkennbar an der Ausführlichkeit ihrer Darstellung und daß sie die Interviewsituation aktiv mitzugestalten sucht. Die Akzentuierung von Aktivität, Selbständigkeit und Selbstsicherheit sind die wesentlichen Zielpunkte dieser Umschrift, für die vor allem verantwortlich sein dürfte, daß Marion sich in einer insgesamt für sie zufriedenstellenden Situation befindet. Sicherheit und Orientierung in ihrem beruflichen und privaten Leben fungieren als Gestaltungsrahmen, in dem nun auch das Nicht-Planen Platz hat, es möglich oder – wie ich zu zeigen versucht habe: im Sinne ihres Neuentwurfs – sogar notwendig wird, daß sie Dinge auf sich zu kommen läßt. Aus dem stabilen Netz beruflicher und sozialer Integration heraus fällt es ihr scheinbar leichter, ihr Leben nicht nur nicht en detail planen zu müssen, sondern sich sogar Optionen offen zu halten. Unvorhersagbarkeiten werden zugelassen und als positiv, Neues eröffnend dargestellt, ohne daß sie angstausslösend zu sein scheinen.

Für diese Neu-Erzählung bedient sie sich einiger neuer Strategien. Hierzu gehört die Akzentuierung ihrer Aktivität und ihres persönlichen Wertes, so etwa ihre Bedeutsamkeit für den Freund (und ihr dortiger Einfluß), ihr Gefragtsein im Beruf (ihre aktive, gestalterische Rolle) und daß sie die Jugendphase nicht nur verkürzt, sondern auch als aktiv von ihr forciert beschreibt (entgegen dem im Erstinterview noch an einem Außenkriterium festgemachten Übergang). Zwar scheinen mitunter Unsicherheiten auf, so etwa, wenn Marion erst sagt, sie sei "total froh, daß das mit dem Reisebüro nichts geworden ist" (Z1590), um dann selbst einzuwenden: "Obwohl wer weiß, wenn ich jetzt im Reisebüro, könnte auch sehr, na gut, daß es mein Leben gewesen wäre" (Z1591-1592). Es folgt aber unmittelbar die Bekräftigung, sie habe die richtige Wahl getroffen (vs. im Erstinterview: unter dem Druck des Arbeitsmarktes und der Mutter und ihrer Freundin genommen zu haben, was übrig geblieben ist), denn "ich denk mal halt im Reformhaus kann man halt am meisten für sich mitnehmen" (Z1592-1593),

wenngleich an dieser Stelle auch vermutet werden kann, daß sie sich eben doch ähnlich dem Erstinterview angesichts einer möglichen Verunsicherung zu retten versucht durch die Unterstreichug: "in der Branche bleibe ich schon".

Ebenfalls wichtig für ihre Neu-Erzählung der aktiven Gestalterin ist, daß sie zum einen ganze Lebensbereiche und größere Zeiträume – wie am Beispiel ihres Amerika-Aufenthaltes ausgeführt – neu komponiert. Zum anderen wird angesichts von Selbstständigkeit/Unselbstständigkeit, Sicherheit/Unsicherheit und Aktivität/Passivität als evaluierenden Dimensionen eine Abgrenzung notwendig, die sie quer durch das Interview immer wieder mit einiger Schärfe vollzieht. Aus der Loyalität auch gegen den Vater wird die Wendung gegen sein Schwachsein, und selbst wenn frühere Kontexte nach wie vor als kaum von ihr beeinflußbar erwähnt werden, findet sich nur noch wenig von der im Erstinterview immer wieder anzutreffenden abwiegelnden Harmonie; an ihrer Stelle tritt die emotionale Schilderung von Dilemmata, teilweise verbunden mit Schuldzuweisungen.

Auch müssen zur Komposition einer Heldengeschichte bzw. der Geschichte von einer, die "in drei Jahren [...] vielleicht sonst was von Heldentaten" erzählen wird, einige im Erstinterview problematische Sequenzen und Erlebensweisen gänzlich entfallen, vor allem, wenn diese zu eng mit ihrer früheren Mißerfolgsgeschichte verknüpft sind. Werden Diskrepanzen zwischen der alten und der neuen Geschichte unmittelbar angesprochen, dann bleibt schließlich als letzte Lösung "ich weiß es nicht mehr" (Z1149) oder "ich weiß es nicht mehr so genau" (Z1124), und auch als Marion auf ihre erste Beziehung und ihre Gefühle und Reaktionen angesprochen wird, weiß sie "nicht mehr" (Z1282), zumindest "wie das vom Gefühl her ist, daß weiß ich nicht mehr" (Z1244).

### 3 Johannes<sup>1</sup>

Von Teilnehmenden der Studie wurde eine Gruppe von Jugendlichen auf einem öffentlichen Platz angesprochen und von dem Projekt erzählt. Einige der Jugendlichen, unter ihnen Johannes, signalisierten Interesse und sagten einen Termin zu. Johannes wählte als Interviewort die Räume des Instituts, hinterließ aber keine Adresse oder Telefonnummer, so daß die Interviewenden nicht sicher waren, ob er kommen würde. Er kam jedoch vereinbarungsgemäß, die reine Interviewzeit belief sich auf über vier Stunden.

Johannes ist zum Zeitpunkt des Erstinterviews 16 Jahre alt. Er wohnt mit seinen Eltern – beide Lehrer bzw. Lehrerin, nach der Wende arbeitslos geworden und sporadisch im Rahmen von ABM-Stellen beschäftigt – in einem Ostberliner Randbezirk in einer Plattenbausiedlung; sein älterer Bruder ist ausgezogen. Johannes ist Gitarrist einer Band, deren Musikstil er als "weiterentwickelten Punk" (2844) bezeichnet. Seine Freizeit verbringt er hauptsächlich in einer kleineren Gruppe von Freundinnen und Freunden, deren Kern auch die Band bildet, die er erst vor einem Jahr kennengelernt hat und die der zentrale Bezugspunkt seines Lebens ist. Eine Partnerschaft hat er zum Zeitpunkt des Erstinterviews nicht, seine frühere Freundin trennte sich nach einem Monat von ihm.

<sup>1</sup> Diese Falldarstellung wurde bereits gekürzt veröffentlicht in Darmstädter & Mey 1998.

Er hat gerade die 10. Klasse eines Berliner Gymnasiums absolviert. Konkrete berufliche oder private Vorstellungen über seine weitere Zukunft entwirft Johannes nicht, auch hier zentriert er seine Erzählung immer wieder auf die Band und die Musik, da er mit der Zukunft einen unausweichlichen Prozeß der Anpassung verbindet, dem er dadurch zu entkommen hofft, daß er nicht alt werden und – seinen Vorbildern Jim Morrison (Sänger der Doors) und Kurt Cobain (Sänger von Nirwana) folgend – mit 27 Jahren Suizid begehen will. Dieses Datum wird im Interview nicht genau beziffert, aber während des Vorgesprächs erwähnt. Im Interview selbst begründet er diesen Entschluß, "weil wir haben ja echt keinen Bock, irgendwie lange zu leben" (2948) und erzählt, er und andere hätten jemandem aus der Gruppe "ausgeredet", sich umzubringen – "ja wenn, dann alle zusammen" (2950). Da sich Johannes – und möglicherweise die Gruppe mit ihm – stark an Vorbilder anlehnt, fiel mir ein, als die Interviewenden dies in der Interviewnachbesprechung erwähnten, daß das Wochenmagazin "Der Spiegel" kurz zuvor in einer Titelgeschichte über den kollektiven Selbstmord einer Gruppe von Punks in Augsburg berichtet hatte.

#### • Erzählweise

Johannes hatte bei der Kontaktaufnahme bereits ausführlich von seinen Aktivitäten erzählt, vor allem von seinem Interesse an Musik, und so gestaltete sich die Interviewöffnung etwas schwierig – trotz seiner im weiteren Verlauf des Interviews sich zeigenden Erzähllust. Die Eingangsfrage kommentiert er mit "sehr weit gesteckt, det Thema" (7); gleichwohl setzt er schon zu Beginn wichtige Akzente: Seine Jugend habe begonnen, als er "angefangen [hat] nachzudenken über das Leben" (3), wobei er diesen globalen Eingang dann im nächsten Schritt zugleich konkretisiert und einengt: "Ich hab' halt angefangen mit der Musik" (11). Interessant ist nun, daß er weniger von seiner später ausführlich beschriebenen Leidenschaft für die Musik berichtet, sondern einen pragmatisch klingenden Grund angibt, der ihn zur Musik geführt habe: "Dieset Jefeühl irjendwie doch wat machen zu wollen" (12-13), "wat womit ich die Zeit rumschlagen kann" (14-15). Diese Pragmatik steht der anfänglich markierten Selbsteinschätzung, über das Leben nachzudenken, auf den ersten Blick entgegen, auf den zweiten Blick kann sie jedoch auch als Folge seines Nachdenkens gelesen werden. Johannes zeichnet sich als vom Leben enttäuscht, da es nach all dem Nachdenken nicht mehr darum gehen kann, das Leben zu leben, sondern nur darum, es auszuhalten, zu ertragen. Hier hinein fügt sich dann auch, daß die Entscheidung für Musik "auch ein bißchen ähnlich wie Vorsehung" (16) war, er konnte sich diesem "Auftrag" nicht entziehen, die Entscheidung war keine Entscheidung, sie unterlag nicht seiner Eigenverantwortlichkeit.

Daß nach diesem starken Einstieg die Fortführung der Geschichte für Johannes schwierig scheint, ist verständlich, ebenso seine Irritation, die ihn nach der konkreten Aufforderung des Interviewers, "für's Band noch mal ein bißchen zu erzählen, was du vorher schon erzählt hast" (19-20), zurückfragen läßt "echt?" (22), "die janze Story noch mal?" (24). Neben der für ihn ungewohnten Interviewsituation (er hatte, wie erwähnt, den "Rahmen" nicht eingehalten und schon vor der Bandaufnahme ausführlich erzählt) kann ein weiterer Grund für Johannes' Irritation und für sein Zögern möglicherweise auch darin liegen, daß nun Ausführungen folgen, die sehr normal und alltäglich wirken und nur noch wenig mit "Vorsehung" gemein haben. Es geht um eine Schulband, die unter Anleitung eines Musiklehrers in den Schulräumen Möglichkeiten zum Proben erhalten hatte, darum, daß Johannes bis vor ungefähr einem halben Jahr "bloß zu Hause rumgegammelt habe und halt versucht habe irgendwie \*\*\* rumzuklim-

pern" (41-44). Doch trotz dieser Tristesse, die wenig von einem furiosen Rockleben kündigt, nutzt Johannes die Gelegenheit, in diese eher kurzen Passagen einige Markierungen einzustreuen. Das Engagement für Musik "jing nich' von meinen Eltern aus" (12), auch habe er die erste Band verlassen, weil "da wurde uns ziemlich viel reinjeredet in die Musik" (31), und er sei in eine andere Band gewechselt, die "auch aus der Schule (LACHT) angefangen [hat] \* zu \* spielen" (33); doch auch die aktuelle Band wird sich "wahrscheinlich auflösen demnächst und [er will] dann alleine wieder anfangen" (38).

Nach diesem etwas zwiespältigen und zögernden Eingang übernimmt Johannes die Führung des Interviews. Er behandelt alle interessierenden Themenblöcke, ohne daß die Interviewenden dazu kommen, entlang dem zugrunde gelegten Leitfaden Fragen zu stellen. Ihre Rolle beschränkt sich aufs Zuhören, an einigen wenigen Stellen fragen sie nach oder greifen einen Aspekt aus dem Erzählten auf oder wiederholen diesen auch nur, wobei Johannes ihnen dann häufig sofort ins Wort fällt. Er spinnt seine Erzählfäden, die er auch nicht verliert, als ein Interviewer nochmals kontrolliert, ob das Aufnahmegerät funktioniert; wenn die Kassette gewechselt werden muß, spricht er ohne Aufforderung den vermeintlich nicht aufgenommenen Text nochmals nach. Und als einer der Interviewenden zu einem späteren Zeitpunkt im Interview vorschlägt, eine Pause zu machen, um zur Toilette zu gehen, verneint Johannes mit "eigentlich nich'" (1741), um dann das Gespräch mit der im Raum verbliebenen Interviewerin weiterzuführen.

Dabei bestimmt er in einer ihm ganz eigentümlichen Weise des Geschichtenerzählens das Interview: Er lenkt zum Beispiel, nachdem er zu Beginn die Bedeutsamkeit der Musik und des Schreibens von Gedichten und Texten herausgestellt hat, über zu seiner "Lebenstheorie" (nach der das Leben immer wieder von vorne beginnt) und dann zu seinen Freund(inn)en und seiner ersten Beziehung, wobei er in seine Erzählung wieder eine Theorie, seine "Beziehungstheorie", einflechtet. Besonders bemerkenswert ist in diesem Zusammenhang, daß er fast eine halbe Stunde benötigt, bevor er auf reale Personen und das vergangene Jahr zu sprechen kommt: "Dieses vorige Jahr war eigentlich \*\*\* total genial, weil ich so viele Leute kennengelernt habe, die ganzen Leute [...] mit der Band und so" (375-377), und "daß ich [...] ooch meine erste richtig dolle Beziehung hatte" (382), eine Zeit von der er, nachdem er beinahe eine halbe Stunde davon erzählt hat, abschließend sagt: "Wenn man \*\* später \* mal erwachsen geworden is', dann schaut man auf 'ne Zeit zurtück \*\* würd' ich sagen, weil det is' echt \*\* in einem Jahr hab' ick mehr erlebt, als in meinem ganzen Leben jetze" (987-989).

Einige Begebenheiten dieses Jahres finden sich wiederkehrend in seinen Bericht eingestreut: eine Reise nach England, ein Urlaub an der Ostsee, ein Abend, als er mit seinem Bruder und einigen Freunden neun Joints rauchte, eine Party anläßlich einer Zeugnisvergabe, eine Silvesterparty, der Geburtstag seiner früheren Freundin, ein Kinobesuch. Seine Erzählungen kreisen sehr ausführlich um diese Orte, er gibt Erlebnisse (häufig Gespräche) wieder, erzählt von seinen Stimmungslagen. Auch dabei behält er immer die Führung des Interviews, er entwickelt seine Themen, beschreibt zum Teil sehr detailliert, beinahe akribisch und rutscht zuweilen in Fiktives ab. Auch verschachtelt er die Geschichten zum Teil so ineinander, daß die Interviewenden manchmal Schwierigkeiten haben, seinem Erzählstrang zu folgen. So führt Johannes etwa aus, er würde lieber in England als in Deutschland leben, und er begründet dies über einen ausführlichen Bericht seines Englandaufenthalts. Als er zu einer Episode



kommt, bei der er sich verlaufen hatte und ihm geholfen wurde, geht er nahtlos zu dem Urlaub an der Ostsee über und erzählt wiederum ausführlich, daß ihm und seinem Freund Thomas nach einer Autopanne niemand geholfen habe. Die hier wohl zugrunde liegende Intention, die höflichen Engländer(innen) von den nicht hilfsbereiten Deutschen abzugrenzen, ist durch das Ineinander-Überführen der Geschichten jenseits konkreter Orte, Zeiten und Personen für die Interviewenden in der Gesprächssituation (aber auch beim Lesen des Transkripts) teilweise schwer nachvollziehbar, und die Erzählungen verwischen sich so sehr, daß ein Interviewer fragt "Thomas oder \*\*\* der Engländer" (936) und Johannes antwortet: "Nee, nee England war jetzt wat anderes" (937).

Mitunter weicht Johannes aus, wenn konkrete Nachfragen gestellt werden. Als die Interviewenden etwa zur Angepaßtheit, die er seinem Vater zuspricht, nachhaken, bleibt er unkonkret: "Aber ich kenne viele andere erwachsene ältere Leute" (865); als sie ihn nach Ausführungen zu Jugendkulturen und einer Wendung gegen die Technokultur um eine Explikation bitten, räumt er kurz ein, "die sind eigentlich ganz in Ordnung" (1049), um dann zu den "stinknormalen, Stinos" (1053) überzugehen, und auf eine weitere Nachfrage einzuräumen, "tja dieset Leben, wat die Stinos führen einfach bloß mal abends in 'ne Disco zu gehen oder so wat \*4\* is' schon irgendwo beneidenswert" (1100-1102). Auch als Johannes seine Lebenstheorie vorstellt – wonach Menschen nach dem Tod wiedergeboren werden und an die Stelle zurückkehren, an der ihre "Aufgabe" unerfüllt geblieben war – und die Interviewenden, seinen Ausführungen folgend, unter anderem "Deine Aufgabe hast Du noch nicht erfüllt!" (342) anmerken, zieht Johannes sich nach und nach zurück und beendet diesen Exkurs, von dem er auch sagt "ach allet total verworren" (330-331), mit der Bemerkung "im Prinzip will ich's auch gar nich' wissen" (345).

Der aus dieser Art des Argumentierens resultierende Eindruck, daß es Johannes an vielen Stellen in erster Linie darum zu gehen scheint, Positionierungen vorzunehmen, verdichtete sich durch andere Auffälligkeiten im Interview, in denen sich durch die von ihm vollzogene Wiederholung von Geschichten und Begebenheiten auch die Frage der Wahrhaftigkeit seiner Erzählungen stellte. So erwähnt Johannes im Verlauf des Interviews: "Nööö ich hab' auch mal was gesagt, also \*\*\* wenn ich \*\*\* im alkoholisierten Zustand bin oder so dann schreib' ich viele Sachen auf, die ich dann am nächsten Tag nich' mehr weiß und \*\*\* ich schreib' die halt auf und laß' die liegen und geh' weg, weecil des ist bloß \*\*\* für diesen Zeitpunkt halt" (345-348), wohingegen einer seiner Freunde "allet wat ick irgendwo liegenlasse hat=er zu hause jehortet" (355-356). Am Ende des Interviews erzählt er aber, daß er in einem Ordner Geschichten sammelt: "Dann hatt' ick bloß zwanzig oder dreißig Seiten voll geschrieben und dann hatte ich mir dann, dann nimmst=de die ganzen Zettel, ich hatt' immer so, was ick in Kneipen schreibe und so auf Zetteln \*\*\* im Portemonnaie und so, dann halt ehm, rausgenommen und hab' det halt in det Buch abgeschrieben" (2930-2932).

Nun könnte diese Passage – bezogen auf Johannes' Wahrhaftigkeit – so verstanden werden, daß er zwar sagt, seine Texte und Gedichte seien nur "für diesen Zeitpunkt" ihrer Produktion von Interesse, in *Wirklichkeit* verwahre er seine "Schätze" jedoch sorgsam, und es sei ihm wichtig und von ihm intendiert, dies zu verbergen. Verfolge ich jedoch die Art und Weise, wie er seine Geschichten erzählt, wie er sie seiner jeweiligen Erzähllogik folgend komponiert, dann scheint mir eine solche Leseweise zu kurz zu greifen. Denn die Geschichten, die er erzählt, sind – jede für sich und für den Zeitpunkt und Zweck ihrer Komposition – stimmig, wobei ihm durchaus immer wieder

unterläuft, daß er eine Einzelheit einfügt, sie dann aber mit "is' ja egal" kommentiert, um so zu markieren, daß sie nicht zum Verständnis der Erzählung beiträgt. Hier scheinen seine Erzählfreude und Fabulierlust entgegen seiner Vorstellung von der Gestalt und Stringenz einer wohlgeformten Geschichte mit ihm durchzugehen, im Sinne der Erzählung unnötige Erläuterungen werden eingeführt, bemerkt und (auch für die Zuhörenden) verworfen.

Dabei ist seine Vorstellung von einer guten Gestalt oder einer gelungenen Geschichte eben *seine* Vorstellung von einer guten Gestalt und – wie im Beispiel der Gegenüberstellung von Engländer(inne)n und Deutschen – für Außenstehende nicht immer unmittelbar nachvollziehbar. Zum Beispiel grenzt er, als es, ausgehend von der Frage, was er bzw. die Gruppe außer Parties unternehmen, um die Schilderung seiner Aktivitäten geht, zunächst seine eigene Lebenssituation und den Lebensstil der Gruppe ab von Jugendlichen, die er als "Stinos" bezeichnet. Die von den Interviewenden gestellte Zwischenfrage zur Schule bindet er, sie zunächst beiseite lassend, später kurz ein, indem er erwähnt, daß in der Schule auch "Nazis rumhängen" (1140), um dann – scheinbar sich wieder erinnernd, daß die Oberfrage nach den Aktivitäten gestellt war: "Jaaa ab und zu geh'n wer auch auf Demos" (1145) – über zwanzig Minuten in aller Ausführlichkeit von einer "AntiFa"-Demonstration zu erzählen. Entgegen einem möglicherweise naheliegenden Eindruck des Willkürlichen scheinen diese Erzählsequenzen einer eigenen Logik folgend assoziativ verknüpft zu sein: Von den Jugendkulturen kommt er auf die an seiner Schule "rumhängenden Nazis" zu sprechen und von dort auf die Demonstration gegen Faschismus.

Gegen Ende des Interviews führen die Interviewenden eine Frage zu seinem Tagesablauf ein, deren Beantwortung ich hier abschließend beispielhaft heranziehen möchte, um sein Erzählverhalten zu verdeutlichen. Johannes listet in der Anfangssequenz zwar noch einzelne Begebenheiten auf, versieht diese aber sogleich mit kurzen Anmerkungen, so das morgendliche Aufstehen mit dem Hinweis auf seine Gefühlslage ("so just ja drepressionsmäßig" [2555-2556]) und auf die Musik, mit der er sich weckt ("da liegt dann halt Doors drin" [2558-2559]). Es folgen der Schulweg – und der Hinweis: "erst mal [...] eine rauchen" (2562) – "dann 'n bißchen Schule, Pause, eine rauchen" (2562-2563), die nachmittägliche Teilnahme an Kursen oder an Proben der Band und das abendliche Ausgehen – immer mit Zusatzinformation versehen –, um schließlich von einer Filmserie zu erzählen, die er gesehen hat. Er beschreibt ausführlich den Handlungsstrang und einzelne Episoden, führt sich nach diesem Ausflug aber selbst wieder zum Thema zurück "ja und sonst so die Woche, weeß ick nich'" (2675) und bewertet schließlich – ohne daß die Interviewenden eingehakt hätten: "Stimmt, wenn ma' det so von außen betrachtet, dann klingt det total langweilig" (2680). Als einer der Interviewenden diesem Eindruck widerspricht, beharrt Johannes darauf – "aber trotzdem, kommt mir so vor" (2682) –, entschuldigt sich mit "aber wat will man machen, man sieht sich in der Schule, na ja treffen wir uns auf=m Abend" (2684-2685) und leitet dann über zu den Auftritten, die die Band zu absolvieren hat.

### 3.1 Das Erstinterview

- Jugend als einzige Lebensphase

Jugend ist für Johannes *die* herausgehobene Lebensphase, und seine Verweise auf Jugend gehen zumeist mit der Abgrenzung gegen das Erwachsenenalter einher, das für ihn unter dem Diktat gesellschaftlich erzwungener Anpassung steht:

Ick gloobe \* diiie Zeit der Jugend ist gloob=ick ooch \* jeprägt von vielen einschneidenden Erlebnisse \*\* ich schätze \* wenn ma' älter is' dann ist, dann is' det nich' mehr so krass \*\* dann fährt man oof einer Linie und dann \*\* hat sich det [...] naja, weiß nich' \*\* so alt, daß man anjapaßt ist und 'nen Job hat, obwohl ick nie so alt werden will, daß ick Kinder habe (LACHT) (726-732).

Im Vergleich zum Erwachsensein, für das Johannes selbst Parties als "langweilige Stehempfänge" phantasiert, bedeutet Jugend ihm eine "Zeit der Veränderung" (1012), die sich – wenn auch nicht für alle Jugendliche verallgemeinerbar – vor allem durch "Nachdenken übers Leben" (1013), durch dramatische Einschnitte und durch Turbulenz auszeichnet. Er schwärmt von Parties, dem Kennenlernen neuer Leute und dem erwachenden Interesse am anderen Geschlecht: "Irgendwo möcht=ick det auskosten, solange bis ich nich' mehr kann, äh vom Leben her und dann is' der Zeitpunkt erreicht, wo ick sagen kann, so jetzt is' vorbei, aber solange möcht=ick det leben" (3053-3054). Wichtig sei, diese Möglichkeiten zu nutzen, (sich) auszuprobieren, so lange dies möglich ist. Da kennzeichnet er zum Beispiel Jugend im Zusammenhang mit einer Begegnung mit dem Okkultismus als besondere "Zeit, weil man \*\*\* seine Schiene finden will, irgendwo, dann \*\*\* probiert man ja auch viel aus, was vielleicht \*\*\* interessant wäre" (1729-1730).

In seinem Selbstverständnis gehört er der Jugend und einem besonderen Teil von Jugend zu: "Wir sind glaub' ich die letzte Generation [...] ähm det klingt jetzt bescheuert \*\*\* (LACHT) jetzt mal ganz blöde: die Generation die noch nachdenkt" (754-757). Doch trotz dieser Hervorgehobenheit ist Johannes davon überzeugt, daß Anpassung unumgänglich ist, kein Aufbäumen hilft, bestenfalls ist ein Hinauszögern möglich:

Deswegen versuch' ich 'nen Weg zu finden, wo ich halt \*4\* mein mein \* ich ausdehnen kann, det wo det geht durch die Musik, falls die Musik klappen sollte, dann braucht man sich nicht anpassen \*\*\* aber trotzdem \*\*\* weef nich', ich schätze irgendwann werde ich genau so'n anjepasstet Ar// (LACHT) \*\* Arschloch sein, weef ick nich', nich', wie mein Vater (815-818).

- Vorreiter, Außenseiter und zwiespältiges Rebellentum

Seine eigene Gemütslage und die seiner Freund(inn)e(n) beschreibt Johannes als "Scheißbegalgefühl". Er sieht sich selbst als Außenseiter, als jemand, der mehr nachdenkt als die meisten und dadurch einen Hang zum Unglücklichsein entwickelt hat. Diese Position des Außenseiterseins zieht sich quer durch das Interview, mitunter scheint er sie beinahe zu beschwören. Er erlebe es als "Bestätigung" (2770) zu einer "ausjestoßenen Gruppe" (2809) zu gehören, die "verachtende[n] Blicke und so, det is' dann wieder so'ne Bestätigung" (2814-2815), er sei "wat Besonderes, und det weef man ooch, aber eher im negativen Sinne" (2827-2828).

Dabei kommt der Musik eine besondere Rolle für seine (soziale) Definition zu, es ist ihm wichtig, immer wieder hervorzuheben, daß er "andere" Musik hört. Besonders anziehend war und ist für ihn die Grunge-Band Nirvana, in deren Stil die aggressive Rhythmik und reduzierte Melodik des Punk mit einer depressiven Grundstimmung unterlegt ist. Mit diesen neuen Idolen und als Mitglied in einer Gruppe von Außenseiter(inn)e(n), mit der er sich auch abzugrenzen vermag von anderen jugendkulturellen

Gruppen, betrachtet Johannes sich als jemand Besonderes, da er sich von seinem Umfeld abhebt, auch wenn er dies zu Beginn als Entfremdung von seinen Mitschüler(inne)n erlebte. Daß die anderen dann aber seinem Geschmack "folgten", beklagt er als Verlust seines hervorgehobenen Status', in dem Außenseiter und Vorreiter zu sein eng beieinander stehen.

Welchen Stellenwert die Musik für seine Selbstdefinition hat, wie sehr sie ihm hilft (und helfen soll), sich Achtung zu verschaffen (und sich abzugrenzen gegen die, die Musik nur hören, weil sie "in" ist), wird deutlich in seinen vielen Ausführungen zur Popularisierung von Nirvana, die ihn "angekotzt" (243) habe. So führt er, als die Interviewenden (ungefähr nach der Hälfte der Gesprächszeit) ihn nochmals auf seinen Bruder ansprechen – und eingeleitet von einem: "[Muß ich] jetzt noch mal kurz ausschweifen" (1918) – eine Geschichte an, wie er einem Freund eine Kassette mit der Musik von Nirvana gegeben, dieser sie dann an einen Dritten verliehen habe, von dem er dann wieder angesprochen worden sei, ob er Nirvana kenne, was Johannes im Interview kommentiert mit "ey, det is' schon wieder Scheiße, so wat \*\*\* daß die Leute nich' (LACHEND) zugeben können, daß es von mir is" (1926-1928). In dieser Passage hat Johannes die Geschichte seiner Entwicklung kurzerhand umgeschrieben, denn hier, direkt auf seinen Bruder angesprochen, unterschlägt er, wie zu Beginn des Interviews angemerkt, daß es sein Bruder war, der ihn auf die neue Musik aufmerksam gemacht hat, jetzt ist es Johannes, der diese bekannt macht.

Auch will Johannes seinen Idolen zugleich folgen und stärker sein als sie. Ausgehend von seinem Hinweis auf die Schwere seiner Gedanken und angeregt durch die Frage, ob es "irgend 'nen Zeitpunkt [gebe], wo des anfang" (146), kommt Johannes zunächst wieder auf Musik und Texte-Schreiben. Dann aber nennt er als "diset einschneidene Erlebnis" (151-152) den Selbstmord des Musikers und Song-Schreibers Kurt Cobain von der Gruppe Nirvana, wobei er, um das verständlich zu machen, "noch mal jetzt richtig ausschweifen [muß]" (161). Nach weiteren Einschüben erzählt er schließlich von dem Selbstmord Cobains, von der Popularisierung von Nirvana, und daß er nicht nur enttäuscht über den Tod des Sängers gewesen sei – "Scheiße, daß er halt uffjegeben hat so ungefähr, weil er hätt' der Welt vielleicht noch wat bringen können" (254), sondern dessen Tod "auch gespürt [habe] bei der letzten Platte" (244), auch wenn ihm dies "erst bewußt geworden [sei] nachdem er sich umgebracht hat" (248). Johannes deutet hier eine Seelenverwandtschaft mit Kurt Cobain an, er spricht selbst davon, daß er sich "mit ihm identifiziert" (258) hat, weil dieser "ja ooch irgendwo anders" (259-260) war und wie er "'n ziemlich dünner Typ" (259). Den Höhepunkt der Erzählung bildet aber nicht die Identifikation mit Cobain (auch wenn sie in der nachfolgenden Passage wieder anklingt), sondern eine phantasierte Mittäterschaft an dessen Tod:

Ja und dann hab' ick mich halt damit beschäftigt und weeß nich' und irgendwo kam ich darauf \*\*\* det [Kurt Cobain] so wie ich also einfach bloß Musik machen irgendwas ausdrücken [wollte] was ich fühle und dann identifizieren sich so viele Leute damit und jüngere Leute vor allen Dingen; das fand ich auch total Scheiße, daß ich in=ner siebenten Klasse angefangen hab' und das so geil fand; wär' ich beim Konzert gewesen oder so, und hätte da gejubelt najaa, er hätte mit dem Finger uff mich gezeigt \* 'ey du Arschloch verpiß dich', so unjefähr und naja na ist doch so, wenn er// Musik die Leute ansprechen soll die nachdenken können und er wahrscheinlich nicht denkt, daß Leute aus der siebenten oder achten Klasse nachdenken können, dann macht den das sicherlich fertig (262-271).

Johannes erzählt hier sehr konkret von einem Erlebnis, das in all seinen realen Zügen zugleich unreal scheint, ein Konzert mit Nirvana, bei dem Tausende von Zuhö-

rer(inne)n anwesend sind und bei dem ein Kontakt zwischen dem Idol Kurt Cobain und Johannes entsteht, wobei Cobain Johannes trotz ihrer Ähnlichkeit verkennt, ihn zu denen rechnet, die Johannes ebenfalls ablehnt, die Nirvana nur hören, weil die Musik gerade modern ist. Doch die Geschichte der Mittäterschaft kündigt auch von der Täterschaft, denn es ist Johannes, auf den Cobain mit dem Finger zeigt, es ist ein Kampf zwischen ungleichen Gleichen. Johannes löst die Geschichte auf:

Na ja und dann nach seinem Tod dann halt hab' ick halt \*\*\* diese Energie gespürt wieder irgendwie zu schreiben und dann hatte ich wirklich viele Themen im Kopf worüber ich schreiben konnte \*4\* das war \*\* na ja irgendwo erschreckend, weil \* dieset wo ich angefangen habe zu schreiben war ja alles schon ziemlich down und so aber dann danach war 'n richtiger Einschnitt alles bloß noch so jaa \*\* Hochhaus und runter so ungefähr det war \*\*\* ziemlich böse aber mit der Zeit wird man abgestumpft dagegen also \*\* man schreibt's auf (271-277).

Es ist nicht nur ein wenig verblüffend, wie Johannes Ähnlichkeit herstellt bis hin zu körperlichen Merkmalen, sondern er sieht sich hier sogar als Erbe Cobains, er ist durch dessen Fingerzeig nicht nur ein (Mit-) Täter, sondern auch ein Erwählter in einer Inszenierung, die zusätzlich der Wiedergutmachung dient und vielleicht Johannes Gefühle der Mitschuld an Cobains Tod verringern hilft. Und doch endet die Gemeinsamkeit auch damit, daß er zwar das Depressive weiterführt, aber "abstumpft", und damit nicht den gleichen Weg wie Cobain gehen wird. Zwar ist die Vorstellung dominant, sich wie Kurt Cobain (oder Jim Morrison oder Janis Joplin) das Leben zu nehmen (und ähnlich dem Doors-Sänger Morrison erzählt Johannes von sich: "Aber ich trau' mich nich' vorm Publikum zu singen" [2908]), und es finden sich immer wieder starke Stimmungsschwankungen zwischen Euphorie und Depressivität, die sich zuweilen vermischen – "sich dabei sogar noch gut zu fühlen, wenn man Scheiße drauf is" (2890-2891). Gleichwohl scheint das mehrfach auftauchende Bild, von Hochhäusern oder Türmen zu springen, scheint die Koketterie mit dem Selbstmord eher eine Antwort auf die als spießig und langweilig empfundene Welt der Erwachsenen zu sein. Denn Johannes unterstreicht auch seine Stärke, trotz aller Niedergeschlagenheit wird er sich nicht umbringen, nicht wie Kurt Cobain aufgeben, sondern dessen Werk fortführen, von dem er annimmt, daß es "der Welt vielleicht noch was bringen" könnte.

Die Ambivalenz, die hier gerichtet auf die Idole von Johannes mitschwingt, verweist zugleich auf sein Zerrissensein zwischen Rebellentum und Anpassung. So vermittelt Johannes im Kontext seiner Ausführungen zur Schule den Eindruck, als sei diese ihm relativ egal: "Ick hätte mehr machen können aber ick hatte keinen Bock für die Schule irgendwat zu machen" (1133-1134). In seinen schulischen Leistungen schätzt er sich als "normalet Mittelfeld" (1137) ein, auch müsse er "langsam anfangen zu lernen" (1137), um das Abitur zu bestehen, was ohne eine konkrete berufliche Perspektive "doof [sei], weil, würde sich leichter lernen, wenn man was hat, worauf man lernen würde" (1630-1631). An anderen Stellen erzählt er jedoch, daß er wegen der Schule seine Ausgehzeiten selbst begrenzt, so gehe er an Abenden, an denen in einem Kulturhaus Filmnächte veranstaltet werden, nach der Hälfte der Zeit, "weil det wird sonst zu spät, nächsten Tag Schule und so" (2628-2629). Auch hat er, als er bemerkte, daß seine Leistungen sich verschlechterten und er dies ursächlich auf seinen hohen Drogenkonsum zurückführte, seinen Konsum "eingeschränkt erstmal, nur am Wochenende und so und dann jing=et auch wieder bergauf" (1792-1793).

Stehen diese Ausführungen im Transkript noch lose verstreut und in andere Erzählkontexte eingebettet, so zeigt sich die hier skizzierte Haltung des eher zwiespältigen Rebellentums deutlicher, wenn er auf seine Familie zu sprechen kommt. Auf seine

Eltern angesprochen, markiert er zunächst, daß "ick mein Ding mache und die ihr Ding" (2332). Auch erklärt er die Beziehung zu den Eltern als beendet, "weil jetzt hab' ich echt mein Leben gefunden, wo ich det eigentlich selber leben kann, wo ich nicht mehr anjewiesen bin auf meine Eltern" (2350-2351). Für den Vater spürt er Verachtung, "er war in seiner Jugend ooch mal 'n genialer Mensch" (2371), bzw. "er war früher auch irgendwie anders, aber er hat sich halt anjapaßt" (862-863) und sei nun ein Prototyp jener Menschen, die nach der Arbeit "nach Hause kommen, sich vor'n Fernseher setzen, sich berieseln lassen und pennen jeh'n" (2380-2381). Zu seiner Mutter hat Johannes mehr Kontakt, auch wenn er einschränkend anmerkt, sie könnten "zwar gut quatschen, aber auch nich' so über die richtigen Probleme" (2384-2385). Daß sie ihn "überhaupt nicht kennt", verdeutlicht er an einer Episode, derzufolge der Mutter Karten gelegt worden seien und darin von einem Sohn erzählt wurde, der "'ner großen Liebe nachgehangen hat" (2398); sie habe auf seinen Bruder getippt und damit sein "Leiden" verkannt. Dennoch fühlt er sich bei der Mutter aufgehoben – "is' echt 'n ff angenehmet Verhältnis o.k. o.k" (2406), das ihm sein "Vater nie geben [würde]" (2405). Und er beendet diese Passage damit, daß er erwähnt, daß er um Erlaubnis bittet, sich etwa seine Haare färben zu lassen: "Soo krass bin ich noch nich' drauf, daß ich dann einfach d's mache, nee, det is' auch, weeß ich nich' \*\*\* dann würde man sich det total verscherzen" (2426-2427).

Hier folgt einem drastischen Einstieg ein scheinbar versöhnliches Ende, der Außen-seiter, der über Freitod statt Anpassung nachdenkt, fragt, ob er seine Haare färben darf. Und es scheint, daß Johannes diesen Widerspruch selbst spürt, denn kurze Zeit später sagt er, "ick meine ick merke langsam, wie ich gar nich' mehr det Bedürfnis habe, anders zu sein" (2440-2441) und – verknüpft dies daran anschließend mit der Jugend – da er merke

auch langsam, wie meine Jugendzeit zu Ende geht, wo ick 'n bißchen eh, Schwelle fühle, weiß ick nich', langsam hat sich det allet so gelegt, die Monotonie kommt irgendwie und alles is' nur noch, ja, so isset halt, d's Scheiße \*\*\* aber man kann det ja nich' ändern \*\*\* is' halt immer nur 'ne Phase, det is' \*\*\* weiß ick nich', allet 'n bißchen doof \*\*\* ah ja (LÄNGERE PAUSE) (2455-2459).

Hier stehen – wie in vielen vergleichbaren Passagen – aufbegehrende und Halt suchende Bestrebungen relativ unvermittelt nebeneinander, Johannes schwankt zwischen hedonistischen und realistischen Anteilen. Ein wichtiger Antrieb für die Ambivalenz, die in diesem Schwanken zum Ausdruck kommt, scheint seine Angst vor Kontrollverlust zu sein. Als eines der schlimmsten Erlebnisse, das er je hatte, beschreibt Johannes eine okkulte Sitzung, in der das Gläserücken scheinbar funktionierte. Voller Schrecken wandte er sich daraufhin von diesen Dingen ab. Und in seiner Erzählung über einen Abend, an dem er mit Freunden zusammen neun Joints rauchte, schwingt zwar unübersehbarer Stolz mit; er schränkt seinen Drogenkonsum aber ein, wie erwähnt, als dieser seine Schulleistungen negativ beeinflusst.

Eine nicht unerhebliche Rolle kommt hier wohl Johannes' älterem Bruder zu, durch den er sowohl mit "seiner" Musik als auch mit Drogen in Berührung gekommen ist. Die (auch wegen dessen starkem Drogenkonsum) schlechte Verfassung des Bruder bezeichnet Johannes als "manische[...] Depressivität oder sowas" (2080-2081), auch werde er "von meinen Eltern behandelt [...] wie so'n Versager" (2173). Johannes grenzt sich zwar gegen diese Einschätzung ab – für ihn ist sein Bruder "der genialste Mensch der Welt, weil \*\*\* so'n guten Menschen, natürlich naiv-gut irgendwo, wa, hab' ick wirklich noch nie getroffen" (2194-2196), und er betont, daß er, "wenn ich von meiner Familie rede, eigentlich nur von mei'm Bruder" (2198-2199) rede. Und

doch versucht er den Bruder, weil es ihm schlecht geht, von den Drogen abzuhalten, was mißlingt, denn der Bruder ist "labil", und Johannes hat – trotz vieler Ähnlichkeiten und wie schon im Falle Cobains – die "stärkere" Persönlichkeit.

- Zukunftsverweigerung, Zwangsläufigkeit und Untergang

Auch wenn Musik für Johannes im Mittelpunkt steht, kann er sich nicht vorstellen, Musik zu studieren, denn "bei mir kommt det halt aus'm Gefühl raus" (1597). Und auch wenn er über andere berufliche Perspektiven redet, klingen diese vage, ungenau. Zumeist entwickelt er sie aus dem jeweiligen Gesprächskontext. So erzählt er von Kunst und Grafik-Design, schränkt aber gleich ein, daß es ihm an den dafür notwendigen Fähigkeiten, insbesondere an Computerkenntnissen, mangle. Die Überlegung, Philosophie zu studieren wie sein Interesse an Philosophie existiere, "seitdem ick det jehört habe, daß Nietzsche so ziemlich genau det selbe gesagt hat, wie ich" (1652-1653), er bemängelt aber, daß philosophische Texte schwer verständlich geschrieben seien. Überhaupt fällt ihm die Vorstellung einer beruflichen Tätigkeit schwer, denn

die ganze Gesellschaft kotzt mich im Prinzip an, weil irgendwo mußt du \*\*\* anjapaßt sein. Zumindest vom Aussehen her, damit du \*\* irgend 'ne Chance hast zu überleben, also Geld zu verdienen \*\* deswegen möcht' ich det so weit rausschieben bis ick irgendwat \* annehme, also erst mal, weß ich nich', Abi machen und dann \*\* studieren einfach abwarten (800-803).

Diesen einzig konkreten Zukunftsentwurf wiederholt er später noch einmal, als er angibt, er werde "ganz primitiv, [...] erst mal das Abi machen und dann werd' ick versuchen irgendwo 'nen Studienplatz zu kriegen" (1639-1640). Die zweite Option neben "einfach abwarten" ist, Rockmusiker zu werden:

*Ja leben mit der Musik [...], det find' ick total schau, hätt' ick och nie jedacht \*\* weil ick fand immer [...] schau, so Bands und so, auf Tour und so, muß 'n geilet Leben sein, obwohl=ick det wirklich, falls wir irgendwann mal'n Plattenvertrag kriegen sollten oder so, ick gloobe, ick werde det hassen, auf Tour zu gehen, weil man da jeden Abend immer irgendwo dieselben Lieder spielen muß (1429-1433).*

Doch auch wenn er im Interview etwas später wieder ähnlich klingend beschreibt, er habe "ehrlich gesagt echt davor Angst [...], so auf Tour gehen zu müssen" (1522-1523) – wieder versehen mit dem Argument drohender Routine: "wieder detselbe zu spielen, irgendwann kotz een dat ja an" (1528) – greift er ähnlich häufig wie auf diese Einschränkungen im Laufe des Interviews und auch bei sehr unterschiedlichen Themen immer wieder (als "Rettungsanker") auf die Option Musik zurück: "Und jetzt bin ich wieder in so'n Stadium, weß ich nicht wat ick machen soll, aber wie jesagt, wenn det mit der Band klappen würde, det wär echt toll" (1584-1585). Auch im Rahmen einer ausführlichen Geschichte einer Demonstrationsteilnahme, bei der er polizeilich überprüft wurde – er bezeichnet dieses Erlebnis als "echt einschneidend [...], weil die ham uns bloß festgenommen, weil wir so aussahen, nicht daß wir irgendwas begangen hätten" (1245-1247) –, begründet er zunächst, daß "der ganze Politikram seit der Festnahme hab' ich echt, hat mich so anjekotzt, weil \*\*\* weß ich nicht, möcht' mich nicht für Politik engagieren, weil's so Scheiße is', ick möchte mein Ding durchziehen" (1333-1335). Nach einem längeren Ausflug zu unterschiedlichen Jugendkulturen, den er immer wieder unterbricht mit dem Hinweis "ick möchte wirklich bloß mein Ding durchzieh'n" (1364-1365, 1398), beendet er auch diese Passage mit "ahh ick find' et toll, daß ick mein \*\*\* äh \*\*\* Leben mit der Musik habe, det fin' ick total schau" (1429-1430).

Und doch bleiben bei dem Fluchtpunkt Musik mindestens zwei schwerwiegende Drohungen. Zum einen scheint er sich die Aussicht, Rockmusiker zu werden, selbst

nicht so recht zu glauben, denn häufig erwähnt er im gleichen Atemzug mit dieser Option, daß sich die Band auflösen wird. So erzählt er zum Beispiel zunächst von Auftritten und von dem Plan, die dort eingenommene Gage für Equipment und in einen "Tourbus" zu reinvestieren, und endet dann "aber det muß man halt sehen, weil wir wie jesacht die Band bald auflösen wollen" (2727). Auch an einer anderen Stelle, an der er sehr ausführlich die Bedeutungsgeladenheit der Texte zweier Songs erläutert, erzählt er schließlich, sie hätten in einer Fußgängerzone gespielt und "det war total geil \*\*\* aber, weeß ick nich' d's is' halt \*\*\* bei mir so, mir wäret ejal, naja ejal is' mir nich' aber wäre nich' so schlimm, wenn man halt die Band auflösen würde" (2905-2906). Zum anderen bedeutet auch der Fluchtpunkt Musik, selbst wenn er gelingen sollte, die Drohung der Reduzierung auf Routine und Monotonie, es überwiegt das Gefühl, schließlich doch keine Wahl(en) zu haben.

Dieses Gefühl und diese Grundhaltung findet sich auch in Johannes' ausführlichen Schilderungen zu Drogen und Drogengebrauch, über die er – neben einzelnen Anmerkungen und Verweisen – zusammenhängend über eine halbe Stunde erzählt. Mit Drogen verbindet Johannes explizit Sich-Ausprobieren, Sich-Gutfühlen, Intensität von Erleben und Hilfe bei der Bewältigung von Problemen, aber auch das Ausgeliefertsein an einen Automatismus – "is' man halt dazu bewegt worden" (1746) –, ein Automatismus, der auch seine Band-Zukunft, so es sie gibt, zeichnen wird:

Na ja, nee bloß ick schätze mal, falls ooch mit der Band alles klappen sollte oder so, wenn det dann wirklich mit der Tour kommen sollte, ick schätze mal, daß man dann ooch irgendwie auf andere Betäubungsmittel umsteigen wird, irgendwelche Amphetamine oder irgend sowat, weil is' ja wirklich so, in der Musikszene, wa, die ganzen Typen \*\*\* jetze also handgemachte Musik, jetzt" (2223-2225).

Damit löst er auch diese Geschichte auf in eine scheinbar unentrinnbare Zwangsläufigkeit, sie hat, wie seine anderen Geschichten, ein dramatisches, beinahe schicksalhaftes Ende. Johannes flüchtet erzählerisch immer wieder in den Untergang, in dem gleichwohl immer auch die Hoffnung auf Versöhnung bleibt, die Hoffnung, daß er stark ist, stärker als sein Bruder und damit kein Versager, stärker als Kurt Cobain: *er* kann seine Drogen absetzen, und er kann momentan weiterleben.

#### • Unklare Anfänge, Vorsehung und ambivalente Beziehungen

Bei einigen Episoden fällt auf, daß Johannes diese zwar konkretisiert, sie aber in ihrer Zeitlichkeit unkonkret – zeitlos – bleiben. Entgegen seiner Neigung zu Ausführlichkeit und seinen Bemühungen um Zeitmarker wie "sechste, siebente Klasse" (163), "jetze so siebte Klasse" (195), "jing et los in der achten Klasse" (225) bleiben diese Geschichten in ihrer Ursprünglichkeit nebulös. Nimmt man seine lange Erzählung zu dem Tod von Kurt Cobain, in der neben anderem von einer Art Vorsehung die Rede ist, zu dieser Eigenart hinzu, so liegt ein gemeinsames Band in seiner Theorie darüber, "wie das Leben funktioniert (295-296). Für diese Theorie – deren Autorenschaft er für sich reklamiert, auch wenn er mit Stolz anmerkt, "das hat Nietzsche auch schon gesagt" (307) – kann er ebenfalls nur sagen, daß er sie "schon lange wußte aber ich weiß nich' wann \* es war einfach da" (297-298), und er "weiß [...] kei/keinen Zeitpunkt mehr" (297). Inhaltlich besagt sie, daß "man [...] dat Leben nochmal [lebt]" (306-307), weil "das ganze Leben [...] hat [man] irgend'ne Aufgabe zu erfüllen die man nich' weiß \*\*\* man hat diese Aufgabe zu erfüllen und wenn man sie nich' erfüllt, man weiß ja nich', lebt man das Leben nochmal von vorne" (314-316). Erst nach der Lösung dieser Aufgabe höre das Leben auf, ein sich (wiederholender) Kreislauf des Immergleichen zu sein,



erst dann gebe es eine Vorwärtsbewegung. Sich selbst erklärt Johannes aus dieser Theorie, warum er "als wiedergeborener Engländer, der auch noch Gitarre spielen konnte" (328), in der Schule so gut Englisch spreche, denn dort habe er "jeredet und jeredet ick wußte nich' was ich rede" (327); auch habe er sich das Gitarre spielen selbst beigebracht.

Eine mögliche Funktion dieser Theorie ist, daß er nur bedingt für sich und sein Leben verantwortlich ist, in seinem Handeln und Entscheiden entlastet wird (im schlimmsten Falle fängt ohnehin alles immer wieder von vorne an). Auch finden sich Bezüge zu seiner Angst vor Kontrollverlust, denn seine Theorien helfen ihm, potentiell Unerklärbares greifbar, kontrollierbar zu machen und Geschehenes, scheinbar Unabänderliches zu rechtfertigen. So wechselt er im Erst-, mehr noch im Zweitinterview jenseits der jeweils im Raum stehenden Fragen immer wieder auf die Ebene seiner Theorien und verschafft sich somit auch im Rahmen des Interviews Kontrolle. Seine Produktivität im Entwerfen von Erklärungsversuchen wird auch deutlich in seiner Beziehungstheorie, die ihm anscheinend helfen soll, seinem Leiden an der gescheiterten Beziehung und deren Scheitern selbst Sinn zu verleihen. Beziehungen verlaufen für Johannes wie eine "Sinuskurve" (420), mit "Höhenflug" (429) und "Tiefpunkt" (425), wobei die Beziehung selbst "nie länger als ein Monat" (462-463) andauere, gefolgt von einer Phase des Alleinseins: "Da brauch' ick ers' ma 'n halbet Jahr" (480). Auch ist er am Ende der letzten Beziehung zu der Überzeugung gekommen, "daß man halt 'ne Frau nie sagen darf, daß man sie liebt" (655-656). Doch zur Beruhigung dient diese Theorie nur bedingt, Johannes schwankt. Er leidet, wenn er seine ehemalige Freundin mit ihrem neuen Freund sieht, auch wenn er zugleich angibt, "diese \*\*\* Abstumpfung is' sehr groß vorhanden" (582-583), und dem neuen Freund "noch 'n paar Tips geben" (589) will, auch wäre, "wat mich wirklich glücklich machen würde, [...] wenn sie glücklich is'" (590-591). Was die Freundin selbst angeht folgt der Idealisierung – "der dieset Mädels heiraten wird, der hat den Joker gezogen" (451) – unmittelbar die Desillusionierung: "obwohl sie fff total falsch is'" (452).

• **Starke Worte** – Wenn das Leben zur Geschichte und die Geschichte zum Leben wird Johannes Darstellung zeichnet sich durch einen Hang zum Melancholischen, zum Selbstzerstörerischen, zum Unglücklichsein (durch Nachdenken) aus. Über das ganze Interview verstreut finden sich immer wieder starke Ausdrücke wie: die "Schizophrenie des Lebens" (414), "die Persönlichkeit ist die Hülle des Seins" (370), "warum ich versäumt habe zu leben" (3026), "die Welt ist zu wunderbar, viel zu schön um sie zu lieben" (362-363) oder, nach einem Motto befragt, nennt er seine "Definition vom Leben" (830): "Alles hinnehmen, nie nachdenken und sich selbst die Pistole ins Gesicht halten" (834).

Diese Form der sprachlichen Intensivierung und Distanzierung zeigt sich deutlich in einer Passage, die – eingeleitet durch die Frage des Interviewers nach den bei Johannes anklingenden Suizidvorstellungen – um das Thema Tod kreist, und in der Johannes plakativ antwortet, das Leben sei "ja wirklich viel schmerzhafter eigentlich als \*\* der Tod irgendwo" (279-280). Er führt weiter aus, es sei "beruhigend zu wissen, daß irgendwann die ganze Scheiße vorbei ist und wenn man das dann selbst in 'ner Hand hat dann ist det doch auch ganz gut (LACHT)" (283-284). Im dann folgenden verschärft er seine Wortwahl noch weiter, er spricht davon, daß "der Körper \*\*\* an sich bloß Fleisch" (287) sei und von dieser "äh \* Scheißmasse die ich an meinem Körper habe" (289). Johannes Sprache ist immer wieder dramatisch, und sie scheint die Insze-

nierung von Dramatik zum Ziel zu haben, mitunter erzählt er, als würde er schreiben (und vielleicht erzählt er manchmal auch, was er schon geschrieben hat). Als Kontrast gegen die Schwere seiner Worte setzt Johannes häufig sein Lachen. Dieses Schwanken zwischen Dramatik und Ironie kommt auch zum Ausdruck, als er erzählt, er habe sich, als sich seine Freundin vom ihm trennte, "total krankgelacht" (512): "Erst da hab' ich abgelacht, echt ja und so total gegrint und dann so im selben Moment hätte ich och heulen können aber ick fand Lachen war da leichter" (515-516).

Die hier angedeutete erleichternde Funktion von Lachen und Ironie scheint für seine literarische Praxis überhaupt bedeutungsvoll zu sein:

Die meisten Gedichte (LACHT) die ich schreibe sind halt ähm \*\* halt Gedanken die ich irgendwo \*\* aufschreibe, die müssen sich nich' unbedingt reimen [...] det blöde äh is det is halt alles ziemlich depressiv oder so, wenn ich des halt anderen Leuten zeige dann sitzen die dann da \* Scheiße \* nimmste dir jetzt 'nen Strick \*4\* ick meine ick kann damit umgehen mit dem ganzen Zeug, weil ick lese det durch und sach mir ja da war ick da down, oder \* ja det war da und da und det berührt mich nich weiter (97-99).

Es ist interessant, daß Johannes die gerade erwähnte Episode nicht nur beinahe wortgleich im zweiten Interview anführt, sondern sie dort sogar noch ausschmückt, so daß sie fast wie eine ironische Wiedergabe seiner Ersterzählung wirkt.

Indem er von der "Schizophrenie des Lebens" erzählt, verwandelt er Gegenstände der Erfahrung zugleich in Gegenstände der Betrachtung, und sie erhalten im Verlauf dieses Prozesses einen eher fiktionalen als wirklich durchlebten Charakter. Johannes wird so zum Erzähler und Betrachter seines Lebens und seiner Geschichte, die ihm – solange er Akteur ist – mehr zu schaffen machen. Das Leben, die eigenen Gefühle, die er im Schreiben zum Ausdruck gebracht hat, werden nichtig, für Johannes scheinbar eine Erleichterung und ein Verlust:

Aber wie gesacht det is' halt 'ne totale Abstumpfung bei mir so \*\* früher echt ey, da hätt' ick mir die Pistole nehmen können aber \*\* jetzt, dann \* hat man die \*\*\* die Zeit halt darüber nachzudenken gehabt irgendwo \*\* und \*isset halt 'ne Abstumpfung irgendwo, man liest det wat man geschrieben hat \*\* und denkt sich, ja so hab' ick mal früher jedacht oder so \* aber \*\* jetzt denk' ick genauso oder so, aber det jehnt mir nich' mehr so zu Herzen wie damals oder so, und des is 'n Scheiß-Prozeß irgendwo \*\*\*naja \*5\* (840-845).

Eine hervorragende Bedeutung in dieser Literarisierung des Lebens hat für Johannes wiederum die Musik. Mit ihr eröffnet er das Interview, und um sie kreist er im weiteren Verlauf immer wieder und teilweise sehr detailliert. Komponieren, Texten, Gedichte schreiben, das ist für Johannes ein Feld, das ihm erlaubt, sich auszudrücken und sich zu bewahren:

Obwohl ick manchmal total die Probleme hatte, wo ich echt so Momente habe, wo du sagst, jetzt setzte dir=n goldenen Schuß oder so, weëß ick nich', aber denn \*\*\* weëß ick nich' hab' ick meine Phase, wo ick dann wieder schreibe und so und det is' ja nun, oder (UNVERSTÄNDLICH) wenn ick dann meine Gitarre seh', na ja, kann ick nich', so ungefähr (2113-2116).

Gedichte, Texte, Musik versteht er selbst auch als Hilfen zur Problembewältigung, so etwa als es darum ging, die Trennung von seiner Freundin zu verarbeiten: "Jedenfalls fing des dann an mit dem Schreiben und ich konnte dann aufhören die dann zu verarschen, weil ich konnte damit umgehen dann" (612-613). Statt sie zu verarschen, schrieb er (ihr) Gedichte, ein Mittel, mit dem er Halt für sich und Distanz von ihr gewonnen zu haben scheint. Hier deutet sich auch an, daß Johannes Geschichten nicht nur benötigt, um leben zu können, sondern er nutzt das Leben auch als Geschichtenlieferant. So erzählt er im Kontext seiner ausführlichen Schilderung des Beziehungsendes

von seiner Suche nach den Gründen und von seinem Versuch, ein anderes Mädchen kennenzulernen, und merkt an: "Det hat mich irgendwie wieder berührt wieder 'n paar Themen zu schreiben aber \* über 'n paar Themen zu schreiben" (725-726).

In welcher Weise Leben und Geschichten erzählen und schreiben bei Johannes miteinander verwoben sind, sei abschließend am Ende des Erstinterviews verdeutlicht, bei dem die Bilanzierungsfrage nicht gestellt wurde, weil angesichts der langen Interviewzeit sich die Interviewenden zu erschöpft fühlten. Einer der Interviewenden vermerkte im Postskript, daß es ihm zum Ende des Interviews "zunehmend schwer[fiel], mich auf den Interviewpartner zu konzentrieren, oder ihn längere Zeit anzusehen", auf Nachfrage äußerte dieser Interviewer, daß er die Bilanzierungsfrage nicht gestellt hatte, weil er fürchtete, das Interview würde sich nochmals über eine weitere Stunde hinziehen. Statt der standardisierten Bilanzierungsfrage hat Johannes zum Abschluß selbst eine Narration angeboten, die durchaus bilanzierenden Charakter hat. Ihr Ausgangspunkt ist die Frage – die an die Anfangserzählung zurückführt – ob es ihn gestört habe, daß "du so dünn bist" (2957), woraufhin Johannes nochmals auf seine Identifikation mit Kurt Cobain zu sprechen kommt und darauf, daß ihn die Popularisierung von Nirvana "anjekotzt" (2976) habe. Er erwähnt sein Außenseitersein und sein "Scheißegal-Image" (3015), das er nun als eine weitere Quelle für sein Schreiben verortet: "Dann hat det ooch angefangen mit dem Oofschreiben, na ja Schreiben \*\*\* det is' halt so jewesen, det is' mein Leben (LACHT)" (3018-3019). Als Beleg führt er ein Gedicht an, daß er übertitelt hat mit "Warum ich versäumt habe, zu leben" (3024) – der Untertitel lautete: "Dies ist kein Abschiedsbrief" (3026), um mögliche Lesende zu "entwarnen". Vor diesem Hintergrund seines (nochmals rekapitulierten) Selbstverständnisses kommt er dann auf eine Szene zu sprechen, als er mit seiner Clique an einem See war, seine frühere Freundin sei auch dabei gewesen, "die hat dann mit irgend jemand im Arm gelegen und so, aber war nich' von ihr ausgegangen" (3028-3029). Er beschreibt kurz die Hintergründe, kommentiert mit "mir war det auch scheißegal irgendwo gewesen" (3036) und erzählt, er sei danach auf einen alten Wasserturm geklettert, gefolgt von einem Freund, der seinen "Dies-ist-kein-Abschiedsbrief"-Text gelesen hatte, "als wenn ick jetzt da runterspringen [würde], also wa, völlig doof" (3040). Sie hätten sich dann "da oben hinjesetzt und ham 'ne Tüte geraucht und ham [uns] unterhalten, wir waren mindestens drei Stunden oben, wa, auf een mal kam dann Tom hochjestürmt und so, 'Ja biste denn blöde und so, wa, ey kiek dir doch mal die Leute an, die denken du springst da runter'" (3041-3044). Johannes zeigt sich überrascht, "wollt' ick ja gar nicht, ick wollte nur 'n bißchen allein sein" (3046-3047); die Tränen seiner früheren Freundin berühren ihn, aber als er den Turm verläßt, um sich mit ihr zu unterhalten, geht sie, "und dann hat mich wieder allet so angekotzt, ick hätte wieder hochgehn können" (3049-3050). Johannes resümiert, daß die meisten seiner Freund(inn)e(n) seine Haltung mittlerweile kennen, und daher habe ihn "dann irgendwo anjekotzt, na ja weil, wenn da irgend jemand Panik macht, wa" (3059-3060). Aber neben dieser – entlang seiner vorherigen Ausführungen etwas widersprüchlichen – Distanzierung nimmt Johannes nun noch eine weitere Wendung vor, denn "früher fand ick det immer so Scheiße, wenn ick deprimiert war, des war so richtig böse, aber mittlerweile is' det 'n genialt Gefühl (UNVERSTÄNDLICH) geworden, wenn man dann irgendwie total down is' und so dann einfach mal alleine is', für sich alleine, det is' so schau irgendwo" (3063-3066), ein Zustand, den er als "fro//freudig isses nich', aber 'n melancholisch anjehemet Jefühl ooch irjendwo"(3076) bezeichnet.

Wie er das "ge(n)(a)le Gefühl" beschreibt, läßt angesichts der Dramatik, die er der Geschichte verleiht, und angesichts der Ausführlichkeit, mit der er die Situation ausmalt, den Eindruck entstehen, daß er dieses Gefühl beschwört. Auch beendet Johannes – einem guten Geschichtenerzähler angemessen – das Interview mit einer reflexiven Schlaufe, er bringt sich erzählerisch, nachdem er die Anfangserzählung ohne reale Personen begonnen hatte, zum Schluß durch die Turmszene und im Anschluß an diese zu seiner eigentlichen Frage zurück:

Weiß ick auch nich' warum ick so geworden bin, det weeb ick auch nich', kam zu viel auf einmal, irgendwie, weeb nich' \*\*\* na ja \*\*\* aber d's immer ganz schau, wenn man deprimiert is' oder so und alleine is', dann steht da irgend 'ne Gitarre rum oder irgend 'n Instrument und dann kann man so Gefühl, weil man ja mit keinem reden kann dann, dann so \*\*\* rausbringen trotzdem durch die Gitarre oder irgendwat, durch Musik halt oder, na ja, wenn man nich' grad' quatschen kann mit jemandem, is' eigentlich auch just schau (3087-3092).

- Zusammenfassende Geschichte:

Das Interview besteht aus einer von wenigen Fragen unterbrochenen, zusammenhängenden Narration, die um einige wiederkehrende, zentrale Episoden kreist. Allen voran Johannes' Identifikation mit toten Rockmusiker(inne)n, vor allem mit Kurt Cobain, die wesentlich lebendiger wirken als viele andere eingeführte Personen; seine Mitschüler(innen), sein Bruder, seine Eltern, die hingegen fast wie eine Staffage für seine Zuordnungs- und Abgrenzungsbemühungen benutzt zu werden scheinen; die Thematisierung seines Außenseiterseins, seine zugleich ironische und dramatische (Selbst-)Distanzierung, die in Widerspruch steht zu der Nähe, die sich in seiner Themenwahl – Sinnsuche und Lebensüberdruß – andeutet. Identitätstheoretisch künden Johannes' Erzählungen von Suchprozessen, vom Ausprobieren und Ausloten von Grenzen, von der Loslösung vom Elternhaus, der (immer wieder drastischen, aber auch vorsichtigen und zwiespältigen) Rebellion gegen elterliches/erwachsenes Leben und deren Werte, von Experimenten, Enttäuschungen, deren Verarbeitung und der Suche nach einer eigenen Position in der Welt.

Dabei kommt Johannes nach teilweise endlos erscheinenden Ausführungen immer wieder auf die Musik zurück. Sie scheint ein Band, ein verlässlicher Kontext, inmitten der von ihm betriebenen und erlebten Kontextlosigkeit aus Suchen, Finden, wieder Verlieren, aus Sich-Bedrohthfühlen und Sich-Sichern, aus Kontrolle aufgeben, Ängsten vor Kontrollverlust und Kontrolle bewahren/wiedererlangen. Doch Musik hat diese Funktion scheinbar vor allem in der und für die Jetztzeit, Musik und Jugend werden, auch durch seine Weigerung, Musik zu studieren, verknüpft und bewahrt und von einem als trist und monoton antizipierten Erwachsensein abgetrennt. Insoweit ist seine Erzählung auch weniger als ein Entwurf nach vorn zu verstehen, eher als Stimmungsbild der Gegenwart und der jüngsten Vergangenheit, von Johannes immer wieder idealisiert als der "absolut genialste Sommer, den ick je erlebt hatte, na ja aber is' ja immer noch, mal seh'n was noch kommt" (2267-2268).

Die Zukunft hingegen bleibt diffus, er konkretisiert sie – wenn überhaupt und begleitet von vielfältigen Beteuerungen, eine starke Persönlichkeit zu sein, es "im Griff" zu haben – in Szenarien des "Untergangs": LSD, Selbstmordphantasien, Auflösung der Band, Anpassung. Erleichterung schafft er sich durch seine Geschichten und Theorien, so etwa durch seine "Lebenstheorie", die ihm hilft, Geschichten zu erzählen und seine Geschichte zu verstehen, und mit der er auch anklingende Versagensängste (und -zuschreibungen?) retuschieren kann.

Wenn diese Geschichte einer genrespezifischen Einordnung bedürfte, dann die zwischen Tragödie und Satire bzw. als tragische Satire oder als satirische Tragödie, bei der der Endpunkt zwar negativ ist, aber aufgelöst wird durch das Annehmen des Schicksals. Seine spezifischen Erzählweisen – "so ist es", "ich bin fertig", das Überpointieren, das sich emotional Distanzieren, das sich (und Zuhörende) verwirrende Auf und Ab, das Suchen und Ringen um einen Ort der Erzählung – kreisen zuletzt um ihn als sich in Geschichten und mit seinen Geschichten entwerfendes und versichern-des Subjekt.

### 3.2 Das Zweitinterview

Für das Zweitinterview wurde telefonisch Kontakt mit Johannes hergestellt. Er signalisierte Interesse und wollte das Gespräch wieder gerne in den Räumen des Instituts führen. Die konkrete Einlösung gestaltete sich allerdings schwierig, da Johannes nicht wußte, wie er dort hinkommen sollte, auf keinen Fall wollte er mit öffentlichen Verkehrsmitteln fahren. Schließlich holte ihn einer der Interviewenden ab und brachte ihn, nach dem fast vierstündigen Interview, auch zurück.

Johannes war an dem Interview sehr interessiert und gab an, bereits gewartet zu haben, weil er den Zweittermin früher vermutet hatte. Im Interview selbst bemerkte er in leicht ironischem Ton, es habe leider in der 11. Klasse kein Interview gegeben, obwohl "hätt' ick gerne gemacht" (Z310), darauf anspielend, daß sich viel ereignet habe.

#### • Erzählverhalten

Johannes geht nicht auf die Einstiegsfrage ein, denn er hat sich im Vorfeld bereits überlegt, was er erzählen möchte, weil in dem Zeitraum zwischen den beiden Interviewterminen "einfach sehr viel noch passiert ist" (Z15). Er gibt sich dann selbst die Aufforderung zum Erzählen – "ich kann ja mal anfangen zu erzählen" (Z16) – und beginnt, um eine chronologische Abfolge der Ereignisse seit der Zeit kurz nach dem Erstinterview bemüht, mit der Geschichte seines Bruders, der infolge seines erhöhten Drogenkonsums "abgedreht" (Z25) sei und ihn auffordere, sich um ihn zu kümmern, während er Zeit mit seiner Freundin verbringen wolle. Nach einem kurzen Einschub – "geh' ick dann auch noch drauf ein, weil ick // damals [gemeint ist das Erstinterview] hatte ick ja keine Freundin" (Z65-66) – fährt Johannes mit der Geschichte über seinen Bruder fort, um dann, teilweise unterstützt durch Nachfragen der Interviewenden – seine Auffassung vom Leben auszuführen. Im Rahmen der Darstellung seiner "Lebenstheorien" und der dabei eingeleiteten Suizid-Thematik merkt er an, er sei "ziemlich abgewichen, vom Thema jetzt" (Z548). Er kommt dann im Zusammenhang mit seiner Schreibpraxis auf eine Szene aus einem Film zu sprechen, den er bei einer Freundin gesehen hat, und unterbricht auch diese Erzählung mit dem Hinweis – "ach ja genau jetzt wiss ick, ick wollte ja noch auf die Freundin eingehen, weil in dem anderem Interview war=et ja ziemlich beziehungskrisenmäßig" (Z569-571) – um dann doch mit der Beschreibung der Szene fortzufahren. Hier wie im weiteren Interviewverlauf ist Johannes immer wieder bemüht um einen Kompromiß zwischen den Geschichten und den Veränderungen, von denen er erzählen will, und seinem sich der Eigendynamik des Erzählens und seiner Erzähllust Überlassen.

Das Gespräch selbst ist gezeichnet von Vertrautheit, auch stellt Johannes immer wieder Bezüge zwischen beiden Interviews her. Er wirkt versiert und hält sich an die

von ihm antizipierten Konventionen des Interviewtwerdens, so fügt er etwa, als er von einem anderen Jugendlichen erzählt, an: "Muß ick'e jetzt ma' den Namen nennen" (Z370). Und auch im Zweitinterview erzählt er nicht seine *Geschichte*, sondern *Geschichten*, und auch hier scheinen ihm Fragen, wenn er sie nicht gänzlich unbeantwortet läßt, nur als Stichwortgeber zu dienen. Beginnt er eine neue Geschichte, so geht er nicht den direkten Weg, sondern schiebt zunächst eine andere Geschichte ein. Gibt er sich selbst ein Stichwort, beeilt er sich zu sagen, daß er das später wieder aufgreifen wird.

- **Veränderungen:** Vom "Außensteiter" zu einem, der "gesellschaftlich integriert" ist  
Es sind vor allem drei Veränderungen, die Johannes als zentral erwähnt und um die herum er sich und seine Geschichte(n) entwirft. Die erste betrifft die unkontrollierte Drogensucht des Bruders, in deren Folge sich Johannes' Familienbild, verglichen mit dem Erstinterview, gewandelt hat. Entgegen der früheren Idealisierung des Bruders – Johannes sagt selbst, dieser sei damals "so'ne Art Vorbild" (Z79), "ne Art Ikone für mich" (Z173) gewesen – ist Johannes nun im Gegenbild der Verleugnung angelangt, wenn er betont, er habe "keinen Bruder mehr" (Z83). Die Zeit und Geschehnisse dazwischen seien, wie er mehrmals wiederholt, "sehr schwierig" gewesen, weil der Bruder phasenweise "ausklinkte": Es war "'ne total schwierige Zeit für mich weil, ick stand irgendwo total auf eigenen Beinen, weil ick mußte mir mein Urteil bilden irgendwo \* total selber bilden" (Z89-90). Alle genaueren Beschreibungen über das sich in der Folge des Drogenkonsums Ereignende versieht Johannes immer wieder mit dem Wort "krass", und seine Fassungslosigkeit wirkt nach, wenn er unterstreicht "iss=et doch immer mein Bruder gewesen, oder \* iss=et ooch immer noch" (Z130-131), aber er sei "voll in die Gosse abgestiegen" (Z146) und habe "ooch meinen Freundeskreis zerstört, im Prinzip" (Z186).

Johannes ringt im Verlauf seiner Erzählung immer wieder um ein Verstehen dessen, was er offensichtlich nicht verstehen kann, auch haben die Erlebnisse mit dem Bruder sein eigenes Verhältnis zu Drogen verändert. Johannes sagt von sich selbst, er "finde, ick hab' schon sehr viel durchjemacht in meinem Leben, och so von wegen äh Exzessen" (Z1354-1355). Angefangen mit Drogen habe er wegen Problemen und dem "Scheißegal-Gefühl", und "wir war'n eijentlich die ersten [...] die an der Schule jekiff't hatten" (Z1350), "ungefähr die Anstifter" (Z1345). Nachdem er in der Schule schlechter geworden war, reduzierte er den Gebrauch von Drogen und verbannte sie ins Wochenende: "Det jehört einfach zum Wochenende dazu" (Z1268), "det hat sich einfach einbürgert" (Z1269). Zusätzlich erwähnt er, daß er auch trinke, "aber komischer Weise hab' ick's einigermäßen im Griff" (Z1283). Obwohl, was Johannes über sich und seinen Drogenkonsum erzählt, an einigen Stellen wie eine Zusammenfassung wirkt – auch stellt er immer wieder explizit Bezüge zu dem Erstinterview her –, ist seine Erzählung insgesamt distanzierter und hat wenig von dem Berauschten, das in seinen früheren Schilderungen angeklungen war, immer wieder liegt der Tenor der Erzählung darauf, daß er es "im Griff" habe.

Während Johannes sich von seinem Bruder entfernt hat und den Kontakt zu ihm meidet, ist er seinen Eltern nähergekommen. Insbesondere das Verhältnis zu seinem Vater habe sich verbessert. Früher "weeß ick nich' mit sieben Jahren war ick für ihn halt der Trottel" (Z1430), "nicht der jeliubte Sohn, [...] ick war immer an allem schuld" (Z1417-1418), während sein Bruder der "Lieblingssohn von meinem Vater gewesen" (Z150) sei. Nun fühle er sich vom Vater jedoch mehr akzeptiert und als

"gleichberechtigtes Familienmitglied (Z1430) anerkannt. Er führt dies zum einen auf das Bekanntwerden der Band, die mittlerweile zahlreiche Auftritte auch in größeren Clubs hatte, und auf das beginnende Medieninteresse zurück. Zum anderen entdeckt er in Gesprächen mit seinem Vater – "hätt' ick ooch nie gedacht, daß ick des ma' schaffe" (Z1095) –, daß dieser in seiner Jugend ähnliche Gedanken hatte wie er selbst, wodurch er umgekehrt den Vater etwas besser akzeptieren kann.

Trotz diesem Versöhnlichen bleiben auch die anderen Töne, der Vater ist ein "Sesselhocker" (Z1105), und es folgt auch die bereits vertraute Redewendung "ick mach' mein Ding und die machen ihr Ding" (Z1108-1109). Dennoch bedauert Johannes seine frühere Haltung auch: "Wo ick halt anfangen hatte zu kiffen och dieset Scheißegal-Jefühl och halt in die Familie so total jetragen und so" (Z1457-1458), und er erzählt malerisch breit von einer Odyssee des (Nicht-) nach-Hause-Kommens an Weihnachten. Im nachhinein vermutet er, "ick denke mal, genauso, wie sie mir wehjetan haben, hab' ick ihnen jetzt auch wehjetan, obwohl et eher unbewußt war" (Z1536), und er bemüht sich um eine Annäherung, indem er z.B. Weihnachten zu Hause feierte, weil dies für die Mutter wichtig gewesen sei. Auch offenbart er nun, daß seine Mutter eine Quartalstrinkerin war, die erst seit drei Jahren ihrer Sucht standhalten kann, davor sei es wegen der Alkoholsucht der Mutter häufig zu Streit zwischen den Eltern gekommen.

Als zweite wesentliche Veränderung führt Johannes in das Interview ein, daß er seit über einem Jahren mit einer jungen Frau zusammen ist. Die Beziehung sei von der Freundin ausgegangen, und insbesondere in der Anfangsphase sei er wenig "souverän" (Z619), sondern "richtich TROTtelich [...] richtich KINDISCH" (Z620) gewesen. Sie habe ihn hartnäckig zu erobern versucht, er sei hingegen skeptisch gewesen, weil er selbst davor eher "die Person war, die so die Frau[en] so vergöttert hatte" (Z631). Die Beziehung habe sein Leben sehr verändert, er sei durch sie "sozusagen, ähm jesellschaftlich integriert, wenn man's so sagen soll (ETWAS UNVERSTÄNDLICH). FRÜHER war=ick immer so'n bißchen abseits so'n bißchen Außenseiter" (Z637-639). Er geht dann aber in seiner weiteren Erzählung nicht auf die Beziehung ein, sondern darauf, daß er nicht alleine sein kann, um so zu dem dritten markanten Thema zwischen den beiden Interviewterminen überzuleiten.

Diese erzählerische Beiläufigkeit findet ein Pendant in Johannes' Hervorhebung der Implikationen und Konsequenzen seines In-Beziehung-Seins, ohne daß die konkrete Person der Freundin und die Beziehung mit ihr thematisiert würde. Johannes beschreibt diese Beziehung vor allem als einen Prozeß, dessen er sich nicht erwehren konnte, der stärker war als sein Pessimismus, und er vermeidet alle Formulierungen, die nach Glück oder Verliebtsein klingen – es geht eben um eine "coole Beziehung" (Z1837). Auch ist er zugleich froh und traurig über die Veränderungen, die mit der Beziehung einhergehen. So sei einerseits sein "Scheißegal-Gefühl" geringer geworden, und er verzichte auf Selbstmordphantasien, weil dies die Freundin verletzen würde. Auf der anderen Seite "fehlt mir einfach ma' diese Freiheit ver// äh \* öh, Unglücklich sein zu dürfen, sozusagen. Ick hab' et früher immer sehr genossen mich selbst zu zu zu // fertich zu machen// mich selbst zu zerstören" (Z287-289), wie er mehrmals im Verlauf des Interviews betont: "Ick bin ja halt 'ne Person, die zwar glücklich is', aber innerlich halt lieber vielleicht nich' glücklich wär" (Z1832-1833).

Hier klingt eine Abwendung von der Gegenwart an, die Fixierung auf einen rückwärtsgewandten Blick, die sich auch darin niederschlägt, daß er zwar nur wenig über die aktuelle Beziehung erzählt, aber es finden sich lange Ausführungen zu seiner er-

sten Beziehung (von einander sehen, kennen lernen, gemeinsam verbrachten Parties) und zu seiner früheren Freundin, die für ihn eine "Statue" (Z1885) gewesen sei. Bezogen auf sie betont er die Intensität seines Leidens, und er schildert ausführlich einen Abend, in dessen Verlauf sie ihm sagte, daß sie ihre Beziehung eher als geschwisterliches Verhältnis verstehe. Auch dies scheint ihm gleichermaßen Anlaß und Auslöser für Leiden gewesen zu sein – "eigentlich hab' ick det mehr so auf die Welt bezogen so, allet so jegen mich so" (Z2034) –, und er weigerte sich bis zum Kennenlernen seiner jetzigen Freundin, eine neue Beziehung einzugehen, denn er "wollte nich' noch mal diesen Schmerz erleben" (Z2040). Gleichwohl ist es dieser Schmerz, ist es die Intensität dieses Schmerzes, der Johannes nun hinterhertrauert: "Ick lebe so jerne in diesen Erinnerungen" (Z1728), klagt er oft, und er scheint gefangen zu sein in diesen Erinnerungen an die ihn aufwühlende, ereignisreiche Zeit. Während Gegenwart und Zukunft (auch erzählerisch) eher peripher erscheinen, schwelgt er in ausführlichen, sehr plastischen und emotionalen Erzählungen über das Vergangene, etwa – nach dem Hinweis auf ein Lied "Wächter der Vergangenheit" – von einer Klassenfahrt nach Spanien, die sehr schön gewesen sei, weil er neue Mitschüler(innen) kennengelernt habe. Er merkt dann aber an, daß Versuche einer Wiederholung sinnlos seien, weil "t würde nie wieder so geil werden, wie=t war, weil, wir kennen uns ja jetzt alle schon" (Z1771-1772), eine Unausweichlichkeit von Erfahrung, die er bedauernd mit "allet is' irgendwie eindeutig, find' ick, halt allet is' irgendwie endgültig" (Z1774-1775) kommentiert. Und er ahnt, daß in einer Zeit sein/leben und sie betrachten zweierlei ist: "Vielleicht werd' ick ja noch irgendwat bessert erleben oder so [11: hm] aber det werd' ick dann erst realisier'n, wenn ick daran vorbeijerauscht bin und dann erst wieder zurückgucke" (Z1782-1785).

Das dritte herausragende Erlebnis, von dem Johannes berichtet, ist, daß er von einem jugendlichen Neonazi zusammengeschlagen wurde: "Wiss ich nich', da bin ick erst mal voll auseinandergefallen, weil das war für mich das Krasseste wat ick je erlebt hatte" (Z669-670). Er benennt dieses Erlebnis, das er immer wieder mit der Bezeichnung "krass" belegt, zunächst jedoch nicht, sondern erzählt statt dessen von dessen Konsequenzen für sein (Er-) Leben. Er habe seinen Kleidungsstil und überhaupt seinen gesamten Lebensrhythmus verändert, vor allem gehe er nicht mehr allein aus dem Haus, "weil seit dieser Zeit hab' ick die absolute Paranoia" (Z703). Aus der Not dieser "Paranoia" heraus ist er sogar ein "gesellschaftlicher Mensch (LACHEND ERZÄHLT) geselliger Mensch geworden irgendwie" (Z727-728), eine Situation und Verfassung, die er ambivalent charakterisiert. Denn einerseits befindet er sich nun dem eigenen Erleben nach in "'ne Art Gefängnis möcht' ick jetz' nich' sagen aber soo \* man is' irgendwo eingesperrt, zu Hause" (Z962-963), in "'n Käfig irgendwie" (Z980), der zwar "eintönich is', aber \* irgendwie is' mir das sicherer" (Z994). Insoweit bedeutet das "Eingesperrtsein" auf der anderen Seite auch eine "jewisse Jeorgenheit" (Z1025), Johannes hat sich "in so'ne Art Schneckenhaus" (1020) gerettet.

Er betont selbst, daß er das Massive seiner Reaktion nicht verstehe. Ein Grund könnte "vielleicht [sein], weil er mich umbringen könnte, oder so \* hm (NACHDENKLICH). Det iss=et aber nich', weil ick habe wie gesagt, keene große Angst vor'm Tod sozusagen. Mir geht et eher darum, daß er=t mich// daß er mich sozusagen, irgendwie verletzten könnte" (Z744-746). Auch im weiteren Interviewverlauf erwähnt er nochmals, es handle sich bei seinem Rückzug möglicherweise um den Versuch, "vielleicht im krassensten Sinne nich' sterben" (Z965) zu wollen, wobei er wieder hinzufügt, er "denke immer, daß äh der Tod für mich nich' so schlimm is', aber unterbewußt iss=et



vielleicht doch ziemlich krass, und deshalb hab' ich Angst" (Z967-969). Ein weiterer Grund könne sein, bzw. in Johannes drastischer Sprache: das "Schlimmste [...] sei, daß det irgen'wie mich getroffen HAT, WO ick eigentlich überhaupt nich' so politisch engagiert war" (Z803-804). Doch jenseits möglicher Gründe und Begründungen steht im Zentrum ein existentielles Gefühl: "Ick fühl' fühl' mich einfach nur total kleen und schwach, ach wiss ock nich'. Is halt allet sehr \* das is' wirklich 'n ernster Punkt" (Z765-766), so ernst, daß er weitgehend auf ein Leben außerhalb der Wohnung verzichtet, da er kein anderes Mittel weiß, auf diese Tat zu reagieren; von einer Anzeige hat er aus Angst vor den Folgen abgesehen, sich selbst zu bewaffnen lehnt er ab. Zudem stellt er, was seine Betroffenheit angeht, Bezüge zwischen dem Überfall und der Geschichte seines Bruders her, die zwar nicht wirklich vergleichbar seien, ihn aber so belasten, daß er resümierend feststellt: "Und da verliert man seinen Humor doch ganz schön" (Z958).

- Zwischen Außenseitertum, Suizid und Anpassung

Johannes entwickelt auch im zweiten Interview keine konkrete Vorstellung davon, wie sein späteres Leben aussehen soll: "Also ick hab' so überhaupt keen Plan, wat ick machen WILL irgendwie, also ick denke erst immer so immer so paar Monate im voraus" (Z1705-1706). Verantwortlich sieht er hier wieder seine Lebensphilosophie und sein Festhalten an der Vergangenheit: "Ick lebe eijentlich sehr gerne in der Vergangenheit [...] weil det in der Vergangenheit immer det schöne, immer det Bessere [ist], allet, was sich entwickelt wird immer schlecht" (Z1707-1712). Die Zukunft ist ihm ebenso suspekt wie die Perspektive, einen Beruf zu ergreifen, "det wär für mich der absolute Horror irgendwie, dann stünd=ick total uff eigenen Beinen und müßte meine eigene Kohle verdienen und nee (LACHT) det wär echt schrecklich" (Z1642-1643). Er ist froh, noch zur Schule gehen zu können, von einem möglichen Studium spricht er nur als von "ein paar Wartesemestern" (Z1682).

Als mögliche Richtungen nennt er Philosophie-Psychologie und Kunst-Musik-Architektur, wobei er sein Musikinteresse wie schon im Erstinterview von einer beruflichen Ausbildung abgrenzt. Allerdings erzählt er im Zweitinterview nicht mehr von der Entstehungsgeschichte seines Interesses und Engagements, sondern von der Erfolgsgeschichte der Band: von absolvierten Auftritten, dem Spaß, den er dabei hat, von den Gagen und daß die Band ein "eingeschworenes Team" (Z2525), "ne Gemeinschaft" (Z2528) sei. Voller Stolz berichtet er von einem "Support-Act" für eine andere Band, denn "alle trau'n sich irgendwie nich' mit denen zu spielen, weil die so jut sind und da [sind] wir die einzigen [...], die noch irgendwie mithalten mit denen" (Z2559-2560). Gleichwohl spielt in seinen Zukunftsvorstellungen die Band keine Rolle, aber auch im Erstinterview erwähnte Absichten, die Band aufzulösen, entfallen; wohl weil sie – so Johannes – nicht darüber reden, sondern Musik machen als "Selbsttherapie" (Z2581). Diese Therapie ist notwendig, weil Johannes sich und die anderen als "Gefühlsneurotiker" (Z2752) sieht, die "eigentlich total kein Selbstbewußtsein haben" (Z2750-2751) und dies erst durch die Bühnenerfahrung erwerben.

Im Zusammenhang mit den Auftritten kommt Johannes auch auf Freiheit und auf seine Unlust, Macht auszuüben, zu sprechen. Als die Interviewenden nachfragen, antwortet er erst, er könne es "och nich' so genau definieren für mich, weil dieser Begriff is' für mich// nich so sehr in meinem Vokabular vorkommt" (Z2812-2813), um dann darauf zu beharren, daß das höchste Maß an Freiheit im Tod liege. An einer anderen Stelle beginnt er, nach Zukunft gefragt, über Suizid zu sprechen und davon, daß er

möglicherweise nicht die Kraft habe, sich umzubringen. Als die Interviewenden nachhaken: "Warum spricht Du ausgerechnet vom Sich-Umbringen, wenn es um die Zukunft geht?" (Z2609), begründet er dies damit, daß er sich nicht wie ein "alternder Mensch dahin zu vegetieren" (Z2610) vorstellen mag: "eines natürlichen Todes zu sterben [ist] irgendwie, irgendwie eklig" (Z2611). Statt dessen flüchtet er in die Phantasie, "das allet zum Ende hinstrebt zur Zeit so auf der Erde wat so passiert", und er tröstet sich damit, daß er "halt nur so alt wie die Erde [werde] in diesem Sinne daß ick mich nich' umbringen werde sondern eines natürlichen Todes sterben mit allen ander'n Menschen auf der ganzen Erde (LACHT)" (Z2622-2624).

So wird sich, da die Alternative Suizid und seine Phantasien über einen möglichen Suizid in den Hintergrund getreten sind – und trotz seines Widerstandes, (berufliche) Perspektiven zu konkretisieren – "Spießer" zu werden "nich' vermeiden lassen" (Z2671). Denn Außenseiter zu sein, die für Johannes scheinbar einzig denkbare Wahl neben Anpassung oder Tod, ist für ihn untrennbar mit Jugend verknüpft – "na wenn ick nicht tot bin, dann bin ick'n Spießer" (Z2599). Als einer der Interviewenden nochmals nachfragt, "warum denkst Du daß Du so werden mußt?" (Z2693), summiert Johannes erneut, "nee, ick denke mal so äh außenseitermäßig kann man glob' ick nicht überleben (LACHT VERLEGEN) in der heutigen Gesellschaft", um dann aber wieder ganz munter – weitere Konkretionen vermeidend – auszusteigen: "Aber übrigens och genau mit dem janzen System" (Z2697-2698); es folgen Ausführungen über die Entstehungsgeschichte der Demokratie, beginnend mit der griechischen Polis.

#### • Erzähl- und Überlebensstrategien

Johannes' völlige Vorstellungslosigkeit zu eigenen Gestaltungsmöglichkeiten für die Zukunft steht in deutlichem Gegensatz zu seiner Phantasietätigkeit, wenn es um die Produktion von Geschichten geht, die auf seiner "Lebensbühne" spielen. Er hat in diesem Zusammenhang verschiedene Strategien entwickelt, die ihm auch helfen, sowohl persönliche und familiäre Katastrophen als auch deren gefürchtete Alternative – Routine und Monotonie – zu meistern.

Hierzu gehört zunächst die Überzeugung von der völligen Unterworfenheit unter naturgesetzliche Abläufe, die selbst in seiner Menschen- und Gesellschaftstheorie anklingt (Erwachsenensein ist Anpassung) und häufig mit einem biologistischen Verständnis von Wirkzusammenhängen verbunden ist. So nennt er als Ursache für die eigene Anpassung seinen Selbsterhaltungstrieb, daß er es nicht ertragen könne, als Außenseiter, "wie ein Steppenwolf" zu leben. Auch sagt er mehrmals "das ist genetisch", wenn er auf ähnliche Verhaltensweisen in der Familie (den Alkoholismus der Mutter und den Drogenkonsum des Bruders) eingeht.

Die Familiengeschichte und vor allem die "Wiederholung" der mütterlichen Sucht durch den Bruder belasten Johannes so sehr, daß er nach eigenem Bekunden "abgestumpft" ist und nicht mehr "weinen" (Z1166) kann.

**DU SAGST JETZT NICH':** 'Ick hab' keene Eltern mehr', aber du sagst einfach// du wirst einfach, **TOTAL ABJESTUMPFT**, und det **WAR=ET** ooch gewesen, also ick weef noch ganz genau: det war eenmal Silvester gewesen, da war ick wirklich nich' alt, sechs sieben, acht Jahre höchstens, und da hab'n sich meine Eltern halt tierisch gestritten und det war tierisch laut, ick bin oofgewacht mitten in=na Nacht und ick konnte einfach nich', ick wußte nich' was ick machen sollte, sollt=ick rausgehen und ihnen sagen: 'Ja nun, reißt euch doch mal zusammen' oder wat. **ICK WAR VOLL KLEEN NOCH** und lag halt in meinem Bett und hab' mir det mitanhören müssen. Und ick hab' halt, voll da geheult und so, und hat mich allet voll anjekotzt und, wiss ick nich' (Z1152-1160).

Mittlerweile vermutet er, daß Erlebnisse wie dieses möglicherweise auch der Ursprung seiner Neigung zum Nachdenken sein könnten, "einfach um \* sich abzufinden oder so, so'n Trostgedanken zu finden" (Z1173). Sein ohnehin "intellektueller Charakter" (Z314) – "daß=et halt Leute gibt, die irgendwie mehr nachdenken als andere" (Z350) – sei zusätzlich in der 11. Klasse durch Kurse am Gymnasium und das Lesen der Werke von Freud, Kafka und Hesse "überfüttert" worden, was ihn zugleich unglücklicher sein lasse als viele andere; auch nutzt er dieses Unglücklichsein als Erhöhung des Selbst über andere. Einschränkend merkt er jedoch an, sein sich Lustig-Machen betreffe "meistens nur theoretische Sachen" (Z423), die er gegen "ernste Sachen" wie die Geschichte seines Bruders abgegrenzt: "Bei meinem Bruder geht det nich' (LACHT LEI-SE) da iss=et wat anderet" (Z438-439); auch sei er "kein Mensch, der sich selbst verletzt, irgendwie so gerne verletzt" (Z425-426).

Hier sind zwei zentrale Strategien, Ironie bzw. Sarkasmus und Nachdenklichkeit bzw. Intellektualisieren, angesprochen. So erzählt Johannes ausführlicher noch als im Erstinterview von seinen Theorien, von deren Konstruktion und von möglicherweise in ihnen enthaltenen Implikationen. Die erste von drei miteinander konkurrierenden Theorien ist die der Wiederholung, seine bereits erwähnte "Lebenstheorie". Um uneingelöste Aufgaben zu erfüllen, "lebt man's halt wieder von vorne" (Z465). Neu erwähnt wird eine Zeittheorie, eine, wie Johannes anmerkt, "sehr egoistische Theorie" (Z474), nach der nur das existent ist, was in der Lebenszeit passiert, und aus der folgt, "daß=et vielleicht gar keine Vergangenheit gibt" (Z481). Seine dritte Theorie schließlich geht davon aus, daß der Mensch in "so'ne Art Seifenblase is'" (Z497) und daß Gegenstände nur dann existieren, wenn sie berührt werden. Und obwohl er diese Theorien entwirft und häufig über sie nachdenkt, hält er sie zugleich für wertlos, "weil ick denke et nützt nichts sich darüber den Kopf zu zerbrechen, weil \*\* irgendwann is man tot (LACHEND)" (Z520-521), um dann wieder über Suizid zu sprechen und daß sich selbst zu töten für ihn nur möglich wäre, wenn er sich zuvor "ziemlich abkapseln" (Z545-546) würde, weil "ick möchte keinen anderen Menschen irgendwie weh tun" (Z546-547).

Immer wieder nutzt Johannes seine Theorien, um selbst nur Betrachter zu sein, Erklärungen für sich selbst zu finden und anderen zu geben, Einheit zu stiften. Der andere bereits erwähnte Weg, den Johannes sucht und nutzt, ist die Flucht in Sarkasmus: "Det einzige wat mir geblieben is', is' der Humor, so ungefähr (LACHEND). Einfach det ganze ins Lächerliche zu ziehen, weil im Prinzip iss=et ja bloß det Leben und nüscht krasset, hm (SCHMUNZELND), wenn man's so sagen darf \* wiss ick nich'" (Z259-262). Er spricht – insbesondere bezogen auf die familiäre Geschichte – von einer "billige[n] Komödie" (Z268) und (erneut) von der "Schizophrenität des Lebens [...] die ick schon immer erfahren hatte, in meinem Leben" (Z269-270), die er "nur mit Humor ertragen [kann], mit Sarkasmus" (Z272). Was Johannes hier als Humor bezeichnet, bedeutet ihm vor allem die Möglichkeit, sich emotional von potentiell Belastendem oder Bedrohlichem zu distanzieren: "Aber wenn man den Humor verliert, dann is' halt allet vorbei und so lange man den Humor hat, kann man allet, irgendwie auf 'ne gewisse Weise für NICHTIG darstellen oder NICHT NICHTIG, aber vielleicht 'nen bißchen untergeordnet" (Z374-376). Und sein Humor hilft ihm zugleich, auf sich aufmerksam zu machen. Dies wird deutlich an der Schilderung einer Kneipenszene, mit der er zu zeigen versucht, daß und wie er "während des Sprechens" (Z385) seine Themen entwickelt. Was er sagt, sei für ihn selbst nicht "so, so so tiefgehend irgendwie, aber die anderen Leute macht det halt fertich" (Z389-390). Diese Szene hatte er

bereits im Erstinterview erwähnt, aber dort nur kurz umrissen, hier wird sie nun manieriert ausgebaut.

Fröhliche Runde is', sitzen so Leute beieinander und du setzt dich woanders hin und schreibst erst mal schnell 'n Gedicht. Hm, sitz=te da, du denkst d'rüber nach – also 'n Text, also ick schreib' ja Gedichte, aber eben keine richtigen Gedichte mit Reimform, Reimschema oder so, sondern halt, äh ja Texte, he he (LACHT), über dat, wat ick fühle, und \* na ja, denn kommt jemand hin und is' halt fröhlich und so: 'HEY, wat machst'n du hier alleene?', sowat haß=ick absolut, na is' egal, setzt sich neben mir und: 'EY, wat hast'n da geschrieben? Zeig mal her!' – lesen s'e sich durch und sind erstma' voll fertich. Un' denn: 'Du bist selbst schuld, hätt'ste nich' lesen brauchen.' Na ja, und dann kommen die anderen, denn: 'HEY, wat is' los mit euch zweien?', so ungefähr so. Das is' dann wieder so'n Kreis, und dann sitzen=se alle fertich da, und du bist der einzige, der rausgeht und sich erstma' darüber totlacht, wie die alle so dämlich sein können, und det für ernst nehmen können, oder// NICH' für ernst is' ja blöde – aber einfach ma' 'nen Kopf drüber machen \* det is' halt blöd, wiss=ick=nich', na ja, so iss=et (Z391-405).

Das Lachen darüber, daß die anderen die eigenen Gedanken wörtlich nehmen, erscheint auch hier als Mittel der emotionalen Distanzierung. Johannes entledigt sich damit der affektiven Bedeutung emotional nahegehender Begebenheiten. Und es ist immer auch eine kleine Probe auf die Reaktion der anderen, ein wenig "leben als ob". Insoweit ist Johannes in seinen Geschichten unsichtbar sichtbar (und sichtbar unsichtbar), und er ist allein. Was ihn angeht, versucht er durch Nachdenken bzw. in seinem Kopf zu lösen, mit anderen "red" ick meistens [...] über irgend'n Thema und führe als Beispiele dann meistens meine Probleme an oder so" (Z2073-2074). Und wie um zu belegen, was er meint, folgen lange Ausführungen zu den Beziehungen von anderen Personen, die wenig persönlichen Gehalt haben und eher Allgemeinplätze wiederholen (Konkurrenz gibt es nicht, nicht wegen Frauen), und eine Begründung der Irrelevanz der Geschlechterunterscheidung, da ohnehin "alle vergängliche Wesen" (Z2208) sind. Es ist zugleich naheliegend und treffend, wenn Johannes sich selbst und seine Art der Inszenierung darin zusammenfaßt, daß sein Leben "so'ne Art große Konversation" (Z2215-2216) sei, und dann auf Masken zu sprechen kommt; darauf, sich hinter Masken zu verstecken, sich als "mehr" (erwachsener, reifer, "cooler") vorzugeben, als man de facto ist. Auch das Interview bezeichnet er als "so'ne Art Maske, weil ick würde nie mein ganzes Leben erzählen [...] so anvertrauen" (Z2897-2899). Die Gründe für sein Sich-Verstecken sieht er "nich' so sehr in der Kindheit glob' ick \* die sind mehr dann so in der Pubertät zu suchen" (Z2915-2916). Er meint damit seine unglücklichen Beziehungserfahrungen, "so verlorene Liebe" (Z2917) und die "Entfremdung [von] der Familie" (Z2918).

Bevor ich am Ende meiner Darstellung noch einmal auf das für Johannes wesentliche Thema der Masken zurückkomme, möchte ich zunächst anhand von zwei Episoden zeigen, auf welche Weise Johannes erzählerisch zugleich verschwindet und sichtbar wird. Die erste resultiert, als er mit dem Thema Erwachsenwerden konfrontiert wird: Es geht um die Bedeutung des achtzehnten Geburtstags als Übergang zur Volljährigkeit. Die Fragerichtung zielt auf eine mögliche positive Bewertung von Selbstständigkeit und Anerkennung als eigenverantwortliches Mitglied der Gesellschaft und der Familie. Johannes bestreitet zunächst, daß das Alter für ihn eine Bedeutung habe. Im konkreten Zusammenhang des achtzehnten Geburtstages kann dies durchaus so gedeutet werden, daß die Freiheiten, die Johannes schon vorher genoß (etwa abends weggehen zu dürfen), dazu führten, daß der achtzehnte Geburtstag nicht zum ersehnten Datum der Befreiung von der Vormundschaft der Eltern wurde. An dieser Stelle sagt er jedoch grundsätzlicher "'n Alter hat für mich irgendwie keene Bedeutung"

(Z1576). Das scheint im Widerspruch zu stehen zu der sonst geäußerten Angst, älter zu werden, ja geradezu der Verweigerung, sich mit diesem Thema zu befassen. Nach dieser generellen Absage bietet Johannes dann doch eine für ihn bedeutungsvolle Veränderung an:

- J: Nee, det einzige, wat ick blöd finde, is' halt diese diese Gewalt, die Verfügungsgewalt, die man jetzt hat irgendwie, von wegen äh unterschreiben und so 'ne Sachen halt oder Bankgeschäfte oder irgend sowat, man steht irgendwie uff eigenen Füßen und \* weef ick nich', find's allet wie jesagt bißchen doof, aber ick hab' keen Bock, mich damit rumzuärgern
- II: Es gefällt Dir nicht, auf eigenen Füßen zu stehen?
- J: Also, es ist jetzt nicht so wie, daß ick mich an meine Familie binde, die mir immer hilft oder so, so is' det ja nich' jewesen, weil ick hab' ja och keene krasse Bindung, wie ick hier erzählt hatte, aber det is' halt so, hm, daß ick einfach absolut nich' den Bock dazu habe, einfach irgendwie det selbst in die Hand zu nehmen, dazu fühl' ick mich einfach noch, na ja, zu jung, zu jung stimmt nicht, aber, zu wenig erfahren is' och blöd, einfach mal – ja, jetzt muß ick's so steh'nlassen, einfach mal nich' erfahren genug oder so, weil 'et kommt so von eem Tag zum ander'n also, det is' wirklich so, von een Tag auf'n andern kriegste dann halt 'n Schreiben ins Haus, ja woll'n Sie halt ihr Konto da verlängern lassen oder
- II: hm
- J: zu dem und dem Zinssatz oder so ja, unterschreiben Sie hier, so'n ganz grobet rotet Schild, unterschreiben Sie hier, unterschreiben Sie dort, und so, nee, det find' ick eigentlich ziemlich doof, wenn man unterschreibt und unterschreibt und unterschreibt aber äh, wofür man nun genau unterschreibt, det weef man noch nich', weil du kannst dir det zwar durchlesen, aber so Sachen wie Versicherung und sowat is' dann echt ätzend, weef ick nich' (Z1580-1610).

Das einzig Erwähnenswerte, das sich für Johannes mit seinem Volljährigkeitsdatum verändert, scheint negativ konnotiert zu sein. Er empfindet es als eine "Gewalt", die auf ihn übergeht und schwächt diesen Begriff erst im nachhinein ab zu "Verfügungsgewalt". Das Leben faßt er lieber als "gängigen [...] 'n'm durchgehenden Prozeß" (Z1778) auf, in dem sich die Dinge wie von selbst ergeben. Daß er über sich selbst Verfügungsgewalt verliehen bekommt, also als selbstverantwortlich betrachtet wird, ist ihm unangenehm. Es erscheint ihm geradezu als eine gewaltsame Durchbrechung einer Entwicklung, die er sich als stufenlose wünscht. Was Johannes daran als Gewalt empfindet, ist vielleicht auch der Einbruch der Realität selbständigen Handelns-Müssens in die kindliche Vorstellung, daß für einen gesorgt wird. Mit dem Brief von der Bank wird von außen an das Volljährigkeitsdatum eine Bedeutung herangetragen, die Johannes subjektiv von sich weist. Er fühlt sich gezwungen, sich irgendwie zu verhalten, während er doch den Wunsch hegt, daß alles so weiter gehen möge wie bisher. Nach der allgemeinen Verfügungsgewalt und dem Unbehagen, auf eigenen Füßen zu stehen, kommt Johannes auf Bankgeschäfte und seine Unterschriftsvollmacht zu sprechen. Dies wirkt in seiner Konkretisierung als Verharmlosung des im Raume stehenden gewichtigen Themas des Erwachsenwerdens. Nachdem er versichert, daß er sich nicht hinter seinen Eltern verstecken will, und nach Ausflüchten sucht, warum er mit einem Brief von der Bank nicht fertig zu werden glaubt, transformiert er die Bankgeschichte ins Phantastische. Er steigert die Episode zu einer surrealen Filmszene, in der er immer wieder, zum Teil mit Hilfe eines großen roten Schildes, aufgefordert wird zu unterschreiben. Die Wendung der Bankgeschichte ins Phantastische, ins Literarisch-Filmische ist ein typisches Merkmal von Johannes' Selbstkonzeptualisierung. Begebenheiten werden plötzlich in einem literarischen Ton erzählt, er stilisiert sein eigenes Leben und verleibt es damit einem selbstgestalteten "Kunstwerk" ein. Bereits die Konkretisierung durch die Bankgeschichte erscheint als eine Ablenkung, weg von der bedeutsamen Auseinandersetzung damit, was es eigentlich heißt, erwachsen zu werden

und sich mit dem Anspruch, sich aus dem geschützten Raum der Familie hinausbewegen zu müssen, konfrontiert zu sehen. Die Literarisierung ist eine weitere Ablenkung. Der Rest des Realitätskerns der Geschichte wird transformiert in eine traumähnliche, lustige, überspannte, fiktionale Episode. In diesem Sinne können die sukzessiven Verharmlosungsschritte als Etappen der emotionalen Distanzierung verstanden werden.

Die Entrealisierungstendenz, die sich in der Ausdehnung der Fiktionalisierung auf das eigene Leben spiegelt, wird auch in Johannes' Reaktion auf die Resümeefrage, wie ein über ihn zu drehender Film aussehen sollte, deutlich. In seinem Einfall, der Film müsse Schwarzweiß sein, kehren Künstlichkeit und die Einbettung des eigenen Lebens in eine Kunstform wieder. Der Schwarzweiß-Film markiert die Distanz zur Wirklichkeit, weil sein Eindruck durch einen abstrakten Vorgang erst in farbige Realität rückübersetzt werden muß: "Ick liebe det halt so Schwarzweiß, weil det, äh, det bringt so'n bißchen die Realität weg irgendwie" (Z2870-2871).

Die zweite Episode betrifft eine Erzählsituation, in der die Mechanismen der Verharmlosung, Konkretisierung und Ablenkung nicht mehr funktionieren und Johannes' üblicher Redefluß ins Stocken gerät: Er stottert, reiht unzusammenhängende und auf den ersten Blick unverständliche Satzfragmente aneinander und seine (erzählerische) Selbstilisierung verschwindet plötzlich. Ausgangspunkt sind die Beziehungen zu ehemaligen Freundinnen und sexuelle Erlebnisse. Das Gespräch kreist um "Masken", hinter denen er und seine Altersgenossen sich damals versteckt hätten. Auf eine diesbezügliche Nachfrage antwortet Johannes mit unzusammenhängenden, kaum nachvollziehbaren Satzfragmente, in deren Verlauf dann sehr unvermittelt das Wort Tod erscheint:

Mit sieben, acht Jahren, hatt=ick voll die Angst so zu sterben, aber det hat sich halt entwickelt, un=det war dann so'ne Art, so'ne Art Maske, die man uffhat, so unefähr, aber man hat det halt angenommen, det is' rinjewachsen, und dann war man sozusagen der, der man immer war oder der, der man geworden ist oder der, der man glaubt, jetzt zu sein, so unefähr (Z2315-2320).

Danach folgen einige Ausführungen zu einer Klassenfahrt, zu einem Mitschüler und zu dessen Art, sich und den anderen etwas vorzumachen, um dann – angestoßen durch die Frage eines Interviewers "aber wie war das bei Dir, wenn Du Deine Maske aufhat-test?" (Z2359) – eine Episode zu erzählen, die von Nazis und Judenverfolgung handelt, und zwar auf eine Weise, als sei er selbst dabeigewesen:

Mit dem Tod, das war schon 'ne krasse Sache, irgendwie, nee, wenn ick mich, ja damals zum Beispiel mit dem// wat ick erzählt habe janz am Anfang mit der, mit den Nazizeiten, Judenverfolgung oder sowat, ja, ick bin ja weggerannt, warum? Weil ick nich' sterben wollte, und deshalb bin ick irgendwie weggerannt oder wollte mich verstecken irgendwie, weef ick, in'n Schneckenhaus oder so, det war halt diese Angst irgendwo zu sterben und diese diese Angst vor'm Leben, daß du irgendwann stirbst und so, war halt ziemlich krass bei mir so, mit sechs, sieben Jahren, acht Jahren oder so" (Z2363-2371).

Bei dem geschilderten Erlebnis handelt es sich um Dokumentarfilme, die Johannes als Kind gesehen hat und die ihm offensichtlich Angst bereiteten. Heute jedoch – und das wiederholt er mehrfach über das gesamte Interview verstreut – habe er keine Angst vor dem Sterben. In der Fortsetzung der zitierten Stelle bezieht Johannes dieses "Keine-Angst-vor-dem-Sterben" kausal auf das "Scheißegalgefühl", das sich in seiner Clique breit gemacht hatte, als er etwa fünfzehn Jahre alt war. Das "Scheißegalgefühl" vermittelte die Nichtigkeit von Leben und Tod, es löste die Todesangst ab. Diese Haltung gewährleistet eine Abgrenzung gegen die überbordenden kindlichen Ängste. Gleichzei-

tig, sagt er, entwickelte sich aus diesem Gefühl seine Persönlichkeit, es erscheint sogar als Grundlage, daß sich seine Persönlichkeit überhaupt entwickeln konnte.

Im weiteren Verlauf der Erzählung kommt der Begriff der Maske wieder ins Spiel. Scheint anfangs die Maske dazu gedient zu haben, der Umwelt das "wirkliche Eigene" vorzuenthalten, um es zu schützen, wird nun die sich entwickelnde Persönlichkeit zu einer Art Maske. Diese Auffassung findet ihren Ausdruck in einem Satz, den Johannes einmal in einer Schulstunde auf seinen Englischhefter schrieb und den er in beiden Interviews erwähnt: "Die Persönlichkeit ist die Hülle des Seins". Das hieße, die Persönlichkeit ist nicht etwa als das Wesen der Person aufzufassen, sondern als ihr Äußeres, darin verborgen liegend das Sein. Vermutet man, daß die kindliche Angst nicht verschwunden, sondern nur verdeckt ist, dann hätte die Maske zweierlei Ausrichtung und damit zweierlei Funktion. Die Maske diene dann nicht nur als Mittel, das Innenleben vor der Einsichtsmöglichkeit von außen zu schützen, sondern vielmehr noch, die innen lauernde Angst im Zaum zu halten, sie in ihre Schranken zu weisen durch die zu eigen gemachte Gleichgültigkeit.

Ein Verbindungsglied in dem äußerst widersprüchlichen Thema der Masken, der Angst und des Todes könnte Johannes' Lebenstheorie sein, mit der er die Todesangst überlistet. Denn wenn man immer wieder von vorne lebt, ist der Tod tatsächlich nichtig, allein ein Zeichen zum Neuanfang: "Diese Theorie, daß man immer wieder von vorne lebt, hab' ick mit sieben oder acht Jahren erfahren, aber ick weeiß auch nich' genau wie, ob ick ähm davon geträumt habe" (Z510-511). Mit dieser Bemerkung weist er nochmals auf die Zeit hin, in der die Nazi- und Juden-Episode angesiedelt ist. Und genau diesem Zeitpunkt, dem Alter von sieben oder acht Jahren, rechnet Johannes ein weiteres bedeutungsvolles Ereignis zu, den erwähnten lautstarken Streit zwischen den Eltern in einer Silvesternacht wegen der Alkoholabhängigkeit der Mutter. Dieser Streit ist wohl nur der Höhepunkt von Auseinandersetzungen, die der kleine Johannes hilflos mitansehen mußte. Bereits die Wortwahl, mit der er die Szene beschreibt – es habe ihn "alles angekotzt" – verweist auf eine emotionale Distanzierung, die er seiner Hilflosigkeit und wohl auch Angst entgegenzusetzen versucht. Am Ende ist er "abgestumpft", Humor und Sarkasmus haben das Weinen abgelöst, und er entwickelt Theorien, wie er selbst sagt, um sich zu trösten, sich über die Enttäuschung an den Eltern hinwegzuhelfen. Damit käme seiner ausschweifenden Erzählweise und der Literarisierung seiner Erfahrungen auch die Funktion zu, (kindliche) Angst zu bewältigen. Die Flucht in Phantasie und Fiktion scheint für ihn ein Weg zu sein, Bedrohungsängsten zu entgehen.

An dieser Stelle ist es vielleicht sinnvoll zu betrachten, wie vergangene und gegenwärtige Erlebnisse bei Johannes verschmelzen. Als extremstes Ereignis zwischen dem ersten und zweiten Interview bezeichnete er den Überfall durch einen Rechtsradikalen. Dieser Überfall brachte Johannes völlig aus der Fassung, er veränderte seine gesamte Lebensweise. Im Zusammenhang mit dem Überfall erwähnt er auch zum ersten Mal die Dokumentarfilme über die nationalsozialistischen Verbrechen, die er als kleines Kind gesehen hat. Wenn er sich bei der Schilderung des Geschlagen-Werdens an die Filme von damals erinnert, so mag dies nicht bloß der historischen Wurzel des Neonazismus geschuldet sein. Vielmehr eint das Gefühl völliger Ohnmacht die Überwältigung durch die Bilder der KZ-Filme und das vergebliche Einreden auf den Rechtsradikalen, damit dieser von seiner Absicht ablasse. Die Hilflosigkeit – und in diesen Kontext gehören auch die erlebten Streitereien der Eltern – scheint bei ihm zu einer Identifikation mit den Opfern geführt zu haben. Dies findet sich sehr deutlich in der

Beschreibung seiner Reaktion auf die Dokumentarfilme. Johannes lebt und erzählt gewissermaßen ein Fluchtverhalten nach, das ihm als einziger Ausweg vor der Bedrohung erschien.

Eine weitere Identifikation deutet sich an, wenn man Johannes Stellung zu den Eltern und zu seiner eigenen Zukunft betrachtet. Die Eltern wurden als Lehrer arbeitslos. Auch wenn die genauen Umstände nicht bekannt sind, so ist zu vermuten, daß die Vereinigung der beiden deutschen Staaten der Grund dafür sein könnte. Das hieße, daß ein geschichtlicher Prozeß, der von einzelnen kaum gesteuert werden kann, auf das persönliche Schicksal der Eltern entscheidend eingewirkt hat. Sie können sich als Opfer dieses Prozesses fühlen. Für viele haben gesellschaftliche Umwälzungen den Anschein von Naturkatastrophen – ein Interpretationsschema, das sich auch bei Johannes wiederfindet. Biologistische Erklärungssuche und die Kapitulation vor der Zukunft scheinen beide einer identifikatorischen Quelle zu entspringen. Wenn er eigene Verhaltensweisen über eine genetischen Verbindung mit seinen Eltern begründet, liegt darin nicht nur eine Entschuldigung des eigenen Verhaltens, sondern er entschuldigt seine Eltern gleich mit. Ist aber die Familie derart fest aneinandergekettet, dann scheint das Schicksal des Vaters tatsächlich für den Sohn vorherbestimmend zu sein. Ein Zukunftsplan wird überflüssig, da am Ende ja doch nur das unausweichliche "Spießertum" herauspringt.

Auch die nachhaltige Lähmung, die sich als Folge des Erlebnisses mit dem Rechtsradikalen zeigt, ist vielleicht nicht ohne die Identifikation mit den Juden und Kommunisten als den Opfern der Nationalsozialisten zu verstehen. Johannes zieht sich genau dorthin zurück, wo er seinen kindlich phantasierten Fluchtort fand. Wenn er von "Paranoia" spricht, so ist dies keine Redensart. Seinen ganzen Lebensrhythmus gestaltet er sich offenbar nach der Angst, erneut überfallen zu werden. Damit bleibt Johannes der Opferperspektive verhaftet. In dem neuen Vorfall scheint es zu einer Aktualisierung alter Angst gekommen zu sein, in deren Folge Johannes Erzählweise, verglichen mit dem Erstinterview, noch dramatisierender wirkt, seine Theorien werden noch ausgefeilter, und quer durch das Interview hat das Attribut "krass" sein "das ist schau" aus dem Erstinterview abgelöst. So wie die Umsetzung seiner Gedanken in literarische Texte vor seiner biographischen Erzählung nicht halt gemacht hat, ist seine Biographie nun neu und bedrohlich in seine Erzählweise eingebrochen. Es scheint zugleich ironisch und sehr ernst gemeint, wenn Johannes gegen Ende des zweiten Interviews anmerkt: "Jut ick bin nu' nich' oder die Leute die ick nu' kenne sind nu' nich' so sehr aufmüpfig sondern denen geht's darum irgendwie in Ruhe, ihren Lebensrest zu [verbringen] (ALLGEMEINES GELÄCHTER)" (Z3003-3004).



## VI. Diskussion

Um nachzuvollziehen, *wie* Jugendliche sich ihre Lebensgeschichte zueigen machen (können oder sogar müssen), *wie* sie in dem und für den Prozeß der Identitätsbildung ihre Biographie (um-) erzählen (nachträglich neu bewerten) und *wie* lebensgeschichtliche Erfahrungen und deren biographische Verarbeitung in die Narrationen überhaupt eingehen, habe ich mich in die Gestaltungs- und Erzähllogik ihrer Geschichten hinein-zubegeben versucht. Wenn ich es im nachhinein betrachte, war ich im Verlauf dieses Prozesses nicht nur mit einer Fülle unterschiedlicher Darstellungs- und Herangehensweisen der Jugendlichen selbst in den Interviews konfrontiert, sondern ich *bin* dieser Unterschiedlichkeit umgekehrt auch begegnet mit wieder unterschiedlichen Herangehensweisen (verstanden als Beziehungsaufnahmen) und Darstellungsformen (in den Falldarstellungen). Ein Resultat ist deshalb, daß jede Falldarstellung – auch weil ich versucht habe, möglichst materialnah zu arbeiten und auf vorschnelle Abstraktionen zu verzichten und trotz meiner Aufmerksamkeit für einige ähnliche Dimensionen und Elemente – ihren eigenen Charakter erhalten hat (und zwangsläufig erhalten mußte): Etwa eher das Gespräch nachzeichnend bei Marion (und damit ihrer im Interview den Leitfaden abarbeitenden Erzählung folgend), bei Susi einige Hauptthemen skizzierend oder bei Johannes seiner ausführlichen Geschichteninszenierung nahe und wie er um eine die verschiedenen Erzählfäden verknüpfende, "große" Interpretation bemüht. Das bedeutet, mit diesen unterschiedlichen Präsentations- und Aktionsformen in den Interviews, mit den darin enthaltenen Erzählungen von Ereignissen und Widerfahrnissen, geht auch einher, daß die Deutungsversuche einen unterschiedlichen Grad an Tiefe aufweisen. Bei Susi, die sich in ihren Darlegungen immer wieder auf ihre Eltern be ruft, verlief die Deutung dann auch vornehmlich entlang ihrer Selbstzeichnung als "brave Tochter", mit der darin vermuteten Psychodynamik einer "unbewußte[n] Fixierung" (Erdheim 1984, S.319) auf die Familie, in deren Folge Susi nur jenes erzählen kann (und darf), was aus einer solchen "Rolle" heraus erzählbar scheint, begleitet von einer Verleugnung eigener, diskrepanter Wünsche und von "Ich-Einschränkungen" (a.a.O., S.320). (Pointiert könnte auch gesagt werden, daß meine Interpretationen "brav"/kindlich geblieben sind, insofern ich diese nur vor Erdheims [väterlicher] Folie zu leisten vermochte.) Demgegenüber hat die Phantasietätigkeit und erzählerische Produktivität von Johannes, die sich mit seinen vielen Literarisierungen und Fiktionalisierungen in den Interviews niedergeschlagen hat und nicht nur seine Darstellung von einzelnen Begebenheiten, sondern seine gesamte Biographisierung zeichnet, letztlich auch dazu geführt, weitreichendere Interpretationen vorzunehmen, wenn man so will: den großen Deutungsfaden zu spinnen.

Diese besondere "Weichheit" qualitativen Forschens bedeutet jedoch nicht nur, sich in das Andere (die anderen), die andere Erzähllogik und den anderen Selbstentwurf zu begeben. Umgekehrt ist es ebenso erforderlich (und durch die nahe Begleitung, das Sich-Einlassen auch überhaupt erst möglich), für Dissonantes, für Auffälligkeiten und Brüche aufmerksam zu sein. In diesem Sinne wurden dann jene – eher seltenen – Vorfälle für die Interpretationsarbeit genutzt, bei denen die Befragten aus ihrer ganz überwiegenden (Erzähl-) Rolle fielen: So etwa bei Johannes, indem genau jene Stellen fokussiert wurden, in denen seine Sprachmächtigkeit versagte und er (als er von Masken erzählte) in unzusammenhängende, beinahe stotternde Ausführungen verfällt; bei Marion, die ihre Erzählung trotz vieler Widerfahrnisse ruhig und gelassen (beinahe emo-

tional unbeteiligt) gestaltete, erregte jene Passage (im Erstinterview im Rahmen ihrer Erzählung über den Amerikaaufenthalt) besondere Aufmerksamkeit, als sie sich sehr emotional zeigte; bei Susi, die ihre gesamte Erzählung als Bericht/Wiedergabe von Fixpunkten anlegte, jene wenigen Passagen, in denen sie dieses Muster verließ und sich ein mögliches Spannungsverhältnis andeutete (z.B. bei ihrer Beantwortung der Filmfragen). Ausgehend von diesen Überlegungen wird – im nachhinein und jenseits anderer guter Gründe – vielleicht nachvollziehbar, daß ich Joy ausgewählt habe als jene Jugendliche, über die ich mein Auswertungsvorgehen in Kapitel IV zu verdeutlichen versucht habe. Denn nicht nur, daß sich in den Auswertungsgruppen hinsichtlich Joys Selbstpräsentation am deutlichsten Polarisierungen zeigten (die sich auch in dem "Dazwischen-Sein" letztlich als Thematik widerspiegeln und aufgegriffen wurden), sondern ihre Erzählung und Erzählweise Schritt für Schritt für die Lesenden nachvollziehbar machend war es mir möglich, ihr Hin und Her, ihr Auf und Ab, möglichst lange zu erhalten.

Damit komme ich zu einem nächsten Punkt, der (notwendigen) Ausführlichkeit von Darstellungen, einmal um Interpretationen (soweit möglich) transparent zu machen und zum anderen die Eigenlogik von Texten zu erhalten oder ihnen zumindest ansatzweise den Platz einzuräumen, den diese benötigt. In dieser Arbeit habe ich mir die Freiheit genommen, die Geschichten vergleichsweise ausführlich zu gestalten, obwohl ich um die allseits in der qualitativen Forschung beklagte Notwendigkeit weiß (und sie auch ernstnehme), das Datenmaterial in einem solchen Umfang zu gestalten, daß es noch rezipierbar ist. Nun habe ich gemeinsam mit Tim Darmstädter (Darmstädter & Mey 1998) gezeigt, daß sich selbst Johannes mit insgesamt über acht Stunden Interviewzeit (was ungefähr 300 Seiten Transkript entspricht) in einer sehr knappen Darstellungsform wiedergeben läßt, dort allerdings dann mit dem Verlust an Vielgestaltigkeit seiner und der eigenen Lesart (und deren Aufweisen an und über Materialstellen) verbunden und immer dem Vorwurf ausgesetzt, daß den Lesenden nichts anderes übrig bleibt, als den Interpretationen Glauben zu schenken (oder eben nicht). Auch wenn eine längere Darstellung letztlich dieses Problem nicht auflösen hilft (im Grunde bliebe nur übrig, die Transkripte vollständig zu veröffentlichen trotz der von vielen wohl zurecht geäußerten Annahme, daß diese erst gar nicht zur Kenntnis genommen würden), ist und bleibt es Aufgabe qualitativer Forschungsarbeiten, die Interpretationen möglichst nahe an den Rohdaten zu entwickeln und zu explizieren.

Dazu gehört auch – zumindest in meiner Vorstellung von einer angemessenen Rekonstruktion – nicht nur in großen Zügen nachzuzeichnen, wie Jugendliche ihre Erzählung, also den Interviewrahmen nutzen, sondern entlang ausgewählter Passagen mikroanalytisch aufzuzeigen, in welcher Weise einzelne Episoden gestaltet werden. Denn nur so läßt sich kenntlich machen, wie die jeweiligen Jugendlichen in der Genese der Situation inszenierten, was ihr Text erzählte: So etwa wenn Joy sich Episode um Episode verflüchtigt, Marion nach und nach hinter Anforderungen verschwindet, Johannes ins Literarische abdriftet und Susi sich zurückzieht und infantilisiert. Für die Untersuchung solcher in situ beobachtbaren und nachvollziehbaren Weisen reicht es jedoch nicht, einzelne Stellen hinzuzuziehen, wenn nicht der große Bogen des Interviewverlaufs genutzt wird, in den diese einzelnen Episoden eingebettet sind. Deshalb wurde versucht – so weit möglich –, den Interviewverlauf in den Darstellungen beizubehalten, an deren Ende nicht selten die Bilanzierungsfrage stand. Denn in dieser kumulierte meist nochmals das an einzelnen Passagen Vollzogene: Sei es die ausführliche – mit Einsprengeln des Abenteuerlichen – versehene Erzählung (bei Johannes),

die sich vollends verflüchtigende Delegation an einen bösen Geist/schwarzen Fleck (bei Joy), das unsichtbar Erfolg haben wollen (bei Marion) und die völlige Preisgabe von Eigengestaltung durch den Verweis auf die Notwendigkeit eines Drehbuchautors (bei Susi). Insofern gibt es eine Verklammerung der großen Interviewgeschichte (als Gesamt-Narration) mit den darin eingeflochtenen, kleineren Narrationen. Und in dem Maße, in dem deutlich wurde, daß sich die Jugendlichen ausgehend von einer (von ihnen nicht immer explizierten) je eigenen Haupterzählung entwerfen, mußte eine solche Erzählung zunächst *ausfindig gemacht*, das *einzelne Datum* vor dem Hintergrund dieser Folie interpretiert werden. So betrachtet, ist nicht nur, worauf Bruner (1998) hingewiesen hat, das Erzählen ein kompositorischer Akt, sondern auch das Verstehen von Geschichten funktioniert, indem das Einzelne erst entlang einem Deutungsband überhaupt verständlich oder zugänglich wird. Hierin liegt auch die Gefahr, daß vor-schnell aufgrund der Kenntnis einer entdeckten Sinnregel (der Erzählweise, der vermuteten Gattung) Interpretationen vorgenommen werden. In meinem methodischen Vorgehen habe ich versucht, dies zu berücksichtigen, indem es mir darum ging, entlang der Deutungsregeln der Grounded Theory (und unter Hinzuziehung einiger Auslegungsregeln der objektiven Hermeneutik) sukzessive im Zuge des offenen und axialen Kodierens auf eine Verdichtung hinzuarbeiten und diese aus den Erzählungen zu entwickeln. Auch war ich in dem hier vollzogenen Dreischritt erstens einer emotionalen Annäherung und Auseinandersetzung, zweitens einer anschließenden Systematisierung und drittens einer abschließenden Beurteilung bemüht, die Spannung (und Spanne) zu halten zwischen dem jeweils Großen, Hervorgehobenen und dem (sich davon unterscheidenden, diesem auch widersprechenden) Kleinen. Zusätzlich wurden einige, vor allem die frühen Arbeitsschritte, bei denen sich erste Setzungen herauskristallisierten, in Auswertungsgruppen verlagert, so daß sehr unterschiedliche Lesarten zusammengetragen werden konnten, die halfen, sich nicht vorschnell auf die eine Logik des Geschichtenverstehens festzulegen. (Gleichwohl gilt einschränkend hinzuzufügen, daß eine solche Deutungsarbeit letztlich auch immer heißen kann, einem konsensuell validierten Trugschluß aufzusitzen.)

Dabei wäre eine solche (zuweilen vor-) schnelle Eingrenzung auf eine Hauptdimension angesichts der Vielgestaltigkeit und der Phänomenbreite, auch um der eigenen Sicherung und Orientierung willen, immer wieder verlockend gewesen. Ich habe mich häufig dabei ertappt, daß ich händeringend nach dieser einenden Kategorie, einer Sichtweise oder einem erzählerischem Hauptgestaltungsprinzip suchte, vor allem dann, wenn mich das Material zu überschwemmen drohte. Auch habe ich, wenn ich zusätzlich verunsichert war durch das Neue, was mir mitunter begegnete, Halt in Altvertrautem gesucht; innerlich kreisten dann immer wieder Fragen in meinem Kopf wie: "Welche jugendpsychologischen Theorien fallen mir ein, welche Befunde anderer Studien (eigener früherer oder von fremden Wissenschaftler[inne]n) passen zu meinen Daten"? Gründe hierfür möchte ich nur kurz anführen, ohne sie ausführlicher zu erläutern: So kann Material durch zu große Fremdheit oder durch zu große Vertrautheit angstausslösend sein, eine Besonderheit bei der Erforschung von Subjekten durch Subjekte, auf die Georges Devereux (1973) anhand von vielen Beispielen aufmerksam gemacht hat. Ich habe mich da in verschiedenen Facetten der von mir untersuchten Jugendlichen wiedererkannt oder zumindest wiederzuerkennen geglaubt, mit einigen mehr oder weniger (un-) geliebten Eigenschaften, etwa in Joys Wunsch nach Anerkennung, ihrer Angst, intellektuell nicht zu genügen (ein Gefühl, das sich bei dieser Arbeit häufig genug einstellte), oder in Marions und Susis Hoffnung, daß die Anstrengungen

lohnend werden (und wie diese unter Verzicht auf einige ureigenste Interessen). Der Verunsicherung durch den Gegenstand folgt in den Humanwissenschaften, so Devereux, immer wieder die angstreduzierende Sicherung durch (standardisierte) Methodik. Mich ereilte hier eine zusätzliche Verunsicherung, da die hier gewählten Verfahren (oder Verfahrenskombinationen) sehr viele Spielräume belassen, und ich fühlte mich mehrmals an das erinnert, was Petra Muckel (1996, S.77) beschreibt, daß nämlich ein(e) Forschernde(r), die/der "mit der Grounded Theory arbeitet, ... – in methodischer und inhaltlicher Hinsicht – viele der im Forschungszusammenhang gewohnten Absicherungsstrategien [entbehrt]". Ich sehnte mich dann manchmal nach standardisierten Fragebögen oder nach Verfahren, die eine starre Befolgbarkeit und Führung zumindest suggerieren. Ebenfalls beunruhigend wirkte in diesem Zusammenhang immer wieder das Wissen um die Scientific Community im allgemeinen und die anstehende Beurteilung dieser Arbeit im besonderen, zumal ich durch mein Beharren darauf, nur vier Fälle in die Studie einfließen zu lassen, mich immer wieder "gezwungen" fühlte, ganz viel (Neues) aus dem Material "herauszuholen". Ich gehe allerdings nach vielfältigen Erfahrungen mit eigenen und fremden Forschungsarbeiten und im Anschluß auch an die Überlegungen von Birgit Volmerg (1988) davon aus, daß die hier skizzierten Irritationen aus der (berufs-) biographisch gezeichneten Begegnung mit dem Forschungsgegenstand – vor dem Hintergrund geteilter und unterschiedlicher Wissenschafts- und Alltagswelten – notwendig Teil des Forschens sind, die einer qualitativ-psychologischen Perspektive folgend eben nicht durch Routine (nur scheinbar) aus der Welt geschafft werden sollten, sondern die ich soweit möglich produktiv und kreativ zu nutzen versucht habe.

## **1 Überlegungen zur narrativen Konstruktion von Identität**

Im Geleit der vergleichenden Betrachtung der (Selbst-) Erzählung und (Selbst-) Darstellung der von mir untersuchten Jugendlichen – von Gemeinsamkeiten und Unterschieden zwischen ihnen und zwischen den beiden Interviewzeitpunkten – zeichnen sich folgende Konsequenzen für ein Verständnis der narrativen Konstruktion von Identität ab.

Das sich Selbst-Entwerfen, das sich Selbst-Erzählen ist ein kompositorischer Akt. Dies wird besonders deutlich, wenn – wie im Rahmen meiner Studie – Subjekte gegeben werden, zu zwei unterschiedlichen Zeitpunkten von sich zu erzählen, und dabei die Fragen (weitgehend) gleich gehalten werden, prinzipiell also die gleichen Erzählungen möglich sind. In allen von mir untersuchten Fällen wurden jedoch die Ereignisse, Geschichten oder Episoden – angefallen in der zwischen diesen beiden Terminen liegenden Zeitspanne – nicht einfach neu zur Zweiterzählung hinzugenommen, sondern zusammen mit bereits Erzähltem in einen neuen Bedeutungszusammenhang gestellt. Die Veränderung der Geschichte(n) ist also kein additives Anhäufen, kein bloßes Sammeln und Wiedergeben von Altem, bereits Berichtetem und neuem, zwischenzeitlich Erlebtem, sondern die Hineinnahme von Neuem verändert die zuvor erzählte, "alte" Geschichte: Sie wird neu bewertet, integriert, umgeschrieben.

Das, woraufhin oder von wo aus umgeschrieben wird, ist eine (erzählerische) Hauptlogik oder Sinnregel, die "große biographische Geschichte": Die Komposition bezieht sich auf die Gesamterzählung, und die Episoden werden so gestaltet, daß sie sich der Sinnregel der Gesamtgeschichte fügen. Diese Gesamtgeschichte erzählt von dem mit

sich Einssein, es handelt sich um eine Ich-Erzählung, die sich und den anderen (den Interviewenden) zeigen soll (richtiger ist: es wird ganz selbstverständlich davon ausgegangen), daß die/der Erzählende nicht nur in der jeweiligen Situation (des Interviews) die Erzählfäden der eigenen Geschichte (und damit sich selbst und die eigene Geschichte) zusammenhält, sondern auch der-/dieselbe geblieben ist, die er/sie zuvor (beim Erstinterview) schon war. Und weil es zugleich unmöglich ist, der-/dieselbe zu sein, wirken die Neu-Erzählungen ganz überwiegend so, als hätte es nie eine andere Erzählung gegeben, oder als wäre diskrepant Erscheinendes schon immer genau in der aktuellen Erzählung und ihrer Logik angelegt gewesen (selbst etwas als unterschiedlich zu erkennen – also etwa im Falle Joys von sich zu sagen, ich war damals [zum Zeitpunkt des Erstinterviews] wenig selbstbewußt und bin nun [zum Zeitpunkt des Zweitinterviews] selbstbewußt geworden – setzt *die eine* voraus, die beides von sich sagt).

Jede einzelne Episode steht in einem engen Bezug zu dieser "großen" Geschichte, und erst vor deren Hintergrund wird das je Einzelne gewählt, umgeschrieben, eingepaßt, verworfen. Dabei scheint die große biographische Geschichte gleichzeitig stabil und veränderlich zu sein innerhalb der bereits zum Zeitpunkt des Erstinterviews erkennbaren Pole; es ändern sich weniger die Dimensionen, die von den Erzählenden (zumeist implizit) hinzugezogen oder ihren Geschichten unterlegt werden, sondern es ändert sich die Positionierung auf diesen biographisch relevanten Dimensionen, die teilweise sogar in ihr Gegenteil umschlagen kann. Die Umschriften, die so vollzogen werden, wirken deshalb mitunter drastisch. Gut nachvollziehbar war dies im Fall von Marion, die im Zweitinterview und im Unterschied zum Erstinterview ihren Amerikaaufenthalt nicht mehr auf die Geschichte ihres Unglücklich- und Loyalseins hin erzählte (daß sie den Aufenthalt frühzeitig abbrechen wollte, dann aber wegen der Krankheit der Gastmutter geblieben ist und später enttäuscht war über den Kontaktabbruch), sondern im Vordergrund stand nun als Ausgang ihrer Geschichte der Zugewinn an Eigenständigkeit (sowohl was ihre veränderte Selbstsicht als auch was eine veränderte Außenperspektive angeht). Damit paßte sich bzw. paßte sie diese Einzelerzählung Amerikaaufenthalt in ihre veränderte Gesamt-Narration – die Selbständigkeits-Erzählung – ein, die davon handelt, aktiv (geworden) zu sein, auf eigenen Füßen zu stehen und den "richtigen" Weg zum Erwachsensein eingeschlagen zu haben; sie wurde nun als Bestätigung dessen so gesehen und wohl auch deshalb so erzählt. Im Zuge solcher Umschriften wird auch die biographische Rahmung selbst verändert (neu verstanden und erzählt); die Umschriften betreffen auch diejenigen Rahmendaten, die als Koordinaten der Selbstverortung verstanden werden können: So hat etwa Joy im Zweitinterview den Beginn der Jugend um ein Jahr vorverlegt, Marion den antizipierten Beginn des Erwachsenseins um zwei Jahre verkürzt und Marker für den Eintritt ins Jugendalter gewählt, die im Unterschied zu ihrer passivischen Darstellung und Selbstverortung im Erstinterview ihre Aktivität unterstreichen. Insoweit verweisen die Veränderungen der Fixdaten auf – und sind Indizien für – eine ebenfalls veränderte Eigen- und Welt-sicht.

Kern und Ziel dieser Veränderungen und Umschriften ist es, sich weiter als der/die eine erzählen zu können (sei es im großen Erzählbogen, in der Spaltung, in der Literarisierung), und auch die Teilerzählungen folgen der Sinnregel der zu einer Zeit erzählten Gesamtgeschichte. Diese je individuelle Sinnregel zeigte sich eindringlich an der sehr weitgehenden Ähnlichkeit der Dramaturgie einzelner Episoden etwa bei Susi, die immer wieder ihr Nicht-Können, ihr Verunsichertsein hervorhebt; bei Marion, die

ständig hinter Anforderungen zurücktritt; bei Johannes, der nach aller Ambivalenz doch in Untergangspanthasien endet; oder bei Joy, die zwischen Zweifeln und Selbstversicherung hin- und herschwankt. Daß Marion sich im Erstinterview im familiären und beruflichen Bereich fügt und im Bereich der Freizeit eigene Akzente setzt, verweist auf Loyalität und Trotz, auf Aktivität und Passivität als einende, unterliegende Dimension zwischen ihrem Sich-Fügen (wie in die Trennung der Eltern, die Zuweisung eines Kellerraums, eine zunächst ungeliebte Ausbildung) und ihrem auch gegen den Widerspruch anderer auf Eigenem Insistieren (Teilnahme bei den Pfadfinder[inne]n), wohingegen Susis Folgsamkeit, ihre Abhängigkeit soweit geht, daß sie im Zweitinterview sogar ihre (aus ihrer Perspektive wohl am ehesten: drohende) Eigenständigkeit zu akzeptieren sucht. Insoweit ist jede zu einer Zeit erzählte Hauptgeschichte eben eine Hauptgeschichte, die in einigen Fällen durch eine in ihr bereits dimensional angelegte veränderte Hauptgeschichte zum Zeitpunkt des Zweitinterviews abgelöst wurde; dieser Neu-Erzählung der Aktivität und der Selbstständigkeit bei Marion oder der Funktionstüchtigkeit und der Normalität bei Joy werden (alte und neue) Episoden und Themen, zu- und untergeordnet.

Auch eint die Jugendlichen nicht nur ihr Bemühen um eine je individuelle, "große biographische Geschichte", der Entwurf ihrer je persönlichen Sinnregel entlang der jeweiligen Lebensthemen (richtiger: deren immer schon in der Erzählung Voraussetzen), sondern es handelt sich inhaltlich um einige zentrale Themen, um die die befragten Jugendlichen ringen: Hierzu gehören besonders Autonomie vs. Heteronomie, Anerkennung vs. Ausgrenzung/Isolation, Aktivität vs. Passivität. Zwischen ihnen ist aufgespannt, in welchem Ausmaß die Jugendlichen ihre eigene Biographie als selbst gestaltbar oder als fremd gestaltet erfahren und erzählen. So ist etwa für Johannes das Erwachsenwerden ein unumgänglicher, zugleich unumgänglich destruktiver Prozeß, vieles wird von ihm mechanistisch gezeichnet, einiges scheint ihm in seiner Unausweichlichkeit genetisch determiniert. Joy sieht ihre "guten" Anteile als (genetisch) übernommen, ihre "schlechten" als (der Eigenverantwortung unterliegend und im Laufe der Sozialisation) erworben; beides ist ihr damit in gewisser Weise zugefügt, und sie bleibt in der Bahn dieser ihr wenig veränderbaren Grunddaten bzw. biographischen Traditionslinien, wobei der Kampf verläuft zwischen väterlicher Willensschwäche, Phantasterei und Krankheit (im Erstinterview) und mütterlicher Rigorosität, Stärke und Selbstgewißheit (im Zweitinterview). Ebenso bemühen sich alle um Anerkennung für sich und ihre Geschichte(n), in denen sie sich auf wiederum sehr unterschiedliche Weise als Außenseiter(in) verstehen und zeichnen; ihre Selbstdarstellung vollzieht sich für, aber auch gegen je bestimmte Referenzkulturen und Bezugswelten. Auf diese Weise ist Einordnung und Separation möglich, es wird ein für die jeweilige Person kohärentes Bild gezeichnet, das erklären soll, warum er oder sie so (und ähnlich bestimmten anderen) und anders (als wieder andere) ist.

## 2 Erzähl- und Konstruktionsweisen

Wenn Subjekte sich und ihre Geschichte(n) zu verschiedenen Zeiten erzählen, konstruieren und konstituieren sie sich als kohärent, indem sie durch die Neugewichtung, die Hineinnahme oder das Weglassen einiger Teilelemente eine Umschrift der Ersterzählung vornehmen. Diese Umschrift beinhaltet die Erzählung neuer Episoden, die sich zwischenzeitlich ereignet haben (deutlich bei Johannes, der seine Zweiterzählung um

drei zentrale Veränderungen – die Verschlechterung der Situation des Bruders, die neue Freundin, den Überfall durch einen Rechtsradikalen – zwischen den Interviewzeitpunkten gruppierte); es werden Episoden hinzugenommen, die zwar auch früher hätten erzählt werden können, aber erst aus der aktuellen Perspektive heraus bedeutungsvoll erscheinen (so erwähnt Johannes erst im Zweitinterview im Zuge der Ent-Ikolisierung des drogenabhängigen Bruders die Alkoholsucht der Mutter); ferner werden bereits bekannte Episoden, die im Zuge von Veränderungen in einem neuen Licht erscheinen, teilweise bis im Detail neu komponiert, sowohl was ihre Ausgänge als auch was Einzelelemente des Erzählens angeht (etwa von Marion, bei der die Schilderung ihres Amerikaaufenthalts im Zweitinterview der Komposition ihrer Aktivitäts-Erzählung dient, auch in ihrer Konstruktion der Geschichte von einer, die "in drei Jahren ... vielleicht sonst was von Heldentaten" erzählen wird); und schließlich werden Episoden, die für die Ersterzählung von hervorgehobener Bedeutung waren, ganz ausgespart. Es entfallen diejenigen problematischen Sequenzen und Erlebensweisen, die zu eng mit der früheren (Mißerfolgs-, Passivitäts-, Abhängigkeits-) Geschichte verknüpft sind oder mit der veränderten (Erfolgs-, Aktivitäts-, Selbständigkeits-) Erzählung und Sinnregel nicht (mehr) vereinbar wären. Am deutlichsten findet sich diese Strategie bei Joy, die gleichsam alle negativen Erlebnisse – ihren Suizidversuch, ihre Mager-sucht, ihre Klaustrophobie und ihre Fehlgeburt – im Zweitinterview unerwähnt läßt, um sich als eine Person zu entwerfen und entwerfen zu können, die ihr Leben in die Hand genommen hat, funktionstüchtig ist. Selbst ihr mehrmaliges Aufsuchen von The-rapien wird nun als aktives Wählen hervorgehoben. Dieser Normalitäts-Erzählung vom Typus "Frau X machen Sie sich keine Sorgen, Ihre Tochter ist ein ganz normaler Mensch" hätten die früheren drastischen Erlebnisse und Narrative widersprochen. Da-bei muß der Erzählweg jedoch nicht notwendig von zuerst Problematischem zu dann Unproblematischem oder Gelungenem verlaufen, sondern es ist umgekehrt durchaus möglich, daß die Lebensgeschichte nachträglich aus der jeweiligen Gegenwartsper-spektive heraus, etwa wegen sehr schwerwiegender Ereignisse im Sinne einer Patholo-gisierungs- oder Erkrankungsgeschichte verstanden und erzählt wird, wie Margot Rose (1998) dies eindringlich an Interviews mit Menschen mit einer terminalen Krebs-erkrankung gezeigt hat.<sup>1</sup>

Neben der sehr drastischen Strategie des Aussparens ganzer Episoden fanden sich in den Interviews vielfältige Weisen, bereits Erzähltes umzuschreiben und Erzählungen zu komponieren. Hierzu gehört zunächst, daß das erzählende Subjekt im Zuge einer emotionalen Distanzierung als erlebendes Subjekt aus den eigenen Geschichten verschwindet und sich so – implizit – gegen die frühere Erzählung und Selbstdarstellung abgrenzt. Dies kann geschehen, indem Affekte geleugnet oder auf andere Gegenstände oder Personen verschoben werden. Beide Strategien nutzt Marion, indem sie, auf Dis-krepanzen zwischen ihrer Erzählung im Erst- und Zweitinterview unmittelbar ange-sprochen, mehrmals wiederholt, sie wisse "es nicht mehr [so genau]", und präziser noch: "wie das vom Gefühl her ist, das weiß ich nicht mehr". Zudem ist das Zweit-in-terview in ihrem Falle durchzogen von Versuchen, sich der eigenen Passivität zu entle-digen, indem andere – der Vater, die Schwester, der zweite Freund – im Dienste einer Stilisierung der eigenen Aktivität als passiv entwertet werden.

<sup>1</sup> Ich verdanke diesen Hinweis Katja Mruck, die die Arbeit von Margot Rose im Rahmen der "Projektwerkstatt qualitativen Arbeitens" an der Freien Universität Berlin betreut hat.

Im Erstinterview dagegen hat sich Marion nicht nur affektiv, sondern als in der Gegenwart agierende Person fast ganz in ihre Kontext-Erzählungen oder entrückt in ihre Ziel-Erzählungen zurückgezogen. Dieses "Spiel" zwischen (wechselndem) Vordergrund und Hintergrund einer Erzählung findet sich auch bei Joy und Johannes in zwei weiteren Stilisierungsstrategien, die helfen, das je Gewünschte ihres Sich-Erzählens zu unterstreichen oder Unerwünschte – auch unerwünschte Nachfragen im Interview – verschwinden zu lassen, zu vermeiden. Joy bedient sich hierzu vor allem unterschiedlicher Formen der Relativierung, Verharmlosung und Rechtfertigung. Da ihre Erzählweise sich wie ihre Biographie in Extremen und Widersprüchen bewegt, wird je nach Tenor der Gesamterzählung (Selbstabwertung im Erst- und Selbstaufwertung im Zweitinterview) das je Unpassende bagatellisiert, verkleinert und auf diesem Weg das je Passende hervorgehoben, vergrößert; es wird zum Beleg des jeweils zu Erzählenden. Im Erstinterview folgte jedem Positiven eine Entwertung, im Zweitinterview wird jedem Problem ein Verweis auf dessen zumindest potentielle Lösbarkeit hinterher geschoben. Während sich bei Joy diese Vergrößerungs- bzw. Verkleinerungsstrategie auf die Komposition jeder einzelnen Episode bezieht, trifft sie im Falle von Johannes gleich die ganze Biographie – das Leben ist oder es wird von ihm inszeniert als "so 'ne Art große Konversation": Sarkasmus, Intellektualisierung, die Wendung ins Phantastische, ins Literarisch-Filmische dienen ihm zur Gestaltung eines tragikomischen Erzähl-Kunstwerks, hinter dem sein alltägliches Leben und sein Leiden an diesem Leben verschwinden, "nichtig" werden, wie er es selbst einige Male nennt. Während Johannes durch diese Erzählweise und durch die Dramatik seiner Erzählung Zuhörende gewissermaßen fesselt, schläfert Susi sie ein: Ihre Erzählung ist weder "schau" noch "krass", sondern sie erinnert in der Vagheit des "irgendwie", "irgendwo" und "irgendwann" und in der Aneinanderreihung von Fixpunkten oder in der Erzählung einer geplanten und planbaren Entwicklungs-Programmatik an jene politischen Reden, bei denen selbst die Redner(innen) abwesend und desinteressiert wirken.

In zwei Fällen – bei Johannes und Joy – wurden darüber hinaus Strategien sichtbar, die notwendig werden, wenn die Subjekte in die Enge geraten, wenn die Erzählung Krisenhaftes nicht mehr nur beiläufig berührt, sondern dieses Krisenhafte so schwer wiegt, daß es die Erzählung (zer-) stört. So ist das Zweitinterview mit Johannes von Bedrohlichem aus Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft gezeichnet, und er begegnet dem meist im Sinne der "alten" – aus dem Erstinterview bereits vertrauten – Strategien, indem er noch ausschweifender wird, noch mehr dramatisiert, seine Theorien noch weiter entfaltet. Wenn das Leben jedoch zu "krass" wird, versagen seine Entrealisierungsstrategien und seine ausschweifende Literarisierung; hinter der Lebenstheorie deutet sich die Todesangst an, und er gerät gewissermaßen auf die Gegenseite seiner früheren Textproduktion und Produktivität. Er stottert und reiht Worte und Satzfragmente nur mehr aneinander, er, der immer den Erzählfaden in der Hand hielt, wird sprachlos. Im Falle von Joy reichen in ihrer Ersterzählung die sonst genutzten Relativierungsstrategien nicht, als es um ihre Identität existentiell bedrohende Lebensereignisse ging, um eben jene, die im Zweitinterview der Strategie der Aussparung zum Opfer fielen. En passant von ihr in andere Geschichten geworfen, stehen sie "verinselt" und bezugslos in Joys Erzähl- und Lebensfluß. Auf diese Weise findet fast im Sinne eines unterirdischen und hinter ihrem Rücken sich vollziehenden Ganzseins auch Nicht-Erzählbares in die Erzählung der Subjekte.



Abschließend möchte ich – wenn auch nur noch kursorisch – versuchen, die hier aufgezeigten Erzählungen, Selbst-Konstruktionen und Erzählweisen auf den Ausgangspunkt meiner Arbeit zurückzubeziehen, d.h. auf die Identitätsdebatte(n) und den Streit zwischen einer modernen Fassung von Identität à la Erikson und einer postmodernistischen Variante via Keupp.

Eine Rückbezug auf diese Debatte war schon in der Konzeption meiner Studie angelegt, indem ich aus dem Gesamt von zwölf befragten Jugendlichen für die Zweitinterviews vier Jugendliche ausgewählt habe, von denen jeweils zwei tendenziell dem "postmodernen" und zwei dem "modernen" Typus zu ähneln schienen, ungeachtet der Zuschreibung von Gelingen oder Diffusion, die je nach Verortung der Beurteilenden in dieser Debatte mehr oder weniger seitenverkehrt ausfällt. So fand sich, ausgehend von den Erstinterviews bis in Details der Erzählweise und Interviewgestaltung, eine normative Orientierung – Loyalität bei Marion, Unterordnung und Verantwortungsabgabe bei Susi – bis hin zur "Folgsamkeit" dem Leitfaden gegenüber, bei Johannes und Joy eine Emphase auf Subjektivität und ein sich durchsetzendes Erzählverhalten, auch was die Interviewführung angeht. Ebenfalls erhebliche Divergenzen betreffen auch die Orte, die sie aufsuchen, die Referenzkulturen, die sie nennen, die für sie bedeutsam sind oder gegen die sie sich abgrenzen. Diese von mir exemplarisch ausgesuchten Geschichten bieten viele Anhaltspunkte für eine solche Pluralisierung von Lebensstilen und für eine Diversifikation von Lebensmodellen, verbunden mit unterschiedlichen, zeitlichen Planungshorizonten, wie sie in Kapitel II.2.1.2 bereits für andere und eigene frühere Arbeiten ausgeführt wurden.

Insoweit sprechen meine Befunde – wenn ich mich, ausgehend von meinen empirischen Beobachtungen, von der Frage nach der "Jugend im Plural" hin zu der nach der "Identität im Plural" bzw. nach den "pluralen Identitäten" wende – nicht gegen die Annahme einer Ausweitung und Differenzierung von Biographieverläufen und Handlungsmustern, wie sie vor allem innerhalb der biographischen und der qualitativ-empirischen Jugendforschung betont werden. Ebenfalls erkennbar ist ein zuweilen deutlich verkompliziertes Entwicklungsgeschehen für den Übergang vom Jugendlichsein und Jugendlichwerden hin zum Erwachsenensein und Erwachsenenwerden, da sich gesellschaftliche (Um-) Brüche in die Biographien einschreiben, fortschreitende Widersprüche in die Subjekte hineingenommen werden. Ich habe dies etwa in meinen abschließenden Anmerkungen zu Johannes und zu den Arbeitslosigkeitserfahrungen seiner Eltern, für Joy in ihrem Zerrissensein zwischen einem modernen und einem traditionellen Frauenbild (und all den damit verbundenen, teilweise sich widersprechenden Anforderungen) anzudeuten versucht; eine Tendenz, die sich für alle von mir untersuchten weiblichen Jugendlichen abzeichnete, weil sie trotz ihrer beruflichen Aspirationen, verbunden mit Selbstverwirklichungsansprüchen, wie selbstverständlich die Rolle der Kindererziehung für sich annehmen. Die (Selbst-) Widersprüche, in die die Jugendlichen hineingeraten, erzählen von den vielfältigen Widersprüchen, mit denen sie sich als vergesellschaftete und gesellschaftliche Wesen unter den Vorzeichen der (Post-) Moderne auseinanderzusetzen haben, ob sie sich dem nun stellen oder sich dem – auf unterschiedliche Weisen – zu entziehen versuchen.

Doch unabhängig von den Differenzen in Lebensstilen und Lebensmodellen, die in dem zuvor skizzierten Sinne eine Zuordnung von Marion und Susi zu dem modernen, von Johannes und Joy zu dem postmodernen Identitäts-Typus nahelegen könnten, war für alle vier Jugendlichen doch erkennbar, daß sie in ihren Erzählungen den Anspruch

auf eine innere Einheit formulieren, ihn aufrechterhalten und immer schon in ihren Erzählungen – so unterschiedlich diese auch ausfallen – voraussetzen.

Wenn die an den Falldarstellungen der hier vorgestellten Jugendlichen gemachten Beobachtungen – ihre Einheit als Erzähler(in) ihrer Geschichte, in denen sie Teilerzählungen entlang einer zugleich veränderlichen und stabilen Hauptlogik (um-) schreiben – auf die Frage nach Identität übersetzt und die Gesamt-Narration als Ausdruck der Ich-Geschichte genommen wird, die sich aus vielen Teil-Geschichten zusammensetzt, Geschichten aus unterschiedlichen Lebenskontexten, dann kann davon ausgegangen werden, daß die Selbstkonstruktion (und von dort aus das, was ich als mich, als meine Geschichte präsentiere) sich einer je bestimmten Sinnregel fügt, von der aus ich dann die unterschiedlichen Facettierungen meines Subjekt-Seins entwerfe, erzähle und gegen Angriffe und Verunsicherungen – im Interview also die Fragen – behaupte. Daß dem so ist, war nicht unbedingt zu erwarten, wurde doch, präventiv sozusagen, gerade eine Vielzahl von Lebensbereichen angesprochen, um genau jene Entschränkung zu ermöglichen und zudem eine Interviewvariante gewählt, die Explikationen erlauben und speziell auch Widersprüche aufdecken helfen sollte. Das von mir herausgearbeitete Vorhandensein dieser Sinnregel, einer großen biographischen Geschichte als dem Band, durch das die Episoden, die Teilerzählungen zusammengehalten werden und in dem sie sich mitunter auch gegenseitig aufschaukeln, wird auch durch die Beobachtung, daß sich die Erzählungen des Erst- und des Zweitinterviews zum Teil drastisch unterscheiden, nicht hinfällig. Denn es handelt sich in diesen Fällen nicht um zwei unabhängig voneinander stehende Ich-Erzählungen, sondern sie werden durch je individuelle und konkrete Strategien konfiguriert, und sie bewegen sich auf sie einenden Dimensionen je zentraler Lebensthemen. Insofern ist mit Jürgen Straub, an dessen Stellungnahmen zur Identitätsdiskussion ich im Laufe meiner Arbeit des öfteren angeschlossen habe, festzuhalten, daß "die Annahme, ich könnte aus zwei zeitlich aufeinander folgenden Selbstn bestehen, entweder ein übertrieben dramatisch gestaltetes Bild [ist] oder sie ist völlig falsch. Sie steht in Widerspruch zu den strukturellen Merkmalen eines Selbst" (Straub 1996, S.71). Meine Befunde widersprechen dem Konzept der Aufspaltung in verschiedene "Selbste" und der damit verbundenen "Vorstellung, ich bestünde synchron aus zwei (oder mehr) Selbstn oder hätte vielerlei 'Identitäten'" (a.a.O.), die in unterschiedlichen Lebens- und Handlungsbereichen mehr oder weniger (un-) friedlich koexistierten, ebenso wie der mit dieser Vorstellung postulierten Verabschiedung von Ganzheitsmodellen, vom "big sense". Denn auch wenn es ein grundsätzlich anderes Modell ist, das etwa Johannes in seiner Stilisierung des Rebellentums oder das Susi in ihrer Stilisierung der fügsamen Tochter entwirft, gibt es doch in jedem einzelnen nicht einfach ganz unterschiedliche (Zustände von) Identitäten (für Beruf, Familie etc.), sondern unterschiedlich Gewichtetes, das für die einzelne Person gleichwohl integriert scheint.

Von daher inschiere ich vor dem Hintergrund meiner Arbeit – sowohl in ihrer empirischen, als auch in ihrer theoretischen Erörterung – auf einem Konzept von Identität als mit-sich-Identisch-Sein, als einem über die Zeit kohärenten Gefühl von sich selbst, und damit auf Identität in ihrer psychologischen Fassung. Ich bin mir dabei bewußt, daß es in meinem Falle – wie in anderen Fällen – notwendig auch eine Frage des Zuschnitts des theoretischen und empirischen Verständnisses ist, mithin auch dessen, was unter Identität gefaßt wird, die am Ende darüber entscheidet, zu welchen Aussagen ich gelange. Von diesem Zuschnitt ausgehend und ihn gleichwohl kritisch reflektierend – und in dem Bemühen, ihn gegen die Widersprüche des Empirischen soweit irgend

möglich offenzuhalten – halte ich ein Verständnis von Identität als dem Gefühl der Einheit und der Selbheit für unerlässlich, das (so im Falle von Joy und von Johannes) selbst dann nicht notwendig verloren geht, wenn die Sinn- und Weltbezüge, denen sich ein Individuum zu stellen hat, krisenhaft werden. Der Umschlag von einer "Jugend im Plural" zur "pluralen Identität" bedeutete hier ein vorschnelles Preisgeben: Die Auflösung der Einheitsjugendlichen, das Überhandnehmen einer "Jugend im Plural", endet nicht zwangsläufig in einer postmodernen Nicht-Identität.

# Literatur

- Abels, Heinz (1993). *Jugend vor der Moderne. Soziologische und psychologische Theorien des 20. Jahrhunderts*. Opladen: Leske + Budrich.
- Adler, Matthias (1993). *Enopsychoanalyse. Das Unbewusste in Wissenschaft und Kultur* (mit einem Geleitwort von Sven Olaf Hoffmann). Stuttgart: Schattauer.
- Allerbeck, Klaus R. & Hoag, Wendy J. (1984). Umfragereplikation als Messung sozialen Wandels. *Jugend 1962 – 1983. Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 36, 755-772.
- Allerbeck, Klaus R. & Hoag, Wendy J. (1986a). *Jugend ohne Zukunft? Einstellungen, Umwelt, Lebensperspektiven* (4. Auflage). München: Piper.
- Allerbeck, Klaus R. & Hoag, Wendy J. (1986b). Adolescents' changing values in a changing society. In Rainer K. Silbereisen, Klaus Eyferth & Georg Rudinger (Hrsg.), *Development as action in context. Problem behavior and normal youth development* (S. 187-201). Berlin: Springer.
- Angehrn, Emil (1985). *Geschichte und Identität*. Berlin: de Gruyter.
- Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen (Hrsg.) (1973). *Alltagswissen, Interaktion und gesellschaftliche Wirklichkeit*. 2 Bände. Opladen. (Ausgabe 1981)
- Archer, Sally L. & Waterman, Alan S. (1993). Identity status interview: Early and middle adolescent form. In James E. Marcia, Alan S. Waterman, David R. Matteson, Sally L. Archer & Jacob L. Orlofsky (Hrsg.), *Ego identity. A handbook for psychosocial research* (S. 285-302). New York: Springer.
- Argelander, Hermann (1978). Das psychoanalytische Erstinterview und seine Methode. Ein Nachtrag zu Freuds Fall "Katharina". *Psyche*, 32, 1089-1098.
- Baacke, Dieter (1983). *Die 13- bis 18jährigen: Einführung in Probleme des Jugendalters* (3., durchgesehene und erheblich erweiterte Auflage). Weinheim: Beltz.
- Baacke, Dieter (1987). *Jugend und Jugendkultur. Darstellung und Deutung*. Weinheim: Juventa.
- Baacke, Dieter & Schulze, Theodor (Hrsg.) (1985). *Pädagogische Biographieforschung*. Weinheim: Beltz.
- Baethge, Martin, Schomburg, Harald & Voskamp, Ulrich (1983). *Jugend und Krise – Krise aktueller Jugendforschung*. Frankfurt/M.: Campus.
- Baethge, Martin; Hantsche, Birgit; Pellull, Wolfgang & Voskamp, Ulrich (1988). *Jugend: Arbeit und Identität. Lebensperspektiven und Interessenorientierungen von Jugendlichen*. Opladen: Leske + Budrich.
- Baker, Carolyn D. (1983). A "second look" at interviews with adolescents. *Journal of Youth and Adolescence*, 12, 501-519.
- Baltes, Paul B. (Hrsg.; unter Mitarbeit von Lutz H. Eckensberger) (1979). *Entwicklungspsychologie der Lebensspanne*. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Barkhaus, Annette; Mayer, Matthias; Roughley, Neil & Thürnau, Donatus (1996). Zur Einführung [Teil IV. Postindustrielle Identität zwischen Auflösung und Neukonstitution]. In Annette Barkhaus, Matthias Mayer, Neil Roughley & Donatus Thürnau (Hrsg.), *Identität, Leiblichkeit, Normativität. Neue Horizonte anthropologischen Denkens* (S. 315-321). Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Beck, Ulrich (1986). *Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine neue Moderne*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Beck, Ulrich (1994). Jenseits von Stand und Klasse. In Ulrich Beck & Elisabeth Beck-Gernsheim (Hrsg.), *Risikante Freiheiten. Individualisierung in modernen Gesellschaften* (S. 43-60). Frankfurt/M.: Suhrkamp. (Orig. 1983)
- Beck, Ulrich (1995). Eigenes Leben. Skizzen zu einer biographischen Gesellschaftsanalyse. In Ulrich Beck, Wilhelm Vossenkuhl & Ulf Erdmann Ziegler (Hrsg.), *Eigenes Lebens. Ausflüge in die unbekannte Gesellschaft, in der wir leben* (S. 9-15). München: Beck.
- Beck, Ulrich & Beck-Gernsheim, Elisabeth (Hrsg.) (1994). *Risikante Freiheiten. Individualisierung in modernen Gesellschaften*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Becker, Helmut (1989). Das DFG-Schwerpunktprogramm "Pädagogische Jugendforschung": Anmerkungen zu Ausschreibung und Verlauf. In Wilfried Breyvogel (Hrsg.), *Pädagogische Jugendforschung* (S. 259-264). Opladen: Leske + Budrich.
- Becker, Helmut & May, Michael (1985). Unterschiedliche soziale Milieus von Jugendlichen in ihrer Konstitution von Sozialräumen. In Rolf Lindner & Hans-Hermann Wiebe (Hrsg.), *Verborgene im Licht. Neues zur Jugendfrage* (S. 154-184). Frankfurt/M.: Syndikat.
- Behnken, Imbke & Zinnecker, Jürgen (1992). Lebenslaufereignisse, Statuspassagen und biographische Muster in Kindheit und Jugend. In Jugendwerk der Deutschen Shell (Hrsg.), *Jugend '92, Bd.2: Im Spiegel der Wissenschaften* (S. 127-143). Opladen: Leske + Budrich.

- Bellenbaum, Rainer (unter Mitarbeit von Günter Mey) (1987). *Meller 88. Portrait einer Punk-WG* [Video-dokumentarfilm]. Osnabrück: (VHS, 62min.)
- Bergold, Jarg B. & Flick, Uwe (Hrsg.) (1987). *Einsichten. Zugänge zur Sicht des Subjekts mittels qualitativer Forschung*. Tübingen: DGVt.
- Bernfeld, Siegfried (1923). Über die typische Form der männlichen Pubertät. In ders. (1971), *Antiautoritäre Erziehung und Psychoanalyse. Ausgewählte Schriften* (herausgegeben von Lutz von Werder & Reinhart Wolff) Bd.3 (S. 750-767). Frankfurt/M.: März.
- Bernfeld, Siegfried (1929). Der soziale Ort und seine Bedeutung für Neurose, Verwahrlosung und Pädagogik. In ders. (1969), *Antiautoritäre Erziehung und Psychoanalyse. Ausgewählte Schriften* (herausgegeben von Lutz von Werder & Reinhart Wolff) Bd.1 (S. 198-211). Frankfurt/M.: März.
- Bernfeld, Siegfried (1978). *Trieb und Tradition im Jugendalter. Kulturpsychologische Studien an Tagebüchern*. Frankfurt/M.: päd.-extra. (Orig. 1931)
- Blasi, Augusto (1993). Die Entwicklung der Identität und ihre Folgen für moralisches Handeln. In Wolfgang Edelstein, Gertrud Nunner-Winkler & Gil Noam (Hrsg.), *Moral und Person* (S. 119-147). Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Blücher, Viggo Graf (1966). *Junge Menschen heute*. Köln: Kiepenheuer & Witsch.
- Bock, Marlene (1991). Jugendprotest-Forschung. Theorie und Praxis einer psychosozialen Perspektive und einer psychoanalytisch-hermeneutischen Methodik. In Arno Combe & Werner Helsper (Hrsg.), *Hermeneutische Jugendforschung* (S. 157-174). Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Bohleber, Werner (1996). Einführung in die psychoanalytische Adoleszenzforschung. In Werner Bohleber (Hrsg.), *Adoleszenz und Identität* (S. 7-40). Stuttgart: Verlag Internationale Psychoanalyse.
- Böhm, Andreas (1991). Vorschläge zur psychologischen Textinterpretation. *Bericht aus dem interdisziplinären Forschungsprojekt Atlas, TU Berlin*, Nr. 91-1.
- Böhm, Andreas; Braun, Friedrich & Pishwa, Hanna (1990). Offene Interviews. Dokumentation, Transkription und Datenschutz. *Arbeitsmaterialien des interdisziplinären Forschungsprojekts ATLAS am Institut für Psychologie der Technischen Universität Berlin*.
- Böhm, Andreas; Legewie, Heiner & Muhr, Thomas (1992). Kursus Textinterpretation: Grounded Theory. *Bericht aus dem interdisziplinären Forschungsprojekt Atlas, TU Berlin*, Nr. 92-3.
- Böhme, Gernot (1996). Selbstsein und derselbe sein. Über ethische und sozialtheoretische Voraussetzungen von Identität. In Annette Barkhaus, Matthias Mayer, Neil Roughley & Donatus Thürnaul (Hrsg.), *Identität, Leiblichkeit, Normativität. Neue Horizonte anthropologischen Denkens* (S. 322-340). Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Bohnsack, Ralf (1993). *Rekonstruktive Sozialforschung. Einführung in die Methodologie und Praxis qualitativer Forschung* (2. überarbeitete Auflage). Opladen: Leske + Budrich.
- Boos-Nünning, Ursula (1986). Qualitative Interviews in der Ausländerforschung. Wissenschaftler – Interviewer – Ausländische Befragte. In Jürgen H. P. Hoffmeyer-Zlotnik (Hrsg.), *Qualitative Methoden der Datenerhebung in der Arbeitsmigrantenforschung* (S. 42-77). Mannheim: FRG.
- Bortz, Jürgen (unter Mitarbeit von Dieter Bongers) (1984). *Lehrbuch der empirischen Forschung für Sozialwissenschaftler*. Berlin: Springer.
- Bortz, Jürgen & Döring, Nicola (1995). *Forschungsmethoden und Evaluation* (2., vollständig überarbeitete und aktualisierte Auflage). Berlin: Springer.
- Bourdieu, Pierre (1982). *Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft*. Frankfurt/M.: Suhrkamp. (Orig. 1979)
- Breuer, Franz (1996a). Theoretische und methodologische Grundlinien unseres Forschungsstils. In Franz Breuer (Hrsg.), *Qualitative Psychologie. Grundlagen, Methoden und Anwendung eines Forschungsstils* (S. 14-40). Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Breuer, Franz (Hrsg.) (1996b). *Qualitative Psychologie. Grundlagen, Methoden und Anwendung eines Forschungsstils*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Breuer, Franz (1999a/i.Dr.). Probleme human- und sozialwissenschaftlicher Erkenntnismethoden: viel Verwirrung – einige Vorschläge. In Norbert Groeben (Hrsg.), *Zur Programmatik einer sozialwissenschaftlichen Psychologie*. Band 1: Metatheoretische Perspektiven/2. Halbband. Münster: Aschendorff. (Manuskriptfassung)
- Breuer, Franz (1999b). Einleitung: Marginale Personen, prekäre Identitäten In Franz Breuer (Hrsg.), *Abseits!? Marginale Personen – prekäre Identitäten* (S. 3-6). Münster: Lit.
- Breyvogel, Wilfried (Hrsg.) (1989). *Pädagogische Jugendforschung*. Opladen: Leske + Budrich.

- Breyvogel, Wilfried & Helsper, Werner (1986). Überlegungen zur Theorie des Subjekts. In Wilhelm Heitmeyer (Hrsg.), *Interdisziplinäre Jugendforschung. Fragestellungen, Problemlagen, Neuorientierungen* (S. 173-190). Weinheim: Juventa.
- Bronfenbrenner, Urie (1976). *Ökologische Sozialisationsforschung*. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Bronfenbrenner, Urie (1981). *Die Ökologie der menschlichen Entwicklung: Natürliche und geplante Experimente*. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Brose, Hans Georg & Hildenbrand, Bruno (Hrsg.). *Vom Ende des Individuums zur Individualität ohne Ende*. Opladen: Leske + Budrich.
- Bruder, Almuth & Bruder, Klaus Jürgen (1984). *Jugend. Psychologie einer Kultur*. München: Urban & Schwarzenberg.
- Bruner, Jerome S. (1997). *Sinn, Kultur und Ich-Identität. Zur Kulturpsychologie des Sinns*. Heidelberg: Auer. (Orig. 1990)
- Bruner, Jerome S. (1998). Vergangenheit und Gegenwart als narrative Konstruktionen. Was ist gewonnen und was verloren, wenn Menschen auf narrative Weise Sinn bilden. In Jürgen Straub (Hrsg.), *Erzählung, Identität und historisches Bewußtsein. Die psychologische Konstruktion von Zeit und Geschichte* (S. 46-80). Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Bude, Heinz (1984). Rekonstruktion von Lebenskonstruktionen – eine Antwort auf die Frage, was die Biographieforschung bringt. In Martin Kohli & Günther Robert (Hrsg.), *Biographie und soziale Wirklichkeit. Neue Beiträge und Forschungsperspektiven* (S. 7-28). Stuttgart: Metzler.
- Bude, Heinz (1985). Der Sozialforscher als Narrationsanimateur. Anmerkungen zu einer erzähltheoretischen Fundierung der interpretativen Sozialforschung. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 37, 327-336.
- Bude, Heinz (1990). Was sagt der Anfang eines offenen Interviews über die Lebenskonstruktion einer Rheumakranken? In Gerd Jüttemann (Hrsg.), *Komparative Kasuistik* (S. 281-226). Heidelberg: Asanger.
- Bühler, Charlotte (1929). *Das Seelenleben des Jugendlichen. Versuch einer Analyse und Theorie der psychischen Pubertät* (5. verbesserte Auflage) Jena: Fischer.
- Bühler, Johann-Christoph von (1990). *Die gesellschaftliche Konstruktion des Jugendalters. Zur Entstehung der Jugendforschung am Beginn des 20. Jahrhunderts*. Weinheim: Deutscher Studien Verlag.
- Bungard, Walter (Hrsg.) (1980). *Die "gute" Versuchsperson denkt nicht. Artefakte in der Sozialpsychologie*. München: Urban & Schwarzenberg.
- Cavalli, Alessandro (1988). Zeiterfahrungen. Versuch einer Typologie. *Argument* 168, 187-197.
- CCCS (1976). Selbstdarstellung des Centre of Contemporary Cultural Studies (CCCS). *Ästhetik & Kommunikation. Beiträge zur politischen Erziehung*, 24, 35-38.
- Charmaz, Kathy (1995). Grounded theory. In Jonathan A. Smith, Rom Harré & Luc Van Langenhove (Hrsg.), *Rethinking Methods in Psychology* (S. 27-49). London: Sage.
- Clarke, John; Cohen, Phil; Corrigan, Paul; Garber, Jenny; Hall, Stuart; Hebdige, Dick; Jefferson, Tony; McCron, Robin; McRobbie, Angela; Murdock, Graham; Parker, Howard & Roberts, Brian (1979). *Jugendkultur als Widerstand. Milieus, Rituale, Provokationen* (herausgegeben von Axel Honneth, Rolf Lindner & Rainer Paris). Frankfurt/M.: Syndikat.
- Cohn, Ruth C. (1991). *Von der Psychoanalyse zur themenzentrierten Interaktion. Von der Behandlung einzelner zu einer Pädagogik für alle* (10. Auflage). Stuttgart: Klett-Cotta.
- Coleman, John (1984). *Eine neue Theorie der Adoleszenz*. In Erhard Olbrich & Eberhard Todt (Hrsg.), *Probleme des Jugendalters. Neuere Sichtweisen* (S. 49-67). Berlin: Springer.
- Coleman, John (1989). The focal theory of adolescence. A psychological perspective. In Klaus Hurrelmann & Uwe Engel (Hrsg.), *The social world of adolescents. International perspectives* (S. 43-56). Berlin: de Gruyter.
- Combe, Arno & Helsper, Werner (Hrsg.) (1991a). *Hermeneutische Jugendforschung*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Combe, Arno & Helsper, Werner (Hrsg.) (1991b). Hermeneutische Ansätze in der Jugendforschung: Überlegungen zum fallrekonstruktiven Modell erfahrungswissenschaftlichen Handelns. In Arno Combe & Werner Helsper (Hrsg.), *Hermeneutische Jugendforschung* (S. 231-256). Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Coté, James E. & Levine, Charles (1988). A critical examination of the ego identity status paradigm. *Developmental review*, 8, 147-184.

- Darmstädter, Tim & Mey, Günter (1997). Lieber nicht glücklich. Alternative Lesarten in der identitätstheoretischen Diskussion. *Forschungsbericht aus der Abteilung Psychologie im Institut für Sozialwissenschaften der Technischen Universität Berlin*, Nr. 97-2.
- Darmstädter, Tim & Mey, Günter (1998). Identität im Selbstwiderspruch oder "Die Schizophrenie des Lebens". Theoretische und empirische Einwände gegen "postmoderne" Konzeptualisierungsversuche von Identität. *Psychologie & Gesellschaftskritik*, 22(4), 65-94.
- De Levita, David J. (1971). *Der Begriff der Identität*. Frankfurt/M.: Suhrkamp. (Orig. 1965)
- Denzin, Norman K. (1989). *The research act* (3. überarbeitete Auflage). Englewood Cliffs: Prentice Hall.
- Devereux, Georges (1973). *Angst und Methode in den Verhaltenswissenschaften*. München: Hanser. (Orig. 1967)
- Dreher, Eva & Dreher, Michael (1985a). Entwicklungsaufgaben im Jugendalter. Bedeutsamkeit und Bewältigungskonzepte. In Detlef Liepmann & Arne Stiksrud (Hrsg.), *Entwicklungsaufgaben im Jugendalter* (S. 56-70). Göttingen: Hogrefe.
- Dreher, Eva & Dreher, Michael (1985b). Wahrnehmung und Bewältigung von Entwicklungsaufgaben im Jugendalter. Fragen, Ergebnisse und Hypothesen zu einem Konzept einer Entwicklungs- und Pädagogischen Psychologie des Jugendalters. In Rolf Oerter (Hrsg.), *Lebensbewältigung im Jugendalter* (S. 30-61). Weinheim: edition psychologie.
- Dreher, Eva & Oerter, Rolf (1986). Children's and adolescents' conceptions of adulthood: The changing view of a crucial developmental task. In Rainer K. Silbereisen, Klaus Eyferth & Georg Rudinger (Hrsg.), *Development as action in context* (S. 109-120). Berlin: Springer.
- du Bois-Reymond, Manuela & Oechsle, Mechthild (Hrsg.) (1990a). *Neue Jugendbiographie? Zum Strukturwandel der Jugendphase*. Opladen: Leske + Budrich.
- du Bois-Reymond, Manuela & Oechsle, Mechthild (1990b). Jugendforscher streiten sich – statt einer Einleitung. In Manuela du Bois-Reymond & Mechthild Oechsle (Hrsg.), *Neue Jugendbiographien? Zum Strukturwandel der Jugendphase* (S. 7-24) Opladen: Leske + Budrich.
- Dudek, Peter (1990). *Jugend als Objekt der Wissenschaften. Geschichte der Jugendforschung in Deutschland und Österreich*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Ehlert, Martin; Müller, Hermann & Nölke, Eberhard (1991). Der Absturz des Überfliegers – Biographie- und psychoanalytische Überlegungen zur Geschichte eines Scheiterns. In Arno Combe & Werner Helsper (Hrsg.), *Hermeneutische Jugendforschung* (S. 129-156). Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Erdheim, Mario (1984). *Die gesellschaftliche Produktion von Unbewußtheit. Eine Einführung in den ethno-psychoanalytischen Prozeß*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Erdheim, Mario (1988). Adoleszenz zwischen Familie und Kultur. In ders., *Die Psychoanalyse und das Unbewußte in der Kultur. Aufsätze 1980-1987* (S. 191-214). Frankfurt/M.: Suhrkamp. (Orig. 1983)
- Erdheim, Mario (1989). Subjektivität als Erkenntnismedium und ihre Krisen im Forschungsprozeß. In Wilfried Breyvogel (Hrsg.), *Pädagogische Jugendforschung* (S. 81-93). Opladen: Leske + Budrich.
- Erdheim, Mario (1993). Psychoanalytische Ansätze in der Jugendforschung. In Heinz-Hermann Krüger (Hrsg.), *Handbuch der Jugendforschung* (2. erweiterte Auflage, S. 91-108). Opladen: Leske + Budrich.
- Erdheim, Mario (1996). Psychoanalyse, Adoleszenz und Nachträglichkeit. In Werner Bohleber (Hrsg.), *Adoleszenz und Identität* (S. 83-102). Stuttgart: Verlag Internationale Psychoanalyse. (Orig. 1993)
- Erdheim, Mario (1998). Adoleszenzkrise und institutionelle Systeme. Kulturtheoretische Überlegungen. In Roland Apsel (Hrsg.), *Ethnopschoanalyse. Bd. 5: Jugend und Kulturwandel* (S. 9-30). Frankfurt/M.: Brandes & Apsel.
- Erikson, Erik H. (1971). *Kindheit und Gesellschaft* (4. Auflage). Stuttgart: Klett. (Orig. 1950)
- Erikson, Erik H. (1974a). *Identität und Lebenszyklus* (2. Auflage). Frankfurt/M.: Suhrkamp. (Orig. 1959)
- Erikson, Erik H. (1974b). *Jugend und Krise. Die Psychodynamik im sozialen Wandel* (2. Auflage). Stuttgart: Klett. (Orig. 1968)
- Erikson, Erik H. (1982). *Lebensgeschichte und historischer Augenblick*. Frankfurt/M.: Suhrkamp. (Orig. 1975)
- Ettrich, Klaus Udo (1996). Jugendalter – Kapitelübersicht. In Klaus Udo Ettrich & Mauri Fries (Hrsg.), *Lebenslange Entwicklung in sich wandelnden Zeiten* (S. 170-172). Landau: Verlag Empirische Pädagogik.
- Ewert, Otto (1983). *Entwicklungspsychologie des Jugendalters*. Stuttgart: Kohlhammer.
- Fend, Helmut (1988). *Sozialgeschichte des Aufwachsens. Bedingungen des Aufwachsens und Jugendgestalten im 20. Jahrhundert*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

- Fend, Helmut (1990). *Vom Kind zum Jugendlichen. Der Übergang und seine Risiken*. (Entwicklungspsychologie der Adoleszenz in der Moderne. Bd. 1). Bern: Huber.
- Fend, Helmut (1991). *Identitätsentwicklung in der Adoleszenz. Lebensentwürfe, Selbstfindung und Weltaneignung in beruflichen, familiären und politisch-weltanschaulichen Bereichen* (Entwicklungspsychologie der Adoleszenz in der Moderne. Bd. 2). Bern: Huber.
- Fend, Helmut (1994). *Die Entdeckung des Selbst und die Verarbeitung der Pubertät* (Entwicklungspsychologie der Adoleszenz in der Moderne. Bd. 3). Bern: Huber.
- Ferchhoff, Wilfried (1986). Zur Differenzierung qualitativer Sozialforschung. Vergleich von qualitativer und quantitativer Jugendforschung. In Wilhelm Heitmeyer (Hrsg.), *Interdisziplinäre Jugendforschung. Fragestellungen, Problemlagen, Neuorientierungen* (S. 215-244). Weinheim: Juventa.
- Ferchhoff, Wilfried & Neubauer, Georg (1997). *Patchwork-Jugend. Eine Einführung in postmoderne Sichtweisen*. Opladen: Leske + Budrich.
- Filipp, Sigrun-Heide (Hrsg.) (1981). *Kritische Lebensereignisse*. München: Urban & Schwarzenberg.
- Fischer, Arthur (1997). Konzeption der Studie. In Jugendwerk der Deutschen Shell (Hrsg.), *Jugend '97. Zeitperspektiven, gesellschaftliches Engagement, politische Orientierungen* (S. 25-31). Opladen: Leske + Budrich.
- Fischer, Arthur & Münchmeier, Richard (1997). Vorwort der Autoren. In Jugendwerk der Deutschen Shell (Hrsg.), *Jugend '97. Zeitperspektiven, gesellschaftliches Engagement, politische Orientierungen* (S. 9-10). Opladen: Leske + Budrich.
- Fischer, Arthur; Fuchs, Werner & Zinnecker, Jürgen (1981). Zusammenfassung der wichtigsten Ergebnisse. In Jugendwerk der Deutschen Shell (Hrsg.), *Jugend '81. Bd. I: Lebensentwürfe, Alltagskulturen, Zukunftsbilder* (S. 14-24). Hamburg: Jugendwerk der Deutschen Shell.
- Flammer, August (1996). *Entwicklungstheorien. Psychologische Theorien der menschlichen Entwicklung* (2. vollständig überarbeitete Auflage). Bern: Huber.
- Flick, Uwe (1987). Methodenangemessene Gütekriterien in der qualitativ interpretativen Forschung. In Jarg B. Bergold & Uwe Flick (Hrsg.), *Einsichten – Zugänge zur Sicht des Subjekts mittels qualitativer Forschung* (S. 247-262). Tübingen: DGVT.
- Flick, Uwe (1991a). Stationen des qualitativen Forschungsprozesses. In Uwe Flick, Ernst von Kardorff, Heiner Keupp, Lutz von Rosenstiel & Stephan Wolff (Hrsg.), *Handbuch qualitative Sozialforschung* (S. 148-173). München: PVU.
- Flick, Uwe (1991b). Fallorientierte Auswahl. Erfahrungen und Verfahrensvorschläge zum "theoretical sampling" bei Interviewstudien. *Forschungsbericht aus dem Institut für Psychologie der Technischen Universität Berlin*, Nr. 2/91.
- Flick, Uwe (1992). Qualitative Methoden. Stand und Perspektiven der Diskussion. *Forschungsbericht aus dem Institut für Psychologie der Technischen Universität Berlin*, Nr. 4/92.
- Flick, Uwe (1995). *Qualitative Forschung. Theorien, Methoden, Anwendung in Psychologie und Sozialwissenschaften*. Reinbek: Rowohlt.
- Flick, Uwe; von Kardorff, Ernst; Keupp, Heiner; von Rosenstiel, Lutz & Wolff, Stephan (Hrsg.) (1991). *Handbuch qualitative Sozialforschung*. Weinheim: PVU.
- Frank, Lawrence K. (1939). Time perspectives. *Journal of Social Philosophy*, 4, 293-312.
- Freud, Sigmund (1918). Aus der Geschichte einer infantilen Neurose. In ders. (1969), *Studienausgabe Bd. VIII: Zwei Kinderneurosen* (S. 125-231). Frankfurt/M.: Fischer.
- Frey, Hans-Peter & Haußer, Karl (1987a). Entwicklungslinien sozialwissenschaftlicher Identitätsforschung. In Hans-Peter Frey & Karl Haußer (Hrsg.), *Identität* (S. 3-25). Stuttgart: Enke.
- Frey, Hans-Peter & Haußer, Karl (Hrsg.) (1987b). *Identität*. Stuttgart: Enke.
- Friedrich, Walter & Müller, Harry (1980). *Zur Psychologie der 12- bis 22jährigen. Resultate einer Intervallstudie*. Berlin: VEB Deutscher Verlag für Wissenschaften.
- Fuchs, Werner (1984). *Biographische Forschung*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Fuchs-Heinritz, Werner (1990). Ergebnisse biographischer Studien zur Jugendphase. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, Sonderband 31, 58-91. (Manuskriptfassung)
- Fuchs-Heinritz, Werner (1993). Methoden und Ergebnisse der qualitativ orientierten Jugendforschung. In Heinz-Hermann Krüger (Hrsg.), *Handbuch der Jugendforschung* (2. erweiterte Auflage, S. 249-275). Opladen: Leske + Budrich.
- Fuchs-Heinritz, Werner & Krüger, Heinz-Hermann (1991). *Feste Fahrpläne durch die Jugendphase? Jugendbiographie heute*. Opladen: Leske + Budrich.



- Fuchs-Heinritz, Werner; Krüger, Heinz-Hermann & Ecarius, Jutta (1990). Feste Fahrpläne durch die Jugendphase? In Manuela du Bois-Reymond & Mechthild Oechsle (Hrsg.), *Neue Jugendbiographie? Zum Strukturwandel der Jugendphase* (S. 25-39). Opladen: Leske + Budrich.
- Fuhrer, Urs & Josephs, Ingrid E. (1999). Einleitung: Persönliche Dinge tragen zur Identitätsentwicklung bei! In Urs Fuhrer & Ingrid E. Josephs (Hrsg.), *Persönliche Objekte, Identität und Entwicklung* (S. 7-15). Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Geertz, Clifford (1991). *Dichte Beschreibung. Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme* (2. Auflage). Frankfurt/M.: Suhrkamp. (Orig. 1983)
- Gergen, Kenneth J. (1998). Erzählung, moralische Identität und historisches Bewußtsein. Eine sozialkonstruktivistische Darstellung. In Jürgen Straub (Hrsg.), *Erzählung, Identität und historisches Bewußtsein. Die psychologische Konstruktion von Zeit und Geschichte* (S. 170-202). Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Gergen, Kenneth J. & Gergen, Mary M. (1988). Narrative and the self in relationship. In Leonard Berkowitz (Hrsg.), *Advances in experimental social psychology* (S. 15-56). New York: Academic Press.
- Glaser, Barney G. (1978). *Theoretical Sensitivity*. Mill-Valley: University of California.
- Glaser, Barney G. & Strauss, Anselm L. (1967). *The discovery of grounded theory. Strategies for qualitative research*. New York: Aldine de Gruyter.
- Glaser, Barney G. & Strauss, Anselm L. (1971). *Status passage*. Chicago: Aldine.
- Glaser, Barney G. & Strauss, Anselm L. (1979). Die Entdeckung gegenstandsbegründeter Theorie. In Christel Hopf & Elmar Weingarten (Hrsg.), *Qualitative Sozialforschung* (S. 91-112). Stuttgart: Klett-Cotta. (Orig. 1965)
- Gmür, Wolfgang & Höfer, Renate (1991). Neue Identitäten? Identitätsentwicklung junger Erwachsener vor dem Hintergrund gesellschaftlicher Individualisierung und diskontinuierlicher Erwerbskarrieren. *Materialien des Teilprojekts A6 des Sonderforschungsbereichs 333 der Ludwig-Maximilians-Universität München*, Nr. 7.
- Gmür, Wolfgang & Straus, Florian (1993). Die Netzwerkperspektive in der Jugendforschung. Beispiel einer Netzwerkanalyse. *Materialien des Teilprojekts A6 des Sonderforschungsbereichs 333 der Ludwig-Maximilians-Universität München*, Nr. 28.
- Gmür, Wolfgang; Höfer, Renate; Keupp, Heiner; Stiemert, Sigrid & Straus, Florian (1988). Diskontinuierliche Erwerbsverläufe, Identitätsentwicklung und soziale Netzwerke junger Erwachsener. *Materialien des Teilprojekts A6 des Sonderforschungsbereichs 333 der Ludwig-Maximilians-Universität München*, Nr. 1.
- Görlitz, Dietmar (1981). Entwicklungsresistenz von Theorien und Alltagsmeinungen. In Hans-Joachim Fietkau & Dietmar Görlitz (Hrsg.), *Umwelt und Alltag in der Psychologie* (S. 41-65). Weinheim: Beltz.
- Görlitz, Dietmar (1998). Werner augmented. A comment on Seymour Wapner's "A holistic, developmental, systems-oriented perspective: Child-environment relations". In Dietmar Görlitz, Hans Joachim Harloff, Günter Mey & Jaan Valsiner (Hrsg.), *Children, cities, and psychological theories. Developing relationships* (S. 301-314). Berlin: de Gruyter.
- Griese, Hartmut (1982). Die psychoanalytische Theorie: Erik H. Erikson. In ders., *Sozialwissenschaftliche Jugendtheorien. Eine Einführung* (2. erweiterte Auflage, S. 64-77). Weinheim: Beltz.
- Grimm, Eva (1984). Die Jugend aus der psychoanalytischen Sicht Mario Erdheims. *Psychologie & Gesellschaftskritik*, 29/30, 65-80.
- Guit, Harry & von Rooijen, Erwin (1990). Zeitstrukturierung bei Jugendlichen. Eine Studie aus den Niederlanden. In Manuela du Bois-Reymond & Mechthild Oechsle (Hrsg.), *Neue Jugendbiographie? Zum Strukturwandel der Jugendphase* (S. 41-58). Opladen: Leske + Budrich.
- Habermas, Tilmann (1997). Autobiographisches Erinnern und Identität. In Heinz Mandl (Hrsg.), *Bericht über den 40. Kongreß der Deutschen Gesellschaft für Psychologie in München. Schwerpunktthema: Wissen und Handeln* (S. 248-253). Göttingen: Hogrefe.
- Hantsche, Birgit (1990). Veränderte Sozialisationsmuster in der Adoleszenz. Welchen Stellenwert hat Arbeit für die Identität von Jugendlichen. In Manuela du Bois-Reymond & Mechthild Oechsle (Hrsg.), *Neue Jugendbiographie? Zum Strukturwandel der Jugendphase* (S. 59-78). Opladen: Leske + Budrich.
- Haußer, Karl (1995). *Identitätspsychologie*. Berlin: Springer.
- Haußer, Karl (1997). Identitätsentwicklung – vom Phasenuniversalismus zur Erfahrungsverarbeitung. In Heiner Keupp & Renate Höfer (Hrsg.), *Identitätsarbeit heute. Klassische und aktuelle Perspektiven der Identitätsforschung* (S. 120-134). Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Havighurst, Robert J. (1982). *Developmental tasks and education* (7. Auflage). New York: Longmans, Green & Co. (Orig. 1948)

- Hegener, Wolfgang (1998). Das Individuum und seine Welt. Eine Persönlichkeitstheorie. 3., erweiterte und verbesserte Auflage, von Hans Thomae (Rezension). *Journal für Psychologie* 6(2), 91-93.
- Heinemeier, Siegfried (1991). *Zeitstrukturkrisen. Biographische Interviews mit Arbeitslosen*. Opladen: Leske + Budrich.
- Heinze, Thomas (1995). *Qualitative Sozialforschung. Erfahrungen, Probleme und Perspektiven* (3., überarbeitete und erweiterte Auflage). Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Heitmeyer, Wilhelm (Hrsg.) (1986). *Interdisziplinäre Jugendforschung. Fragestellungen, Problemlagen, Neuorientierungen*. Weinheim: Juventa.
- Heitmeyer, Wilhelm & Olk, Thomas (1990). Das Individualisierungstheorem – Bedeutung für die Vergesellschaftung von Jugendlichen. In Wilhelm Heitmeyer & Thomas Olk (Hrsg.), *Individualisierung von Jugend* (S. 11-34). Weinheim: Juventa.
- Helsper, Werner (1983). Identität in der Nicht-Identität. Immer anders, immer neu. In Wilfried Breyvogel (Hrsg.), *Autonomie und Widerstand* (S. 85-97). Essen: Rigodon.
- Helsper, Werner (1991a). Das imaginäre Selbst der Adoleszenz: Der Jugendliche zwischen Subjektentfaltung und dem Ende des Selbst. In Werner Helsper (Hrsg.), *Jugend zwischen Moderne und Postmoderne* (S. 73-94). Opladen: Leske + Budrich.
- Helsper, Werner (1991b). Strukturwandel der Jugendphase: Zu den veränderten Bedingungen jugendlichen Aufwachsens. In Werner Helsper, Hermann J. Müller, Eberhard Nölke & Arno Combe, *Jugendliche Außenseiter. Zur Rekonstruktion gescheiterter Bildungs- und Ausbildungsverläufe* (S. 14-36). Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Helsper, Werner (1991c). Jugend im Diskurs von Moderne und Postmoderne. In Werner Helsper (Hrsg.), *Jugend zwischen Moderne und Postmoderne* (S. 11-38). Opladen: Leske + Budrich.
- Helsper, Werner (1997). Das "postmoderne Selbst" – ein neuer Subjekt- und Jugend-Mythos? Reflexionen anhand religiöser jugendlicher Orientierungen. In Heiner Keupp & Renate Höfer (Hrsg.), *Identitätsarbeit heute. Klassische und aktuelle Perspektiven der Identitätsforschung* (S. 174-206). Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Helsper, Werner; Müller, Hermann J.; Nölke, Eberhard & Combe, Arno (1991). *Jugendliche Außenseiter. Zur Rekonstruktion gescheiterter Bildungs- und Ausbildungsverläufe*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Hermanns, Harry (1991). Narratives Interview. In Uwe Flick, Ernst von Kardorff, Heiner Keupp, Lutz von Rosenstiel & Stephan Wolff (Hrsg.), *Handbuch qualitative Sozialforschung* (S. 182-185). München: PVU.
- Hermer, Matthias (1997). Zur Konstruktion von Identität in der therapeutischen Begegnung. *Verhaltenstherapie & psychosoziale Praxis*, 29, 485-503.
- Hitzler, Ronald & Honer, Anne (1994). Bastelexistenz. Über subjektive Konsequenzen der Individualisierung. In Ulrich Beck & Elisabeth Beck-Gernsheim (Hrsg.), *Risikante Freiheiten. Individualisierung in modernen Gesellschaften* (S. 307-315). Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Höfer, Renate & Seitz, Rita (1994). Ganz normal. Zum Normalitätsanspruch jugendlicher Identitätsprojekte. *Materialien des Teilprojekts A6 des Sonderforschungsbereichs 333 der Ludwig-Maximilians-Universität München*, Nr. 32.
- Höfer, Renate; Keupp, Heiner & Stiemert, Sigrid (1990). Junge Erwachsene zwischen Identitätsverlust und Patchwork-Identität. *Materialien des Teilprojekts A6 des Sonderforschungsbereichs 333 der Ludwig-Maximilians-Universität München*, Nr. 6.
- Hoffmann-Riem, Christa (1980). Die Sozialforschung einer interpretativen Soziologie. Der Datengewinn. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 32, 339-372.
- Hopf, Christel (1978). Die Pseudo-Exploration – Überlegungen zur Technik qualitativer Interviews in der Sozialforschung. *Zeitschrift für Soziologie*, 7(2), 97-115.
- Hopf, Christel (1991). Qualitative Interviews in der Sozialforschung. Ein Überblick. In Uwe Flick, Ernst von Kardorff, Heiner Keupp, Lutz von Rosenstiel & Stephan Wolff (Hrsg.), *Handbuch qualitative Sozialforschung* (S. 177-182). München: PVU.
- Hopf, Christel & Müller, Walter (1994). Zur Entwicklung der empirischen Sozialforschung in der Bundesrepublik Deutschland. *ZUMA-Nachrichten*, 35/18, 28-53.
- Hopf, Christel & Weingarten, Elmar (Hrsg.) (1979). *Qualitative Sozialforschung*. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Hoppe-Graff, Siegfried (1989). Die Tagebuchaufzeichnung: Plädoyer für eine vergessene Form der Längsschnittbeobachtung. In Heidi Keller (Hrsg.), *Handbuch der Kleinkindforschung* (S. 233-251). Berlin: Springer.

- Hoppe-Graff, Siegfried (1998). Tagebücher, Gespräche und Erzählungen: Zugänge zum Verstehen von Kindern und Jugendlichen. In Heidi Keller (Hrsg.), *Lehrbuch Entwicklungspsychologie* (S. 261-294). Bern: Huber.
- Hornstein, Walter (1970). Aspekte und Dimensionen erziehungswissenschaftlicher Theorien zum Jugendalter. In Friedhelm Neidhardt, Rudolf Bergius, Tobias Brocher, Dietlind Eckensberger, Walter Hornstein, Leopold Rosenmayr & Werner Loch, *Jugend im Spektrum der Wissenschaften. Beiträge zur Theorie des Jugendalters* (S. 151-201). München: Juventa.
- Hornstein, Walter (1985). Jugend-Forschung. Kennt sie die Jugend? In DJI (Hrsg.), *Immer diese Jugend. Ein zeitgeschichtliches Mosaik. 1945 bis heute* (S. 351-362). München: Kösel.
- Hornstein, Walter (1988). Strukturwandel der Jugendphase in der Bundesrepublik Deutschland. Kritik eines Konzepts und weiterführende Perspektiven. In Wilfried Ferchhoff & Thomas Olk (Hrsg.), *Jugend im internationalen Vergleich. Sozialhistorische und soziokulturelle Perspektiven* (S. 70-92). Weinheim: Juventa.
- Hurrelmann, Klaus (1983). Das Modell des produktiv realitätsverarbeitenden Subjekts in der Sozialisationsforschung. *Zeitschrift für Sozialisationsforschung und Erziehungssoziologie*, 3, 91-103.
- Hurrelmann, Klaus (1991). Jugend. In Uwe Flick, Ernst von Kardorff, Heiner Keupp, Lutz von Rosenstiel & Stephan Wolff (Hrsg.), *Handbuch qualitative Sozialforschung* (S. 358-362). München: PVU.
- Hurrelmann, Klaus (1994). *Lebensphase Jugend. Eine Einführung in die sozialwissenschaftliche Jugendforschung*. Weinheim: Juventa.
- Jaeggi, Eva; Faas, Angelika & Mruck, Katja (1998). Denkverbote gibt es nicht! Vorschlag zur interpretativen Auswertung kommunikativ gewonnener Daten. *Forschungsbericht aus der Abteilung für Psychologie im Institut für Sozialwissenschaften der Technischen Universität Berlin*, Nr. 98-2.
- Jaeggi, Eva; Klotter, Christoph; Möller, Heidi & Mruck, Katja (1999/i.Dr.). Qualitative Forschung: Wege, Irrwege und Illusionen. *Forschungsbericht aus der Abteilung für Psychologie im Institut für Sozialwissenschaften der Technischen Universität Berlin*. (Manuskriptfassung)
- Janig, Herbert (1985). Die Konstituierung des psychologischen Jugendbegriffs und ihre Folgen. In Arne Stiksrud & Frauke Wobit (Hrsg.), *Adoleszenz und Postadoleszenz. Beiträge zur angewandten Jugendpsychologie* (S. 14-18). Eschborn: Fachbuchhandlung für Psychologie.
- Joas, Hans (1996). Kreativität und Autonomie. Die soziologische Identitätskonzeption und ihre postmoderne Herausforderung. In Annette Barkhaus, Matthias Mayer, Neil Roughley & Donatus Thürnau (Hrsg.), *Identität, Leiblichkeit, Normativität. Neue Horizonte anthropologischen Denkens* (S. 357-369). Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Josephs, Ingrid E. (1997). Entwicklung ist Entwicklung ist Entwicklung: Über die Notwendigkeit, alte und neue Impulse in der Entwicklungspsychologie neu zu diskutieren. In *Newsletter Entwicklungspsychologie*, 97-2, 11-17. (Internetversion)
- Jugendwerk der Deutschen Shell (Hrsg.) (1981). *Jugend '81: Lebensentwürfe, Alltagskulturen, Zukunftsbilder*. 3 Bände. Hamburg: Jugendwerk der Deutschen Shell AG.
- Jugendwerk der Deutschen Shell (Hrsg.) (1985). *Jugendliche und Erwachsene '85. Generationen im Vergleich. Bd. I: Biographien, Orientierungsmuster, Perspektiven*. Leverkusen: Leske + Budrich.
- Jugendwerk der Deutschen Shell (Hrsg.) (1992). *Jugend '92*. 5 Bände. Opladen: Leske + Budrich.
- Jugendwerk der Deutschen Shell (Hrsg.) (1997). *Jugend '97. Zeitperspektiven, gesellschaftliches Engagement, politische Orientierungen*. Opladen: Leske + Budrich.
- Jüttemann, Gerd (Hrsg.) (1985). *Qualitative Forschung in der Psychologie. Grundlagen, Verfahrensweisen, Anwendungsfelder*. Weinheim: Beltz.
- Jüttemann, Gerd (1992). *Psyche und Subjekt. Für eine Psychologie jenseits von Dogma und Mythos*. Reinbek: Rowohlt.
- Jüttemann, Gerd & Thomae, Hans (Hrsg.) (1987). *Biographie und Psychologie*. Berlin: Springer
- Jüttemann, Gerd & Thomae, Hans (Hrsg.) (1998). *Biographische Methoden in den Humanwissenschaften*. Weinheim: Beltz/PVU.
- Kastner, Peter (1985). *Adoleszenz, Postadoleszenz und soziokulturelles System*. Tübingen: Dissertation, Fakultät für Sozial- und Verhaltenswissenschaften, Eberhard-Karls-Universität.
- Keller, Heidi (Hrsg.) (1998). *Lehrbuch Entwicklungspsychologie*. Bern: Huber.
- Kettner, Matthias (1997). Nachträglichkeit. Freuds brisante Erinnerungstheorie. *Handlung, Kultur, Interpretation. Bulletin für Psychologie und Nachbarwissenschaften*, 10, 147-174.
- Keupp, Heiner (1988). Auf dem Weg zur Patchwork-Identität. *Verhaltenstherapie & psychosoziale Praxis*, 4/88, 425-438.

- Keupp, Heiner (1989). Auf der Suche nach der verlorenen Identität. In Heiner Keupp & Helga Bilden (Hrsg.), *Verunsicherungen. Das Subjekt im gesellschaftlichen Wandel* (S. 47-69). Göttingen: Hogrefe.
- Keupp, Heiner (1994). Ambivalenzen postmoderner Identität. In Ulrich Beck & Elisabeth Beck-Gersheim (Hrsg.), *Risikante Freiheiten. Individualisierung in modernen Gesellschaften* (S. 336-350). Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Keupp, Heiner (1996). Vorwort. In Wolfgang Kraus, *Das erzählte Selbst. Die narrative Konstruktion von Identität in der Spätmoderne* (S. VII-X). Pfaffenweiler: Centaurus.
- Keupp, Heiner (1997a). Diskursarena Identität: Lernprozesse in der Identitätsforschung. In Heiner Keupp & Renate Höfer (Hrsg.), *Identitätsarbeit heute. Klassische und aktuelle Perspektiven der Identitätsforschung* (S. 11-39). Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Keupp, Heiner (1997b). Von der (Un-) Möglichkeit erwachsen zu werden – Jugend heute als "Kinder der Freiheit" oder als "verlorene Generation". *Journal für Psychologie* 5(4), 36-54.
- Keupp, Heiner (1997c). Von der (Un-) Möglichkeit erwachsen zu werden – Jugend zwischen Multioptionalität und Identitätsdiffusion. *Gemeindepsychologie-Rundbrief Nr. 1/97*, 10-25.
- Keupp, Heiner (1997d). Psychosoziales Handeln in der postmodernen Gesellschaft: von den schicksalsmächtigen Meta-Erzählungen zu den eigenwilligen Geschichten vom "aufrechten Gang". *Verhaltenstherapie & psychosoziale Praxis*, 29, 41-66.
- Kleining, Gerhard (1982). Umriß zu einer Methodologie qualitativer Sozialforschung. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 34, 224-253.
- Kleining, Gerhard (1991). Methodologie und Geschichte qualitativer Sozialforschung. In Uwe Flick, Ernst von Kardorff, Heiner Keupp, Lutz von Rosenstiel & Stephan Wolff (Hrsg.), *Handbuch qualitative Sozialforschung* (S. 11-22). München: PVU.
- Kleining, Gerhard (1995). *Lehrbuch entdeckende Sozialforschung, Bd. I: Von der Hermeneutik zur qualitativen Heuristik*. München: PVU.
- Knebel, Barbara & Lüdemann, Silke (1995). *Formen der Zeitorientierung (Zeitbewußtsein) bei jungen Frauen in einer Übergangssituation. Eine themenvergleichende Untersuchung im Ost- und Westteil Berlins*. Diplomarbeit am Institut für Psychologie der Technischen Universität Berlin.
- Kochinka, Alexander (1997). Über das Reden vom Gestern – und über das Zuhören. *Handlung, Kultur, Interpretation. Bulletin für Psychologie und Nachbarwissenschaften*, 11, 132-143.
- Kochinka, Alexander (1998). *Zur Strukturanalyse von Erzähltexten*. Universität Hannover, Institut für Psychologie und Soziologie in den Erziehungswissenschaften, Abteilung Psychologie: Forschungsbericht Nr. 2.
- König, Rene (1984). Soziologie und Ethnologie. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Sonderheft 26: Ethnologie als Sozialwissenschaft*, 17-35.
- Kohli, Martin (1988). Normalbiographie und Individualität: Zur institutionellen Dynamik des gegenwärtigen Lebenslaufregimes. In Hans Georg Brose & Bruno Hildenbrand (Hrsg.), *Vom Ende des Individuums zur Individualität ohne Ende* (S. 33-53). Opladen: Leske + Budrich.
- Kohr, Hans-Ulrich (1992). Zeit-, Lebens- und Zukunftsorientierungen. In Jugendwerk der Deutschen Shell (Hrsg.), *Jugend '92, Bd.2: Im Spiegel der Wissenschaften* (S. 145-168). Opladen: Leske + Budrich.
- Krappmann, Lothar (1997). Die Identitätsproblematik nach Erikson aus einer interaktionistischen Sicht. In Heiner Keupp & Renate Höfer (Hrsg.), *Identitätsarbeit heute. Klassische und aktuelle Perspektiven der Identitätsforschung* (S. 66-92). Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Kraus, Wolfgang (1991). Patchwork-Identität als forschungsmethodisches Problem. Beschreibung eines Methodeninventars. *Materialien des Teilprojekts A6 des Sonderforschungsbereichs 333 der Ludwig-Maximilians-Universität München*, Nr. 11.
- Kraus, Wolfgang (1996). *Das erzählte Selbst. Die narrative Konstruktion von Identität in der Spätmoderne*. Pfaffenweiler: Centaurus.
- Kraus, Wolfgang & Mitzscherlich, Beate (1995). Identitätsdiffusion als kulturelle Anpassungsleistung. Erste Ergebnisse zu Veränderungen der Identitätsentwicklung. *Psychologie in Erziehung und Unterricht*, 42, 65-72.
- Kraus, Wolfgang & Mitzscherlich, Beate (1997). Abschied vom Großprojekt. Normative Grundlagen der empirischen Identitätsforschung in der Tradition von James E. Marcia und die Notwendigkeit ihrer Reformulierung. In Heiner Keupp & Renate Höfer (Hrsg.), *Identitätsarbeit heute. Klassische und aktuelle Perspektiven der Identitätsforschung* (S. 149-173). Frankfurt/M.: Suhrkamp.

- Kreutz, Henrik & van Beuningen, Ute (1989) Untersuchungsformen, Erhebungstechniken und Auswertungsformen. In Manfred Markeska & Rosemarie Nave-Herz (Hrsg.), *Handbuch der Familien- und Jugendforschung. Bd.2: Jugendforschung* (S. 219-243). Neuwied: Luchterhand.
- Krüger, Heinz-Hermann (1989). Qualitative Jugendforschung. Historische Entwicklungslinien, Forschungsrichtungen, Perspektiven. In Josef Held (Hrsg.), *Subjektbezogene Jugendforschung* (S. 1-11). Hamburg: Argument.
- Krüger, Heinz-Hermann (1991). Neue Wege durch die Jugendphase. Historische Ungleichzeitigkeiten und biographische Pluralität – zum Wechselverhältnis von Biographieanalyse und Modernisierungstheorie. In Arno Combe & Werner Helsper (Hrsg.), *Hermeneutische Jugendforschung* (S. 13-26). Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Krüger, Heinz-Hermann (1993a). Geschichte und Perspektiven der Jugendforschung. Historische Entwicklungslinien und Bezugspunkte für eine theoretische und methodische Neuorientierung. In Heinz-Hermann Krüger (Hrsg.), *Handbuch der Jugendforschung* (2., erweiterte Auflage, S. 17-30). Opladen: Leske + Budrich.
- Krüger, Heinz-Hermann (1993b). Theoretische und methodische Grundlagen der historischen Jugendforschung. In Heinz-Hermann Krüger (Hrsg.), *Handbuch der Jugendforschung* (2., erweiterte Auflage, S. 279-303). Opladen: Leske + Budrich.
- Krüger, Heinz-Hermann (Hrsg.) (1993c). *Handbuch der Jugendforschung* (2., erweiterte Auflage). Opladen: Leske + Budrich.
- Krüger, Heinz-Hermann & Marotzki, Winfried (Hrsg.) (1996). *Erziehungswissenschaftliche Biographieforschung* (2. Auflage). Opladen: Leske + Budrich.
- Krüger, Heinz-Hermann & Wensierski, Hans-Jürgen von (1991). Jugend – Zeit: Kontinuität und Diskontinuität in jugendlichen Biographieverläufen. In Werner Helsper (Hrsg.), *Jugend zwischen Moderne und Postmoderne* (S. 241-254). Opladen: Leske + Budrich.
- Lamnek, Siegfried (1993a). *Qualitative Sozialforschung. Bd.1 Methodologie* (2., überarbeitete Auflage). Weinheim: Beltz/PVU.
- Lamnek, Siegfried (1993b). *Qualitative Sozialforschung. Bd.2 Methoden und Techniken* (2., überarbeitete Auflage). Weinheim: Beltz/PVU.
- Laplanche, Jean & Pontalis, Jean-Bertrand (1986). *Das Vokabular der Psychoanalyse* (7. Auflage). Frankfurt/M.: Suhrkamp. (Orig. 1972)
- Laucken, Uwe (1996). Semantische Räume. Die Entcartesierung des Geistes. *Handlung, Kultur, Interpretation. Bulletin für Psychologie und Nachbardisziplinen*, 9, 158-215.
- Laucken, Uwe (1997). Vom Nutzen der Sozialpsychologie in einer geschäftigen Zeit. Eindrücke und Gedanken. *Handlung, Kultur, Interpretation. Bulletin für Psychologie und Nachbardisziplinen*, 11, 145-161.
- Lazarus, Richard S. (1981). Streß und Streßbewältigung – ein Paradigma. In Sigrun-Heide Filipp (Hrsg.), *Kritische Lebensereignisse* (S. 198-232). München: Urban & Schwarzenberg.
- Legewie, Heiner (1987). Interpretation und Validierung biographischer Interviews. In Gerd Jüttemann & Hans Thomae (Hrsg.), *Biographie und Psychologie* (S. 138-150). Berlin: Springer.
- Legewie, Heiner (1991). Krise der Psychologie oder Psychologie der Krise? *Psychologie & Gesellschaftskritik*, 15(1), 13-29
- Legewie, Heiner (1998). *Sozialer Wandel, Gesundheit und die Zukunft der Couch*. Berlin. (Manuskript)
- Lenz, Karl (1986). *Alltagswelten von Jugendlichen: eine empirische Studie über jugendliche Handlungstypen*. Frankfurt/M.: Campus.
- Lenz, Karl (1988). *Die vielen Gesichter der Jugend. Jugendliche Handlungstypen in biographischen Portraits*. Frankfurt/M.: Campus.
- Lenz, Karl (1990). Jugend im Plural. Theoretische Grundlagen, Methodik und Ergebnisse aus einem Forschungsprojekt. In Manuela du Bois-Reymond & Mechtilde Oechsle (Hrsg.), *Neue Jugendbiographie? Zum Strukturwandel der Jugendphase* (S. 115-134). Opladen: Leske + Budrich.
- Lenz, Karl (1991). Prozeßstrukturen biographischer Verläufe in der Jugendphase und danach. Methodische Grundlagen einer qualitativen Längsschnittstudie. In Arno Combe & Werner Helsper (Hrsg.), *Hermeneutische Jugendforschung* (S. 50-70). Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Lenz, Karl (1992). Angekommen in der eigenen Familie – Biografien mit Militär. In Jugendwerk der Deutschen Shell (Hrsg.), *Jugend '92, Bd.1: Gesamtdarstellung und biographische Portraits* (S. 125-140). Opladen: Leske + Budrich.

- Lenz, Karl (1995). Lebenswege durch die Jugendphase. Ein Ost-West-Vergleich. In Wilfried Ferchhoff, Uwe Sander & Ralf Vollbrecht (Hrsg.), *Jugendkulturen – Faszination und Ambivalenz. Einblicke in jugendliche Lebenswelten. Festschrift für Dieter Baacke zum 60. Geburtstag* (S. 146-160). Weinheim: Junfermann.
- Lenzen, Dieter (1991). Moderne Jugendforschung und postmoderne Jugend. Was leistet noch das Identitätskonzept? In Werner Helsper (Hrsg.), *Jugend zwischen Moderne und Postmoderne* (S. 41-56). Opladen: Leske + Budrich.
- Lerner, Richard M. (1984). Jugendliche als Produzenten ihrer eigenen Entwicklung. In Erhard Olbrich & Eberhard Todt (Hrsg.), *Probleme des Jugendalters. Neuere Sichtweisen* (S. 69-87). Berlin: Springer.
- Lessing, Helmut (1985). Der Jugendforscher als Subjekt. Meine Beziehung zur Jugendforschung. In Georg Christoph Tholen & Rosa-M. Winheim (Hrsg.), *Zeichen ohne Botschaft. Verliert die Forschung ihre Jugend?* (S. 77-81). Frankfurt/M.: extrabuch.
- Liebel, Manfred (1985). König Subjekt. Anmerkungen zur subjektiven Jugendforschung. In Georg Christoph Tholen & Rosa-M. Winheim (Hrsg.), *Zeichen ohne Botschaft. Verliert die Forschung ihre Jugend?* (S. 77-81). Frankfurt/M.: extrabuch.
- Lüders, Christian & Reichertz, Jo (1986). Wissenschaftliche Praxis ist, wenn alles funktioniert und keiner weiß warum – Bemerkungen zur Entwicklung qualitativer Sozialforschung. *Sozialwissenschaftliche Literaturrundschau*, 12, 90-102.
- Marcia, James E. (1966) Development and validation of ego identity status. *Journal of Personality and Social Psychology*, 3, 551-558.
- Marcia, James E. (1980). Identity in adolescence. In Joseph Adelson (Hrsg.), *Handbook of adolescent psychology* (S. 159-187). New York: Wiley.
- Marcia, James E. (1989). Identity diffusion differentiated. In M. A. Luszcz & T. Nettelbeck (Hrsg.), *Psychological development across the life-span* (S. 289-295). North-Holland: Elsevier.
- Marcia, James E. (1993a). The status of the statuses: Research review. In James E. Marcia, Alan S. Waterman, David R. Matteson, Sally L. Archer & Jacob L. Orlofsky (Hrsg.), *Ego identity. A handbook for psychosocial research* (S. 22-41). New York: Springer.
- Marcia, James E. (1993b). The ego-identity status approach to ego-identity. In James E. Marcia, Alan S. Waterman, David R. Matteson, Sally L. Archer & Jacob L. Orlofsky (Hrsg.), *Ego identity. A handbook for psychosocial research* (S. 3-21). New York: Springer.
- Marcia, James E. & Archer, Sally L. (1993). Identity status interview: Late adolescent college form. In James E. Marcia, Alan S. Waterman, David R. Matteson, Sally L. Archer & Jacob L. Orlofsky (Hrsg.), *Ego identity. A handbook for psychosocial research* (S. 303-317). New York: Springer.
- Markefka, Manfred (1989). Jugend und Jugendforschung in der Bundesrepublik. In Manfred Markefka & Rosemarie Nave-Herz (Hrsg.), *Handbuch der Familien- und Jugendforschung. Bd.2: Jugendforschung* (S. 19-40). Neuwied: Luchterhand.
- Markefka, Manfred & Nave-Herz, Rosemarie (Hrsg.) (1989). *Handbuch der Familien- und Jugendforschung. Bd.2: Jugendforschung*. Neuwied: Luchterhand.
- May, Michael (1986). Provokation Punk. Versuch einer Neufassung des Stilbegriffs in der Jugendforschung. Frankfurt/M.: Brandes & Apsel.
- May, Michael & Prondczynsky, Andreas von (1993). Kulturtheoretische Ansätze in der Jugendforschung. In Heinz-Hermann Krüger (Hrsg.), *Handbuch der Jugendforschung* (2., erweiterte Auflage, S. 159-177). Opladen: Leske + Budrich.
- Mayring, Phillip (1988). *Qualitative Inhaltsanalyse* (2. Auflage). Weinheim: Beltz.
- Mayring, Phillip (1993). *Einführung in die qualitative Sozialforschung* (2. Auflage). Weinheim: Beltz/PVU.
- McAdams, Dan P. (1985). *Power and intimacy*. New York: Guildford.
- McAdams, Dan P. (1993). *The stories of we live by. Myth and the making of the self*. New York.
- Meeus, Wim (1993). Toward a psychosocial analysis of adolescent identity. An evaluation of the epigenetic theory (Erikson) and the identity status model (Marcia). In Wim Meeus, Martijn de Goede, Willem Kox & Klaus Hurrelmann (Hrsg.), *Adolescence, Careers, and Culture* (S. 55-75). Berlin: de Gruyter.
- Mey, Günter (1995). Zeitperspektiven und Biographieplanung. *Forschungsbericht aus dem Institut für Psychologie der Technischen Universität Berlin*, Nr. 6/95.
- Mey, Günter (1996). Adoleszenz in der Moderne. In Klaus Udo Ettrich & Mauri Fries (Hrsg.), *Lebenslange Entwicklung in sich wandelnden Zeiten* (S. 173-179). Landau: Verlag Empirische Pädagogik.

- Mey, Günter & Görhlitz, Dietmar (1996). Erzählte Lebensstationen. Zeitperspektiven bei Psychologiestudentinnen. In Klaus Udo Eitrich & Mauri Fries (Hrsg.), *Lebenslange Entwicklung in sich wandelnden Zeiten* (S. 323-329). Landau: Verlag Empirische Pädagogik.
- Mey, Günter & Mruck, Katja (1997a). Repeating the case for an expanded understanding of methods in psychology again and again. *Culture and psychology*, 3, 89-97.
- Mey, Günter & Mruck, Katja (1997b). Auf dem Weg in eine neue Psychologie ...!? *Handlung, Kultur, Interpretation. Bulletin für Psychologie und Nachbardisziplinen*, 10, 116-126.
- Mey, Günter & Mruck, Katja (1998). A traveller through psychology. An interview with Jaan Valsiner. *Studia Jagellonica Humani Cultus Progressus*, 4(1), 61-100.
- Mey, Günter & Wallbrecht, Günter (1988). *Hyde-Park. Dokumente eines Wandels* [Videodokumentarfilm]. Osnabrück. (VHS, 63 min.)
- Miller, Patrica (1993). *Theorien der Entwicklung*. Heidelberg: Spektrum. (Orig. 1983)
- Mönks, Franz J. (1981). Das Jugendalter im Lichte psychologischer Forschung. In Herbert Janig (Hrsg.), *Jugend heute – betreut oder selbstbestimmt* (S. 21-44). München: Kösel.
- Montada, Leo (1982). Themen, Traditionen, Trends. In Rolf Oerter & Leo Montada (Hrsg.), *Entwicklungspsychologie* (S. 3-88). München: Urban & Schwarzenberg.
- Montada, Leo (1987). Themen, Traditionen, Trends. In Rolf Oerter & Leo Montada (Hrsg.), *Entwicklungspsychologie* (2. neu bearbeitete Auflage; S. 1-86). München: Urban & Schwarzenberg.
- Montada, Leo (1995). Fragen, Konzepte, Perspektiven. In Rolf Oerter & Leo Montada (Hrsg.), *Entwicklungspsychologie* (3. vollständig überarbeitete Auflage; S. 1-83). Weinheim: Beltz/PVU.
- Mruck, Katja (1999). "Stets ist es die Wahrheit, die über alles gebietet, doch ihre Bedeutung wandelt sich." Zur Konzeptualisierung von Forschungsobjekt, Forschungssubjekt und Forschungsprozeß in der Geschichte der Wissenschaften. Münster: Lit.
- Mruck, Katja & Mey, Günter (1996a). Qualitative Forschung und das Fortleben des Phantoms der Störungsfreiheit. *Journal für Psychologie*, 4(3), 3-21.
- Mruck, Katja & Mey, Günter (1996b). Überlegungen zu qualitativer Methodologie und qualitativer Forschungspraxis. Die Kehrseite psychologischer Forschungsberichte. *Forschungsbericht aus dem Institut für Psychologie der Technischen Universität Berlin*, Nr. 1/96.
- Mruck, Katja & Mey, Günter (1998). Selbstreflexivität und Subjektivität im Auswertungsprozeß biographischer Materialien – zum Konzept einer "Projektwerkstatt qualitativen Arbeitens" zwischen Colloquium, Supervision und Interpretationsgemeinschaft. In Gerd Jüttemann & Hans Thomae (Hrsg.), *Biographische Methoden in den Humanwissenschaften* (S. 284-306). Weinheim: Beltz/PVU.
- Mruck, Katja & Mey, Günter (1999/i.Dr.). Qualitative Forschung. In Frank Jacobi & Andreas Poldrack (Hrsg.), *Klinisch-Psychologische Forschung*. Göttingen: Hogrefe
- Muckel, Petra (1996). Selbstreflexivität und Subjektivität im Forschungsprozeß. In Franz Breuer (Hrsg.), *Qualitative Psychologie. Grundlagen, Methoden und Anwendung eines Forschungsstils* (S. 61-78). Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Münchmeier, Richard (1998). "Entstrukturierung" der Jugendphase. Zum Strukturwandel des AufwachSENS und zu den Konsequenzen für Jugendforschung und Jugendtheorie. *Aus Politik und Zeitgeschichte (Beilage zur Wochenzeitung Das Parlament)*, 31/98, 3-13.
- Neidhardt, Friedhelm; Bergius, Rudolf; Brocher, Tobias; Eckensberger, Dietlind; Hornstein, Walter; Rosenmayr, Leopold & Loch, Werner (1970). *Jugend im Spektrum der Wissenschaften. Beiträge zur Theorie des Jugendalters*. München: Juventa.
- Neubauer, Walter (1989). Selbstbilder, Selbstwertgefühle und Lebensentwürfe junger Menschen. In Manfred Marckka & Rosemarie Nave-Herz (Hrsg.), *Handbuch der Familien- und Jugendforschung. Bd.2: Jugendforschung* (S. 519-533). Darmstadt: Luchterhand.
- Neuenschwander, Markus (1995). *Überprüfung von Entwicklungsphasen der persönlichen Identität im Jugendalter*. (unveröffentlichtes Manuskript des gleichnamigen Vortrags auf der 12. Tagung der Fachgruppe Entwicklungspsychologie der Deutschen Gesellschaft für Psychologie in Leipzig; 28.9.1995)
- Nickel, Horst (1974). *Entwicklungspsychologie des Kindes- und Jugendalters*. Bd. 1 (2. Auflage). Bern: Huber.
- Nickel, Horst (1979). *Entwicklungspsychologie des Kindes- und Jugendalters*. Bd. 2 (3. durchgesehene Auflage). Bern: Huber.
- O'Connell, Daniel C. & Kowal, Sabine (1995). Basic principles of transcription. In Jonathan A. Smith, Rom Harré & Luc Van Langenhove (Hrsg.), *Rethinking Methods in Psychology* (S. 93-105). London: Sage.

- Oechsle, Mechthild (1990). Von der Selbstverleugnung zur Selbstverwirklichung. Ein neues kulturelles Modell. In Manuela du Bois-Reymond & Mechthild Oechsle (Hrsg.), *Neue Jugendbiographie? Zum Strukturwandel der Jugendphase* (S. 155-173). Opladen: Leske + Budrich.
- Oerter, Rolf (1979). Entwicklung im Jugendalter. Ein umweltorientierter Ansatz. In Hellgard Rauh (Hrsg.), *Jahrbuch der Entwicklungspsychologie 1/1979* (S. 83-156). Stuttgart: Klett-Cotta.
- Oerter, Rolf (1985). Die Anpassung von Jugendlichen an die Struktur von Arbeit und Beruf. In Rolf Oerter (Hrsg.), *Lebensbewältigung im Jugendalter* (S. 69-110). Weinheim: edition psychologie.
- Oerter, Rolf (1987). Jugendalter. In Rolf Oerter & Leo Montada (Hrsg.), *Entwicklungspsychologie. Ein Lehrbuch* (2., neu bearbeitete Auflage, S. 265-338). München/Weinheim: PVU.
- Oerter, Rolf (1988). Lebenslagen und Entwicklungschancen des Jugendlichen im Spiegel seines Denkens. In Wilfried Ferchhoff & Thomas Olk (Hrsg.), *Jugend im internationalen Vergleich. Sozialhistorische und soziokulturelle Perspektiven* (S. 107-123). Weinheim: Juventa.
- Oerter, Rolf (1990). Subject's implicit anthropology. A determinant of mental and physical health. In Klaus Hurrelmann & Friedrich Lösel (Hrsg.), *Health hazards in adolescence* (S. 91-113). Berlin: de Gruyter.
- Oerter, Rolf & Dreher, Eva (1995). Jugendalter. In Rolf Oerter & Leo Montada (Hrsg.), *Entwicklungspsychologie* (3. vollständig überarbeitete Auflage; S. 310-395). Weinheim: Beltz/PVU.
- Oerter, Rolf & Montada, Leo (Hrsg.) (1982). *Entwicklungspsychologie*. München: Urban & Schwarzenberg.
- Oerter, Rolf & Montada, Leo (Hrsg.) (1987). *Entwicklungspsychologie* (2., neu bearbeitete Auflage). München: Urban & Schwarzenberg.
- Oerter, Rolf & Montada, Leo (Hrsg.) (1995). *Entwicklungspsychologie* (3. vollständig überarbeitete Auflage). Weinheim: Beltz/PVU.
- Oevermann, Ulrich (1988). Eine exemplarische Fallrekonstruktion zum Typus versozialwissenschaftlicher Identitätsformationen. In Hans Georg Brose & Bruno Hildenbrand (Hrsg.), *Vom Ende des Individuums zur Individualität ohne Ende* (S. 243-286). Opladen: Leske + Budrich.
- Olbrich, Erhard & Todt, Eberhard (Hrsg.). *Probleme des Jugendalters. Neuere Sichtweisen*. Berlin: Springer.
- Olk, Thomas (1985). Jugend und gesellschaftliche Differenzierung – Zur Entstrukturierung der Jugendphase. *Zeitschrift für Pädagogik, Beiheft 19*, 290-301.
- Parin, Paul (1986). Die äußeren und inneren Verhältnisse. Ethnopschoanalytische Betrachtungen. In Hans-Martin Lohmann (Hrsg.), *Die Psychoanalyse auf der Couch* (S. 293-310). Frankfurt/M.: Fischer.
- Perspektiven der Psychologie. Eine Standortbestimmung (1996). Weinheim: Beltz/PVU.
- Petermann, Franz (1987). Daten, Dimensionen, Verfahrensweisen. In Rolf Oerter & Leo Montada (Hrsg.), *Entwicklungspsychologie* (2. neu bearbeitete Auflage; S. 1017-1060). München: Urban & Schwarzenberg.
- Petermann, Franz (1995). Methodische Grundlagen der Entwicklungspsychologie. In Rolf Oerter & Leo Montada (Hrsg.), *Entwicklungspsychologie* (3. vollständig überarbeitete Auflage; S. 1147-1176). Weinheim: Beltz/PVU.
- Peters, Meinolf (1988). Bewältigungsforschung und Adoleszenz. In Leokadia Brüderl (Hrsg.), *Belastende Lebenssituationen. Untersuchungen zur Bewältigungs- und Entwicklungsforschung* (S. 23-36). Weinheim: Juventa.
- Plattner, Ilse E. (1989). Zeitbewußtsein im Lebenslauf. Zur entwicklungspsychologischen Relevanz des Zeitbewußtseins. *Augsburger Berichte zur Entwicklungspsychologie und Pädagogischen Psychologie*, 39.
- Plattner, Ilse E. (1990). *Zeitbewußtsein und Lebensgeschichte*. Heidelberg: Asanger.
- Polkinghorne, Donald E. (1998). Narrative Psychologie und Geschichtsbewußtsein. Beziehungen und Perspektiven. In Jürgen Straub (Hrsg.), *Erzählung, Identität und historisches Bewußtsein. Die psychologische Konstruktion von Zeit und Geschichte* (S. 12-45). Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Prinz, Wolfgang (1994). Fünf Thesen zur sogenannten Erneuerung der sogenannten Psychologie. In Angela Schorr (Hrsg.), *Die Psychologie und die Methodenfrage. Reflexionen zu einem zeitlosen Thema* (S. 3-9). Göttingen: Hogrefe.
- Projektgruppe Jugendbüro (1977a). *Subkultur und Familie als Orientierungsmuster. Zur Lebenswelt von Hauptschülern* (2. Auflage). München: Juventa.
- Projektgruppe Jugendbüro (1977b). *Die Lebenswelt von Hauptschülern. Ergebnisse einer Untersuchung*. München: Juventa.



- Rauschenbach, Brigitte (1996). Von uns selbst aber sprechen wir. Störenfried Subjektivität als Symptom und Methode unserer Zeit. In Martin Heinze & Stephan Priebe (Hrsg.), *Störenfried "Subjektivität". Subjektivität und Objektivität als Begriffe psychiatrischen Denkens* (S. 15-42). Würzburg: Königshausen & Neumann.
- Richter, Claus (Hrsg.) (1979). *Die überflüssige Generation. Jugend zwischen Apathie und Aggression*. Königstein: Athenäum.
- Richter, Horst Eberhard (1981). Die neue Sensibilität. 19 Thesen über die Hintergründe der Jugendbewegung. In Michael Haller (Hrsg.), *Aussteigen oder rebellieren. Jugendliche gegen Staat und Gesellschaft* (S. 238-242). Hamburg: Rowohlt/Spiegel-Buch.
- Rosenthal, Gabriele (1987). "... wenn alles in Scherben fällt ...". *Von Leben und Sinnwelt der Kriegsgeneration. Typen biographischer Wandlungen*. Opladen: Leske + Budrich.
- Schäfer, Jutta (1995). Glossar qualitativer Verfahren. *Veröffentlichungsreihe des Berliner Forschungsbundes Public Health, Nr. 95-1*.
- Schelsky, Helmut (1963). *Die skeptische Generation. Eine Soziologie der deutschen Jugend*. Düsseldorf: Diederichs. (Orig. 1957)
- Schneider, Frank (1993). *Jugendbiographie im Wandel. Eine qualitative Untersuchung zum Wandel der Jugendphase unter besonderer Berücksichtigung der subjektiven Zeiterfahrung Jugendlicher*. Diplomarbeit am Institut für Psychologie der Technischen Universität Berlin.
- Schorr, Angela (Hrsg.) (1994). *Die Psychologie und die Methodenfrage. Reflexionen zu einem zeitlosen Thema*. Göttingen: Hogrefe.
- Schröder, Achim (1993). *Jugendgruppe und Kulturwandel. Die Bedeutung von Gruppenarbeit in der Adoleszenz* (2. Auflage). Frankfurt/M.: Brandes & Apsel.
- Schütze, Fritz (1983). Biographieforschung und narratives Interview. *Neue Praxis*, 13, 283-293.
- Schurian, Walter (1989). *Psychologie des Jugendalters*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Silbereisen, Rainer K. (1986). Entwicklung als Handlung im Kontext. Entwicklungsaufgaben und Problemverhalten im Jugendalter. *Zeitschrift für Sozialisationsforschung und Erziehungssoziologie*, 6, 29-46.
- Silbereisen, Rainer K. (1996). Was wird aus der Entwicklungspsychologie? In *Perspektiven der Psychologie. Eine Standortbestimmung* (S. 29-41). Weinheim: Beltz/PVU.
- Silbereisen, Rainer K. & Eyferth, Klaus (1981a). Jugendentwicklung und Drogen. Antrag an die Deutsche Forschungsgemeinschaft. *Berichte aus der Arbeitsgruppe Tudrop Jugendforschung*, 2/81.
- Silbereisen, Rainer K. & Eyferth, Klaus (1981b). Jugendentwicklung und Drogen. Erster Fortsetzungsantrag an die Deutsche Forschungsgemeinschaft. *Berichte aus der Arbeitsgruppe Tudrop Jugendforschung*, 4/81.
- Silbereisen, Rainer K. & Kastner, Peter (1986). Neue Orientierungen in der psychologischen Jugendforschung. In Wilhelm Heitmeyer (Hrsg.), *Interdisziplinäre Jugendforschung. Fragestellungen, Probleme, Neuorientierungen* (S. 63-75). München: Juventa.
- Silbereisen, Rainer K.; Vaskovics, Laszlo A. & Zinnecker, Jürgen (Hrsg.) (1996). *Jungsein in Deutschland. Jugendliche und junge Erwachsene 1991 und 1996*. Opladen: Leske + Budrich.
- SINUS-Institut (1983). *Die verunsicherte Generation – Jugend und Wertewandel* (im Auftrag des Bundesministers für Jugend, Familie und Gesundheit). Opladen: Leske + Budrich.
- Soff, Marianne (1989). *Jugend im Tagebuch. Analysen zur Ich-Entwicklung in Jugendtagebüchern verschiedener Generationen*. Weinheim: Juventa.
- Spence, Donald P. (1998). Das Leben rekonstruieren. Geschichten eines unzuverlässigen Erzählers. In Jürgen Straub (Hrsg.), *Erzählung, Identität und historisches Bewußtsein. Die psychologische Konstruktion von Zeit und Geschichte* (S. 203-225). Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Spöhring, Walter (1989). *Qualitative Sozialforschung*. Stuttgart: Teubner.
- Spranger, Eduard (1925). *Psychologie des Jugendalters* (3. durchgesehene Auflage). Leipzig: Quelle & Meyer.
- Straub, Jürgen (1989). *Historisch-psychologische Biographieforschung. Theoretische, methodologische und methodische Argumentationen in systematischer Absicht*. Heidelberg: Asanger.
- Straub, Jürgen (1991). Identitätstheorie im Übergang? Über Identitätsforschung, den Begriff der Identität und die zunehmende Beachtung des Nicht-Identischen in subjekttheoretischen Diskursen. *Sozialwissenschaftliche Literaturrundschau*, 23, 49-71.
- Straub, Jürgen (1995). Qualitative Forschung begreifen und vermitteln: Lektüreerfahrungen mit einem neuen Einführungs- und Lehrbuch. *Handlung, Kultur, Interpretation. Bulletin für Psychologie und Nachbar-disziplinen*, 7, 123-144.

- Straub, Jürgen (1996). Identität und Sinnbildung. Ein Beitrag aus der Sicht einer handlungs- und erzähltheoretisch orientierten Sozialpsychologie. In Zentrum für interdisziplinäre Forschung (ZiF) (Hrsg.), *Jahresbericht 94/95* (S. 42-90). Bielefeld: ZiF.
- Straub, Jürgen (1998). Personale und kollektive Identität. Zur Analyse eines theoretischen Begriffs. In Aleida Assmann & Heidrun Friese (Hrsg.), *Identitäten* (S. 73-104). Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Straub, Jürgen & Sichler, Ralph (1989). Metaphorische Sprechweisen als Modi der interpretativen Repräsentation biographischer Erfahrungen. In Peter Alheit & Erika M. Hoernig (Hrsg.), *Biographisches Wissen. Beiträge zu einer Theorie lebensgeschichtlicher Erfahrung* (S. 221-237). Frankfurt/M.: Campus.
- Straus, Florian (1991). Alltägliche Identitätsarbeit. Ein strukturorientiertes Modell. *Materialien des Teilprojekts A6 des Sonderforschungsbereichs 333 der Ludwig-Maximilians-Universität München*, Nr. 12.
- Straus, Florian & Höfer, Renate (1997). Entwicklungslinien alltäglicher Identitätsarbeit. In Heiner Keupp & Renate Höfer (Hrsg.), *Identitätsarbeit heute. Klassische und aktuelle Perspektiven der Identitätsforschung* (S. 270-307). Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Strauss, Anselm L. (1974). *Spiegel und Masken. Die Suche nach Identität*. Frankfurt/M.: Suhrkamp. (Orig. 1959)
- Strauss, Anselm L. (1991). *Grundlagen qualitativer Sozialforschung*. München: Fink. (Orig. 1987)
- Strauss, Anselm L. & Corbin, Juliet (1996). *Grounded Theory: Grundlagen qualitativer Sozialforschung*. Weinheim: Beltz/PVU. (Orig. 1990)
- Tholen, Georg Christoph & Winheim, Rosa-M. (1985a). Einleitung: Wertewandel oder Kulturbuch? In Georg Christoph Tholen & Rosa-M. Winheim (Hrsg.), *Zeichen ohne Botschaft. Verliert die Forschung ihre Jugend* (S. 7-10). Frankfurt/M.: extrabuch.
- Tholen, Georg Christoph & Winheim, Rosa-M. (Hrsg.) (1985b). *Zeichen ohne Botschaft – Verliert die Forschung ihre Jugend?* Frankfurt/M.: extrabuch.
- Thomae, Hans (1956). Der Lebenslauf und die biographische Methode. In O. W. Haseloff & H. Stachowiak (Hrsg.), *Moderne Entwicklungspsychologie* (Schriften zur Wissenschaftlichen Weltorientierung, Bd. 1) (S. 132-142). Berlin: Lüttke.
- Tilman, Klaus J. (1993). *Sozialisierungstheorien. Eine Einführung in den Zusammenhang von Gesellschaft, Institution und Subjektwerdung* (4., vollständig überarbeitete und erweiterte Auflage). Reinbek: Rowohlt.
- Tippelt, Rudolf & Becker, Ulrich (1984). *Jugendforschung in der Bundesrepublik Deutschland. Ein Bericht des Sinus-Instituts (im Auftrag des BMJFG)*. Opladen: Leske + Budrich.
- Trautner, Hanns Martin (1991). *Lehrbuch der Entwicklungspsychologie. Bd. 2: Theorien und Befunde*. Göttingen: Hogrefe.
- Trautner, Hanns Martin (1992). *Lehrbuch der Entwicklungspsychologie. Bd. 1: Grundlagen und Methoden* (2. Auflage). Göttingen: Hogrefe.
- Treumann, Klaus (1986). Zum Verhältnis qualitativer und quantitativer Forschung. Mit einem methodischen Ausblick auf neuere Jugendstudien. In Wilhelm Heitmeyer (Hrsg.), *Interdisziplinäre Jugendforschung. Fragestellungen, Problemlagen, Neuorientierungen* (S. 193-214). Weinheim: Juventa.
- Valsiner, Jaan (1997). *Culture and the development of children's action. A theory of human development* (2., überarbeitete Auflage). New York: Wiley.
- Volmer, Birgit (1988). Erkenntnistheoretische Grundsätze interpretativer Sozialforschung in der Perspektive eines psychoanalytisch reflektierten Selbst- und Fremdverstehens. In Thomas Leithäuser & Birgit Volmer, *Psychoanalyse in der Sozialforschung* (S. 131-179). Opladen: Westdeutscher Verlag.
- von Werder, Lutz & Wolff, Reinhart (Hrsg.) (1969-1971). *Siegfried Bernfeld. Antiautoritäre Erziehung und Psychoanalyse. Ausgewählte Schriften*. 3 Bände. Frankfurt/M.: März.
- Wallace, M. (1956). Future time perspective in schizophrenia. *Journal of Abnormal and Social Psychology*, 52, 240-245.
- Waterman, Alan S. (1982). Identity development from adolescence to adulthood: An extension of theory and a review of research. *Developmental Psychology*, 18, 341-351.
- Waterman, Alan S. (1993). Developmental perspectives on identity formation: From adolescence to adulthood. In James E. Marcia, Alan S. Waterman, David R. Matteson, Sally L. Archer & Jacob L. Orlofsky (Hrsg.), *Ego identity. A handbook for psychosocial research* (S. 42-68). New York: Springer.
- Widdershoven, Guy A. M. (1993). The story of life: Hermeneutic perspectives on the relationship between narrative and life history. In Ruthellen Josselson & Amia Lieblich (Hrsg.), *The narrative study of lives* (S. 1-20). London: Sage.

- Wiedemann, Peter M. (1986). *Erzählte Wirklichkeit. Zur Theorie und Auswertung narrativer Interviews*. München: PVU.
- Wiedemann, Peter M. (1989). Qualitative Forschung im Überblick. *Arbeitsmaterial, Kernforschungsanlage Jülich GmbH, Programmgruppe Technik und Gesellschaft*.
- Wiedemann, Peter M. (1990). Komparative Kasuistik im Vergleich mit dem Ansatz der Grounded Theory. In Gerd Jüttemann (Hrsg.), *Komparative Kasuistik* (S. 122-130). Heidelberg: Asanger.
- Willis, Paul (1979). *Spaß am Widerstand. Gegenkultur in der Arbeiterklasse*. Frankfurt/M.: Syndikat.
- Willis, Paul (1981). *"Profane culture". Rocker, Hippies: Subversive Stile der Jugendkultur*. Frankfurt/M.: Syndikat.
- Wirth, Hans-Jürgen (1984). *Die Schärfung der Sinne. Jugendprotest als persönliche und kulturelle Chance*. Frankfurt/M.: Syndikat.
- Witzel, Andreas (1982). *Verfahren der qualitativen Sozialforschung. Überblick und Alternativen*. Frankfurt/M.: Campus.
- Witzel, Andreas (1985). Das problemzentrierte Interview. In Gerd Jüttemann (Hrsg.), *Qualitative Forschung in der Psychologie. Grundfragen, Verfahrensweisen, Anwendungsfelder* (S. 227-255). Weinheim: Beltz.
- Witzel, Andreas (1996). Auswertung problemzentrierter Interview: Grundlagen und Erfahrungen. In Rainer Strobl & Andreas Böttger (Hrsg.), *Wahre Geschichten* (S. 49-75). Weinheim: Beltz. (Manuskriptfassung)
- Witzel, Andreas (1998). Ein Modell zur Rekonstruktion berufsbiographischer Handlungen. In *Report Sonderforschungsbereich 186 der Universität Bremen*, 7, 18-22.
- Zaumseil, Manfred (1997). Modernisierung der Identität von psychisch Kranken? In Manfred Zaumseil & Klaus Leferink (Hrsg.), *Schizophrenie in der Moderne – Modernisierung der Schizophrenie. Lebensalltag, Identität und soziale Beziehungen von psychisch Kranken in der Großstadt* (S. 145-200). Bonn: Edition Das Narrenschiff im Psychiatrie-Verlag.
- Ziehe, Thomas (1981). *Pubertät und Narzißmus. Sind Jugendliche entpolitisiert?* (4. Auflage). Frankfurt/M.: Europäische Verlagsanstalt.
- Ziehe, Thomas (1985). Die Jugenddebatte – Argumente für eine Fortführung. *Zeitschrift für Pädagogik, Beiheft 19*, 309-313.
- Ziehe, Thomas (1989). Die unablässige Suche nach Nähe und Gewißheit. Kulturelle Modernisierung und subjektive Entzugserscheinungen. *Kommunikation und Ästhetik*, 70/71, 19-24.
- Ziehe, Thomas (1991). Vom vorläufigen Ende der Erregung. Die Normalität kultureller Modernisierungen hat die Jugend-Subkulturen entmächtigt. In Werner Helsper (Hrsg.), *Jugend zwischen Moderne und Postmoderne* (S. 57-74). Opladen: Leske + Budrich.
- Zinnecker, Jürgen (1986). Jugend im Raum gesellschaftlicher Klassen. Neue Überlegungen zu einem alten Thema. In Wilhelm Heitmeyer (Hrsg.), *Interdisziplinäre Jugendforschung. Fragestellungen, Problemlagen, Neuorientierungen* (S. 99-132). Weinheim: Juventa.
- Zinnecker, Jürgen (1990). Kindheit, Jugend und soziokultureller Wandel in der Bundesrepublik Deutschland. Forschungsstand und begründete Annahmen über die Zukunft von Kindheit und Jugend. In Peter Büchner, Heinz-Hermann Krüger & L. Chisholm (Hrsg.), *Kindheit und Jugend im interkulturellen Vergleich* (S. 17-36). Opladen: Leske + Budrich.
- Zinnecker, Jürgen & Strzoda (1996). Zeitorientierungen, Zukunftspläne, Identität – Von den Grenzen des Projektes Jugend. In Rainer K. Silbereisen, Laszlo A. Vaskovics & Jürgen Zinnecker (Hrsg.), *Jungsein in Deutschland. Jugendliche und junge Erwachsene 1991 und 1996* (S. 199-225). Opladen: Leske + Budrich.
- Zoll, Rainer; Bents, Henri; Brauer, Heinz; Flieger, Jutta; Neumann, Enno & Oechsle, Mechthild (1989). *"Nicht so wie unsere Eltern" – Ein neues kulturelles Modell?* Opladen: Westdeutscher Verlag.

# **Wissenschaftliche Schriftenreihe Psychologie**

**Carmen Hagemeyer:**  
Individuelle Fehlerneigung beim  
konzentrierten Arbeiten  
Berlin 1994 / 180 Seiten / \*DM 39,80  
ISBN: 3-929937-53-0

**Ulrike Meusling:**  
Psychosoziale Belastungen und  
psychologische  
Interventionsmöglichkeiten beim  
systemischen Lupus erythematodes  
Berlin 1995 / 390 Seiten / \*DM 58,-  
ISBN: 3-89574-040-3

**Thorsten Bloedhorn:**  
„Die Antiquiertheit der Psychologie“  
Berlin 1995 / 96 Seiten / \*DM 36,80  
ISBN: 3-89574-122-1

**Lucinde Schleifer:**  
Umdenkprozesse  
Indikatoren der EEG-Grundaktivität bei  
selbst- vs. instruktionsgesteuertem  
Konzeptwechsel  
Berlin 1997 / 174 Seiten / 22 Abb. / 12  
Tab. / \*DM 54,80 / ISBN: 3-89574-257-0

**Caterina Pesce Anzeneder:**  
Orientierung und Fokussierung der  
visuell-räumlichen Aufmerksamkeit unter  
wechselnden Aufgabenanforderungen  
bei Volleyball-Hochleistungssportlern  
Berlin 1997 / 136 Seiten / 28 Abb.  
\*DM 49,80 / ISBN: 3-89574-258-9

**Peter E. W. Schulz:**  
Psychodiagnostik  
fragwürdige Grundlagen, fragwürdige  
Praxis  
Berlin 1997 / 230 Seiten / \*DM 48,-  
ISBN: 3-89574-220-1

**Susanne Walther Wolf:**  
Zur entwicklungspsychologischen  
Bedeutung des ersten emotionalen  
Tränenweins  
Eine empirische Untersuchung bei  
nichtbehinderten und Säuglingen mit  
Down-Syndrom  
Berlin 1998 / 468 Seiten / 5 Abb., 13Tab.  
\*DM 79,80 / ISBN: 3-89574-307-0

**Gernot Lämmle:**  
Leben mit dem Schlaganfall  
Belastungserleben und  
Bewältigungsverhalten der Frauen  
älterer Schlaganfallpatienten  
Berlin 1998 / 302 Seiten / 7 Abb., 10Tab.  
\*DM 59,80 / ISBN: 3-89574-308-9

**Marieta Erkelens & Norbert Golz**  
Effekte des Sporttreibens bei  
Depressionen  
Das Berliner Sporttherapieprogramm zur  
Behandlung depressiver Störungen  
Theoretische Grundlegung und  
Evaluation von Effektgrößen  
Berlin 1998 / 620 Seiten / \*DM 84,80  
ISBN: 3-89574-328-3

**Günter Mey**  
Adoleszenz, Identität, Erzählung  
Theoretische, methodologische und  
empirische Erkundungen  
Berlin 1999 / 342 Seiten / \*DM 64,80  
ISBN: 3-89574-342-9

**\* = unverbindliche Preiseempfehlung**

**Verlag Dr. Köster      Eylauer Str. 3  
10965 Berlin  
Fax-Bestellung: 030/ 76403227  
e-mail: verlag-koester@t-online.de  
www.scientific-news.de**